This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Z
100
.A3

CONRAD ECKHOF.

Etenim Roſcius, *cum* artifex *ejusmodi ſit, ut ſolus dignus videatur eſse, qui in ſcena ſpectetur: tum* vir *ejusmodi eſt, ut ſolus dignus videatur, qui eo non accedat.* Cicero, Orat. pro P. Quint. 78.

I. E. Heinſius pinx. Vinariae.

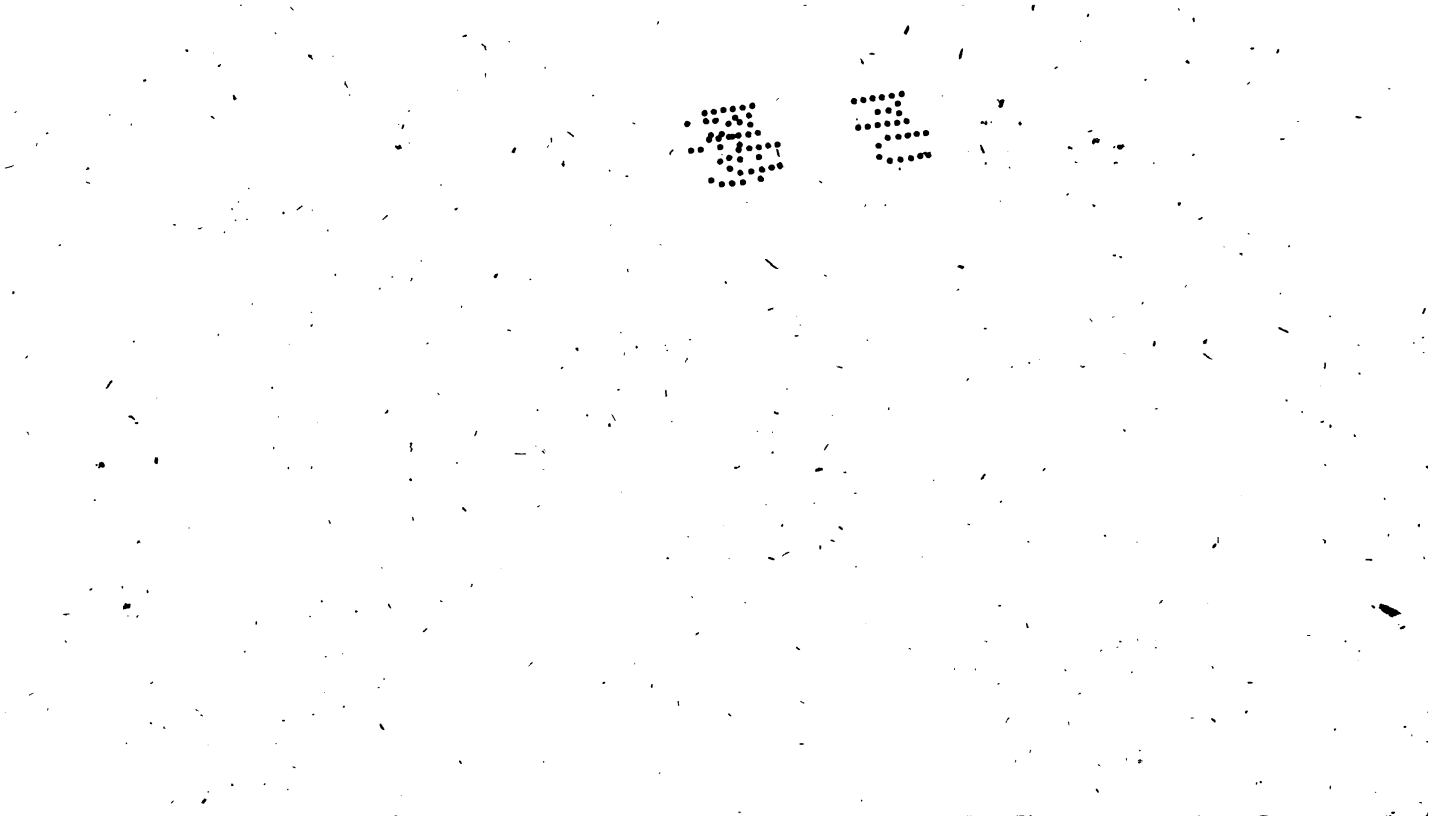
Schleuen ſculp. Berol.

Allgemeine deutſche Bibliothek.

Des zwey und zwanzigſten Bandes erſtes Stück.

Mit Königl. Preußl. Churfürſtl. Sächßl. und Churf. Brandenburg. allergnädigſten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai,
1774.



Faculty Res: Project
De Gruyter
2-27-31
23643

Verzeichniß

der im ersten Stücke des zwey und zwanzigsten Bandes recensirten Bücher.

I. J. G. Sulzers allgemeine Theorie der schönen Künste, in einzeln, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter, auf einander folgenden Artikeln. Erster Theil, von A bis J. S. 3

II. Dav. Hartleys Betrachtungen über den Menschen, seine Natur, seine Pflicht und Erwartungen. Aus dem Englischen. 1ster und 2ter Theil. 91

III. Die neuesten Offenbarungen Gottes in Briefen und Erzählungen, verdeutscht durch D. Carl Friedr. Bahrdt. 1ster und 2ter Theil. 104

IV. D. Christoph Schmidts, genannt Phiseldek, Versuch einer neuen Einleitung in die Rußische Geschichte, nach bewährten Schriftstellern. Erster Theil. 120

V. Einer erhabenen reformirten Standesperson in den vereinigten Niederlanden Gedanken über die Gesinnung, Absichten und über das Verhalten der Toleranten unserer Tage; ihrer Vortreflichkeit halber aus der holländ. Sprache übersetzt, mit J. M. Götzens Vorbericht und Anmerkungen. 129

VI. H. L. W. Barkhausens Briefe über die Policey des Kornhandels. S. 143

VII. Freye Urtheile und Betrachtungen über Anlegung beträchtlicher Kornmagazine. 155

VIII. D. G. T. Zachariä freye und erklärende Uebersetzung der Psalmen. 156

W. A. Tellers Versuch einer Psalmenübersetzung an vier Hauptpsalmen gemacht. 157

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

P. Rudolph Grasers, Benedictiners, Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Jahres. Erster Band. 169

Bibliothek der vorzüglichsten Englischen Predigten, herausgegeben von J. C. F. Schulz. Dritter Theil. 170

C. T. D. Betrachtungen über die Religion. Erste und zweyte Abtheilung. 172

M. Christian Adolph Krahmers überzeugende Abhandlung und Erklärung derer beyden Hauptsünden der nach Adams Falle im Argen liegenden Welt, nemlich wider des Menschen Sohn und wider den heil. Geist ꝛc. 172

Sammlung geistlicher Lieder der evangel. lutherischen Kirche zur allgemeinen und besondern Andacht gewidmet, und mit Bewilligung E. H. H. Raths

Raths der Stadt Reval zum Drucke befördert von dem hiesigen Stadt-Ministerio. 174

Sammlung gottesdienstlicher Lieder für die öffentliche und häusliche Andacht. 176

Gewissenhaftigkeit und Einsicht, was fordern diese von einem Manne, der ein Mitglied des Hamburger Ministerii ist? Untersucht von M. N. 178

Allgemeine Gedanken von der Trennung der Christen in einer unpartheyischen Beleuchtung des katholischen Religionssystems zur Beförderung der Toleranz und Begründung einer künftigen Wiedervereinigung, nach der Einsicht eines christlichen Diogenes. 1ster, 2ter, 3ter und 4ter Theil. 185

J. C. Lavaters vermischte Predigten. 187

Desselben Predigten über das Buch Jonas. Erste und zweyte Hälfte. 187

Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbahrung, von dem Herausgeber der Geschichte Usongs. 188

Brittisches theologisches Magazin. Dritter Band, erstes Stück. 192

E. I. Danovii Theologia dogmatica. Liber primus. 196

D. G. T. Zachariae Doctrinae christianae Institutio. 199

Humphrey Prideaux Altes und Neues Testament in einen Zusammenhang mit der Juden- und benachbarten Völkerhistorie gebracht ꝛc. Erster und zweyter Theil. 200

2) Rechtsgelahrheit.

D. J. H. Frikke Abhandlung zu dem Protestantischen Kirchenrechte bey Gelegenheit der Streitigkeiten über das Herzogl. Mecklenb. Gesangbuch. 200

Gebt dem Kayser, was des Kayſers ist, vermög der Wahlkapitulation und einer ruhigen Betrachtung derselben. 202

I. H. Bornii spicilegium observationum de potestate Juris dicundi cum Archi-Mareschallatu Saxonico copulata. 205

Franz Joseph von Albini academische Abhandlung von dem die Handwerks-Innungen nicht anbelangenden Entscheidungsjahre. 206

E. C. Westphals Versuch einer systematischen Erläuterung der sämtlichen Röm. Gesetze vom Pfandrechte. 206

3) Arzneygelahrheit.

D. I. L. Ritteri Morbona in duas partes divisa &c. 210

D. M. H. S. Bucholz Nachricht von dem jetzt herrschenden Fleck- und Frieselfieber. 210

J. P. Hagens Wahrnehmungen zum Behufe der Wundarzneykunst in Deutschland. 211

Herrn Sue chirurgisches Lexicon. Aus dem Französischen übersetzt von D. J. G. Krünitz. Zwey Theile. 212

Sendschreiben an H. F. L. Marschall, betreffend einen von J. A. Isengarth verbesserten Tourniquet. 213

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche practischer Aerzte. Erstes Stück. 213

D. M. E. Blochs medicinische Bemerkungen; nebst einer Abhandlung vom Pyrmonter Augenbrunnen. 214

Freye Briefe über einige in die Medicin einschlagende Materien. 219

Antwort an den Verfasser der freyen Briefe. 219

4) Schöne Wissenschaften.

Martin Welten, eine komische Oper in drey Aufzügen.

CONRAD ECKHOF.

Etenim **Roscius**, *cum* **artifex** *ejusmodi sit, ut solus dignus videatur esse, qui in scena spectetur: tum* **vir** *ejusmodi est, ut solus dignus videatur, qui eo non accedat.* **Cicero**, **Orat. pro P. Quint. 78.**

I. E. Heinsius pinx Vinariae

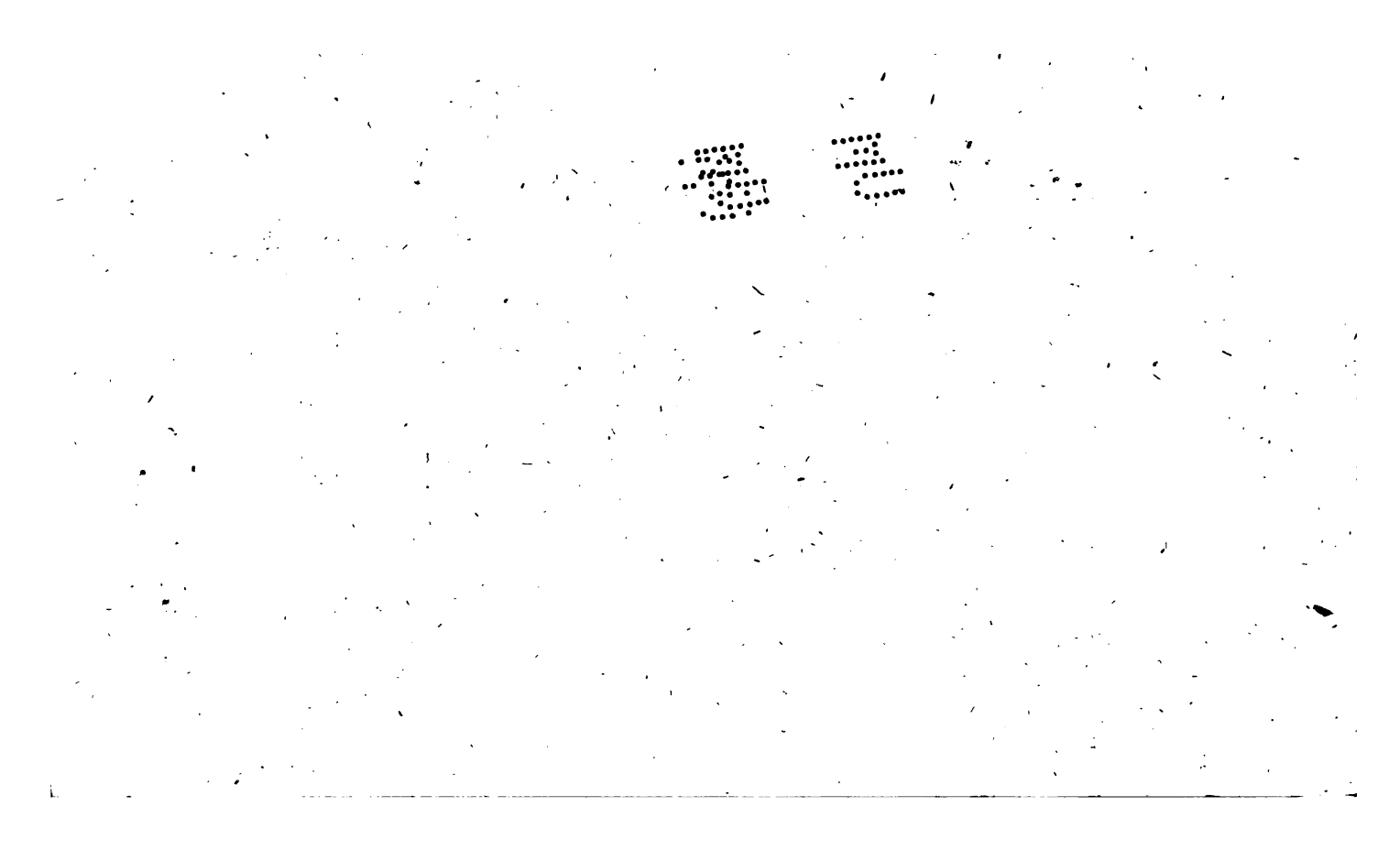
Schleuen. sculp. Berol.

Allgemeine deutsche Bibliothek.

Des zwey und zwanzigsten Bandes erstes Stück.

Mit Königl. Preußl. Churfürstl. Sächßl. und Churf. Brandenburg. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai,
1774.



Faculty Res: Project
De Gruyter
2-27-31
23643

Verzeichniß

der im ersten Stücke des zwey und zwanzigsten Bandes recensirten Bücher.

I. J. G. Sulzers allgemeine Theorie der schönen Künste, in einzeln, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter, auf einander folgenden Artikeln. Erster Theil, von A bis J. S. 3

II. Dav. Hartleys Betrachtungen über den Menschen, seine Natur, seine Pflicht und Erwartungen. Aus dem Englischen. 1ster und 2ter Theil. 30

III. Die neuesten Offenbarungen Gottes in Briefen und Erzählungen, verdeutscht durch D. Carl Friedr. Bahrdt. 1ster und 2ter Theil. 104

IV. D. Christoph Schmidts, genannt Phiseldek, Versuch einer neuen Einleitung in die Rußische Geschichte, nach bewährten Schriftstellern. Erster Theil. 120

V. Einer erhabenen reformirten Standesperson in den vereinigten Niederlanden Gedanken über die Gesinnung, Absichten und über das Verhalten der Toleranten unserer Tage; ihrer Vortreflichkeit halber aus der holländ. Sprache übersetzt, mit J. M. Götzens Vorbericht und Anmerkungen. 129

VI. H. L. W. Barkhausens Briefe über die Policey des Kornhandels. S. 143

VII. Freye Urtheile und Betrachtungen über Anlegung beträchtlicher Kornmagazine. 155

VIII. D. G. T. Zacharia freye und erklärende Uebersetzung der Psalmen. 156

W. A. Tellers Versuch einer Psalmenübersetzung an vier Hauptpsalmen gemacht. 157

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

P. Rudolph Grasers, Benedictiners, Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Jahres. Erster Band. 169

Bibliothek der vorzüglichsten Englischen Predigten, herausgegeben von J. C. F. Schulz. Dritter Theil. 170

C. T. D. Betrachtungen über die Religion. Erste und zweyte Abtheilung. 172

M. Christian Adolph Krahmers überzeugende Abhandlung und Erklärung derer beyden Hauptsünden der nach Adams Falle im Argen liegenden Welt, nemlich wider des Menschen Sohn und wider den heil. Geist ꝛc. 172

Sammlung geistlicher Lieder der evangel. lutherischen Kirche zur allgemeinen und besondern Andacht gewidmet, und mit Bewilligung E. H. H. Raths

Raths der Stadt Reval zum Drucke befördert von dem hiesigen Stadt-Ministerio. 174

Sammlung gottesdienstlicher Lieder für die öffentliche und häusliche Andacht. 176

Gewissenhaftigkeit und Einsicht, was fordern diese von einem Manne, der ein Mitglied des Hamburger Ministerii ist? Untersucht von M. N. 178

Allgemeine Gedanken von der Trennung der Christen in einer unpartheyischen Beleuchtung des katholischen Religionssystems zur Beförderung der Toleranz und Begründung einer künftigen Wiedervereinigung, nach der Einsicht eines christlichen Diogenes. 1ster, 2ter, 3ter und 4ter Theil. 185

J. C. Lavaters vermischte Predigten. 187

Desselben Predigten über das Buch Jonas. Erste und zweyte Hälfte. 187

Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbahrung; von dem Herausgeber der Geschichte Usongs. 188

Brittisches theologisches Magazin. Dritter Band, erstes Stück. 192

E. I. Danovii Theologia dogmatica. Liber primus. 196

D. G. T. Zachariae Doctrinae christianae Institutio. 199

Humphrey Prideaux Altes und Neues Testament in einen Zusammenhang mit der Juden- und benachbarten Völkerhistorie gebracht ꝛc. Erster und zweyter Theil. 200

2) Rechtsgelahrheit.

D. J. H. Frikke Abhandlung zu dem Protestantischen Kirchenrechte bey Gelegenheit der Streitigkeiten über das Herzogl. Mecklenb. Gesangbuch. 200

Gebt dem Kayser, was des Kayſers ist, vermög der Wahlkapitulation und einer ruhigen Betrachtung derselben. 202

I. H. Bornii spicilegium observationum de potestate Juris dicundi cum Archi-Mareschallatu Saxonico copulata. 205

Franz Joseph von Albini academische Abhandlung von dem die Handwerks-Innungen nicht anbelangenden Entscheidungsjahre. 206

E. C. Westphals Versuch einer systematischen Erläuterung der sämtlichen Röm. Gesetze vom Pfandrechte. 206

3) Arzneygelahrheit.

D. I. I. Ritteri Morbona in duas partes divisa &c. 210

D. M. H. S. Bucholz Nachricht von dem jetzt herrschenden Fleck- und Frieselfieber. 210

J. P. Hagens Wahrnehmungen zum Behufe der Wundarzneykunst in Deutschland. 211

Herrn Sue chirurgisches Lexicon. Aus dem Französischen übersetzt von D. J. G. Krünitz. Zwey Theile. 212

Sendschreiben an H. F. L. Marschall, betreffend einen von J. A. Isengarth verbesserten Tourniquet. 213

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche practischer Aerzte. Erstes Stück. 213

D. M. E. Blochs medicinische Bemerkungen; nebst einer Abhandlung vom Pyrmonter Augenbrunnen. 214

Freye Briefe über einige in die Medicin einschlagende Materien. 219

Antwort an den Verfasser der freyen Briefe. 219

4) Schöne Wissenschaften.

Martin Welten, eine komische Oper in drey Aufzügen.

Das Schnupftuch, eine komische Oper in einem Aufzuge von K. F. Henisch.

Wilhelm und Rösgen, oder die Hollandgänger, eine Operette in drey Aufzügen.

Die Jubelhochzeit, eine komische Oper in drey Aufzügen. 220

Des Freyherrn von Gebler theatralische Werke. 1ster, 2ter und 3ter Band. 222

La Veuve, Comédie en deux Actes, par Msr. le Baron de Gebler, traduite par Madame de F.

Clementine, ou le Testament, Drama en cinq Actes, par Mr. le Bar. de Gebler. traduit par Mr. de Ievigny. 224

Stephanie des jüngern sämtliche Lustspiele. 225

Musenalmanach, auf die Jahre 1771. 1772. 1773. 226

Ebendieselben unter der Aufschrift: Poetische Blumenlese auf die Jahre 1771. 1772. 1773. 226

Die Schlacht bey Tschesme, ein Heldengedicht in fünf Gesängen: herausgegeben von Hrn. Cheraskoff. 228

Lustspiele. Arist. Der alte Freyer. Der Wittwer.

Der

Der Töpfer, eine komiſche Oper in einem Aufzuge, von J. Andre. S. 236

Naivetäten und Einfälle.

Neue Neivetäten und Einfälle. 238

Die Kirſchen. 238

Die Feyer des letzten Abends des Jahres 1772. 239

5) Schöne Künſte.

Der Krieg, eine komiſche Oper in drey Akten, in Muſik geſetzt von J. A. Hiller.

Die Jubelhochzeit, eine komiſche Oper in drey Akten, in Muſik geſetzt von J. A. Hiller. 241

G. M. Telemanns Unterricht im Generalbaßſpielen auf der Orgel oder ſonſt einem Clavierinſtrumente. 242

6) Mathematik.

J. G. Büſch Verſuch einer Mathematik zum Nutzen und Vergnügen des bürgerlichen Lebens ꝛc. 248

Das Licht der Natur von Eduard Search Eſq. Aus dem Engliſchen überſetzt von J. C. P. Erxleben. Erſten Theils erſter Band. 256

Abhandlungen der Churfürstl. Bayerschen Academie der Wissenschaften, philosophischer Classe 7ter Band. 252

Astronomisches Jahrbuch oder Ephemeriden für das Jahr 1776. &c. 254

7) Naturlehre, Chymie, Mineralogie und Naturgeschichte.

Briefe an eine deutsche Prinzeßin über verschiedene Gegenstände aus der Physik und Philosophie, aus dem Französischen übersetzt. Dritter Theil. 259

Coel. Heiglehner observationes phaenomenorum electericorum &c. 260

Die Philosophie der Natur. Aus dem Französischen. Zweyter und letzter Band. 260

Entwurf zu der ältesten Erd- und Menschengeschichte. 261

8) Geschichte, Diplomatik und Erdbeschreibung.

Gottfr. Achenwalls Staatsverfassung der heutigen vornehmsten Europäischen Reiche und Völker. 263

Kurze Geographie des Rußischen Reichs. 263

9) Phi-

9) Philologie, Kritik und Alterthümer.

J. F. Heynatz deutsche Sprachlehre zum Gebrauche der Schulen.

Dessen zweyter Theil, oder Anmerkungen über dieselbe. 266

Dessen Lehren von der Interpunction ꝛc. 279

I. D. Michaelis Commentationes Societ. Reg. scient. Götting. per annos 1763. 1764. 1765. et 1768. 271

10) Erziehungskunst.

Grundsätze oder Anweisung künftiger Lehrmeister in deutschen Schulen, in dem vom Königl. und Churfürstl. Consistorio errichteten Schulmeister-Seminario zu Hanover 273

11) Kriegswissenschaft.

Militarische Briefe, aus dem Italiänischen übersetzt 276

12) Finanzwissenschaft.

Ueber die Abstellung des Herrendienstes 277

Präliminarartikel zu einem ewigen Frieden zwischen dem französischen Auteur der moins d'arrêter

la misere etc. und seinem deutschen Anmerkungenmacher von Letzterm

Dem poßierlichen Anmerkungen- und Friedenspräliminarienmacher schreibt zum Zeitvertreib ein mitleidiger Mediateur 278

Der freye Kornhandel, als das beste Mittel, um Theurung zu verhüten ꝛc. 279

Wahres Mittel, eine Fruchttheurung auf ewig von einem Staate abzuhalten ꝛc. von J. P. Breidenstein

C. H. H. Fischers Gedanken über das Reichsgutachten vom 3ten Febr. 1770. die Getraidsperre betreffend 281

Schutzschrift für unsere Mitbürger im Reiche der Möglichkeit 283

13) Handlungswissenschaft.

S. J. Schröth Einleitung zu einer allgemeinen Erkenntniß aller Handlungswissenschaften ꝛc. Zweyter Theil 285

Desselben — dito — Dritter Theil 286

Beruhigende Gedanken vom Geldmangel in Deutschland 287

Allge-

Allgemeine Grundsätze der Bienenzucht 289

J. Grüwels Brandenburgische Bienenzucht 294

Die wohl unterwiesene Landwirthin. Aus dem Französischen des Herrn L. N. v. B. 295

Praktische Anleitung zu einem verbesserten Ackerbau 295

Anfangsgründe der Forstwissenschaft. Gesammlet von F. A. E. v. St. 295

J. B. von Fischer Liefländisches Landwirthschaftsbuch 296

Vermischte Nachrichten.

A. G. Kästner Vorlesungen in der Königl. deutschen Gesellschaft zu Göttingen gehalten. Zweyte Sammlung 297

J. J. C. Senkenbergs Stiftungsbriefe zum Besten der Arzneykunst und Armenpflege ꝛc. 298

Joseph Freyherr von Aichlburg über die Knechtschaft 301

A. W. Hupel vom Zwecke der Ehen 302

Das Landleben von C. C. L. Hirschfeld 305

Ankündigung einer neuen Uebersetzung des Tristram Schandy 305

Auszug eines Schreibens aus Augspurg 306

I.

Allgemeine Theorie der schönen Künste, in einzeln, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter, aufeinander folgenden Artikeln, abgehandelt von Johann Georg Sulzer. Erster Theil von A. bis J. Leipzig bey Weidemanns Erben und Reich. 1771. 3 Alph. 3 Bogen in gr. 4.

Ebendasselbe 1ster Theil in 2 Bänden. Ebendaselbst 1773. in gr. 8. 2 Alph. 3 Bogen.

In diesem wichtigen Werke wird von den Grundsätzen aller schönen Künste, und aller schönen Wissenschaften gehandelt. Es konnte daher nicht wohl von einem einzelnen Recensenten ganz beurtheilet werden, sondern es war nöthig, daß man über die jede Kunst betreffende Artikel, von einem Kenner dieser Kunst, Beyträge foderte. Wir haben sie auch erhalten. Es wäre vielleicht nicht möglich gewesen, diese verschiedenen Aufsätze in eine einzige Recension zu bringen, weil natürlicher Weise ein jeder Verfasser das Werk aus einem ganz andern Gesichtspunkte hatte ansehen müssen. Man wird sie also so, wie sie geschrieben sind, abdrucken lassen. Es schadet nichts, daß sie keinen Zusammenhang miteinander haben. Jede für sich ist ein Bedenken eines aufmerksamen Lesers und eines Kenners über einen Theil dieses Werks, und dieß, und mehr nicht, soll eigentlich eine jede Recension überhaupt seyn.

Itzt werden hier a) Anmerkungen über die, die Wissenschaft des Schönen überhaupt betreffende Artikel, b) Anmerkungen über die Architektonischen Artikel, mitgetheilt. Künftig sollen auch Anmerkungen über die mahlerischen und über die musikalischen Artikel,*) nachfolgen.

A.

Da der Namen des Verfassers, der längst bekannt gemachte und beliebte Plan des Werks, und die zum Theil in der Akademie gelieferten einzelnen Proben uns alles unbestimmten lauten Zeitungslobes überheben: so können wir die Hochachtung, die wir vor diesem großen Unternehmen haben, allein auf eine thätliche Weise, durch die größere Aufmerksamkeit beweisen, die wir auf die Ausführung des Unternehmens wenden.

Der Philosophisch-Platonische Geist des Verfassers, den man, wenn auch nur aus seiner Theorie der Empfindungen, in solchem Maaße kennet, belebt auch hier die schönsten Artikel. Ein anschauender Blick in die Seele des Menschen, die glückliche Gabe, alles so viel möglich ins Zauberfeld der Psychologie zu spielen, und auch da zum Theil Begeisterung reden zu lassen, wo sonst der todte Metaphysiker nur zirkelt, nur abstrahiret — die an sich vortrefliche Bestrebung, keine Kraft der menschlichen Seele gern allein betrachten zu wollen, sondern Wahrheit und Schöne, Schöne und Tugend zu gatten, und Alles als Eins, als verschiednes Phänomen Eines Wesens zu betrachten — nach Allem die ausgebreiteten

*) Eine Recension dieses Werks, in dem XVten Bande der Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste verdienet gelesen zu werden, weil in derselben viel gute Anmerkungen befindlich sind.

teten Kenntniſſe des Verfaſſers in einigen Künſten, zumal (wenn der unſchuldige Ausdruck erlaubt iſt,) in den Schulwiſſenſchaften: ſein guter Geſchmack in der Dichtkunſt; ſein nie übereilter, ſehr treuer und hin und wieder ungemein belebter Stil — — — werden dieß Wörterbuch immer nicht blos zu Einem der beſten unſrer Nation, ſondern zu einem klaſſiſchen Werke des Jahrhunderts machen, das Künſtlern, Liebhabern und der Jugend ſehr nützlich ſeyn muß. Unſere drey berühmteſten Nachbarn haben, von der philoſophiſchen Seite betrachtet, ſo ein Werk zuverläſſig nicht, und werden es auch nach der Lage der Philoſophie, zumal in einigen Bänden, nicht ſo leicht bekommen. In Deutſchland wäre das Werk noch vor dreyßig Jahren ein rechtes Wunder geweſen, und jeder hätte geſchrieen, theils: „ſo viel Philoſophie auf ſolch Zeug als ſchöne Künſte ſind, verwandt!„ theils: „ſo tiefe Philoſophie in ſo ſchönem Vortrage!„ und endlich vielleicht die wenigſten: „ſo viel und tiefe Philoſophie mit ſo viel andern Kenntniſſen vergeſellſchaftet!„ — Im neueſten Luſtrum von Deutſchland iſt das nun freylich etwas anders. In den ſchönen Künſten ſind neuerlich ſo viel Hans Nords geweſen, die alle in die Bouteille kriechen wollten, und nun das ſchöne Publikum auf alles, was auch nur von fern ſolch ein Anſchlagzettel ſcheint, mißtrauiſch gemacht haben. Der Geſchmack an der Philoſophie, dem ſpekulativen Theil nach, iſt ſeit einigen Jahren, wir wollen nicht unterſuchen mit welchem Vortheil oder Nachtheil des Ganzen? ſo gefallen. Die Geſellung der Philoſophie mit dem guten Geſchmacke iſt, ſeitdem einige beliebte kritiſche Werke theils in unſerm Vaterlande erſchienen, theils aus dem Engliſchen überſetzt ſind, auch nicht mehr ſolch ein Wunder — und endlich, da nach einigen neuern

Beyspielen, und nach der Sache selbst auch insonderheit etwas tiefere Literatur zur Philosophie der schönen Künste gehört, oder gehören soll: so können wir, dieß Alles zusammengenommen, uns wohl die kalte gähnende Mine erklären, die einige Blätterschreiber bey Aufnahme dieser Theorie gemacht. Es bleibt aber auch eben so gewiß, daß man ein solches sehr wichtiges Werk nicht nach dem Geschmacke Eines Lustrums, oder Einer Olympiade, sondern nach dem ganzen Zwecke des Verfassers, Zustande der Nation und Bedürfnissen oder Nutzbarkeiten aller Theile des Inhalts schätzen müsse: sonst übernähme wohl keiner eine undankbarere Arbeit, als der Werkmeister eines Wörterbuchs solcher Art.

Um diesen Gesichtspunkt recht zu treffen, werden zum Voraus einige Anmerkungen über das Ganze nöthig seyn, die uns nachher die Beleuchtung einzelner Artikel sehr verkürzen. Solls, wie uns dünkt, Hauptplan des Verfassers seyn, die Philosophie des Schönen in Künsten und Wissenschaften zu entwickeln; so wissen wir nicht, ob

Erstens so manche Artikel in dieß Wörterbuch gehören dürften, die blos Mechanisch oder Grammatisch sind; und bey denen also weder der Verf. Philosophie des Schönen angebracht, noch jemand wird anbringen können. Sehr gerne zugestanden, daß in den Wörterbüchern einzelner Künste diese Wörter nicht bloß zulässlich sondern auch nothwendig sind: aber hier in dieser allgemeinen Theorie aller Künste konnte da der Verfasser ein Einiges von der Art vollständig erklären? wird also der Lehrling, der es hier aufschlüge, im mindesten Gnüge finden? und wenn er die nicht findet, verdirbt er sich nicht mit dem Allgemeinen, was nothwendig nur unvollständig und von der Oberfläche her seyn muß, und bey dem doch

der Wäſcher in Geſellſchaften ein Ganzes zu haben glaubt? Die meiſten Klagen über das Schädliche der Wörterbücher rühren davon her, daß man in ſie bringt, was nicht hin gehört, oder was vollſtändiger anders wohin gehörte.

Nicht blos, daß der Verfaſſer ſich dadurch viel Raum zu beſſern, zu ſeinen Artikeln erſpart hätte, in denen er Herr iſt: er hätte dem Buche auch bey Künſtlern eine gewiſſe Würde gegeben, die es jetzt kaum haben wird. Was ſie darin gefunden hätten, wäre für ſie Lehre geweſen, und nichts anders hätten ſie darinn gefunden.

Grammatiſche Artikel überdem, das iſt, die blos alſo behandelt ſind, wer wird die hier aufſchlagen? und wenn man ſie hier aufſchlägt, wer wird nicht ſagen: mein Detailwörterbuch dieſer Kunſt, dieſer Wiſſenſchaft iſt beſſer — oder wann ich kein beſſeres weiß, ſo weiß ich wenigſtens, daß dieß ſofern nicht viel hilft. —

Allerdings, daß die abſtrakteſten Artikel aller Künſte auf lauter Detail der Sprache oder des Werks beruhen; folglich auch dieſe Baſis ſeyn muſten — aber Baſis oft dem bloßen gemeinen Sprachgebrauche nach, oder, wo Kunſtwörter zu erklären waren, hätte der Philoſoph eben philoſophiſche Zuſammenordnung zeigen müſſen, daß er jedem Artikel rechtes Maaß, Stellung und Zweck gab, die wir bey den meiſten dieſer Art faſt ganz verfehlet ſehen. Nirgend ſollte der eigentliche Künſtler oder Werkmeiſter reden wollen, denn der redet durch den Philoſophen mißlich und unvollſtändig — Künſtler und Werkmeiſter würde nur Wegweiſer auf den Philoſophen, ihm Zubehör in die Hand zu liefern — nichts weiter.

Wir beſcheiden uns gern, daß bey zerſchnittnen Artikeln und Papieren eines Wörterbuchs der Fehler

unvermeidlich war: er bleibt aber deswegen, dünkt uns, doch Fehler, der den ganzen Plan wankend macht, und der Verfaſſer wird, wenn er ſein groſſes Werk ganz geliefert hat, und es nachher mit ruhigem Blicke durchgeht, das Ganze in allen Theilen ſucht, und alle Theile zum Ganzen füget, dieß Unzuſammenhängende, Maaßloſe und Unbehörige beſſer, als Ein Leſer fühlen, ſo wie es auch vielleicht die Künſtler jeder Kunſt zu verſtehen geben werden.

Zweytens. Es iſt ſchlechthin unmöglich, daß eine philoſophiſche Theorie des Schönen in allen Künſten und Wiſſenſchaften ſeyn kann, ohne Geſchichte. Nicht bloß daß viele Artikel, die concrete Eigenſchaften und Arten des Schönen betreffen, ganz allein auf Geſchichte beruhen, daher entſtanden ſind, ſich mit Zeit und Umſtänden abgeändert u. ſ. w. wo man alſo ohne Geſchichte immer Wortſchlaube ohne Kern hat: ſondern alle Artikel eines Hauptworts, eines ganzen Genus — ſelbſt ihr Theorienbegriff bleibt ohne Geſchichte immer ſchwankend. Warum? Nirgend oder ſelten ſind hier durch ſich beſtimmte, oder gar willkührlich gegebene, Ideen, wie in Mathematik oder der allgemeinſten Metaphyſik, ſondern aus vielerley Concretis erwachſene, in vielen Gattungen und Erſcheinungen vorkommende Begriffe, in denen alſo γενεσις Alles iſt. Man denke doch, was über Abentheuerlich, Antik, Alt, Drama, Komödie, Bildhauerkunſt, Dichtkunſt, Klaſſiſch und zehn Artikel mehr ohne vollſtändige Geſchichte vollſtändig theoriſirt werden könne? Und daß die einzelnen hiſtoriſchen Artikel, Namen, Werke u. d. gl. keinen Anblick aufs Ganze zulaſſen, wenn die Geſchichte nicht erſchöpft iſt, braucht kein Wort Erweiſes. Von dieſer Seite dürfte alſo das Werk noch ſehr we-

ſent-

sentliche Mängel haben, die allein die Zeit und die Beyhülfe Vieler, allmählig ersetzen kann. Hätten wir schon die philosophische Geschichte jeder Kunst, jeder Wissenschaft, jedes Hauptwerks und Hauptbegriffs in jedweder derselben geliefert: so wäre leichte Nacharbeit gewesen: wo haben wir die aber schon? —

Indessen ist nicht zu läugnen, daß wir von dieser Seite im Fache der Litteratur und Geschichte manches schon haben dürften, was der Verf. nicht gebraucht, oder übersehen hat. Ohne es ihm im mindesten zur Sünde zu machen, daß er lieber selbst gedacht, als blos gelesen — da doch aber ein gewisses Denken so sehr auf vollständigerm Lesen, mehr historischem Detail u. s. w. beruht: da die Vorarbeiten anderer uns hier so sehr helfen können und müssen: da keine Kenntnisse in der Welt dem Wörterbuchlehrlinge angenehmer und nützlicher sind, als die historischen — und endlich, da wir doch auch nicht umsonst im 18ten Jahrhunderte leben — so sieht man, warum Demokrit sich nur im höchsten Alter die Augen ausstechen muß, um selbst und allein zu denken, nachdem er viel gesehen! gehört! gelesen! — —

Drittens. Da des allgemeinen Lehrens kein Ende ist, und viel Predigen den Leib müde macht: so wird bey einem Wörterbuche zumal, der kürzere Weg begreiflich, nicht sowol selbst viel denken, als viel denken machen, viel zu denken geben. Es ist bekannt, wie sich die menschliche Selbstklugheit gegen alle Information, als solche, sträube, und wie sich der bessere Unterricht einschmeichle, wo thätlich gelehrt wird — viel gezeigt, Data und Materialien vorgelegt, sie so gestellt und geordnet, daß der Stral allgemeinen Raisonnements von selbst in die Augen springt — die Artikel gut gebunden, untergeord-

net, den Hauptartikel mit allen Richtungen aufs Beſondere ausgeführt und als einen zehnarmigen Wegweiſer dahin geſtellt: inſonderheit ja die allgemeinen Urtheile verhütet, bey denen kein Menſch etwas denkt, und der Lehrer doch ſo viel zu denken ſcheint z. E. „Hiezu gehört ein großer Meiſter! Dazu gehören „ſo viel Talente! Hiezu gehört wirklich Genie u. dgl.„ Denn wozu gehörte nicht ein Meiſter? und Talente? Uebung? Fleiß? Genie? und wer kann ſich nun nach ſolchen allgemeinen Worten beurtheilen, nutzen, oder richten? — Immer lieber Detail! Detail! Alles unbeſtimmt Allgemeine hinweg, was kein Menſch beym Wörterbuche aufſchlagen will. Hats der Verfaſſer nicht gefühlt, daß wenn ihm dieſe Art der Einkleidung Einen weſentlichen Nutzen liefre, ſo ſeys, daß ſie ihn aller trocknen allgemeinen Ein- und Uebergänge, die bey Vorleſungen, Abhandlungen faſt unvermeidlich ſind, überhebe? Es giebt hier gleichſam nirgends Cerimonienſaal: man iſt in jedem Einzeln kleinen Artikel im Kabinet, wo man auch alſo gleich gerade heraus zu ſagen hat, was hieher gehöret.

Bey vielen Artikeln (wir könnens nicht läugnen) iſt uns Ariſtoteles oder Quintilian eingefallen. Jener wie voll Materialien! wie ſehr immer in Detail! und doch wie hoch im Allgemeinen! wie ſehr Philoſoph! Dieſer (wir nehmen ihn zum Muſter der eigentlichen Lehrartikel) wie kurz! beſtimmt! drückt tief ein, lehret nicht, ſondern bildet! — — Ohne Zweifel hätte es zum letzten auch gehört Bücher anzuführen. Einmal iſt doch gewiß, dieß nutzbare Buch kann nicht (wie das die Franzoſen von ihrer Encyklopädie aller Weltwiſſenſchaft wähnen) inſtar omnis ſeyn, und nun überlaſſen wirs dem Verfaſſer, wie angenehm, nützlich und bey dieſer Art Wörterbuch es faſt unentbehrlich für den Liebhaber gewe-

gewesen wäre, in einzelnen Artikeln, wo er am meisten Rath, Unterricht, Wissenschaft braucht, nur mit zwey Worten den Hauptautor, oder die Hauptautoren anzuführen, die hier lehren, und wie weit sie lehren? etwa mit Einem Worte, wie sie anzugreifen? wie sie zu lesen sind? — Das hieße fürwahr nicht sich selbst etwas vergeben, so wenig man sich ja auch über alle die Hauptautoren hinwegsetzte, wenn man etwa ihren Platz bestimmte. Es hieße aber, einen eigentlichen Wegweiser errichten, der doch auch ein Wörterbuch immer mehr, als ein Lehrbuch seyn muß. Es hieße, Akademie der schönen Künste und Wissenschaften errichten, zu welcher, und aus welcher alle Fußstapfen der Hauptautoren hinweisen. Es hieße, dem Lehrlinge und jeder Kunst dienen, zwar nicht eigentlich Bako jeder Wissenschaft seyn, welches hier aber auch theils nicht hauptnöthig ist, theils auch nicht gelingt. Der Verfasser hat hier und da Bücher angeführt, aber sie thun kaum dem Lehrlinge, (geschweige dem Literator, für den zu arbeiten es aber auch nicht Zweck war) Genüge, und oft dürfte man anmerken „wenn nicht mehr; warum diese?„

Viertens und endlich. Die Lieblingsidee des Verfassers, auf die sich der Recensent lange freuete, „Genesis jedes Hauptbegrifs der Schönheit in jeder Kunst, und Ueberleitung desselben mit genauer Grenzscheidung in fremdere Künste, zusammt den unendlichen Bemerkungen, die sich daher ergäben„ — ist verlohren, oder vom Recensenten unbemerkt aut aliquis later error. Es steht zwar immer hinter dem Titelworte des Artikels die Kunst, oder die Künste, wohin das Wort gehöret, aber — doch ich zeichne bloß einige einzelne Artikel aus, — verspare das Uebrige, zumal den an sich vortreflichen Zweck des Verf.

von

von der Sittlichkeit der schönen Künste, zu Ende des Werks, und hebe jezt blos Einiges aus über

„Artikel der Wissenschaft des Schönen überhaupt„

die Bemerkungen über einzelne Künste andern überlassend.

Abentheuerlich. Der gegebene Begrif ist zu enge; auch der Geschichte zufolge in der Hauptrichtung schief. Das falsche Wunderbare hatte einmal etwas Aechtes, Wahres zum Grunde, wo das Ungeheure gewiß zureichenden Grund in der wirklichen Natur hatte, und nichts weniger als Traum, ungereimt, grotesk oder Sinesische Mahlerey war. Das hieß nun eben damals Abentheuer (Aventura). Ursprünglich blos das Wohlgelingen einer kühnen Unternehmung, denn insonderheit Ritterunternehmungen, Turniere, Kämpfe und weil sich damals Galanterie so innig mit Ritterthaten paarte, galante Kämpfe, verliebte Unternehmungen meist immer von gutem, unvermutheten Ausgange — Das war einmal Hauptidee des Worts, das so mancherley Schriften, Gedichte, Romane und Geschichten der mittlern Zeiten durchgehet, und der Verf. wenigstens unter dem Artikel Aventura hätte erkennen müssen, wenn er der Anrufung der Schwäbischen Dichter etwas nachgespürt hätte. Der Begrif des Ungewöhnlichen kam natürlich hinzu, und aus dem Zusammenflusse des Wahren, Kühnen, Großen, Zarten und Ungewöhnlichen, wurde Poetischer Stof. Was Hr. Sulzer beschreibt, ist, dünkt mich, schon das spätere Epische Gewand des Abentheuers, oder er vermischt es gar mit übertrieben; zwey Begriffe, die sich doch nicht erschöpfen. So we-

nig

nig als Abentheuerlich und Traumhaft (wenn uns der Ausdruck erlaubt iſt) Abentheuerlich und groteſk, abentheuerlich und ungereimt. — Alles noch verſchieden. Wir wünſchten wahrlich eine philoſophiſche Geſchichte des Abentheuers. Welche Neigungen und Phantaſien zu gewiſſen Zeiten dazu beygetragen? wodurch auf die Wege geleitet? und ſo ausgebrochen? — Wie nach den Geſetzen der Einbildung und Umſtänden der Geſchichte ſich dergleichen Ideen und ſo haben durcheinander ſchlingen können — Liebe, Religion, Tugend, Keuſchheit, Tapferkeit u. ſ. w. und wie nun durch die Völkermiſchung, Zeitenänderung ſich auch das Maaß dieſer und jener geändert? Durch welche Mittel Frankreich z. E. aus dem eigentlichen Geſchmacke des Abentheuers herausgekommen? wo und aus welchen Gründen noch Reſte in Europa ſeyn könnten? Auf welchen Wegen das Mythiſche in dieſen Geiſt der Nationen gekommen, und was für Druck dieſe Orientaliſch-Hiſpaniſch-Gothiſche Denkart unſerm Europa gegeben? — Zehn andere Betrachtungen mehr, zu denen in Hurd, (on Chivalry) in Warton (on the Fairy-Queen) Curne de St. Palaye, in den Spaniſchen und Altfranzöſiſchen Romanen, Engliſchen Balladen, Skandinaviſchen Sagas, Deutſchen Ritter- Kreuz- und Heldengeſchichten, Italieniſchen Epopöiſten und Novellen ſo unendlich viel Materialien liegen — von denen man hier aber Nichts erwarten muß. Der Streich auf Wielands Idris dürfte hier ſelbſt etwas Aventure, nur nicht außerordentlich boni eventus ſeyn, und ſtatt des deutſchen Trauerſpieldichters, dem Hr. Sulzers Abentheuerlichkeit in Empfindungen und Leidenſchaften ſchuld giebt, wüſten wir einen politiſchen Schauſpiel-

ſpiel- und bibliſchen Epopeendichter zu nennen, deſſen Helden und Dramatum perſonae vielleicht nicht ſelten auch viel von dieſer edeln Eigenſchaft an ſich haben dürften. Ob es auch ein Abentheuerliches in Form, Geſchmack der Bildnerey u. ſ. w. geben könne? ob und wie fern der Begrif auch übergetragen werde? wie die Fehler dieſer Denkart zu vermeiden, und die Gattungen der Dichtart zu beurtheilen — von alle dem Nichts.

Ablauf. Wäre er auch nicht in der Harmonie der Odenſtrophe? So wie vorher

Abdruck, wie uns dünkt, Hauptwort iſt, Anerkennung aus der menſchlichen Seele, die ſimpelſten Züge der Haltung, der Form, der mancherley Formen (die tropiſchen Ausdrücke von Abdruck der Seele u. ſ. w. zu geſchweigen) — Alle dieß philoſophiſch zu erklären. Der Ausdruck liefe ſo nach in alle Künſte.

Abſchnitt. Das Beyſpiel aus Noah, dünkt uns, wie mehrere, ſchwerfällig und übel gewählt. Die Erklärung aus der Muſik erkläret nicht viel, und die aus der Natur der Stimme wenigſtens auch nichts vollſtändig. Und wenns wäre, was hieße es, daß beym Skandiren der Abſchnitt wegfalle, der beym Leſen zu hören iſt, und iſt Skandiren ſprechender Geſang, und liegt im Geſange der Abſchnitt, ſo muß er eben dann mehr zu hören ſeyn, nicht minder. Offenbar iſt der Urſprung des Abſchnitts Halte der Kehle, und verfeint, der Harmonie und Symmetrie des Sylbenbaues. Man ſprach und ſang Anfangs zuſammen; was alſo bey langen Verſen natürlicher als Ruhepunkt? den kurze Verſe nicht haben, die Gothiſchen Sylbenmaaße mit Vorſchlägen und Aſſonanzen nicht haben dürfen, den kleine Reime erſetzen und gleichſam fixiren.

ren. — — Der ganze Artikel bleibt etwas nach. Ueber den männlichen Abſchnitt haben andere tiefer geurtheilt. Den Ortwechſel des Hexameters haben unſre ältere Alexandriniſche Dichter, zumal Opitz und Flemming, (letzterer der ſonoriſche und im Wohlklange faſt ekelſte Dichter!) auch gehabt, und vielleicht nicht unglücklich, da unſre einförmig cadenzirte Alexandriner nur zu oft eintönig werden. Abſchnitt und Einſchnitt haben nichts gemein. Abſchnitt in der Muſik ſollte voraus gehen, weil aus der natürlichen Kunſt die Erklärung ſimpler wird, als aus der mit willkührlichen Zeichen u. ſ. w.

Aehnlichkeit) ein ſchöner, aber kaum vollendeter Artikel. Es iſt nicht deutlich unterſchieden, wie fern Aehnlichkeit wie im Naturbilde, oder als im künſtlichen Nachbilde gefalle? nicht deutlich, ob eine geſchnitzte Eidexe durch Aehnlichkeit eben die Wirkung mache, die eine gemahlte macht? und am meiſten, wo etwas mehr durch Aehnlichkeit mit ihm ſelbſt, als mit einem andern, durchs Seyn, durchs Seelehaben, als durchs todte Nachſpiegeln vergnüge? Die Aehnlichkeit im Florentiniſchen Marmor iſt Spiel der Liebhaberey, kein wahres Kunſtvergnügen. Daß Wachsabguß nicht ſo gefällt, als Portrait, der gleichſam zu großen Aehnlichkeit wegen, dürfte vielleicht nicht Stich halten, warum gefällt er denn auch minder als Marmorbild? und ſelbſt dem, der von der Mechanik der Kunſt nichts wüßte? Es muß alſo eine andere Urſache ſeyn, die aber aufzujagen hier nicht unſers Werks iſt. Wenn Bild im Spiegel gleichſam mahleriſch könnte fixiret werden, ſo zweifeln wir nicht an der begeiſtertſten Hinzuwallung, die ja auch jezt ſchon manche Narciſſen füh-

len mögen: sonst aber unterdrückt jezt die Idee von Bespiegelung und also der häusliche, lebhaftere, nützendere Zweck, der auf die Vervollkommung der lebendigen Figur geht, die todte Kunstansicht der Spiegelnatur, die sonst voll Licht und Leben ist, wie kaum der Maler ein Portrait wird herzaubern können. — — Auch ist der Rath des Verfassers „je entfernter das nachgeahmte Bild seiner Natur nach vom Urbilde „ist, je lebhafter rührt die Aehnlichkeit„ sehr behutsam anzuwenden, sonst macht sie erzwungene Nachahmungen, Zwitter und Ungeheuer von Künsten, da der Mahler Wärme mahlen, der Tonkünstler vernehmliche Sprache nachahmen, das Kameel fliegen und das Pferd Wandan klettern soll. So sehr sich der Verfasser bey diesem Kanon zu gefallen scheint, so mißlich scheint er, und selbst die Beyspiele sagen nicht, was sie sollen. Daß die Flöte durch Aehnlichkeit wirklich vor Schmerzen stönet, kann uns nie rühren, so wenig als wenn Petrus Hahn in der Musik krähet; dergleichen Parenthyrsus der Kunst wäre nur der kühnste Ausbruch des Genies im Moment der höchsten Illusion, und übrigens kalt betrachtet, nur für verwöhnte Empfindungen, denen das Ungewöhnliche, Schwere, Unähnlichähnliche statt des Schönen seyn müßte. Was von der Aehnlichkeit der Thiere in der Fabel gesagt wird, dünkt uns, gehört nicht dahin, wie das meiste in diesem Artikel genauer unter andere Begriffe, Nachahmung, Nachbildung u. s. w. wäre zu bringen gewesen: so daß hier nur die Aehnlichkeit überhaupt, so fern sie der Seele gefällt, und ihr Bild, Erinnerung oder Anlaß zur Vergleichung giebt„ und denn „Aehnlichkeit im eigentlichen Portrait„ hätte entwickelt werden

den dürfen, weil das übrige hier kaum jemand suchen möchte.

Aeneis.) Uns dünkt, dem Verfasser gelinge es nicht in Artikeln dieser Art, uns wahre Idee und] ganzes Bild solcher Produktionen des menschlichen Genies, etwa wie Winkelmann einiger Kunstwerke zu geben. Gehören alle Episoden eines Dichters wie z. E. bey Ossian so viel kleine Geschichten, die zwischen geflochten werden, in den Haupttriß seines Plans, wie hier die Zerstörung Trojas? Ist das hier angegebne eben das, wodurch sich die Aeneide unter allen Epischen Gedichten auszeichnet? Sind das die Ursachen, warum Virgil den Römern kein Homer war? Endlich wenn von Bodmer ein kritisches Briefchen über die Aeneide angeführt wird — was sollte und könnte da nicht angeführt werden?

Aeschylus.) Gehört eben in die Klasse. Ists für dieß Wörterbuch, Auszüge aus Scenen, und blattfüllende Proben zu geben, die doch endlich nur ein paar Ausdrücke des Dichters, nicht einmal seine Diktion, vielweniger seine Kunst und Charakter zeigen? Was der Verfasser bey Aeschylus blos anzustaunen scheint „das Einfache seines Trauerspiels„ das meistens nur dialogisch-dramatisches Bild ist, davon hätte eben sollen ausgegangen werden. — Doch was wäre da zu sagen!

Aesop,) eben dahin.

Aesthetik und Aesthetisch, vortrefliche Artikel! In solchem Allgemeinen ists, wo man Sulzer suchen muß. — eine kleine Nachlese bleibt doch dem dürftigen Sammler übrig. Sollte fürs wahre Aesthetische Schöne im Ganzen nicht Plato bereits vor Aristoteles gewesen seyn, den dieser in

solchem Felde nie erreicht hat, auch nicht hat erreichen wollen. Sind Aristoteles, Du-Bos, Baumgarten die drey Hauptmänner der Aesthetik auch blos noch dem populären Maaße von Bekanntheit und allgemeinem Verdienst? und wären für Deutschland nicht immer noch Batteux und ein neuerer Philosoph, der eigentlich diese Wissenschaft ins Gerade gebracht (wenn wir, in wahren Plan gebracht, nicht sagen dürfen) allgemein aber, Shaftesburi, Burke, Home, die Detailschriftsteller ungerechnet, auch die manchen andern über das Schöne ungerechnet, auf die Rolle zu bringen gewesen? — — Auch zweifeln wir an der Sicherheit der gegebenen Wegscheiden in die einzelnen Artikel. Wer hat die Natur der menschlichen Seele, und in ihr den Grund aller angenehmen und unangenehmen Empfindungen erkannt, um also herab und vollständig herabschichten zu können? Es würde also immer Gefahr seyn, den Ursprung aller etwa aus Einer Formel, aus Einem vielfassenden Worte herzuleiten. — Ofte meistens nur Worte. Ganz anders wenn die verschiedenen Haupterscheinungen, Gattungen und Gestalten des Schönen gesammlet, studirt, in ihren Wirkungen klassificirt, alsdann erst auf Grundsätze gebracht, diese unter sich geordnet werden u. s. w. daß also das Letzte des Autors das Erste und sein Erstes das Letzte würde. Wir sind so kühn, diese Methode ohne allen Erweis anzunehmen, da das Schädliche der Methode des Gegentheils zu allgemein erkannt, zu sehr erwiesen ist, durch Logik, Moral, Baumgartensche Schulästhetik, und wir dürfen auch sagen, hie und da durch dies vortrefliche Wörterbuch. Wie vortreflicher und vielfach anders, wenn der Verf. nur immer im Einzelnen gewan-

gewandelt, davon ausgegangen, darauf zurückgekommen wäre: wie reicher an Materialien, anschaulicher, nutzbarer, sicherer, bildender! Eine Physik des Schönen so groß wie die Welt! und so reich und so abwechselnd! Da immer Wissenschaften, die aus Einem Grundsatze d. i. aus Einem Worte aus der Luft herabwachsen, bey etwas Sonnenhitze verdorren.

Was Hr. Sulzer unter Aesthetisch vom Aesthetischen Stoffe, daß Gedanken mehr veranlaßt, als aufgedrungen werden müsten, über die Gegenstände des Künstlers, ihren Werth u. dgl. sagt, sind lauter Fundgruben, an die oft schon angeschlagen ist; noch nie aber hat sie Einer vielleicht ganz eröfnet — wir warten auf die beregten Artikel also mit Freude.

Allegorie,) wieder ein Artikel, der am Werthe fast ein Werk ist. Ich glaub', es war Cicero, der einmal schrieb, daß sein Brief aus Mangel der Zeit so lang wäre: und dürfte auch hier nicht manches kürzer werden, wenn es vollendeter würde? Ist die Geschichte der Allegorie, als Nothdurft, als Sprache, tief aus der menschlichen Seele, aus ihrem Ursprunge im Alterthume, aus den Perioden ihrer Abkürzung oder Verwandlung hervorgeholt? Und so musten auch die Regeln ihres Gebrauchs, die Bemerkungen über ihre Zwecke, am meisten die kritischen Gebote, von dem nicht zu Aehnlichen, zu Langen, und wiederum Unausgeführten u. s. w. unvollständig werden. Warburton (über die Hieroglyphen) die manchen Schriftsteller über Orpheus, Pythagoras, Plato und ihre neuere Schulen, über Homer, Aeschylus und die älteste Mythologie, über das Allegorische der Morgenländer, Nordländer u. s. w.

haben hier eine Menge tieferer Bemerkungen geliefert, die alle aber noch von einem philosophischen Kopfe zu schichten, zu berichtigen und zu nutzen wären. Zudem sind hier Allegorie und Mythologie, und ihr Gebrauch in so verschiednen, vielartigen Künsten lange nicht gnug unterschieden, was in Allen Dichtung und Natur, Gestalt und Kraft ist, nicht gesondert, selbst die allegorischen Wesen allein in der Dichtkunst, nach so verschiednen Gattungen derselben Epopee, Drama, Ode u. s. w. nicht gesandert, noch weniger Etwas über die verschiednen Zeitläufte und Alter des menschlichen Geistes und der Gesellschaft versucht, in denen sich doch Gebrauch, Kraft, Zweck, Regel des Alten ändert. Eben dieser Ocean zum Theil noch ganz ununtersuchter Gegenstände zeigt, wie sehr es zu entschuldigen sey, daß der Autor ihn nicht ganz beschiffet; aber doch dürfte theils in den oben benannten Gattungen von Schriften, theils in Shaftesbury, Spence, Caylus und neuern deutschen Schriften, wo so manches dieses Inhalts in Streit gerathen, erörtert, oder wenigstens zur Erörterung aufgegeben seyn, und natürlich, daß man sogar bey einem Sulzer nicht völlig leer auszugehen erwartete. Vielleicht holt der Verfasser manches unter Mythologie, Personendichtung u. dgl. nach. Der Gebrauch der Naturgeschichte, der hier den Dichtern mit so vielem Rechte empfohlen wird, litte selbst noch Erörterung, wie fern der Dichter theils lieber Kräfte der Natur, als Namen, Klassen, Gestalten zu wenden hätte, theils warum ohngeachtet aller Erweiterungen der Naturlehre und Naturgeschichte uns die Alten, Morgenländer und Griechen, im Gebrauch der Naturbilder, wahrscheinlich noch so lange überle-

gen

gen seyn dürften, bis einmal ein anderer Geist in die Welt einträte, diese Bilder zu fühlen. Wie aber auch die Sache fiele, so dünkt uns doch, gehen im Gebrauche solcher Naturbilder die Dichter Haller, Kästner, Witthof, (der blos daher Bilder nimmt) Dyer u. s. w. fürwahr über den Hrn. Meier von Knonau, der fast als eine Seltenheit da zu stehen scheinet. Dieser Rath überhaupt, ein Lieblingsgedanke des Fontenelle, der in manchen seiner Schriften und zum Theil mit viel artigen Wendungen und Proben vorkommt, ist, wie meistentheils, in der Ausführung am schwersten. Ueber das Allegorische in zeichnenden Künsten kommen sehr viel philosophische Ideen vor, auf die wir uns aber einzeln nicht einlassen können.

Allgemein.) Ohngefähr die Probe eines grammatischen Artikels, ohne Geschichtdetail und Exempelnutzbarkeit, den auch nicht leicht jemand aufschlagen möchte.

Alten.) Vielleicht sollten sie weniger entschuldigt oder gerechtfertigt, als historischkritisch behandelt werden. Welche Alten? wo? wann? wie weit? Zeiten und Klassen ihrer Verehrung. Einwirkung auf die Denkart, Verbesserung oder Verschlimmerung der Welt. Was man mit ihnen gethan? noch zu thun habe? In Beredtsamkeit, Dichtkunst, Künsten. Die vornehmsten Schriftsteller hierüber u. s. w. Vielleicht würde eine Ausführung auf diesem Wege dem Zwecke des Verfassers nicht unangemessen seyn. Indessen ist, was auch hier, etwas zu allgemein, über sie gesagt wird, in einer sehr männlichen, gesunden, edeln Denkart und voll schöner Winke.

Anagramm.) In dem Maaße — in dieß Wörterbuch?

Anakreon.) Cato hat das Ende dieses Artikels geschrieben, vielleicht in einer zu ernsthaften Rede.

Anfang.
Ankündigung. } Die Artikel hätten vielleicht mehr in und zu einander bearbeitet werden können. Und da es doch wirklich so eine problematische Sache ist, wo Begebenheit, Handlung anfange? so wäre hier ein genauerer Eindrang in das mancherley Ganze der Gedichte von großem Werthe gewesen. Es ist doch jetzt bald Regel, daß nichts, was zur Expositiqn gehöre, ausgelassen werde: bald daß man, wie bey manchen Oden, den Anfang abbreche u. s. f. Auch giebts so manche Irrungen zwischen dem historischen und dichterischen Anfange z. E. in Epopee und Drama, wo man beydes oft verwechselt. Nach der Kette der griechischen Begebenheiten wäre auch Hekuba zu retten, die sich gleich als die unglückliche Mutter in aller Fülle des Elendes zeigt.

Angemessen,) ist wohl zu allgemein, als daß es hier angemessen seyn sollte.

Angenehm.) Der Streit zwischen Nutzen und Vergnügen ist hier weder entschieden, noch kann vielleicht in dem Tone entschieden werden. Daß es ein Band zwischen beyden gebe, ist längst bemerkt, wo aber Ausnahmen sind, werden sie es auch bleiben. — die Regeln sind hier zu allgemein, oder doch nicht überweisend.

Angst.) Da es ein Mittelzustand ist, so kann ihn kein Schöpfer des Guten ohne Auflösung bearbeiten; da es aber der angestrengteste Mittelzustand ist: so wären nun die Bemerkungen abzusondern, wie? und warum dieser Affekt so schwer zu bearbeiten sey.

An=

Anlage) iſt theils Grammatiſch: theils Anlagen nur künſtleriſch; und die Philoſophie darüber iſt freylich ſchwer.

Anmuthigkeit) ſcheint uns nicht das rechte Wort zu dem Begriffe: warum wenigſtens nicht lieber Anmuth?

Anordnung) wäre bey der Baukunſt vielleicht am leichteſten und ſimpelſten zu erklären: denn Bildnerey, Malerey, endlich die Dichtkunſt in ihren letzten und ſchwerſten Arten am ſchwerſten — Wir hoffeten, daß der Verfaſſer dieſe Urſprünglichkeit oder Steigerung der Begriffe faſt zum Hauptzwecke machen ſollte. Der Streit mit Batteux über die Epiſche Anordnung ſcheint kaum zu entſcheiden. Es bleibt immer ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen poetiſcher und hiſtoriſcher Anordnung; nur wenn die Sache aus dem Zwecke jeder Wiſſenſchaft für ſich behandelt wird, ohne die Gränzen zu miſchen, ſo hört die Schwierigkeit auf.

Anrede) kann auch Allokution ſeyn, und denn, anders als Apoſtrophe. Anſatz heißt bey andern Inſtrumenten Anſprache und hat ſo denn auf das Innere der Muſik mehr Einfluß.

Anſehen.) Daß Seele im Körper Anſehen giebt, aus Hogarth zu lernen, iſt ſelbſt etwas komiſch: aber warum nur immer aus Hogarths Kupfern zu Hudibras? Seine Seelenvolleſte Stücke wären die doch kaum. Der Artikel dünkt uns nicht zu ſagen, was er ſollte: denn was läge nicht in dem Begriff?

Anſtand) iſt blos im Schul- und Katheder-verſtande aus dem Kapitel „vom Redneranſtande„ bemerkt: was ſtünde nicht unter dem Worte in ſeinem Inbegriff! Einiges iſt unter „anſtändig„ nachgeholt

aber nur sehr wenig, wo uns auch die Erklärung zu philosophisch dünkt. So leicht und modemäßig meist das „Anständige„ in Theorien betrachtet wird, so tief, dünkt uns, läge es doch — gleichsam der Kern des Kostume, der Schatte innerer Schönheit und Sprache, Bekleidung des Wesentlichen u. s. w. aber in jeder Kunst und Wissenschaft, in jeder Zeit und Kunstwerk eigenthümlich abzuhandeln, sehr schwer.

Aristophanes) die Freyheit in der alten griechischen Komödie ist wohl kein solches Problem, als der Verfasser glaubt. Sie war ursprünglich Zweck des Fests, wie noch aus den Satyrischen Spielen der meisten Wilden erhellet, aus deren Beyspiel, die Sache auch, theils bey der Stelle Horaz, die davon handelt, theils bey den Verf. die von den griechischen Satyren geschrieben, theils noch neuerlich von Brown (über Poesie und Musik) Hurd u. a. bereits ausführlich erläutert ist.

Aufführung.) Was würde ein Aufseher der Schaubühne, der zugleich Philosoph wäre, über dieß vielfassende Wort hier finden?

Auflösung.) Das Kunstwerk, dünkt uns, nicht so ungebräuchlich. Die Abhandlung drüber ist voll philosophischer Winke; der wichtige Geschichttheil, wie Auflösung z. E. ins alte Drama, wo sie erst nicht war, gekommen? u. dgl. fehlt.

Aufschrift.) Mehr Philosophie! oder mehr Geschichte! oder mehr Beyspiel, die Gattung des Witzes in der menschlichen Seele zu erklären, die Aufschrift giebt.

Auftritt und Aufzug.) Das Leerlassen der Bühne dünkt uns ein unwesentlicher Fehler, der aus übel generalisirtem griechischen Drama, entstanden: und Lessing hat gezeigt, wie wenig selbst die Franzo-

sen uns in ihren besten Stücken der Verbindung von Auftritten und Aufzügen treu bleiben, deren sie sich so rühmen. Das griechische Drama entstand aus Chor und gleichsam Gemählde; da war also das Eine der Scenen so wenig zu verlieren, als es gesucht werden durfte. Das Englische, z. E. Shakespearsche Drama dünkt uns ganz anderer Art; wenigstens sind diese Zeit- Ort- und Verbindungsregeln gleichsam anderer Natur, als was Handlung fordert: denn man sieht, daß diese jene in der Illusion verschlingen und uns andre Zeit, Ort, Verbindung gleichsam aufzaubern könne, so lange wir sehen, und so muß die Beschaffenheit dieser jenen untergeordnet seyn und bleiben. Die ganze Mechanik und Werkgerechtigkeit der Pratique du Theatre wirft, sehen wir, Ein Machtgrif des Genies über den Haufen, und da sollte der Philosoph doch diese anscheinende Widerspenstigkeit zu sondern oder zu erklären suchen. Eigentliche Aufzüge wie wir, hat die griechische Bühne nicht gehabt, weil der Chor alles band, und ursprünglich Alles war. Die Aufzüge nach Zweck des Stücks musikalisch zu binden, hat z. E. beym Trauerspiel Semiramis der berlinische Tonsetzer Agricola auf Lessings Veranlassung glücklich versucht.

Augenblick) der vorgeschlagne neue Augenblick bey einer Passion, dünkt uns kein guter Augenblick, weil das Erdbeben die Zuschauer alle zerstreuen, wegwenden, verwirren muß, und also nothwendig der Hauptgegenstand, auf den sich in stillen Affekten die Aufmerksamkeit sammlen soll, darunter litte. Der stumme Augenblick der Bühne ist so wahr! Diderot und Rouſſeau haben sich darüber versucht. — —

Aus-

Ausarbeitung. Ausbildung. Ausdruck.) Schöne Artikel, die den angenehmsten Zweck des Philosophen erreichen, eigne Gedanken zu veranlassen, zu denen aber hier Raum fehlt. Die Vieldeutigkeit des ersten Worts ist noch immer nicht gnug gehoben. Ausbildung dürfte mit einigen Nebenbegriffen „Verschönerung, Ausmahlung, Abwechselung, Belebung„ hie und da verwechselt seyn, daß also viel Fremdes in diesen Artikel gekommen und vielleicht das Wahre „was ausgebildet werden soll?„ mangelhaft geblieben. Ausdruck in der Sprache ist vielleicht zu Grammatisch und Rhetorisch für diesen Ort, sonst aber vortreflich aus dem Begrif des Fastens hergeleitet. Das Wort „Seile„ ist nicht, wie der Verf. meynt, niedrig, und so gar sanfter als Ketten. Selbst Rammler, der behutsamste Dichter in der Sprache singt von der Sonne, daß sie

Rings um sich glückselige Welten an goldenen Seilen umherlenkt,

wo Ketten gewiß ein übles Geklirr machen würden. Wenn von κακοφατοις eine beträchtliche Summe „aus deutschen Dichtern„ könnte gemacht werden: so möchten manche alte Schmähschriften z. B. „Aesthetik in der Nuß„ u. s. w. sie zum Theil (und aus welchen deutschen Dichtern vorzüglich?) schon gemacht haben. Im Ganzen aber ists der deutschen Sprache noch zur Ehre, daß sie hierinn nicht so ekel ist, wie z. E. die Französische: es zeigt noch von ihrer gesunden Unschuld. — — Beym Ausdrucke in Künsten ist zwar der Platonische Enthusiasmus für die Tugend schön — doch darüber wollen wir uns zu Ende erklären. Das Riccobonische Paradox vom Theaterausdrucke scheint uns nicht aufgelöset: überhaupt zu wenig über das Eigne des Ausdrucks in jeder Kunst, die

wech-

wechselseitige Mittheilung oder Eintheilung u. s. w. versucht. Die Role kann man kaum sagen: die Rolle sagt man, oder nach dem Französischen der Role, welches aber ungewöhnlich wäre. Die alten Cambern sagten auch Rholl, die Barbarla- teiner *Rollus* und Peter Squenz der Rodel.

Ausgang.) Könnte noch einmal eine fruchtba- re Untersuchung über das Sonderbare, Man- nigfaltige, Grausame u. s. w. der Ausgänge in alten und neuen Zeiten geben.

Ausrufung.) Die Bemerkungen des Verf. zeigen, wie wenig Töne des Herzens gemalt werden können.

Ausschweifung,) ein guter Artikel! Kurz und aus der Seele.

Begeisterung.) Die allgemeine philosophische Idee ist schön und die Ausführung selbst glüht an. Es ist immer Schade, daß man Begeisterung meist nur für Taumel und Hitze hält; oft ists Begei- sterung des Gegenstandes, recht kalt zu seyn.

Behandlung) ist zu sehr mechanisch und fast nur aus Kupferstichen behandelt: es wäre doch so ein weitläuftiger Artikel.

Belebung) ist ja nicht blos Figur der Rede: in Ma- lerey und Dichtkunst viel mehr. Wie aber auch selbst nur die Figur, die sonst Personendichtung heißt, aus Leidenschaft denn entstehe? ist nicht entwickelt.

Beredtsamkeit.) Ihre Wunder im Arme der Po- litik sind wohl schöner Roman, die der Verf. zum Theil selbst in der Geschichte der Beredtsamkeit für unsre Zeiten zurücknimmt. Diese Geschichte ist sehr männlich gedacht, und was über einzelne Worte, Schriften u. dgl. gesagt wird, ist bün- dig. — — Sonst sind die Artikel der Rede- kunst meist alle zu ausführlich, wovon auch hier

Be-

Beweis, Beweisgrund, Beschreibung, Bestätigung, Beschluß, Proben seyn möchten.

Bewegung.) Ein Hauptbegrif! sollte er nicht durch Bildnerey, Malerey, Tanzkunst genau durchgeführt seyn?

Beywort.) Im Ex. aus Haller sind ihrer eben zu viel. Eigentlich sollte ein Beywort immer reden, wirken — nie auszulassen seyn, wie der Verf. zulezt selbst zugiebt und füglicher klassificirt.

Bild.) Im Ganzen nimmt dieser Artikel an unsern Bemerkungen zum Artikel Allegorie Theil. Es fehlt auch hier die philosophische Untersuchung, wie in uns eigentlich Bild komponiret oder dekomponiret werde? in welcher Kunst Bild das natürlichste sey, und wie und wohin übergangen? Welche Künste mehr oder minder bilden oder bildern — Fragen, über die noch neuerlich so viel geschrieben und gestritten worden. Wie Bilder aus der Natur aufgenommen werden? ist Hurd ein sorgfältiger Autor, und über Geschmack und Geschmacklosigkeit in Bildern, Shaftesburi, obgleich die letzte Materie, unsers Wissens, noch nirgend auf rechte Regeln gesetzt ist.

Bildhauerey). Der ideale Theil ist vortreflich; aber zu strafend, da doch das wenig hilft: im Moralischen zu enthusiastisch, da ich doch gewiß nicht alle Tugenden, die ich im Bilde sehe, gleich nachthun kann, so wenig als Gesichtsform ändern, oder gleich das schöne Bild leibhaftig werden. Die Geschichte ist nach Winkelmann; daß diesem aber die richtigsten Nachrichten als Hauptverdienst zugeschrieben werden, dürfte sein schwärmerischer Verehrer kaum glauben.

Classisch. Es ist schön, daß der Verf. immer auf die unsichtbare Welt zurückführt, in und aus der

der

der Mensch handelt; aber das Maaß der Verstandkräfte macht eben nicht klassisch, denn woher sonst klassische Dichter? Eher würde vielleicht eine gewisse Zwischenzeit der Blüthe zwischen Samenkorn und reifer Frucht der Kultur den klassischen Haufen geben, der das Mittel zwischen Versuch und schwerster Kunst hielte u. s.

Colorit.) Daß Laokoon mit Farbe aufgestrichen mehr Wirkung thäte? wird kaum jemand dem Verf. zugeben. Daß in ihm selbst, wenn er auflebte, doch alle Kunstillusion verschwände, ist eben so offenbahr. Also wäre der Eifer fürs Colorit aus unbewiesenden beweisen, und der Weg dazu auch vielleicht unbestimmt und mangelhaft.

Comödie.) Daß Lachen und Verlachen nicht Einerley sey, ist schon unterschieden. — — Viel Schätzbares ist hier philosophirt, wenn nur das Alles Kraft gäbe, oder Wesen entsiegelte oder — Der Ursprung der Komödie bey Wilden ist zu deutlich; und daß eine gewisse Freyheit durch Macht eines Instituts lange und sehr sonderbar bleiben könne, sieht man auch in dem religiösen Spanien, wo das Drama die antireligiösesten Freyheiten haben und behalten, der Geistliche seinen Stand verspottet sehen kann u. s. f.

Denkmal.) Der Patriotismus des Verfassers, daß Denkmale Denkmalswürdige Seelen wecken würden, ist auch in seinem Traume lobenswerth; aber in Italien richtet sich über jede Kleinigkeit jeder Kardinal ein Denkmal auf und weckt das die alten Römer? Vaterland, Gefühl von Süssigkeit der Pflichten, des Nachruhms, der Mitbürger u. s. w. muß schon in der Seele schlafen, oder die Bildsäule giebt

es nicht, und wird für den kalten Betrachter eben das, was Schandsäule für den Böſewicht iſt — ein Stück Stein oder Holz.

Denkſpruch.) So gern wir die moraliſche Ader des Verf., die dies Buch durchläuft, unberührt laſſen mögen — aber was erhalten hier die Denkſprüche für eine Parentation! Und iſts nicht, um mit dem Verf. zu reden, doch blos die Seele ſelbſt, die ſich Denkſprüche bildet? aus Vorbildern, Begebenheiten — alſo nur immer dieſe her und jene werden kommen. Mit den Denkſprüchen der alten Weiſen wars ganz andere Zeit und Welt — Ende mildert auch hier, wie mehrmals, einen groſſen Theil des Anfanges.

Deutlich) iſt blos als Eigenſchaft einiger äſthetiſchen Werke meiſtens nur in der Ausführung betrachtet: die Entwickelung des Deutlichen überhaupt und wie fern nur ein gewiſſer Grad deſſelben zum Schönen gehöret, wird vielleicht einen andern Artikel klar, verworren u. dgl. finden.

Dichter. Dichtkunſt. Dichtungskraft.) Der Verf. des erſten Artikels iſt derſelbe, der über Genie ſchon ſo rühmlich geſchrieben, und von Seelenkräften nicht anders als mit Seelenkraft ſprechen kann. Aber muß nicht allemal in dergleichen Artikeln etwas Deklamation die Stelle der Entwickelung vertreten? — Entwickelung, wo jeden Augenblick der Faden reißt, oder doch nur der die Worte verſteht, der die Kräfte fühlet. Bey allen Artikeln der Art, ſo ſchön ſie ſich als Vorleſungen hören ließen, wünſchten wir im Wörterbuche, wo man eigentlich nur Fakta, Data, Rath aufſchlagen will, andre Methode, die leicht hier anzugeben, aber ſchwer gnug anzuwen-

wenden wäre. Solche Artikel müsten selbst Meisterstücke des Genies, fast Offenbarungen der Psychologie werden, nur aus lauterm Detail der Geschichte und Erfahrung erwachsen, dahin zurückeilend. — — Es wäre ein eitles Kompliment, wenn wir die Geschichte der Dichter und Dichtkunst, die wir in diesen Artikeln finden, für befriedigend ausgäben. Kaum ist der Ursprung derselben aus den Kräften roher menschlichen Seelen so recht errathen, da sie gewiß nicht aus einzelnen Versen und Sprüchwörtern, aus Kinderspiel oder Einfall entstand, sondern tiefere Wurzeln in der Sinnlichkeit, Phantasie, Leidenschaft, Sprache, Gesellschaft, Religion, Nothdurft früher Menschen hatte, welches auch andere theils bereits entwickelt (Blackwell übern Homer, Brown über Poesie und Musik, Blair über Ossian, Lowth über die Hebräer) theils liegen dazu noch unendliche Materialien im Fabricius, Vossius, den mythologischen Schriftstellern, und am meisten in den Reisebeschreibungen und Geschichten alter und wilder Völker. Die Geschichte griechischer Dichtkunst ist hier wohl schlecht: nicht weil sie kurz und allgemein (denn sie ist nur nach dem Inhalte zu lang und besonders) sondern weil ohne sie wahre Zeiten und Umstände, von Hesiod zu Pindar alles nur eine Klasse, der Verfall nur überhin erklärt ist u. s. w. und doch sollte dieß Einleitung seyn zu allen einzelnen historischen Artikeln der Dichtkunst! Die Geschichte der Dichtkunst in Europa überhaupt sollte doch auch nicht ganz fehlen. Eigentlich ein deutscher Barde ist Ossian doch nicht, da nichts verschiedener ist, als Gallische, Irrländische, Armorische und Deutsche Sprache. Dergleichen mehr. Hat der Verf. bey der Schwäbi-

schen Dichtkunst nicht gefühlt, daß sie sich ohne die provinzialische nicht abhandeln ließe? und daß also überall das Allgemeine nur im Besondern bestehe und ein Besonders am Andern bis zum Allgemeinsten hange? Auch ist in diesem Fall doch auch neben dem Nostradamus, ein St. Palaye, Sades über Petrarca, und so viel, viel bessere Italiäner. In der neuern Dichtkunst muß man hier nicht ein Bild von Gestalt, Stufen, Verdiensten, Gattungen, Hoffnungen und Hindernissen suchen, so wie unter den Poetiken nichts Philosophischkritisches über Verdienste einzelner Theoretiker erwarten, da neben Du-Bos, Bodmer, Schlegel u. s. w. die nur als ein Citatum dastehen, kein Marmontel, Hurd und noch weniger die oft so verdienstvollen Werke über einzelne Dichter und Dichtarten genannt sind.

Dichtungskraft,) ist als Artikel der Metaphysik gut ausgeführt, aber als Fingerzeig über die ganze Geschichte ihrer Produktionen, über die Geographie und Chronologie derselben, zumal über ihr herrliches Werkzeug, die Mythologie, dürfte hier wenig Spur seyn.

Drama.) Weder der philosophische Begrif, noch die Geschichte scheint durch diesen Art. Zuwachs bekommen zu haben. Dort ist das Wesentliche und Unwesentliche, was alle Theoretiker verwirren, noch nicht gnug gesondert: hier das Drama aus seinem Ursprunge, der doch nicht mehr Problem ist, recht erfasset —

Doch genug Anmerkungen über einzelne Mängel! Vielleicht werden sie sich alle bey Artikeln des zweyten Theils besser ersetzt finden, und vielleicht haben wir den Vortheil, die zweyte Hälfte dieses ersten

sten Bandes, vor der wir stehen bleiben, nur alsdenn nachholen zu dürfen, wenn das Werk vollendet ist. Alsdann sind wir im Stande, dem Verf. weniger Unrecht zu thun, und mit unsrer schwachen, gutwilligen Hand sein großes Gebäude zu krönen.

Ει και συν πονω τις τω πρασσοι, μαλιγαρυες υμνοι
υστερων αρχας λαγων τελλεται
Και πιτνων ορνιον μεγαλαις αρετοις.

Ds.

B.

Alle Kenner und Liebhaber der schönen Künste, besonders diejenigen die sie ausüben, ja die Nachkommen müssen es dem Herrn Professor Sulzer verdanken, daß er die schönen Künste auf einen solchen Grund gebauet, den alle Feinde derselben nicht erschüttern können.

Sein philosophischer Geist hat das Wahre vom Falschen jeglicher Kunst wohl unterschieden. Ein jeglicher Künstler muß gestehen, daß er alle die genauesten Regeln, ja wohl gar die Geheimnisse der Kunst entdecket hat. So urtheile ich wenigstens von den Artikeln in der Baukunst. Dem allen ungeachtet finde ich noch hier und da einige Stellen, die zum allgemeinen Nutzen noch mehr erläutert werden könnten.

Ich will daher vor allen Dingen seine Erklärung von der Baukunst und von einem Baumeister betrachten. Er erkläret die Baukunst nur in so fern der Geschmack einen Antheil daran hat: und sondert das Wissenschaftliche, das der Baumeister aus der Mathematik schöpfen muß, samt dem Mechanischen davon ab. Ich wollte wünschen, daß er nur so viel, als zur Schönheit gehöret, nämlich die Verhältnisse und scheinbare Festigkeit mitgenommen hätte; auch

wäre von der wahren Größe, die ein Haus von einem Modelle unterscheidet, etwas zu sagen. Vielleicht kommen sie noch im zweyten Theile vor. In so fern aber die Mathematik die Berechnung des Drucks, der Stärke und Unkosten ꝛc. und das Mechanische, die Kalkschmiererey der Mäurer ꝛc. betrift, so gehören sie nicht zur Theorie der schönen Baukunst. Wie viele halten nicht denjenigen für einen großen Baumeister, der recht hurtig und wohlfeil bauen kann. Diesem Irrthume begegnet der Hr. Professor recht wohl, wenn er saget: die Baukunst sey in Betracht dessen, daß blos wilde Völker in elenden Hütten wohnten, sie aber nicht geringen Antheil an der Kultur des menschlichen Geschlechts habe; auch billig unter die schönen Künste zu rechnen: und daß ein großer Baumeister einen ansehnlichen Rang unter den Künstlern verdiene. Besonders darum: „weil man mit einigem Scheine behaupten könne, „daß dem Baumeister die Erfindungskraft und das „Genie noch nöthiger sind, als dem Mahler; denn „dieser kann schon durch eine pünktliche Nachahmung „der Natur gute Werke hervorbringen, da der andere nicht die Werke der Natur, sondern das Genie „und den Geist derselben nachzuahmen hat, wozu „mehr als ein bloßes leibliches Auge nöthig ist. „Der Mahler erfindet seine Formen nicht, sie sind „schon in der Natur vorhanden; aber der Baumeister muß sie schaffen.

Das Wesen der Baukunst aber in so fern sie eine Frucht des vom Geschmacke geleiteten Genies ist, sagt der Autor ferner: „bestehet darin, daß sie den „Gebäuden alle ästhetische Vollkommenheit gebe, deren sie, nach ihrer Bestimmung, fähig sind. Vollkommenheit, Ordnung, Schicklichkeit der innern „Einrichtung; Schönheit der Form, ein schicklicher „Cha-

„Charakter, Ordnung, Regelmäßigkeit, guter Ge„ſchmack in den Verzierungen von außen und innen; „dieſes ſind die Eigenſchaften, die der Baumeiſter je„dem Gebäude geben muß.„

Wenn wir nicht viel dergleichen vollkommene Gebäude haben: ſo liegt zwar ſehr viel an der Unvollkommenheit der heutigen Baumeiſter, allein noch weit mehr an dem Klugdünkel und Eigenſinne der Bauherren, davon auch Könige und Fürſten nicht befreyet ſind. Welcher große Herr wird wohl einem Baumeiſter freye Hand laſſen, für ihn ein äſthetiſch vollkommnes Haus zu bauen, und damit zufrieden ſeyn. Die Beſtimmung eines Gebäudes iſt es eben nicht, die dem Baumeiſter Mühe machet, ſondern die vielen ungereimten Bedingungen bey der Beſtimmung, ſetzen ihn öfters in die gröſte Verlegenheit. Er muß neue Dinge erdenken, um die anbefohlenen Fehler zu verſtecken, die nicht allgemeinen Beyfall finden können. Jedoch das ſind nur Hinderniſſe der Kunſt, die wohl ihre Ausübung erſchweren, aber ihrem Weſen nichts benehmen.

Es ſey alſo, daß ein großer Baumeiſter nach ſeiner gründlichen Einſicht bauen kann, wie er will, und daß der Bauherr damit zufrieden ſeyn muß; ſo wollen wir doch ſehen, was der Autor unter der Ordnung, Schicklichkeit der innern Einrichtung, Schönheit der Form, Charakter, nochmalige Ordnung, Regelmäſſigkeit und gutem Geſchmack der Verzierungen verſtehet.

Alle dieſe Eintheilungen betreffen nur die zwey Haupttheile der Baukunſt, nämlich die Bequemlichkeit und Schönheit. „Es ſollen alſo die Größen „aller Haupttheile eines Hauſes, (darunter wohl die „Säle, Zimmer, Treppen ꝛc. zu verſtehen ſind,) zum „bequemſten Gebrauche, aufs genaueſte beſtimmet

„werden; diese sollen den äußerlichen Wohlstand zu„gleich befördern; es soll von außen ein seinem Charak„ter und Bestimmung richtig zu sprechendes Werk aus„machen; jeder einzelne Theil soll bis auf die gering„ste Kleinigkeit so seyn, wie er sich zu dem, was er „seyn soll, am besten schicket. Es muß überall Ver„stand, Ueberlegung und guter Geschmack aus dem „Werke hervorleuchten. Alles Unnütze, alles Ver„worrene, muß auf das sorgfältigste vermieden wer„den. Wenn das Aug durch eine gute Form des „Ganzen gereizet worden, so muß es so gleich auf die „wesentlichen Haupttheile geleitet werden, selbige wohl „unterscheiden können, und wenn es daran gesättiget „ist, auf die kleinen Theile geführet werden; deren „Bestimmung, Nothwendigkeit und Schicklichkeit „zum Ganzen einleuchtend fühlen. In dem Gan„zen muß eine solche Harmonie, ein solches Gleich„gewicht der Theile seyn, daß kein Theil zum Scha„den des Ganzen weder hervorsteche, noch durch „Mangel und Unvollkommenheit die Aufmerksamkeit „störe. Kurz, alle Weisheit und aller Geschmack, „den man an dem äußern und innern Bau des mensch„lichen Körpers bewundert, daran alles vollkommen „ist, muß nach Beschaffenheit des Gegenstandes auch „in einem vollkommenen Gebäude zu bemerken „seyn.„

Da nun in diesem ersten Theile der Theorie die Erklärungen der Wörter, Schönheit, Ordnung, Re„gelmäßigkeit und Verzierung noch mangeln, so will ich zu mehrerer Verständlichkeit dasjenige herzubrin„gen, was er vom Charakter, der Form und dem Ge„schmacke saget. „Der Charakter ist das Eigenthüm„liche in einer Sache, wodurch sie sich von andern „ihrer Art auszeichnet.„ Weiter sagt er hier nichts. In dem Artikel von der Anordnung aber erklärt er

sich

ſich darüber, wenn er ſpricht: „Ueberhaupt muß die „Anordnung der Außenſeite dem Charakter des ganzen „Gebäudes gemäß ſeyn. Es wäre ungereimt, „eine Kirche und ein Ballhaus nach einerley Charakter zu machen, oder ein Zeughaus in dem Geſchmacke „eines Palaſtes zu ordnen. Dieſer kann alle Arten „der guten Verzierungen vertragen, jenes aber nur „die, welche den Charakter der Stärke und der ernſthaften Einfalt beſonders an ſich haben.„

Zu den verſchiedenen Charaktern hat die Baukunſt Unterſchiedszeichen genung. Ich will nur die Säulenordnungen anführen. Worzu dienen ſie, als darzu, daß wir durch ſie, ſo wie es die Alten gethan haben, den Charakter der Gebäude anzeigen könnten. Wenn wir aber fortfahren, ſie nach Willkühr anzubringen und auch mit den ganzen Formen zu ſpielen wie wir wollen; ſo müſſen wir unſre Zuflucht blos zu den Zierrathen nehmen, dabey denn das Wahre und Ernſthafte verlohren geht.

Viele treiben den Charakter der Baukunſt ſo weit, daß die Gebäude ſo gut als die neumodiſchen engliſchen Gärten, Leidenſchaften erregen ſollen. Dieſes iſt nicht ganz und gar unmöglich. Denn der Anblick eines zarten und durchſichtigen Gartenhauſes erwecket Freude und die Anſicht eines ſtarken und undurchſichtigen Gefängniſſes, Furcht. Ueberhangende Mauren, wenn ſie auch ſo erbauet worden ſind, erregen Schrecken; ſo mag der Thurm zu Piſa ſchrecklich genug ausſehen. Wie viele Häuſer und Paläſte giebt es nicht ſchon, die ſehr luſtig oder traurig anzuſehen und zu bewohnen ſind? In ſo ferne ſoll allemal ein Tempel ſo erbauet werden, damit er durch ſeine Größe und Pracht vor allen übrigen Gebäuden des Orts eine Ehrfurcht für denjenigen erwege, der darinn verehret wird. Allein nach allen Leiden-

schaften Gebäude zu erfinden, das wäre zu viel verlanget.

„Die Formen, sagt der Verf. sind wegen der „mannigfaltigen ästhetischen Kraft, die sie haben, der „hauptsächlichste Gegenstand der zeichnenden Künste.„ Er theilet sie in drey Hauptgattungen ein; in solche, die eine blos körperliche Schönheit haben; hernach in solche, in denen körperliche Schönheit mit Schicklichkeit und Tüchtigkeit verbunden ist: und endlich auch in solche, in denen außer der körperlichen Schönheit und Schicklichkeit auch sittliche Kraft lieget.

Zur zwoten Klasse rechnet er die Baukunst. Er beweiset es aus der Säule. Ihre Verhältniß der Höhe zur Dicke, ihre Verjüngung, der Knauf, der Fuß und die darauf und darunter gelegte viereckigte Tafel ꝛc. sind bey ihrem lieblichen Ansehen, Dinge, die zur schicklichen Tüchtigkeit gehören. Und so kann man ferner erweisen, daß alle Theile der Hauptgebälke eine schickliche Tüchtigkeit darstellen müssen. Welche man auch die scheinbare Festigkeit zu nennen pfleget.

Der Artikel von der schicklichen Tüchtigkeit der Theile in der Baukunst, welche der Autor nur obenhin berühret, oder die scheinbare Festigkeit, wie sie Wolf nennet, verdienet in der That eine genauere Untersuchung; weil sie ein wesentliches Stück der Schönheit ist: und weil die mehresten Baumeister entweder aus Mangel sattsamer Kenntniß oder aus Verachtung derselben, darwider handeln. Ich werde in der Folge Gelegenheit finden, sie anzuzeigen.

Wie sollen denn aber die Hauptformen der Gebäude aussehen? In den guten Zeiten der Baukunst bis mit dem Vitruv bestunden sie in einer edlen Einfalt, nämlich in ganzen, halben und viertel Kreisen und in winkelrechten Figuren. Dennoch wurden sie durch Verhältnisse und Größen, ja so gar durch die Anzahl der Säulen

len ſo charakteriſiret, daß man ihnen von Weitem ihre Beſtimmungen anſehen konnte. In den folgenden verfallenen und gothiſchen Zeiten aber nahmen ſie alle mögliche Formen an. Und ſo lehren noch zu unſern Zeiten ein Boromini, ein Schübler, Briceux und Laugier, daß man alle geometriſche Figuren vom Dreyeck an bis auf den Stern zur größten Schönheit, Abwechſelung und Charakteriſirung der Gebäude gebrauchen und daraus mit Beyhülfe aller möglichen Arten krummer Linien unzählig andere erfinden könne; zum Beweis, daß die ſchönen Künſte keine Grenzen haben, ſondern bis ins Unendliche verbeſſert werden könnten.

Der Verf. hingegen geſtehet in dem Artikel von der Anordnung, „daß die Figur oder die ganze Maſſe „eines Gebäudes ziemlich eingeſchränkt wäre; daß „man nicht wohl andere Figuren wählen könne, als „die aus der viereckigten und runden zuſammengeſetzt „wären. Es iſt eine ungereimte Ausſchweifung, ſagt „er, wenn man einem Gebäude die Figur einer Vaſe, „oder gar, wie ein franzöſiſcher Baumeiſter (Ribart) „ſich hat einfallen laſſen, eines Thieres geben will.„ Die Urſache, warum ein Baumeiſter ſeiner Einbildung nicht den Zügel laſſen ſoll, iſt vernünftig: „Denn die unzählig unnützen Winkel, die eine ſehr zu„ſammengeſetzte und nach Krümmungen gezogne Fi„gur des Ganzen nothwendig hervorbringen, verurſachen unnöthige Unkoſten ſie wieder (in der innern „Anordnung) zu verbergen. Wie es überhaupt ein „großer Fehler iſt, wenn man in Werken der Kunſt „die Aufmerkſamkeit auf Nebenſachen ziehet, ſo iſt es „beſonders in der Baukunſt gegen die Vernunft, wenn „man das Weſentliche eines Gebäudes durch das „Seltſame der äußern Figur verſtecken und einem „Hauſe das Anſehen eines Blumentopfes oder einer „Muſchel geben wollte.

Der Geschmack ist das Vermögen, das Schöne zu empfinden. Der Verf. theilet ihn in den wirkenden und genießenden ein. Der eine gehöret für den Baumeister, und der andere für den Anschauer.

Der Baumeister, dem dieses Vermögen angebohren seyn muß, sammelt nach seiner Empfindung alle das Schöne in der Natur und bringt es in Regeln, seine Gebäude dadurch zu Werken des Geschmackes zu machen, die den Anschauer einnehmen sollen, ohne zu wissen warum. Der Geschmack läßt sich also lehren, wenn der Lehrling das Vermögen hat ihn zu empfinden; außerdem wird er die beste Regel am unrechten Orte anbringen und blos darum wider den guten Geschmack handeln. Sollte daher nicht die Ausübung aller guten Regeln der gesammten Baukunst zugleich den guten Geschmack hervorbringen? wenn die Ausübung einzelner guten Regeln den verschiedenen Nationalgeschmack bewirket? Ja man könnte sogar sagen, daß eine oder die andre Regel der schönen Baukunst, bey diesem oder jenem großen Baumeister zur Lieblingsregel geworden wäre, daran man ihn in seinen Werken erkennet, so wie man einen guten Schriftsteller aus seinen Lieblingsausdrücken erkennen kann.

Der Geschmack herrschet nicht nur über das äusserliche Ansehen eines Gebäudes, sondern er erstreckt sich auch bis ins Innerste desselben.

„Das Haus, in welchem alles, was zur Wohnung „und täglichen Verrichtung dienet, vorhanden ist, „wird dadurch, daß ein Mann von Geschmack alle „diese Theile angenehm zusammen vereiniget, daß er „dem Ganzen ein gefälliges Ansehen, und jedem Theile, „nach Maaßgebung seines Ranges und Orts, eine „schickliche Form giebt, zum Werke der schönen „Baukunst.„ In dem Artikel von der Anordnung, erklärt

erklärt er sich noch besser, wenn er spricht: „Die „erste Sorge des Baumeisters muß auf die Bequem„lichkeit der innern Einrichtung als des Wesentlich„sten, gerichtet seyn; die äußere Figur nach den ein„fachsten Regeln, die aber der innern Austheilung „immer untergeordnet seyn sollen, bestimmet werden. „Ein Baumeister von wahrem Geschmacke wird sel„ten andere, als die einfachsten Formen, des Vier„ecks oder der Rundung wählen, und Sorge tragen, „daß das Ganze mit seinen Nebentheilen auf einmal „in die Augen falle.„

Er beschreibt dann ferner die Hauptformen der Gebäude und fängt vom Würfel an, der sich am besten zu kleinen Gebäuden schickt. Man kann deren einige neben einander setzen; jedoch soll das Haus nicht zu lang gedehnet werden. Die alten Baumeister hatten im Gebrauche, einen oder mehrere Höfe in Gebäuden anzulegen. Allein dadurch wurde allen Seiten des Hofes die Aussicht benommen. Daher ziehet er die französische Art, da ein paar Flügel an der Hauptwohnung verhältnißmäßig hervorragen oder seithalb in gerader Linie fortlaufen, allen übrigen Anordnungen, des Ansehens und der Aussicht halber vor. Er findet auch für gut, daß alle Theile die zur häuslichen Verrichtung gehören, als da sind: Küchen, Ställe, Gesindewohnungen ꝛc. nicht ins Hauptgebäude, sondern vielmehr an andere bequeme Stellen zu Vermehrung der Pracht des Ganzen vertheilet werden sollen.

Darauf folgen die Regeln, wie die Wohnungen nach Stand und Würden sollen angeordnet werden. Dabey er dann die doppelten Zimmer hintereinander mit unzusammenhangenden kurzen Zwischengängelchen und gehlinen Treppen, was die Franzosen double appartement nennen, bestens empfiehlet;

und zum Nachschlagen des du Cerceau Sammlung von Gebäuden, die 1607. herausgekommen sind, vorschlägt. Da aber binnen der Zeit sich die Mode in der Bequemlichkeit sehr geändert hat, so würde ich lieber die große Sammlung neuerlicher Gebäude des Mariette, die der noch lebende Professor Blondel kürzlich mit kritischen Anmerkungen durch den Buchführer Jombert in Paris wieder auflegen lassen, vorschlagen.

Alle oberwähnte gute Einrichtung eines Wohngebäudes soll sich also nach dem guten Geschmacke; das heißt wohl so viel, als nach den modischen Sitten und Gebräuchen der Völker, richten. Verändern sich nun diese, so verändert sich auch jener; mithin ist es immer schwerer, den wahren guten Geschmack der Bequemlichkeit festzusetzen. Da hingegen er noch eher an den Außenseiten bestimmet werden kann.

Die Baumeister glaubten vor diesem: der gute Geschmack der innern Eintheilung eines Hauses bestünde nur darinne, wenn sie alle Zimmer nach einer genauen Verhältniß der Breite zur Länge und Höhe neben einander in gerader Linie legten; daraus dann im obern Geschosse das viele Auf- und Absteigen entstund. Die heutigen Baumeister aber haben die obere Bequemlichkeit dieser eingebildeten Schönheit vorgezogen: und unbesorget über das allzustrenge Verhältniß, haben sie als eine Regel des guten Geschmackes mit Recht angenommen, daß kein Nebenzimmer einerley Größe und Tiefe mit erstern haben solle; sondern, daß das eine schmal und tief ins Gebäude, und das andere lang und schmal gegen die Fenster seyn solle; und daß alsdann die Aehnlichkeit des erstern wiederholet seyn, oder ein Quadratzimmer, oder ein anders abgerundetes darauf folgen müsse.

müsse. Diese Eintheilung kann dennoch nach jeglicher Mode bequemlichkeit statt finden. Man siehet dergleichen angenehme Abwechselung mit Vergnügen in den guten französischen Grundrissen.

Von Anordnung der Außenseiten aber sagt der Verfasser: „Bey diesen kommt es blos auf das gute „Ansehen des Gebäudes an. Die meisten besondern „Regeln, die dabey zu beobachten sind, wird man „in den Artikeln, Symmetrie, Außenseite, Regelmäßigkeit, Verhältniß, Schulenordnung, Gebäude, angeführet finden.„ Den Artikel Außenseite aber finde ich nicht, und die übrigen stehen zu erwarten. Ich will also dasjenige mitnehmen, was der Verf. hier davon saget: Ueberhaupt empfehlen „wir hiezu die möglichste Einfalt nach Maaßgebung „der Ordnung, die man gewählet hat. Diese ist „der größten Pracht nicht entgegen, sondern vielmehr eine Unterstützung derselben. Eine zu große „Mannigfaltigkeit in der Anordnung der Außenseite, „zumal, wenn sie in kleinen Theilen gesuchet wird, „vermindert die Pracht, welche allemal etwas Großes „voraussetzt, und sie zertheilt die Aufmerksamkeit „auf das Ganze. Man kann hierin keine bessere „Muster erwählen, als die Gebäude aus der goldenen Zeit der alten Baukunst.„

Ist das Gebäude groß, so müssen die verschiedenen Haupttheile der innern Anordnung auch eine Verschiedenheit von außen zeigen; der gute Geschmack aber will, daß die Verschiedenheit in wenig aber grossen Partien bestehe; davon die mittlere, wo der Haupteingang ist, durch mehrern Reichthum das Auge an sich ziehen soll. Er will nichtmehr als eine Vorstechung und einen Giebel an einem Gebäude haben. Eine stille Größe, die ohne zu blenden ins Auge fällt, ist auch hier der höchste Grad des Schönen.

Je-

Jedoch verſteht er nicht unter der edlen Einfalt ein mageres Anſehen. Denn ein ſehr großes Gebäude, an deſſen Außenſeite ſich kein Theil vor dem andern ausnimmt und dem es noch darzu an Pracht fehlet, iſt mager. Man darf ſich hier nicht auf die alten Tempel berufen. Sie waren zwar zu ihrer Größe einförmig genung, aber in Anſehung ihrer Säulengänge deſto prächtiger. Und daher ſtehet der Säulengang vor der Peterskirche zu Rom und der an dem Vorhof zu Sansſouci gar nicht mager aus. Die höchſte Pracht kann gar wohl damit beſtehen. Aber eine Außenſeite eines Gebäudes von etliche hundert Fuß lang ohne Unterſchied ihrer Hauptheile, würde ſehr mager ausſehen. Dieſe Unterſcheidung iſt alſo höchſt nöthig; dennoch aber muß ſie dem Charakter des ganzen Gebäudes gemäß ſeyn, dergeſtalt, daß eine Kirche und ein Ballhaus, ein Zeughaus und ein Pallaſt nicht einerley Charakter bekommen.

So vortreflich alle dieſe entwickelte Ideen und gegebene Regeln ſind, ſo finde ich doch bey der Stelle noch etwas zu erinnern: daß die innere Bequemlichkeit, als das Weſentlichſte eines Hauſes, des Baumeiſters erſte Sorge ſeyn müſſe, wornach ſich die Außenſeiten als untergeordnete Theile richten ſollen.

Wahr iſt es, daß man blos um der Bequemlichkeit willen große Häuſer bauet; daß alſo ein Baumeiſter vor allen Dingen an die Eintheilung der Zimmer gedenken ſoll. Allein wenn er auch vor allen Dingen ihre wahre Größe und Verhältniß beſtimmet; ſo werden die Außenſeiten ſchlecht genung ausſehen. Das iſt der Fehler der gothiſchen Bauart, die nach den damaligen Sitten und Gebräuchen höchſt bequem war, von außen aber wegen der zerſtreuten Fenſter deſto ungereimter ausſiehet. Der Griechen und Römer Außenſeiten hingegen waren an Pallä-

ſten

sten von gutem Geschmacke, und ihre Bequemlichkeit, ob sie gleich uns nicht dienen würde, gieng bis zur Wollust. Nichts ist der Veränderung und dem Tadel so sehr unterworfen, als die Bequemlichkeit. Darinne dünkt sich ein jeglicher ein Baumeister zu seyn; und der eine verwirft das, was der andere lobt. *) Ich will also nur so viel sagen: daß die Außenseiten nicht eben so schlechterdings der innern Anordnung unterworfen sind; sondern daß das Innere dem Aeußern gewissermaßen nachgeben muß. Denn es ist niemanden verwehret, ein Gebäude von außen anzusehen, wenigen aber erlaubt hinein zu gehen. Das äußerliche Ansehen soll einem Vorübergehenden einen Begrif von der innern Einrichtung geben; beydes soll einander zusagen. Man soll nicht prächtige Facaden sehen, und wenn man ins Haus tritt, nichts als Elend und Armuth erblicken. Man soll aber auch nicht sagen können: nimmermehr hätte ich geglaubt, daß das gartige Haus inwendig so schön eingerichtet wäre.

Um nun dieses bey neuen Gebäuden zu erlangen: so soll zwar ein Baumeister nach den Absichten des Bauherrn den Grundriß des Hauptgeschosses entwerfen und alle Zimmer nach der gegebenen Anzahl der Fenster, sammt den Sälen, Treppen und Gängen ꝛc. an gehörige Stelle legen und weiter nichts daran thun; sondern sogleich die Außenseiten nach der gefundenen Anzahl der Fenster ins Maaß tragen; wenn Säulenordnungen daran kommen sollen, auch diese berechnen und alles im besten Geschmacke anordnen. Alsdann kann er erst die wahren Maaße und Verhältniße zu seinem Grundrisse finden und die übrigen Kleinigkeiten hineintragen, wornach sich

*) Ich hätte gewünscht, in diesem Werke einen Artikel, Bequemlichkeit, zu finden.

sich dann die obern und untern Grundrisse richten müssen.

Das Aeußerliche ist also dem Innerlichen eines Gebäudes in so ferne untergeordnet, daß man durch dieses die Hauptform und die Anzahl der Fenster bestimmen kann, durch jenes aber die wahren Maaße und Verhältnisse findet. Ein geübter Baumeister wird allemahl Rücksicht auf ersteres nehmen, wenn er seinen Grundriß erfindet; damit er hernach nicht so viel daran ändern darf. Und ein vernünftiger Bauherr wird sichs gefallen lassen, wenn auch sein vorgeschriebener Saal eine Elle länger oder kürzer wird.

Nach einer kurzen Geschichte der Baukunst, wie sie entsprungen, gefallen und wieder empor gekommen ist, kommt endlich der Verf. auf die Eintheilung der Theorie. Er theilet die Regeln derselben in zween Theile ein. In die nothwendigen Regeln, die man nicht ohne anstößige und beleidigende Fehler zu begehen vernachläßigen soll; und in die zufälligen Regeln, deren gänzliche Verabsäumung zwar keinen Fehler veranlassen, aber dennoch einen gänzlichen Mangel der Schönheit hervorbringen. Die nothwendigen Regeln heißen: Richtigkeit, Regelmäßigkeit, Zusammenhang, Ordnung, Gleichförmigkeit und Eurythmie. Die zufälligen Regeln aber haben keinen Nahmen, jedoch sucht er sie durch Beyspiele kenntlich zu machen. Die ersten Regeln außer der Eurythmie, (davon wir in diesem ersten Theile keinen besondern Artikel finden,) werden erst im zweyten Theile vorkommen: und von dem Ebenmaaße sagt er sehr wenig. Die andern Regeln aber beziehen sich blos auf die Schönheit; darunter rechnet er vorzüglich und mit Recht die Verhältnisse, und sagt doch weiter kein Wort darvon, auch nicht einmal im

Gan-

Ganzen, wie groß eine Vorlage ſeyn ſoll; es wäre denn, daß es im Buchſtaben V. noch vorkäme. Er glaubt aber, daß die Baumeiſter darinne zu eigenſinnig wären und dadurch der Kunſt zu enge Schranken ſetzten.

Wenn das wäre, ſo würden ihre Lehren der Säulenordnungen nicht ſo verſchieden ſeyn. Ein jeder tappet noch unter allen Verhältniſſen die ſchicklichſten und beſten zu finden. Die mehreſten in der Abſicht, die Ehre zu haben Säulenſchmiede zu heißen, viele aber auch in wahrer Abſicht, die Kunſt zu befördern; darunter Vignola, Goldmann und Perrault die vorzüglichſten ſind.

Wenn man ferner Acht auf die Vorſchläge hat, die beſten Verhältniſſe unter gewiſſen optiſchen Umſtänden recht verhaltend zu machen; ſo ſcheinet es, als als ob ſie veränderlich genug wären. Aber in der That kann ein Gebäude nach den Verhältniſſen des Palladio eben ſo ſchön, als nach den Verhältniſſen eines Barozio ſeyn.

Das iſt ja doch gewiß, daß die einfachſten Verhältniſſe allemal die beſten ſind; und daß daher meines Erachtens der Verf. es nicht wohl meynet, wenn er behauptet, es ſey ein Vorurtheil, die Dreyſchlitze wie 2:3, und die Zwiſchentiefen wie 1:1, zu machen. Denn erſtlich iſt das Vitruviſche Verhältniß einfacher und beſſer als das Sturmiſche, wie 3:5, und 5:7, auch iſt das Verhältniß der Zwiſchentiefe wie 1:1, ohnſtreitig das allerbeſte. Zudem ſo trägt hier die ſcheinbare Feſtigkeit auch viel zur Schönheit bey; da es ausgemacht iſt, daß hochgezimmerte und nahe aneinander liegende Balken eine ſehr dauerhafte Decke geben. Ich würde alſo eher der Doriſchen Säule bey der Kuppelung, denn das iſt eben der Fall, einen halben Modul mehr Höhe geben und dem

Kranze auch so viel es nöthig wäre zusetzen, als daß ich den Dreyschlitz veränderte. Hier würde es das Auge gewahr werden, in den großen Theilen aber gar nicht.

Noch mehr aber scheint er mir zu irren, wenn er in der Natur ungegründet findet, warum in einem Friese Dreyschlitze, in einem andern aber andere Zierrathen seyn sollen. Das ist Sturms Meynung; darum hat er auch in allen Ordnungen Balkenköpfe angegeben. Niemand wird läugnen können, daß Hauptbalken zur Decke und zum Dache auf einem Wohnhause liegen müssen. Der Bauer läßt ihre Köpfe blos, darum heißt es auch bäurisch, der Bürger läßt sie begypsen und nennet es schön; der Edelmann aber läßt noch Zierrathen darauf machen, und nennt es zierlich. Alle Dreye haben recht. Und so sind die fünferley Arten der Säulenordnungen nach und nach entstanden.

Man siehet gar wohl aus den Ueberbleibseln der ersten Zeiten, daß dergleichen Dinge sehr unbestimmt angebracht worden sind. Nachher aber, da die Baukunst unter gewisse Regeln gebracht wurde, so stifteten die griechischen Baumeister lange vor Vitruven, Ordnung unter den Säulen; sie theilten nämlich die wesentlichen Theile der Festigkeit in Classen, und errichteten dadurch und durch die Verhältnisse die Lehre der drey Hauptordnungen, als der Dorischen, Jonischen und Korinthischen, die sich an Füssen, Stämmen, Knäufen und Simmsen gar sehr von einander unterscheiden, und die man daher nicht wieder untereinander vermengen muß.

Wer nun ganz neue und wesentliche Stücke zur scheinbaren Befestigung und noch bessere Verhältnisse erdenken kann; der hat ohnstreitig eine neue bessere Säulenordnung erfunden. Wollte man aber alle

Theile

Theile zuſammen in eine Ordnung ſchmelzen; ſo entſtünde daraus eine Univerſalſäulenordnung; davon ſchon Sturm in ſeiner ſalomoniſchen oder heiligen Ordnung iſt begeiſtert geweſen.

Alles Uebrige, z. E. die allzueigenſinnige Geſtalt, Eintheilung und Anzahl der kleinen Glieder, beſonders von Sturm, da er blos die Säulenordnungen zuſammengedränget und ihre Glieder überhäufet hat, um ein Plätzchen für ſeine neue zu erhalten; imgleichen Schüblers Schnirkeleyen und andere Dinge mehr, die von vielen mit Eigenſinn behauptet werden, ſind freylich Grillenfängereyen, die zur wahren Schönheit nichts beytragen und auf die kein guter Baumeiſter achten ſoll. Auch iſt nicht zu leugnen, daß zwiſchen zween Verhältniſſen noch andere inne liegen; dieſe kann ein jeder nach Gutbefinden gebrauchen. Man weiß z. B. daß ein Säulenſtamm nicht unter ſiebenmal und nicht über zehnmal ſo hoch ſeyn ſoll, als er dick iſt. Alle Verhältniſſe, die dazwiſchen liegen, ſind gut, die einfachen aber die beſten; und ſo ſoll ein Giebel nicht unter ein Fünftheil und nicht über ein Viertheil der Breite hoch ſeyn. Die architektoniſchen Lehrbücher ſind voll dergleichen Regeln, welche die Kunſt meinem Erachten nach nicht ſo ſehr einſchränken, wie der Verf. meynet.

Ich halte dafür, daß die zufälligen Regeln in nichts anderm beſtehen, als in den Regeln der Schönheit ſelber und in dem genauen Zuſammenhange unter ſich und mit dem Ganzen. In ſo fern kann man von einem Menſchen ſagen: er hat ein regelmäßiges, aber kein ſchönes Geſicht, er ſiehet von weitem beſſer aus als in der Nähe. Das iſt: die Verhältniſſe der Haupttheile des Geſichtes ſind zwar gut; allein ſie nehmen ſich gar zu ſehr aus; ſie ſchmelzen nicht in einander. Es fehlen hier und da angenehme Züge,

Erhebungen und Vertiefungen; die Augen liegen zu flach oder zu tief und haben zu viel oder wenig Oefnung; die Nase ist zu viel gekrümmt oder eingebogen ꝛc. und gleichwohl siehet es nicht häßlich und verzogen aus, mit einem Worte: es ist regelmäßig aber nicht schön. Dieses ist es, was der Verf. auseinander gesetzt zu haben verlanget. Vielleicht thut er es selber in dem Artikel von der Schönheit.

Unterdessen will ich doch einige solcher zufälligen Regeln zu mehrerer Erläuterung anführen, die bisher in der Baukunst für willkührlich sind geachtet worden. Als da sind: diese oder jene Säulenordnung oder gar keine. Säulen freystehend oder angemauert oder nur Pilaster; Säulenstühle oder Zocken; runde oder scharfe Giebel, nur keine gebrochene; winkelrechte gebogene oder runde Fenster; deutsche, französische oder italienische Dächer, oder wohl gar keine.

Alle diese Dinge und noch viele andere mehr, besonders die außerwesentlichen Zierrathen, sind bisher der freyen Wahl eines jeglichen Baumeisters überlassen worden; besser aber wäre es, wenn sie bestimmt würden. Das bäurische Werk, das weiter nichts als große lange Steine vorstellet, ist z. E. etwas sehr willkührliches; man kann es an allen Häusern anbringen und auch nicht, ohne der Schönheit etwas zuzusetzen oder zu benehmen.

Bringt man es an, so muß es schlechterdings am untern und nicht am obern Geschosse geschehen; die Ursache läßt sich aus der Statik erklären; man glaubt alsdann mit Zufriedenheit, das Haus müsse recht dauerhaft seyn. Ist aber dieß Geschoß ganz glatt, und hat nur breite Schäfte, so urtheilet man aus den Schäften eben dasselbige. Daraus kann man die Regel ziehen: daß man an Häusern mit schmalen Schäften im untern Geschosse das bäurische

Werk

Werk anbringen ſoll: an Häuſern aber mit breiten Schäften kann man es halten wie man will. Und ſo muß ſich ein guter Baumeiſter ſelbſt Regeln zu machen wiſſen.

Daher hat der Verf. recht, daß ein guter Baumeiſter nicht nur eine gute Erfindungs-, ſondern auch Beurtheilungskraft haben müſſe. Er beklagt ſich nur: „daß diejenigen, die über die Baukunſt geſchrieben haben, nicht genau genug geweſen ſind, den Unterſchied dieſer beyderley Arten der Regeln zu bemerken, und daher der Baukunſt zu enge Schranken geſetzet haben: und thut anbey Vorſchläge, daß, „wenn die Theorie in ihrem ganzen Umfange vorgetragen werden ſoll, ſo müſſe ſie folgende Hauptſtücke enthalten: 1) Allgemeine Unterſuchung über die Vollkommenheit und Schönheit eines Gebäudes. 2) Regeln über die Anordnung. 3) Regeln über die Eintheilung. 4) Betrachtungen und Regeln über die „Anordnung der Außenſeiten. 5) Betrachtungen „und Beſchreibungen der verſchiedenen Säulenordnungen. 6) Von den kleinen Verzierungen der „Glieder. 7) Von den nothwendigen Verzierungen.„ Das Mechaniſche der Baukunſt übergeht er hier.

Ich habe gleich Anfangs gewünſchet, daß die Hauptregeln der Feſtigkeit nicht ſo ſehr bey der Schönheit möchten ſeyn vergeſſen worden; und ich wünſche es noch mehr, da ich ſehe, daß ſie und die Verhältniſſe in der neuen Theorie der Baukunſt gar keine Plätzchen erhalten ſollen, und die Feſtigkeit blos ſcheinbarlich nicht einmal in dieſem Werke eines Artikels gewürdiget worden iſt.

Es hängen aber alle drey Haupttheile der Baukunſt nämlich die Bequemlichkeit, Schönheit und Feſtigkeit, bey einem vollkommenen Gebäude ganz un-

zertrennlich zusammen: und dieses nicht nur dem Wesen, sondern auch dem Scheine nach.

Die scheinbare Festigkeit läßt sich also gar nicht von der Schönheit trennen; sie macht einen großen Theil des guten Geschmackes aus. Das siehet man an den Säulenordnungen.

Wie wollte man wohl die Außenseite eines Hauses, das keine Spur einer Säulenordnung an sich haben soll, verschönern? Diese Frage kommt täglich vor. Man siehet ihre Beantwortung an Millionen Häusern, aber wie? Die Gothen überspinnen sie mit Filagranarbeit; viele ließen sie mit Geschichten bunt bemahlen; andere behängen sie noch mit einer Menge Tändeleyen; und noch andere fassen sie mit vielen Simmsen und Leistenwerke ein ꝛc. Goldmann und Sturm wusten sich nicht besser zu helfen, als daß sie allen Außenseite unter das Joch der Säulenordnung beugen wollten; so daß ein jeglich Haus gewisse Kennzeichen wenigstens in Simmsen führen sollte, zu was für einer Ordnung es gehöre. Das war ein guter Vorschlag.

Aber auch dieser ist nicht einmal nöthig, wenn man seine Zuflucht zur scheinbaren Festigkeit nimmt. Zocken, Gurte, Simmse, Bäurischeswerk, Fenster- und Thüreinfassungen, Schlußsteine und Verdachungen, Giebelchen darüber und Solbänke mit Kragsteinchen darunter, sammt den Füllungen und Streifen an den Schäften; alle Erhöhungen und Vertiefungen, so daß nicht ein Stein von einer Spanne groß sichtbar ist, der nicht etwas bedeutet, sind so viel wahre als scheinbare Nothwendigkeiten, die zur Struktur des Hauses gehören, und die den guten Geschmack und die Schönheit eines Gebäudes von außen bewirken. Wie will man aber dieses lehren? wenn man die Festigkeit von der schönen Baukunst absondert. Alsdann heißen es zufällige Regeln, die zum

gu-

guten Geſchmacke gehören, ohne die ein Haus nicht ſchön ſeyn kann, und die man den Griechen ablernen muß.

Ich will hierdurch nicht des Verf. zufällige Regeln verwerfen. Ich will ſie vielmehr annehmen; aber ſie lieber nothwendige Regeln der Schönheit, oder des guten Geſchmackes nennen, die gröſsten Theils aus den Regeln der Feſtigkeit hergeleitet werden; ein einziges Beyſpiel kann es erläutern.

Geſetzt, es hätte einer ein neues Haus gebauet, an dem alle die nothwendigen Regeln ausgeübet worden wären. Niemand, auch nicht der Kenner, könnte einen Fehler weder in der Bequemlichkeit noch in der wahren Feſtigkeit daran finden; ich ſetze noch hinzu, daſs die Auſsenſeite in guten Verhältniſſen errichtet, und ſie alſo nicht aller Schönheit gänzlich beraubet wäre. Allein ihre Wand wäre ganz glatt und man ſähe auſser den Fenſterlöchern nicht die allermindeſte Erhebung und Vertiefung an ihr. Würde jemand ſo ein nackendes Haus für ſchön halten? Es würde daher verlanget, der Mahler, der nicht Baumeiſter iſt und vom guten Geſchmacke gar nichts weiſs, ſolle es ſchön bekleiden. Verſteht er aber die gute Baukunſt, ſo kann er nichts daran mahlen, als daſs er die Stücke, daraus es zuſammengeſetzet iſt, oder auch wohl zuſammengeſetzt ſeyn könnte, andeutet. Heiſst denn das nicht, das Haus durch eine ſcheinbare Feſtigkeit verſchönert? Dieſes Beyſpiel kommt täglich bey unſerm heutigen Bauen vor.

Ich habe mich faſt zu lange bey dieſem erſten Artikel aufgehalten, allein er iſt der Grund, worauf alle nachfolgende erbauet ſind. Ich werde ſie daher deſto flüchtiger durchgehen und nur diejenigen berühren, wobey ich etwas beſonders antreffe oder zu erinnern habe. Vorher aber will ich erſt ſagen, was für Eigenſchaften der Verf. einem Baumeiſter zutheilt.

Er fordert von einem, der den Nahmen eines guten Baumeisters in seiner ganzen Bedeutung verdienen will, sehr viel, nämlich: „daß er nicht nur reich an „natürlichen Talenten seyn, sondern auch aus den mehresten Künsten und Wissenschaften viel gelernet haben „solle.„ Das ist mit wenig Worten alles das gesaget, was Vitruv verlanget. Er beschreibt ihn darauf etwas umständlicher, wenn er saget: „Er fordere „zuerst von dem Baumeister eine gründliche und weitläuftige Kenntniß der Sitten und Lebensart der vornehmsten Völker, und desjenigen insbesondere, unter welchem er lebt.„ Und zwar dieses der Lehre von der Bequemlichkeit halber.

Seine Absicht dabey ist sehr gut: er will, daß ein Baumeister durch diese gründliche Kenntniß manche Einwohner zu einer bessern Anlage ihrer neuen Häuser und zu einer bessern und vernünftigern Lebensart leiten möge. O! hätte doch ein Baumeister allemal diese Erlaubniß und müßte sich nicht nach der Vorschrift der Bauherren und der Statuten richten. Wer im ganzen Reiche und in Niedersachsen ein neues Haus anders als gewöhnlich bauen wollte, der würde nicht fortkommen.

Im Obersächsischen und Brandenburgischen aber ist des Herrn Verf. Wunsch bereits erfüllet. Ein Nachbar hat es dem andern nachgethan; und das hat unstreitig sehr viel zur gesitteten Lebensart der Einwohner beygetragen. Und so ist zu hoffen, daß die übrigen Provinzen Deutschlands es auch, obwohl ziemlich spät, nachthun werden.

„Er fordert ferner ein gutes Genie mit einer „gründlichen Beurtheilungskraft verbunden; um sich „in zweydeutigen Fällen selbst Regeln machen zu können: nicht minder einen feinen Geschmack in allen „Arten des Schönen.„

Er

Er soll dann endlich verschiedene mathematische Wissenschaften, das Wesentlichste aus der Kenntniß der Natur, die Mechanik und alle sowohl schönen als mechanische Künste zu Ausführung seiner Gebäude verstehen. Er beweiset den Nutzen davon in der Folge sehr einleuchtend. Die Vorschrift, die ihn zu alle dem leiten soll, ist diese: Er soll durch Erlernung der Historie und der philosophischen Wissenschaften seine Seelenkräfte üben und sich die nöthige Gründlichkeit und Scharfsinnigkeit verschaffen. Er soll von Jugend auf wie der Dichter in Künsten und Wissenschaften geübet werden. Nachdem soll er die Mathematik gründlich studieren; sich auf das Zeichnen legen, als ob er ein Mahler werden wollte, damit er dadurch einen feinen Geschmack für das Schöne bekomme.

Hat er sich dieses Vorhergehende erworben, so muß er die vorzüglichsten Schriftsteller der Baukunst lesen, sich ihre Regeln bekannt machen und nach selbigen arbeiten, dabey er dann die vornehmsten Gebäude Europens in Betracht ziehen soll; und zwar so, daß er aufs Ganze zuerst und hernach auf jeglichen Theil Acht habe, die Verhältniß untersuche und bey sich selbst bemerke, was für Empfindung er darüber hat. Er soll sich dabey aller guten Regeln erinnern und gleichsam fragen: Warum bist du da? wie erfüllest du deinen Endzweck? wie thust du der Bequemlichkeit, Festigkeit und Schönheit Genüge? und dieses ohne Ansehung der Person, es mag es Palladio, das Alterthum oder die Mode gemacht haben; dadurch wird er lernen keinen Fehler zu verzeihen, vielweniger einen zu begehen.

Dieses alles geschiehet vermöge einer Sammlung von Rissen der schönsten Gebäude, Gärten und ganzer Städte. Alsdann soll er nach Italien und Frank-

reich reisen, und daselbst nicht nur einzelne Gebäude, sondern sie im Zusammenhange mit andern und dem Platze untersuchen; damit er die Fähigkeit erlange, ganze Plätze und Städte nach allen guten Regeln anzulegen, und sich den Nahmen eines großen Baumeisters zu verdienen.

„In der Weitläuftigkeit der Talente und der „Kenntnisse eines vollkommenen Baumeisters, und „in der kostbaren Art, sie zu erlangen, sagt er, liege „ohne Zweifel der Grund, warum er seltner als ein „großer Mahler oder Dichter ist.„

Warum liegt es denn in Italien und Frankreich nicht daran? Ich will daher andere Ursachen anführen: 1) Hindert es in Deutschland, daß man die Baumeister zu wenig ehrt, belohnt und gebraucht. 2) An den alten Verfassungen; da der geschworenen Gewerken und der Rechtsgelahrten Aussprüche vor allen Gerichtshöfen gültiger sind, als die Vorschläge des größten Baumeisters. 3) An der eingebildeten hurtigen und wohlfeilen Bauart, die kein rechtschaffener Baumeister unternehmen wird. Daher kommt es, daß selten ein wohlhabender Bürger, geschweige denn ein Edelmann seinen Sohn einen Baumeister werden lässet und wenn er auch das vortreflichste Genie darzu hätte.

O! wenn doch eines Sulzers gerechte Forderungen von dem größten Haufen der Gelehrten Deutschlandes beherziget würden, damit sie es nicht mehr für eine Nothwendigkeit achteten und anprieſen, daß ein Baumeister das schmutzige Maurerhandwerk drey Jahre lang erlerne, weil sonst keiner, der nicht so zu sagen von unten auf gedienet, und das Bauen also gründlich erlernet hätte, nach ihrer Meynung ein Baumeister werden könnte; so würde gewiß der übrige Haufe der sogenannten Ungelehrten von diesem Vorurtheile befreyet werden. So lange aber diese

aus

aus bloßer Unwissenheit widerstreben, so widerstrebt alles den schönen Künsten. Was Wunder aber! da vor hundert Jahren noch die gesammte Mathematik für ein Handwerk geachtet wurde.

Durch Ablegung dieser Vorurtheile nun und durch landesherrliche Verordnungen könnte mit der Zeit die gute Baukunst auch unter uns empor kommen, die Bauherren könnten vor Betrügerey und Schaden bewahret werden, und wir würden mit der Zeit eben so große Baumeister wie andere Länder aus unsern Mitteln erlangen. Kann eine jegliche Stadt ihren vom Landesherrn verordneten Physicus haben, und ist den Quacksalbern das Handwerk geleget worden; warum kann denn nicht auch eine jegliche Stadt ihren verordneten Baumeister haben? unter dem alle zum Bau gehörigen Werkmeister stehen.

Alsdann würden sich viele auf die Baukunst legen, wenn sie ihr Fortkommen darinne sähen. Wir würden auch dadurch eine Menge gelehrter Baumeister erlangen, wenn die Mauermeister in wichtigen Fällen nicht ohne Zuziehung eines Baumeisters bauen dürften.

Das Wort Alkoven leitet der Hr. Verf. aus dem arabischen El-Kauf her. Das ist was Neues. Es muß also dieses auch eine morgenländische Bauart seyn, die bis auf uns gekommen ist. Der jüngere Plinius beschreibt seine Schlafzimmer auf seinen beyden Landgütern, als ob sie große Alkoven gewesen wären. Sie lagen nämlich in der Gedult, das ist: kein helles Tagelicht konnte man darinne sehen und kein Lermen und Geschrey des Hauses konnte man darinne hören; sie stießen an die Wohnzimmer vielleicht seitwärts an, und waren von ihnen mit durchsichtigen Thüren oder Vorhängen abgesondert. Die Alten brauchten sie zur bequemen und gesunden Ruhe; wir aber brauchen sie aus Ersparung des Raumes und machen

machen blos Winkel zu Alköven, darinne man erſticken möchte.

Aus dem Artikel von der Anordnung habe ich ſchon das Vorzüglichſte angeführet; das übrige iſt wahr und gut.

In dem Artikel Attike aber finde ich wieder eine Zweydeutigkeit. Der Verf. ſagt: Es kämen in der heutigen Baukunſt zweyerley Attiken vor; entweder über dem Hauptgeſimmſe, da man ſie mehr zum Dache als zum Körper des Gebäudes rechnen könnte; oder unter dem Hauptgeſimmſe, da ſie ein wirkliches Stockwerk ausmachten; auch pflegte man zwiſchen zwey Hauptgeſchoſſen ein Attike einzuſchalten.

Unter den Baumeiſtern heißt nur Attike das kleine Geſchoß das über dem Hauptgeſimmſe ſtehet: oder wohl gar nur eine kleine mit Pfeilern verſehene Mauer, höher als ein Bruſtgeländer, die zur Verdeckung eines hohen Daches dienet. Ein niedriges Stockwerk aber unter dem Hauptgeſimmſe, das über einem hohen Geſchoſſe für Bediente ꝛc. angeleget iſt, heißt ein Halbgeſchoß. (Mezanin). Ein niedriges Stockwerk, das zwiſchen zwey großen liegt, ein Zwiſchengeſchoß. (Entreſol) Und das niedrige Stockwerk, das gleich am Fuße des Hauſes liegt, nennen ſie ein Kellergeſchoß. (Souterrain.)

Vielleicht kommt der Irrthum daher, weil man zwiſchen zwey übereinander ſtehenden hohen Ordnungen den Raum der Säulenſtühle hat nutzen wollen, ſo wie viele den Raum eines hohen Gebälkes ebenfalls zu nutzen pflegen, und daher viereckigte Fenſter herausgehen laſſen, dergeſtalt, daß ſie zwiſchen zwey Arten der Pfeiler nämlich den Säulenſtühlen und ihren kleinen Ober- und Unterſimmſen ſtehen; ſo hat es ſo ziemlich das Anſehen einer Attike erhalten; wahre attiſche Pfeiler aber zwiſchen zwey Ordnungen einzuſchie-

schieben, wäre ein groſser Fehler; und könnte man hier mit Wahrheit sagen, die obern Säulen giengen auf Stelzen. Ueberhaupt sieht die wahre Attike nur wie eine Nothhülfe aus, nicht anders, als ob man mehrern Raum in einem alten Hause gesuchet, und sich nicht besser zu helfen gewuſt hätte, als daß man unterm Dache noch etliche Wohnungen hätte anlegen müssen. Das geschiehet heutiges Tages vielfältig. Und so mag es vor Alters in Griechenland auch geschehen seyn. Daher nennet Vitruv diejenigen, die sie angeben, Dachbauer, und will übern Hauptgesimse kein ferneres Geschoß dulten. Die Attiken waren auch nur über den Siegesbögen und zur Standhöhe der Kuppeln erlaubt und hatten keine Fenster, sondern Füllungen und Tafeln zu halberhabner Arbeit und Aufschriften; ja man hatte ihnen zu Gefallen eine besondere Art von Pfeilern mit einem der schönsten Füße, und einem aus der Dorischen und Korinthischen Ordnung zusammen gesetzten Knaufe erdacht, und darüber den Kranz unmittelbar auf den Unterbalken gelegt; daraus dann einige Schriftsteller eine ganz besondere attische Ordnung haben machen wollen.

Bey dem Artikel Balkon sagt er, daß die Balkons entweder frey auf Kragsteinen, oder aber auf Säulen, Termen oder Caryatiden gesetzet werden. Ich wollte, daß er beyde letztere gar weggelassen hätte. Hernach zeigt er, wie ungereimt es ist, wenn man, um das Portal zu erhöhen und die Einfahrt nicht zu verfinstern, den Unterbalken zwischen den Säulen ausschneidet: und schlägt vor, es lieber beym Unterbalken bewenden zu lassen, oder den Fries und Kranz ins Geländer zu bauen. Ich würde lieber vorschlagen, das untere Stockwerk gleich so hoch anzulegen, damit das Portal seine richtige Höhe bekäme, und

der Kranz bis an den Fußboden des folgenden Stockwerks langte.

Von Bogenfenstern sagt er: man fände wenig Beyspiele, daß die Alten kleine Oefnungen als Thüren und Fenster überwölbet hätten. Man weiß aber fast gar nichts von den Aussenseiten ihrer Häuser. Vielleicht bringt sie die Entdeckung von Pompeja an den Tag. Die heutigen Baumeister aber bedienen sich der Bogenfenster zur Abwechselung und Schönheit. Wenn man daher im ganzen untern oder Erdgeschosse die Fenster samt der Thür oder dem Thorwege mit einem flachen Bogen schließt; so siehet der Unterbau des ganzen Hauses von außen gleich gewölbt und dauerhaftig aus. Eben dieses Ansehen hat das obere Halbgeschoß, daß es im Stande sey, die schwere Last des ganzen Daches zu tragen. Die Fenster der mitlern Geschosse hingegen können gerade Sturze bekommen; ja es wäre nicht einmal eine Ursache vorhanden, warum man sie gebogen, und die untern und obern gerade machen wollte.

Wenn aber im Mittel des Hauses sich ein Saal etwas erhebt, so muß er nothwendig breitere, folglich auch höhere Fenster als das Zimmer haben. Springen nun diese stufenweis mit geraden Sturzen in die Höhe, so setzen sie sich von jenen zu jählings ab; am besten ist es also, daß sie sich gebogen erheben und dadurch eine Abwechselung von geraden und krummen Linien machen. Warum werden denn nicht die Siegesbögen mit zwey geraden Laufthüren darneben getadelt? Und sollte man nicht vielmehr diese Abwechselung als einen Zusatz der neuern Baumeister wie die gekuppelten Säulen, Geländerdocken, Camine ꝛc. loben, als tadeln? Wenn alle übrige gothische Arten, z. B. die Bögen spitzig zu machen, und sie auf Kämpfer zu

setzen,

ſetzen, die gröbſten Fehler der ſchönen Baukunſt verbleiben.

Bey der Lehre von Bogenſtellungen ſagt der Verfaſſer: daß das beſte Verhältniß der Oefnung im Lichten bis unter dem Bogen wie 1 : 2 ſeyn ſoll; das iſt die alte Lehre: und gleichwohl verhält ſich ſeine Oefnung in dem darnebenſtehenden Holzſchnitte wie 4 : 9. das iſt die neue Lehre. In der That ſiehet das erſte Verhältniß, beſonders bey Glaßthüren, wegen der hölzernen Brüſtung oder Zocke, und des durchlaufenden Kämpfers zu weitſperrig aus; daher haben die neuern franzöſiſchen Baumeiſter der Höhe der Arkaden $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{3}$, bis höchſtens einen halben Theil ihrer Breite zugeſetzt. Und damit der halbe Circulbogen auch nichts verlieren ſollte, ſo haben ſie den Kämpfer um ſo viel, als er ausladet, herunter gezogen. Alle das thut eine gute Wirkung in den Augen, ob man gleich kein Beyſpiel aus dem Alterthume anführen kan. Noch iſt dabey zu erinnern, daß wenn zwey bis drey Bogenſtellungen übereinander kommen ſollen, man lieber auf das Verhältnis der Arkaden als der Nebenpfeiler Acht haben, und daher nicht weite und noch weitere Oefnungen übereinander ſtellen ſoll; ob es gleich die Alten auch nicht gethan haben. Wie würde das bey einem gemeinen Bürgerhauſe ausſehen? wenn die Fenſter durch alle Geſchoſſe immer weiter und weiter werden ſollten? geſchweige denn an einem Pallaſte.

Der Artikel von Caminen iſt mehr mechaniſch als äſthetiſch abgefaßt. Aber dieſes iſt auch in der That das allernöthigſte. Denn was hilft einem ein ſchöner Camin, der da raucht und nicht wärmt. Er ſchlägt alſo mit Grunde vor, daß die Feuereſſe über dem Camine ins enge gezogen und wieder erweitert ſeyn ſoll. Das würde aber nicht durchgängig helfen,

wenn

wenn die Feuermauer nicht gut geführet wäre, oder sich sonst beym Ausgange Hindernisse ereigneten. Vom Rauch vertreiben ist schon viel geschrieben worden. Und im ersten Theile der Schriften der Leipziger ökonomischen Societät ist die neueste Abhandlung darüber zu lesen. Es würde auch des Hrn. Verfassers Vorschlag, daß man den Schornstein eines Camins nicht in die Dicke der Mauer, sondern der Wärme halber vorlegen müsse, des Mistandes halber, keinen Beyfall finden; zumal da man schon andere Hülfsmittel hat, ein Zimmer durch einen Camin so gut wie durch einen Ofen zu erheizen. Von den Verzierungen eines Camins sagt er weiter nichts als dieses, daß ein verständiger Baumeister zwischen dem schweren Geschmacke der vorigen Jahrhunderte und allzugeschnörkelten der neuern Zeiten die Mittelstraße halten solle. „Einfache Gewände, ohne viel „Glieder, und ein gerader, mit einem guten Simms „versehener Sturz darüber, ohne alles Schnitzwerk, „ist ohne Zweifel das schicklichste darzu.„ Würde man wohl in einem Putzzimmer damit zufrieden seyn? Mich dünkt es, als ob die Camine mehr zum Hausrathe als zur Baukunst gehörten. In Frankreich nimmt man ihre Verkleidung, die öfters nur aus Holz bestehet, mit, wenn man ausziehet; und daher sind sie in neuern Zeiten gar zu sehr der Mode unterworfen gewesen.

Die Dächer hält der Verfasser für keine Schönheit eines Gebäudes, sondern für ein nothwendiges Uebel desselben. Er sagt, daß in Egypten und andern türkischen Provinzen, er hätte auch sagen können im Untertheile von Italien und andern Orten Europens, wo kein großer Regen fällt, auch keine Dächer nöthig wären. Allein man findet doch, daß der größte Theil von der bewohnten Welt die Dächer nöthig

thig hat; nichts können die Altane eher eine Zierde me von Dächern ſeyn. Ja es haben ſogar die Erfinder der ſchönen Baukunſt, nämlich die Griechen, das Dach für ein weſentliches Stück eines Hauſes geſchätzt, ſonſt würden ſie nicht die Giebel und Sparrenköpfe der korinthiſchen Ordnung zur groſſen Schönheit angenommen haben, die uns ſelber noch gefallen. Bey alle dem aber iſt es eine groſſe Frage, wie ſich ein Baumeiſter verhalten ſoll? ob er unter einem Altane die Sparrenköpfe an der korinthiſchen Ordnung anbringen oder weglaſſen ſoll? Ich würde ſie beybehalten, um die Ordnung nicht zu verſtümmeln; und weil es ziemlich wahrſcheinlich iſt, daß hinter dem Bruſtgeländer ſich noch ein ſehr flaches Dach erheben kan, das man aber nicht ſiehet, ſondern nur das Daſeyn aus den Sparrenköpfen ſchlieſſet. Allein wenn man nebſt dieſen auch im Mittel einen Giebel vor den Altan ſetzen wollte; ſo würde es wie ein abgebranntes Dach ausſehen, davon der Giebel wäre ſtehen geblieben. So ſiehet die ſonſt ſchön erbaute Orangerie zu Caſſel aus.

Das nothwendige Uebel muß man ſuchen ſo ſchön als möglich zu machen. Darinnen haben die heutigen Franzoſen einen großen Vorzug mit ihren Mansarden. Man ſiehet die artig geſchweiften Hauben ihrer Pavillons mit Vergnügen. Und wenn man ſie weglaſſen wollte; ſo würde ein groſſer Theil ihrer Schönheit wegfallen. Man könnte alſo auch ſagen, eine Kuppel ſey ein nothwendiges Uebel auf einer Kirche. Man laſſe ſie aber nur weg und mache die obere Decke ganz platt, ſo wird man ſehen, wie mangelhaft ſie ausſiehet. Nur die gar hohen deutſchen Ziegeldächer machen den gröſten Misſtand. Dieſe können der ſchlechten Ziegel halber nicht ſtumpfer als ein Winkel von 90°. ſeyn. Und wenn die Deutſchen

verfahren, an dem allernöthigſten zu ſparen und die Ziegel noch wohlfeiler aber auch ſchlechter zu brennen; ſo werden ihre Dächer zuſehends in der Höhe wachſen müſſen. Die Dächer alſo von mehr als 120 Graden, die der Verfaſſer anführet, müſſen ſehr gute Ziegel gehabt haben; oder werden ſehr bald ſchadhaft werden. Außerdem kan man unter jeglichem Himmelsſtriche die Dächer ſo flach machen, als man will, wenn man ſie mit ſtarkem Kupfer beſchlägt.

Die Artikel Decke, Deckengemälde, Denkmal, ſind ſehr gut abgefaßt. Bey der dickſäuligen Art zu bauen, glaubt der Verfaſſer, die Alten müßten eine andere Abſicht als die Feſtigkeit ihrer Gebäude gehabt haben. Vitruv will, daß bey einem dikſäuligen Werke die Säulen nicht weiter als ein und ein halb mal ſo weit von einander ſtehen ſollen, als ſie ſtark ſind. Das ſiehet nun freylich ziemlich waldmäßig aus: und konten die Alten wohl ſich etwas düſteres und feyerliches darunter vorgeſtellet haben; wie denn auch alle ihre Tempel keine Fenſter hatten. Allein es mag wohl eher in den erſten Zeiten die Feſtigkeit, nicht ſo wohl des ganzen Gebäudes, ſondern des ſchweren Gebälkes, die Haupturſache des dikſäuligen Werkes geweſen ſeyn. Sie traueten nämlich anfangs ihren Steinen nicht, ſo wenig als wir den unſrigen trauen, daß ſie freyſchwebend von einer Säule zur andern tauſend Jahre lang halten ſollten. Bis ſie endlich Marmor darzu nahmen, den Steinſchnitt nach Winkelmanns Meynung erfunden, und es nach und nach wagten, die Säulen bis auf 4. Säulendicken weit auseinander zu ſtellen. Vitruv ſagt es ja im zweyten Cap. des dritten Buches ſelber: weil ſie befürchteten, der Unterbalken, den ſie damals aus einem Steine machten, möchte brechen. Weiter aber ſind die Alten niemals gegangen, ſonſt wür-

den sie das ganze Gebäude geschwächet und zugleich wider die Schönheit gehandelt haben. Machet denn also die scheinbare Festigkeit nicht einen grossen Theil der Schönheit aus? die wir an den alten Tempeln bewundern? da die heutigen Stümper von deutschen Baumeistern sichs für kein Gewissen halten, blos an beyde Eckschäfte eines Hauses Wandpfeiler, zweymal so weit als sie hoch sind, aus Ersparniß von einander zu setzen, und dies unter dem Namen einer gewissen Ordnung zu verkaufen.

Die Artikel Dielenköpfe, Dorische Säule und Dreyschlitze will ich zusammen nehmen, weil sie zusammen gehören. Von den Dielenköpfen sagt der Verfasser, daß sie ein Zusatz der neuern Baumeister bey der dorischen Ordnung wären, und auch wohl an andern Gebälken vorkämen. Sie stellten vorragende Dielen der Decke vor, so wie die Modillons der korinthischen und römischen Ordnung Sparrenköpfe vorstellten. Hier ist folgendes zu bemerken: Erstlich sollen sie blos an der dorischen Ordnung und an keiner andern vorkommen: damit eine jegliche Ordnung ihre zur Struktur des Gebäudes gehörigen Theile insbesondere haben möge. Zweytens, sind die Modillongs der römischen Ordnung für keine Sparrenköpfe oder deren Anschieblinge zu halten, weil sie ihnen nicht ähnlich sehen, sondern sie sind vielmehr als Kragsteine zu achten, die die weit vorspringende Hauptplatte tragen sollen; und daher sollen sie als ein wesentlich Stück dieser Ordnung betrachtet und bey keiner andern angebracht werden. Man siehet daraus, wie schwer es schon damals gehalten hat, die Lücken der alten schönen Baukunst auszufüllen. Wer sollte sich wohl unterstehen, eine neue Ordnung zu erfinden.

Die dorische Ordnung hält der Verfasser für die älteste: und nach dem Vitruv ist sie es auch. Al-

lein es hat Pokok in Egypten ähnliche Endeckungen gemacht, und ich führe das kostbare Werk der Sammlung hetrurischer Gefässe des Hamiltons, zu Neapolis herausgekommen, an, darinne die toskanische Ordnung schon vorkommt; ja ich finde daselbst schon Spuren von Zweyschlitzen, als ob es Beilhiebe wären, am Unterbalken angebracht: über das noch, so liegt der Kranz gleich unmittelbar auf dem Unterbalken. Wer die alte Geschichte weiß, wie großsprecherisch die Griechen waren, der wird auch wissen, daß die Hetrurier die Künste schon ausübten, da die Griechen noch ungesittet waren. Die Griechen haben wohl das wenigste erfunden, dessen sie sich rühmen, wohl aber alles verbessert und zur höchsten Stufe der Vollkommenheit gebracht. Und so wird es auch wohl mit ihrer dorischen Ordnung ergangen seyn. Sie rückten nämlich den Unterbalken und Kranz der hetrurischen Ordnung aus einander, legten Balken darzwischen und ließen ihre Köpfe sehen. Mit einem Worte, sie machten nur eine bessere und dauerhaftere Decke. Das war ihre ganze Erfindung, die immer nach und nach von ihnen selbst verbessert worden ist. War aber die hetrurische Erfindung, da man die Balkenköpfe gleich über dem Unterbalken schief abgehauen herausgehen ließ, und ein Bret daran schlug, so wie es unsere Bauern machen, nicht einfacher? als daß man in der Folge die Balkenlöcher verstopfen und vor die Balkenköpfe Breter oder Baumrinden mit einer obern und untern Latte befestigen mußte? damit sie vor der Feuchtigkeit bewahret wurden; und die dennoch von der Sonne Spalten und Risse kriegten; denen vorzukommen, man die Dreyschlitze erfunden hat. Die Balkenlöcher pflegt man noch heutiges Tages über den Kühställen an vielen Orten Deutschlandes, der Dunst wegen offen zu lassen: in den alten

Tem-

Tempeln war es vielleicht des Lichtes halber auch nöthig, da sie keine andere Oefnung als die Thüre hatten. Und Blesendorf, der Baumeister des Mühlendams zu Berlin, der, wie der Verfasser anmerkt, in der mit dorischen Säulen gezierten Mühle die Metopen offen gelassen hat, hat es gethan, daß der Mehlstaub dadurch wegziehen soll. An Palläſten und Kirchen aber wäre es sehr unnöthig, ja noch darzu häßlich, wenn man in einem Gebälke eine Menge Taubenhöhlen sehen sollte. Man mauert sie also zu: und da die Dreyschlitze ohnedem den Borten reich genug verzieren, so ist es unnöthig, Schnitzwerk in den Zwischentiefen anzubringen, ob es gleich die Alten gethan haben.

In Ansehung der dorischen Säulenweiten läßt der Verfasser dem Goldmann recht. Das ist aber nur zu verstehen in sehr bestimmten Fällen. Denn wenn die Höhe der dorischen Ordnung und die Breite des Raumes zugleich gegeben sind, so kan man sich nicht anders als durch Veränderung der Verhältnisse des Dreyschlitzes helfen. Wenn aber eine Kirche oder Pallaſt auf einem freyen Platze soll erbauet werden; so kommt es ja nicht auf etliche Füsse in der Länge, Breite oder Höhe an, um des Vitruvs Verhältniß, als das beste beyzubehalten. Uebrigens ist die dorische Ordnung als eine vermehrte und verbesserte toskanische Ordnung, keinesweges aber die toskanische als eine verschlimmerte dorische Ordnung zu achten. Zu des Vitruvs Zeiten war die toskanische noch nicht so ausgearbeitet, wie sie heutiges Tages ist. Man siehet an ihren hölzernen Unterbalken desto deutlicher ihren Ursprung; den man auch an der dorischen, aber mit mehrern Zusätzen wahrnimmt. Um deswillen herrschet noch in der dorischen eine edle Einfalt und Gröſse, die die folgenden Ordnungen durch noch mehrere Zu-

sätze und Ausschmückungen verloren haben. Und daher haben sie die Alten schon die männliche Ordnung genennet, zum Unterschiede der jonischen und korinthischen, die da weiblich und jungfräulich hießen.

Die gröste Schwierigkeit bey Austheilung der dorischen Ordnung, man mag nun ein Verhältniß zum Dreyschlitze erwählen, welches man will, bestehet in der Verkröpfung des Gebälkes. Viele setzen halbe und viertel Dreyschlitze in die eingehenden Winkel; manche brechen den Dreyschlitz gar; andere verlangen, daß ein ganzer Dreyschlitz in den Winkel anstossen soll; noch andere wollen zwey ganze Metopen zusammen stossen lassen; und noch andere wollen die Metope in Winkel brechen. Die letztern haben recht. Denn um aus der ganzen Sache zu kommen; so darf man sich nur ein Gatter von lauter kleinen Viereckengleicher Größe machen lassen; so waren die Felderdecken der Alten übers ganze Haus beschaffen; aus diesem Gatter schneidet man grosse und kleine Ecken und Löcher hinein; so wird man sehen, wie überall, von außen und innen die Köpfe hervorragen: und daß allemal zwey ganze Metopen im Winkel zusammen stossen, wenn der Balken am äußern Rande der Eckſäule, wie vor Alters aufliegt. Da er aber nach der verbesserten Baukunst mitten auf der Säule liegen soll; so gehet so viel von den Winkelmetopen ab, als das Streifchen neben dem vordern Dreyschlitze beyträgt. Auf solche leichte Art berechnet man die dorische Ordnung, davor sich so viele Baumeister fürchten, als ob sie in einer geraden Linie fortlief; und zeichnet alsdann, wo es nöthig ist, die Verkröpfungen hinein. Vitruv macht nur Schwierigkeiten bey Formen die nicht winkelrecht, oder wohl gar gebogen sind. Bey dergleichen Formen kan weder diese noch eine andere Ordnung, außer die toskanische, ohne Feh-

ler

ler angebracht werden. In halb und ganz cirkelrunden Formen aber gehet es noch eher an; und daher hätte Bernini die Dreyschlitze an den Säulengängen vor der Peterskirche zu Rom nicht weglassen sollen.

Bey den Fenstern hat der Verfasser überhaupt viel Gutes gesagt, was noch nicht davon ist gesagt worden. Ueber die Höhe zur Breite hat er nur so viel anzumerken gefunden, daß diejenigen Fenster am besten stehen, welche ohngefähr halb so breit als hoch sind. Merklich höher und merklich niedriger sollen sie nicht seyn; jedoch läßt er viereckigte Fenster in Halbgeschossen noch zu. Auch sollen die Schäfte nicht schmäler als das Fenster, wohl aber breiter seyn: und zwischen zwey Geschossen soll allemal eine hinlängliche Masse Mauer zum Verdachungen bleiben, ohngefehr so hoch als ein Fenster ist. Er sagt aber nicht die Ursachen, warum es so seyn soll. Ich will sie nachholen. Die Ursache, warum die doppelt so hohen als breiten Fenster gut lassen, macht das Verhältniß wie 1 : 2. Sie sollten alle so seyn; allein die höhern rühren theils von dem hohen Hauptgeschosse, da man die gezierten Decken nicht durch allzuviele Mauer über den Fenstern verfinstern will, und theils von der französischen Art her, die Fenster bis auf den Fußboden herunter gehen zu lassen. Diese Art ist der alten römischen, da die Fenster hoch stunden, daß man nicht hinaus auf die Straße sehn konnte, ganz entgegen gesetzt, die ein besseres Licht in die Zimmer brachte und die Bewohner vor allzugrosser Neugierde und dem Müssiggange bewahrte. Es ist also heutiges Tages noch nicht genug, daß man durch sie hinaussehen kan, wenn man an ihnen stehet oder sitzet; sondern man will in Frankreich auch mitten im Zimmer sehen was unten auf der Straße vorgehet. Wäre

es in Deutschland nicht zu kalt, so machten wir diese Mode gerne nach. Zum wenigsten müssen sich die Verzierungen der Außenseiten darnach richten, daß ja kein Theil zu weit vorspringt, damit man nicht vorbey, und längsthin aller Häuser die ganze Straße übersehen könne. Diese eingebildete Bequemlichkeit ist die mehreste Ursache, warum kein Wandpfeiler mehr als zwey bis drey Zolle vortragen darf: und an Säulen im Mittel ist gar nicht mehr zu gedenken; dadurch sehen eben die heutigen Gebäude nicht kräftig genung, sondern bloß wie ein flaches Gepräg aus. Noch ist bey den Schäften dieses zu erinnern: daß sie nicht nur des schönsten Verhältnisses wegen, der Fensterbreite gleich seyn sollen, sondern auch der scheinbaren Festigkeit halber. Denn wenn eine Wand gar zu sehr durchlöchert ist, so sieht sie schwach und baufällig aus. Ist aber die Stärke der Schwäche gleich, so glaubt man, daß sie bestehen möge: und ist die Stärke der Schwäche überlegen, so hat man an ihrer Dauer gar nichts auszusetzen; daher gefallen die holländischen Häuser, die wie Laternen aussehen, nicht, weil sie zerbrechlich lassen. Eben dieses läßt sich auch von der vollen Mauer zwischen zwey Gesthossen sagen, daß sie gut aussiehet, wenn sie der Schafbreite gleich und durch alle Stockwerke gleich groß ist; dieses haben die Baumeister noch nicht recht untersucht. Bey der Figur der Fenster giebt der Verfasser zu, daß sie gebogene Stürze, nur nicht im halben Cirkel haben können, wiewohl die mehresten Stimmen der Kenner aufs viereckigte giengen. Man kan eigentlich nicht sagen: ob die geraden oder gebogenen Stürze die besten sind. Die Liebhaber der erstern berufen sich aufs Alterthum: und die Italiener ziehen noch heutiges Tages dieselben den gebogenen vor. Die Vertheidiger aber der letztern berufen sich

auf

auf die Structur der Mauren und auf die Regeln der Festigkeit. Da findet man dann, daß kein gerader Sturz ohne überwölbten Bogen dauern kan. Ist er so sehr nöthig; warum soll man ihn nicht bey gewissen Fällen der scheinbaren Festigkeit halber stehen lassen? Man kann zwar auch scheidrecht wölben; das ist wahr; allein dieses giebt die schwächsten Bögen; da hingegen der Cirkelbogen der stärkste ist, und also wohl bey weitern Oefnungen kan gebrauchet werden. Der ganze Streit läuft endlich darhinaus: ob eine gerade Linie schöner aussiehet als eine krumme? Dieses kommt auf den Liebhaber an; da aber beyde der Sache gemäß sind, warum soll man nicht beyde zur Abwechselung gebrauchen? Aus dieser Untersuchung des geraden und gebognen Sturzen läßt sich ferner erklären, daß die kleinen Giebel über den Fenstern erlaubt sind, die der Verf. aber nicht für schön hält, jedennoch bey breiten Schäften zulassen will: und ob es ein Fehler sey, gerade Simmse über runde Sturze anzubringen? Die er verwirft. Wenn man ja einen geraden Sturz über einer Oefnung ohne Bogen versichern will; so muß man zwey bis drey lange Steine über einander legen, damit wenn einer bricht, die andern doch halten. Das geschiehet bey allen Gebälken der Säulenweiten. Oder man stemmet über den ersten oder andern Stein, noch zweene Steine gegen einander wie Sparren. Diese doppelt und dreyfach übereinander liegende und gegen einander strebende Steine, dienen nicht nur zur wahren Befestigung, sondern auch, wenn man den obern vorragen lässet, zu einem Schirmdache des Fensters; wie denn auch dieser Simmse eine Verdachung genennet wird. Mithin sind sowohl die geraden als gegiebelten Fenster- und Thürverdachungen bey gehörig starken Schäften zur Abwechselung

erlaubt. Dahingegen es eine Einfalt wäre, wenn man das Gegentheil machen, und einen an sich selbst gebogenen Sturz mit einem einzigen langen geraden Steine noch dauerhafter machen wollte; und daher sind gerade Verdachungen über gebogenen Sturzen fehlerhaft, am allerfehlerhaftesten aber sind sie über den Cirkelbögen. Alles was man bey diesen thun kann, ist dieses: daß man über gebogene Sturzlieder gar keine Verdachungen machet, oder daß man sie ebenfalls rund laufen lässet, weil sie alsdann eine doppelte und dreyfache Ueberwölbung vorstellen und der scheinbaren Festigkeit wohl zu statten kommen.

Als etwas sehr ungereimtes führet er noch die Säulchen an den Fenstergewänden an, die Michael Angelo und Palladio eingeführet haben, die an den großen Fenstern des Berliner Schlosses und neuerlich an der katholischen Kirche zu Dreßden nachgemachet worden sind. Niemals soll sich ein Baumeister auf das Ansehen eines andern verlassen, wenn er nicht Grund dazu hat. Die Säulen sind an und für sich selbst mächtige Stützen, die eine große Last tragen sollen; und da man andere Mittel hat, geringe Lasten zu unterstützen, ohne daß man überall junge Säulchen darunter setzen darf; so muß man nicht mit so einer ernsthaften Sache spielen. Ich will hierbey noch einen Vorschlag berühren, den der Verf. thut. Er will, daß alle Arten der Fenster zum Behufe aller Gebäude unter viererley Ordnungen gebracht werden sollen. Warum soll man sie nicht bey der alten Eintheilung der fünferley Säulenordnungen lassen? die von Vitruv an bis hierher alle Baumeister führen? Der Hr. Verf. fühlt hier etwas Gezwungenes. Er will das Joch der Säulenordnungen von ihnen abschütteln; und das soviel mich. Denn warum sollen denn ausser dem Hauptgebäude des Hau-

ses

ses die Fenster- und Thürverdachungen auch Dreyschlitze, Zahnschnitte und Sparrenköpfe zeigen? Will man dadurch ein dorisches Gebäude noch dorischer machen? so wie die Gothen den Einfall hatten, an einer verstümmelten korinthischen Säule junge Säulchen auszuhauen, um sie erst recht korinthisch darzustellen. Die Lehre der Fenster und Thüren ist eine der schwereſten in der Baukunst, und verdiente wohl insbesondere, und zum Gebrauche der Häuser, die kleine Säulenordnungen haben sollen, abgehandelt zu werden. Man hat zwar Sammlungen genug in Kupferstichen; Falsch hat allein hunderterley Thüren und Fenster herausgegeben; davon kann man sich eines auslesen: und das geschiehet auch. Aber das kommt mir eben so vor, als wenn man eine schöne Nase von einem Portraite ausschneiden und sie auf ein anderes kleben wollte. Fenster und Thüren sind wesentliche Theile eines Hauses, und müssen im Zusammenhange der ganzen Außenseite dem Charakter gemäß verzieret werden; daher ist es nicht gleichgültig überall Kragsteine, Verdachungen, Giebelchen ꝛc. anzubringen. Oefters bringt die Verbindung mit dem Ganzen neue regelmäßige Verzierungen hervor; alsdann sind es Fenster, die unzertrennlich zum Hause gehören; und so soll es auch seyn. Ob also die viererley Fensterordnungen hinlänglich seyn möchten, die Sache ins Licht zu stellen, daran zweifle ich. Uebrigens verdienet dieser Artikel, von allen kleinen Baumeistern beherziget zu werden.

Der Artikel von der Gartenkunst ist werth, daß er ganz insbesondere betrachtet wird. Es ist eben nicht so lange, daß der Ruf der englischen Gärten zu uns gelanget ist; wenigstens haben wir uns nicht so viel daraus gemacht. Seitdem aber ein kleines Werk: Betrachtung über das heutige Gärtenwesen

weſen durch die vortrefliche Ueberſetzung des Herrn Profeſſor Zeihers, unter uns bekannt geworden; ſo wollen wir aus blindem Eifer alle unſere Luſtgärten ausrotten. Der große Eifer rühret blos von einem Misverſtändniß, und von der Vermiſchung einer Gegend und eines Garten her. Wer wird denn läugnen, daß eine ſchöne Gegend nicht reitzend iſt, und daß ſie durch Zuſätze und Anpflanzungen noch reitzender kann gemacht werden; das haben ſchon unſere Vorfahren gewuſt. Allein in einem kleinen begränzten Raume eine ſchöne Gegend anzulegen; das hieße noch ärger getändelt, als wenn man mit den Hecken und geraden Gängen ſpielet. Wollte man nur einige Gegenſtände der ſchönen Natur dazu erwählen, und ſie ganz nackend darſtellen; ſo würde ein ſolcher Luſtgarten einem deutſchen Bauergarten gleichen. Das ſiehet man an dem vor dem Jahre, von dem Könige von Engelland ſelbſt an den Herzoge von Gotha geſchickten Gärtner, und an ſeinem neuangelegten engliſchen Garten. Dieſer Gärtner verlangte viele Dörfer zu ſeiner Anlage, die ihm aber nicht verwilliget wurden; daher hat er weiter nichts gethan, als in einem großen Raume einen einzigen unförmlich großen Teich mit vielen Koſten ausgegraben, im Mittel einen kleinen Heger gelaſſen, den Teich mit wilden Bäumen ohne Ordnung umſetzt, krumme Wege herum angeleget, und die beſten Ausſichten ins Freye gewählet; darinne beſtehet die ganze Scene, die man nach Belieben nennen kann wie man will. Der Engländer ihre Luſtgärten und Parks ſind Gegenden von halben und ganzen deutſchen Meilen, die ſie ſchön zu machen ſuchen, weil ſie vielleicht von Natur nicht ſchön ſind. Die Regeln hierzu beſtehen in eines jeden Willkühr und Einbildung, darauf läuft die ganze Theorie des

beſag-

besagten Werkchens hinaus; die blos von Poeten kann geschildert, aber nicht von Baumeistern vorgezeichnet, noch von Mahlern gemahlet werden, das meynet Wathley selber. Der Gartenbau, so wie er nach Le-Notres Zeiten getrieben worden, ist schon von allen Tändeleyen und ausgeschnittenen Püppchen gereiniget: Und wer wird denn heutiges Tages noch eine Seite des Gartens wie die andere anordnen? Daß aber ein Lustgarten um das Wohnhaus herum nach der Schnur gesetzt seyn soll, und daß seine Theile den Zimmern gleichen; das ist ja nicht so was Lächerliches. Home erlaubt dieses; nur daß das Gezwungene sich nach und nach ins Ungezwungene, das ist: ins Ländliche verlieren solle. Und so sind schon lange Zeit viele Gärten in Deutschland angeleget worden.

In der That sind alle diese Säle und Cabinetter, Gallerien und wie sie den Namen haben mögen, zu eben dem Gebrauche bestimmet, den sie im Hause haben: ja zu noch mehrern Ergötzungen und Spielen, die im Hause nicht können vorgenommen werden. Auf solche Weise könnte man wohl sagen, daß ein kleiner Lustgarten eine Sommerwohnung wäre, darinne man bey schönem Wetter unter freyem Himmel speißt, spielt, tanzt, spazieren gehet und in den Lusthäusern schläft. Wollte man dargegen einwenden, daß man alle das in einem arcadischen Gefilde auch thun könnte; so lasse ich einen jeden bey seiner Meynung. Der größte Theil der gesitteten Welt liebt dennoch das Vergnügen mehr, in Gesellschaft zu leben, als mit einem nachdenkenden Engländer alle die Leidenschaften zu empfinden, die er in seinen Gärten erregen will, und die, wenn sie nun alle nach der Reihe täglich empfunden worden sind, einem eben so überdrüßig als Versailles werden; so daß man sei-

ne

ne Zuflucht wieder zur Gesellschaft nehmen muß. Der Vorwurf, den die Engländer unsern neuen Gärten machen, als ob sie ganz und gar von der Natur abgewichen wären, ist ungegründet. Ist denn nicht das mehreste bis auf die Zierrathen eine Nachahmung der Natur? nur daß sie durch Ordnung, Regelmäßigkeit und Verhältniß den Augen angenehmer gemacht worden ist. Ist denn also ein Quincunx der Alten nicht angenehmer, als eine Menge unordentlich auseinander stehender Bäume? und siehet denn ein kleiner eingefaßter Teich nicht besser aus, als eine Lache? Machen denn die Menschen sich nicht, ohne daran zu denken, gerade Gänge, wenn ihnen nichts im Wege lieget? Und finden wir denn nicht in der Natur auch ziemlich gerade Erdböschungen und Hecken? Alle diese heißen bey den Engländern Fehler der Natur, die sie krumm machen und verbessern wollen. Mancher läßt mit erstaunenden Kosten einen Bach krumm leiten, weil er nach seiner Einbildung von Natur zu gerade läuft. Mich wunderts nur, daß alle Baumstämme nicht auch krumm seyn sollen. Heißt denn das die Natur verschönern: wenn man das Gerade krumm macht? und verschlimmern, wenn man das Krumme gerade macht? So gieng es vor vierzig Jahren bis vor kurzer Zeit mit den Zierrathen der Franzosen, die die Engländer mit Recht verwarfen, weil sie ganz und gar in Contrast waren. Was Wunder! wenn die Franzosen nun auch ihre gar zu sehr contrastirten Gärten verwerfen, die mit der Zeit wieder werden gerade werden, so wie es die Zierrathen geworden sind.

Damit nun aber einem jeden Genüge geleistet werden möge, so ist wohl der beste Rath dieser: daß man einen schönen Lustgarten mit geraden Gängen und geschnittenen Hecken, um das Wohnhaus herum

in

in einer der angenehmsten Gegenden anlege und also den französischen Geschmack mit dem englischen verbinde.

Die Gelegenheit zu diesem Streite haben die chinesischen Gärten gegeben. Man rühmet dieselben von weitem her, vielleicht gar zu sehr. So viel ich weiß, so hat der jetzige Mandarin und Oberaufseher der kayserlichen Gärten zu Peking, der Pater Hallerstein, alle Risse der kayserlichen Gärten der Akademie der Wissenschaften zu Petersburg zum Geschenke geschickt, die große Kenner, ja selbst der Herr Prof. Zeiher, für nichts sonderbares achten. O! wenn doch diese dem Publiko mitgetheilet würden; so würde auf einmal das Geschrey aufhören.

Aber warum zeigen uns denn nicht die Engländer ihre Gärten in herrlich gestochenen Prospekten? die die chinesischen und aller Welt Garten, wie Hirschfeld saget, weit übertreffen sollen. An den kleinen Rissen des Gartens zu Stow wird man noch nichts gewahr, das da Leidenschaften erregen könnte. Und was hilft uns also eines Masons schönes Gedicht, darein man sich verlieret und sich heute dies, morgen ein anderes Paradies daraus vorstellet. Viele unpartheyische Kenner, die die englischen Gärten gesehen haben, finden nicht dasjenige an ihnen, was die Nation davon rühmet, und wir buchstäblich glauben.

Der Verf. selbst führet die chinesischen Gärten nach des Chambers Berichte zur Nachahmung an. Dieser saget, daß sie vorzüglich aus dreyerley Scenen bestünden, nämlich aus der lachenden, fürchterlichen und bezaubernden.

Die fürchterliche Scene muß in der That recht fürchterlich aussehen. Ich will die ganze Stelle herseßen: „Die fürchterlichen Scenen bestehen aus „überhangenden Felsen, dunklen Grotten und brau-

„sen-

„senden Wasserfällen, die von allen Seiten her von „Felsen herabstürzen. Dahin setzen sie krumm ge„wachsene Bäume, die vom Sturme zerrissen schei„nen. Hier findet man solche, die umgefallen mit„ten im Strome liegen, und von ihm dahin ge„schwemmet scheinen. Dort siehet man andere, die „vom Wetter zerschmettert und versengt scheinen. „Einige Gebäude sind eingefallen, andere halb abge„brannt, und einige elende Hütten, hier und da auf „Bergen zerstreut, scheinen Wohnstellen armseliger „Einwohner zu seyn. Nach Scenen von dieser Art „folgen insgemein wieder lachende: und die chinesi„schen Künstler wissen immer schnelle Abwechselungen „und Gegensätze sich wechselsweise erhebender Scenen, „sowohl in den Formen als in den Farben, und im „Hellen und Dunkeln zu erhalten.„ Das ist eben recht für Chinesen und Engländer, aber nicht für alle Völker. Die mehresten lieben blos die Ergötzung, und für die könnte man Scenen genug erfinden.

Er beruft sich dann ferner auf das Alterthum: da die persischen Gärten oder so genannte Paradiese nichts anders waren. War aber damals nicht der Gartenbau, wie andere Künste, noch in der Kindheit? Und von den Griechen sagt er, daß sie zwar Lustgärten gehabt hätten, aber daß sie nicht in dem Glanze erschienen, den die andern schönen Künste bey ihnen hatten. So viel man aus des Homers Beschreibung des Alcinous Gärten schließen kann, so waren sie schon nach der Schnur gesetzt und gepflanzt. Den Römern aber entsagt er die Pracht der Gärten nicht, darinne sie alle damahlige Völker der Welt übertrafen; indem sie nach des Horaz Vorwurfe ganz Italien zu einem Garten gemacht hatten. Sollten sie die Gartenkunst nicht eben so gut wie die Baukunst

den

den Griechen abgelernet haben? Doch kann er sich von der eigentlichen Beschaffenheit der römischen Gärten keine bestimmte Vorstellung machen; ich will also dasjenige beyfügen, was wir eigentlich davon wissen.

Der jüngere Plinius ist der einzige, der uns seine beyde Gärten zu Laurenz und Tuscum sehr verständlich beschreibet. Der Garten zu Laurenz war eben nicht sonderlich, der zu Tuscum aber desto besser. Man findet in selbigen alle dasjenige, womit wir heutiges Tages noch unsere Gärten auszuschmücken pflegen. Sie bestunden nämlich aus Baumgängen und Heckengängen, nach mancherley Schnitt und grün; ja so gar aus Obst, Pyramiden und andern von Buxbaum geschnittenen Bäumchen; aus Luststücken von Buxbaum eingefaßt, nach verschiedenen Mustern, Thieren und Namen, und mit Bärenklau ausgefüllt; aus Brustgeländern von Rosmarin, Rosen und andern Sträuchern; ferner aus Rasenteppichen und Rosenstücken, bedeckten Gängen und Weinlauben; die Mauren waren so gar mit Buxbaum überzogen, um sie den Augen zu entziehen; nicht minder hatten sie Wasserfälle und Springgewässer in schönen marmornen Becken, auch kleine Springwässer die in Gerinnen mit niedrigen Fällen zusammenflossen, welche die Franzosen erfunden haben wollen und Chantillen nennen. Endlich waren noch marmorne Gartensäle und Tafellager mit Säulchen umgeben und mit Weinlaub bedeckt, um in freyer Luft des Abends zu speisen, und viele marmorne Sitzbänke vorhanden. Die Anlage des Gartens bestund aus großen Theilen in Erhöhungen und Vertiefungen; besonders war die Reitbahn ein großes und prächtiges Stück, die mit einer Menge Gängen, von Bäumen und Brusthecken umgeben war; darinne der kühle Schatten mit dem warmen Sonnenscheine auf die angenehmste Art abwechselte.

Und hinter der Reitbahn lag noch ein Luſtwäldchen mit vielen Springwäſſern. Der Weingärten mit Maulbeerbäumen umgeben, will ich nicht einmal gedenken.

Alle Theile des Plinius Garten waren vollkommen ſymmetriſch, und alle Bäume und Hecken nach der Schnur geſetzt und verſchnitten. Ueberall herrſchten Ausſichten in die von Natur ſehr ſchöne Gegend, So dachten damals die Römer. Dabey denn niemand wird in Abrede ſeyn können, daß ſie die ſchönen Gegenden in wilden Spaziergängen, ſo wie die Engländer ihre Parks auch werden genutzet haben.

Aus alle dieſem erhellet, daß unſer Gartenbau keine Erfindung der Gothen iſt, wie viele fälſchlich glauben, ſondern daß er noch von den Römern und vielleicht gar von den Griechen herſtammet, derer Gärten beynahe wie die heutigen italieniſchen ausgeſehen haben müſſen.

Das einzige was man dawider einwenden könnte, wäre dieſes: daß zu viele Tändeleyen darinne befindlich waren; darunter dann die mit Buxbaum eingefaßten viele Luſtſtücke, Thiere und Namen in Nachahmung ihrer moſaiſchen Arbeit, imgleichen die ausgeſchnittenen Pyramiden und Bäumchen zu rechnen ſind; die wir alle bereits verwerfen und keinem Baume und keiner Hecke mehr die Geſtalt geben, die ſie von Natur nicht haben können.

Bey dem Artikel Gebälk ſtehet eine Figur, die den Urſprung deſſelben deutlich machet. Etliche ins gevierte eingegrabene Baumſtämme gleicher Höhe, darauf gelegter Balken, und noch andere ſtarke Balken quer über, auf die wieder doppelte Dielen gelegt waren; gaben ohne großes Nachſinnen die Decke über eine Hütte ab. Die Struktur ſo einer Decke, wird das Gebälk genennet, und beſtehet aus den Unterbal-

ken, Borten oder Fries und dem Kranze. Ich habe beym doriſchen Gebälk ſchon angezeiget, daß man natürlicher Weiſe auch Gebälke ohne Fries haben kann. Dieſe Art hat ſich in der ſchönen Baukunſt noch erhalten, und wird ein architravierter Kranz genennet. Jedoch ſehen die ganzen Gebälke weit geſtreckter und ſchöner aus; und gehören mit zur Lehre der Säulenordnungen. Vielleicht wird der Verf. beym Urſprunge der Ordnungen weitläuftiger davon handeln: denn es iſt noch viel vom Urſprunge der Zahnſchnitte, Dielen und Sparrenköpfe, zu ſagen, die alle mit zum Gebälk gehören. Hier hat er aus der ſimpeln Vorſtellung, die beſten Lehren zu Hauptgeſimſen auf Häuſer, und beſonders dieſe gezogen: daß kein Unterbalken, unter was für einem Vorwande es nur ſeyn mag, zerſchnitten und gekröpft ſeyn ſoll. Und dieſes darum nicht, weil auf die Balken die ganze Laſt der Decke ruhet. Was würde wohl ein Dorfzimmermann ſagen, wenn man ihm zumuthen wollte, er ſolle den Oberrahm einer Scheune, darauf die Hauptbalken und das ganze Dach ruhen, in viele Stücken entzwey ſägen? In ſteinernen Gebäuden hat man zwar dieſe Gefahr nicht zu beſorgen, allein es iſt dennoch ein Fehler wider die ſcheinbare Feſtigkeit. Die Alten haben dieſen Fehler in der ſchönen Zeit der Kunſt nie begangen. In ſpätern Zeiten der römiſchen Kayſer aber, findet man ihn deſto häufiger. Und dieſer läßt ſich bis auf den heutigen Tag nicht ausrotten, beſonders nicht in Italien, da ihn Baronini wieder im Schwung gebracht hat.

Die glatten Geſimſe, zu Begrenzung der Häuſer, auf Mauern und in Zimmern, handelt er unter ihrem Artikel recht gut ab. Wer wollte alle die guten Lehren abſchreiben die er giebet, ſie verdienen geleſen zu werden.

Eben so gut ist der Artikel vom Geländer beschaffen. Gute Geländerdocken zu machen, verstehen die wenigsten Baumeister. Daviler selber, der doch sehr gute Regeln dazu gegeben, die der Autor genutzet hat, zeichnet alle seine Docken zu plump und schwer; wenn sie andere zu dünne und geschlank angeben. Und Goldmanns seine sind mit zu vielen Gliedern überhäuft. Das kommt aber gemeiniglich daher, weil man auch diese Kleinigkeiten unter das Joch der Säulenordnungen hat schmiegen wollen. Ist es nicht lächerlich, Dreyschlitze an die Bäuche zu machen, und sie ins Viereck auseinander zu stellen? oder ihnen kleine jonische und korinthische Knäufe aufzusetzen; damit sie recht dorisch oder korinthisch aussehen möchten. An einem schönen Geländer kann man den guten Geschmack eines Baumeisters erkennen. Ich achte daher des le-Clerc Docken, die er in seinem Säulenbuche giebt, für sehr gut; wie denn alle seine Werke im guten Geschmacke gezeichnet sind. Schade ist es, daß wir die Alten nicht zu Vorgängern darinne haben. Sie bedienten sich blos der Brustmauern mit Feldern, die Vitruv Podium nennet, und die Winkelmann auch auf ihren Balkons anführet. Die Gothen haben sie hernach eingeführet; man siehet sie noch an alten Thürmen und Gebäuden, da sie wie bloße Walzen neben einander stehen.

Es ist aber noch ein Mittelding zwischen der Brustmauer und dem Dockengeländer, das der Herr Verf. übergangen hat; nämlich das durchbrochene Geländer, welches die Franzosen Entrelas nennen. Daviler zeiget derer verschiedene: Und sie können ebenfalls als eine gute neue Erfindung, vermuthlich der Franzosen, in gewissen Fällen dienen; wiewohl nicht zu leugnen ist, daß sie den Dockengeländern an Zierlichkeit nicht beykommen.

Die

Die eisernen Laubgeländer, deren Zierrathen wie der Verf. glaubt, ganz willkührlich wären, hält er für eine Sache des Schlossers, da sie doch eine Sache des Baumeisters seyn soll, der allen Werkmeistern die Vorschrift zu allen Kleinigkeiten geben muß, soll anders das ganze mit seinen Theilen übereinstimmen. Was wäre denn sonst für ein Unterschied beym Bauen zwischen einem Baumeister und Bauunternehmer, (Entrepreneur.) Der letzte, der blos zu seinem Vortheile das Oekonomische der Baukunst verstehen muß, hat seine Werkleute an sich, die das Haus zwar nach gegebenen Hauptrissen, daran unmöglich alle Kleinigkeiten angedeutet werden können, vielmehr nach ihren eingeschränkten Kenntnissen zusammen stoppeln.

Das Laubgeländer ist also nicht ganz und gar willkührlich, sondern es herrschet in ihm ein allgemeiner guter Geschmack, der in schönen Schwüngen und Verhältnissen bestehet. Man hat zwar eine Menge Kupfertafeln von dergleichen Geländern; allein wer sagt einem, welche die besten darunter sind. Mir gefallen des Blondels und Briseux seine. Zu wünschen wäre es, daß Baumeister, die darinne geübt sind, genau Acht hätten und aufschrieben, warum sie öfters diesen oder jenen Schwung bey der Erfindung änderten? weil er vielleicht andern zu nahe kommt? oder ihnen zu ähnlich siehet? oder zu flach, zu gebogen, zu lang oder kurz ist; so würde man von diesem Geschmacke mehr mittheilen als fühlen können.

Von den Geschossen oder Stockwerken sagt er, daß sie alle durch Bänder und Gesimse von einander abgesondert seyn sollen, ausgenommen bey Säulen und Pilastern nicht. „An den Außenseiten gemeiner Wohnhäuser zeiget sich der gute oder schlechte Geschmack eines Baumeisters auf den ersten Blick, „aus der Abtheilung der Geschosse. Der gute Bau-

„meiſter weiß alles ſo einzurichten, daß jedes Geſchoß „ein Ganzes ausmacht, deſſen Theile nicht gegen das „ganze Gebäude, ſondern nur gegen das Geſchoß ab„gemeſſen werden.„

In ſo ferne man die Häuſer von Bindwerk, als eine wahre und einfältige Lehre zum Bauen annimmt, ſo hat der Verfaſſer vollkommen recht; ja man kann daraus ſo gar die Uebereinanderſtellung der Säulenordnungen herleiten, weil jegliches Geſchoß ſeinen Unterbalken, Borten mit Balkenköpfen und den Kranz darüber zeiget. Es iſt alſo kein Fehler, alle Geſchoſſe, wie an den italieniſchen Pallaſten, mit Simſen von einander abzuſondern; aber auch kein Fehler, blos das Unſere mit einem Gurte zu verſehen und die obern zwey bis drey Geſchoſſe zuſammen zu ziehen; ſo bald man ſich vorſtellet, als ob das Holz überzogen wäre. Die guten Baumeiſter wiſſen ſich derſelben mit Vortheile zu bedienen. Wenn die Fläche einer Auſſenſeite gar zu ſchmal und hoch iſt, wie bey einem Thurme; ſo muß man die nackende Höhe mit Gurtſimſen unterbrechen: wenn aber ein Haus gar zu lang und niedrig iſt, wie eine Caſerne; ſo würde es ein Fehler ſeyn, ſelbiges durch Gurtſimſe noch länger ſcheinend zu machen. In dem Falle dienen die Vorlagen und Streifen längſt den Schäften, die allzugroße Länge zu unterbrechen.

Wegen der Gewölber bin ich nicht gänzlich ſeiner Meynung, weil er ſie allen geraden Decken vorziehet. Sollten denn die geraden Felderdecken der alten Tempel nicht eben ſo prächtig als unſere heutigen Kirchengewölber gelaſſen haben? Ich nehme das Kuppelgewölbe aus, darzu die runde Form Anlaß giebet: und das da eher dem gewölbten Himmel ähnlich ſtehet als ein Mulden- oder Wiegengewölbe. Es iſt zwar wahr, daß ein Gewölbe ein Saal höher

machet,

machet, wenn man gezwungen ist, die Höhe unters Dach hinauf zu ziehen; wenn aber die Wände gleich so hoch können geführet werden, so siehet der Saal eben so hoch aus, und noch ein Gewölbe darauf zu schließen, das wäre zu hoch. Die Spiegelgewölbe über Zimmer geben dunkle Decken, besonders über den Fenstern, daran man die Mahlerey und Verzierung nicht erkennen kann; der häßlichen Creuzgewölber, damit noch vor kurzem in manchen Städten alle Zimmer bis ins zweyte Geschoß, Feuersgefahr halber bedeckt wurden, will ich nicht einmal gedenken; mithin ist eine gerade Decke mit einer Hohlkehle an Wänden, über Säle und Zimmer die allerbeste. Will diese der Verfasser, der Kehle halber, die doch nicht allzugroß seyn darf, Spiegelgewölbe oder Nachahmung derselben nennen; so hat er vollkommen Recht.

An dem Artikel Giebel ist gar nichts auszusetzen. Unter andern hat mir diese Stelle wohlgefallen. „Die „neuern Baumeister begehen bisweilen in Ansehung „der Giebel sehr ungereimte Fehler, indem sie ent„weder das Hauptgesimms unterbrechen, oder gar „den Kranz oben offen lassen. Diese Baumeister „vergessen ganz den Ursprung und die Absicht der „Giebel, und geben dadurch Kennern zu verstehen, „daß sie nicht die geringste Ueberlegung haben.„

Die gebrochenen und verkehrten Giebel über Thüren und Fenster sind aus zweyerley Gründen zu verwerfen; erstlich wegen der scheinbaren Festigkeit: denn wer wollte wohl den Druck der obern Mauer durch zween gegen einander gesenkte Steine oder Balken abhalten wollen? Zweytens, da sie Schirmdächer seyn sollen; wer wollte ein Dach wohl im Mittel anbrechen oder umkehren? würde da nicht der Regen einlaufen? Eben so ungereimt ist es, doppelte und dreyfache Giebel nach allen Arten über ein-

ander zu ſetzen; weil ein Haus an einem einzigen guten Dache genug haben muß. Und noch weit ungereimter iſt es, einen Giebel auf ein fortlaufendes Hauptgeſimms, ohne den mindeſten Vorſprung des Hauſes, zu ſetzen; weil ſich darbey kein angeſetzter Flügel mit einem Giebel gedenken läßt; desgleichen auch Giebel nahe an Giebel zu ſtellen; und alſo aus dem Hauptgebälke eine ausgezackte Spitze zu machen; wie es an der langen Auſſenſeite der Thuillerie in Paris zu ſehen iſt.

Unter dem Worte Haus verſtehet er blos ein Wohnhaus für Privatperſonen oder Bürger, zum Unterſchiede eines Pallaſtes für groſſe Herren. Er beklagt anbey, daß diejenigen die von der Baukunſt ſchrieben, ihr Augenmerk blos auf Palläſte und öffentliche Gebäude richteten und darüber der Wohnhäuſer gar vergäßen. Ich ſollte doch wohl meynen, daß wir auch hierzu Anleitungen genug hätten. Des Blondels neue franzöſiſche Bauart (Architecture moderne) in zwey Quartbänden, handelt blos von Wohnhäuſern, darinne er mit zwey Fenſter breiten Häuſern anfängt und ſo weiter fort bis zum großen gehet. Und Sturm zeichnet uns ganze Quartiere von wohl eingetheilten Bürgerhäuſern vor; anderer, die hier und da in einzelnen Blättern und Anfangsgründen zerſtreuet ſind, nicht zu gedenken. Ja es iſt ſo gar in allen Bauſchulen der Gebrauch, daß die Lehrlinge vorher zu vielen Arten der kleinen und großen Wohnhäuſer, nach den angenommenen Regeln der Bequemlichkeit angeführet werden, bevor ſie an Palläſte gedenken dürfen; mithin iſt dieſe Unwiſſenheit wohl nicht allgemein. Es mag auch immer ein Baumeiſter das Seinige zur Verbeſſerung der Wohnhäuſer und der daraus folgenden verbeſſerten Lebensart, beytragen, ſo viel er kann; wenn nur der Bauherr ſich allemal vor-

vorschreiben läßt. Auch dächte ich, daß ein Baumeister, der alle große und kleine Bedürfnisse eines Pallastes sammt den Säulenordnungen wohl verstehet, mit der Eintheilung grosser und kleiner Wohnhäuser spielen kann wie er will; indem er eher den guten Geschmack der erstern darein bringen kann, als ein anderer, der Zeitlebens sich mit weiter nichts als Bürgerhäusern beschäftiget hat. Und so wäre zu wünschen, daß der gute Geschmack der Palläste sich auch bis auf die Wohnhäuser erstrecken möchte; damit z. B. die Einfahrten, wie sichs gehöret, ins Mittel des Hauses, und nicht seithalb in die Tiefe gebauet würden. Warum kann denn nicht die Freytreppe auf beyden Seiten in die Durchfahrt verleget werden? Dergleichen Wohnhäuser findet man schon in Niedersachsen, wenn es ja so nöthig ist in Städten Erdgeschosse anzulegen. An vielen Orten sind sie gar verboten, weil sie ungesund zu bewohnen sind, und die Keller nicht frisch genung bleiben, wenn sie halb aus der Erde liegen. In so ferne wäre es der sittlichen und gesunden Lebensart der Bürger höchst zuträglich, wenn eine jegliche Stadt ihren, vom Landesherrn verordneten gelehrten Baumeister hätte, der mit im Rathe sitzen und zugleich die Policey handhaben könnte. So war es bey den Römern. Und so findet man noch hier und da, besonders in Leipzig Spuren davon, da sich sieben Rathsbaumeister nicht klein zu seyn dünken, und dennoch nicht das Mindeste von der Baukunst verstehen dürfen.

Dieses ist es, was der vortrefliche Verfasser saget: „Die gute und schlechte Manier gemeiner Wohnhäuser in einer Stadt, kann einen merklichen Einfluß auf „den Charakter und die Denkungsart der Einwohner haben, und das, was wir in Artikel Baukunst „überhaupt angemerket haben, kann auf die Wohnhäu-

„ſer insbeſondere angemerket werden. Es iſt nicht „unter der Würde eines Regenten, dafür zu ſorgen, „daß auch der gemeine Mann ordentlich und bequem „wohne, und von außen, wenn er durch die Straßen „gehet, nichts ſähe, das einen offenbaren Mangel an „Ueberlegung anzeige, oder daß die Vorſtellungen „von Unordnung und Unverſtand ſo geläufig mache, „daß man ſich, weil ſie gar zu ofte vorkommen, zu „letzt daran gewöhne, und ſie nicht mehr beleidigend „findé.„

Endlich iſt in dieſem Theile der Artikel joniſch noch zu beurtheilen. Der Herr Verfaſſer ſagt das, was wir von der Erfindung der joniſchen Ordnung bereits aus dem Vitruv wiſſen. Er giebt uns, mit Vitruven zu verſtehen, daß die Griechen damals ſchon ſo galant geweſen wären und die Haarnetzer ihrer Mädchen, die ſie an beyden Schläfen trugen, zur Erfindung des joniſchen Knaufes, ja ſo gar die Schnecken in eben ihrem Verhältniſſe des Kopfes zur Höhe gemacht hätten; ſo wie die Franzoſen viel artiges a-la-Dauphine oder a-la-Pompadour gemacht haben. Allein es iſt wahrſcheinlicher, daß man bey einigen der erſten hölzernen Hütten, ein breites Stück Baumrinde auf den Stamm geleget hat, damit der Unterbalken deſto feſter aufliegen ſollte, ſo wie man heutiges Tages beym Bauen und Abſtelfen ein Stück von einem Brete unterſchiebt; welche Rinde ſich hernach in eben der Geſtalt des joniſchen Knaufes auf beyden Seiten zuſammen gerollet hat; daraus dann die vier Schnecken in einer verticalen Fläche entſtanden ſind. Dieſe Meynung haben ſchon verſchiedene Baumeiſter geheget. Sie macht der Baukunſt Ehre. Ja ſie und andere lehren mehr bewahren ſie, daß nicht ſo leicht ein jeder neue Knäufe und neue Ordnungen zu erfinden waget. So bald man aber die

Haarlocken, Rockfalten und Spielkörbchen zum Stof annimmt; so kann ein jeder sich neuen Stof zur Erfindung wählen; und daher lachen sehr viele über die Unmöglichkeit eine neue Ordnung zu erfinden. Schübler, der doch sonst kein großer Lehrer der schönen Baukunst ist, hat den Ursprung der Ordnungen, außer seiner Grille mit der hieromystischen Enephs-Säule und seiner mystischen Proportionstabelle, in seinem Säulenbuche 1742. 4. recht gut gezeiget, von welchem Ursprunge auch Algarotti nur kürzlich mit vieler Wahrscheinlichkeit gehandelt hat.

Wegen der Voluten, beschuldiget der Hr. Verf. Winkelmannen einer mathematischen Dunkelheit; da er gesaget hat: daß an den alten jonischen Kapitälern die Voluten in gerader Horizontallinie stehen, und nur zuweilen an den Eckſäulen heraus gedrehet wurden. Er verbessert ihn also, da es heißen sollte: daß beyde Voluten an der vordern und hintern Seite des Kapitäles, unter einem geradlinichten Deckel, in einer senkrechten Linie gestanden hätten; und daß es eine natürliche Folge eines geschweifren Deckels gewesen wäre, die Voluten auch zu verdrehen. Das ist mathematisch wahr. Allein dadurch ist die Zweydeutigkeit Winkelmanns noch nicht gehoben: denn wenn er gesagt hätte, daß die Eckſäulen acht Voluten gehabt hätten, da die andern nur viere hätten; so folgte alles dieses daraus; obgleich Vitruvius für den Erfinder des achtschneckichten Kapitäles gehalten wird.

Da es aber auch wahr ist, daß den Alten ihre Voluten auf einem Plane blos von einem schmalen Riemchen beschrieben waren, dahingegen sich besagtes Riemchen in den neuen Kapitälen herausdrehet, und das Auge der Volute erhoben stehet; so weis man nicht, ob Winkelmann dieses oder jenes darunter verstanden hat. Ich vermuthe also, daß nicht, wie

die

die achtvolutigen Kapitäler, sondern auch die Art die Voluten herauszudrehen oder zu winden, den Alten nicht unbekannt gewesen seyn mögen.

Tz

II.

David Hartleys Betrachtungen über den Menschen, seine Natur, seine Pflicht und Erwartungen. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen begleitet. Erster Band. Rostock und Leipzig 1772. Zweyter Band. Ebend. 1773. 8.

Was dieses Werk eigentlich für die deutsche Literatur wichtig macht, sind die Zusätze des Hrn. Pistorius, welcher sich am Ende der Zuschrift an den Hrn. Probst Spalding, als Herausgeber desselben genannt hat. Diese Zusätze sind als Berichtigungen, Ergänzungen und Erläuterungen des englischen Verfassers so beträchtlich, daß man sie wohl selbst als ein eigenes Werk ansehen kann. Die Schrift eines andern so übersetzen und verbessern, kostet wohl eben so viel Mühe und Talente, als sie selber ganz von neuem machen; und solche Uebersetzerkränze sind daher gewiß nicht Kränze leichter Mühe.

Das erste Verdienst, das Hr. Pistorius um den Hartley hat, ist, daß er das Associationssystem desselben, das zwar sinnreich aber höchst seicht und unzulänglich ist, so ins Kurze gefaßt hat, daß er davon nicht mehr beybehalten, als zu einer historischen Nachricht und dem weitern Verständnisse des ganzen Buches hinlänglich war. Hartley hatte nemlich

lich in einer Schrift, wovon die vorliegende Uebersetzung gewissermaßen als ein zweyter Theil anzusehen ist, seine ganze Psychologie und Moral auf die Mittheilungen der Nervenschwingungen gebauet, und dieses System das Associationssystem genannt. Wir geben dem H. P. vollkommen Recht, wenn er in seinem ersten Zusatze (S. 48 u. ff.) diese Erklärungsart der Erscheinungen in der menschlichen Seele, die längst von andern ganz unschuldig gebraucht ist von allem Verdachte befreyet, als wenn sie der Religion und Moralität entgegen wäre. Allein er ist ein zu guter Philosoph, und ein zu guter deutscher Philosoph, als daß er nicht erkennen sollte, wie ungründlich diese ganze Erklärungsart sey. Es ist daher gewissermaßen beschwerlich, dieses System das ganze Buch hindurch unter freyen Augen zu finden; so daß der deutsche unterrichtetere Leser beständig die Mühe hat, die mechanische Philosophie des Hrn. Hartley sich in seine eigene philosophische Sprache zu übersetzen; zu geschweigen, die anscheinende Tiefsinnigkeit, und unnöthige Unverständlichkeit, die aus manchen zu weit hergeholten Erklärungen nothwendig entstehen muß.

Da also die Arbeit des H. P. so vorzüglich schätzbar, und gewissermaßen das für uns einzig Schätzbare an der Uebersetzung des Hartley ist: so wollen wir uns auch nur auf die nähere Anzeige und Beurtheilung derselben einschränken.

Diese Zusätze sind nun:

1. Von der Nothwendigkeit. Eine gewisse Art der Nothwendigkeit schadet der Moralität der Handlungen nicht, nämlich eine solche, nach welcher die Veränderungen der Seele gewissen Gesetzen unterworfen sind. Wohl bemerkt, daß dieses Gesetz in der veränderten Substanz selbst gegründet sey,

daß

daß sie sich selbst modificire. Hr. Hartley würde ohne Zweifel diese Berichtigung seines Associationssystems, wofern er sie sehen sollte, gelten lassen, er würde aber dann auch die Unzulänglichkeit seiner halbwahren Erklärungsart begreifen.

2. Von dem Satze des zureichenden Grundes. Diese Abhandlung bringt Hr. P. bey Gelegenheit des Beweises vom Daseyn Gottes an. Wenn etwas da ist, so muß von aller Ewigkeit etwas da gewesen seyn, so hatte Hartley ganz richtig geschlossen. Hr. P. entwickelt diesen Satz, indem er zeigt, daß er auf dem Grundsatze des zureichenden Grundes beruhe. Bey der Gelegenheit erklärt er sich über die Rangordnung der beyden Grundprincipien aller menschlichen Erkentnis, des Satzes des Widerspruches und des zureichenden Grundes so, daß er dem letzten in der Reihe der Wahrheiten die oberste Stelle vor dem andern anweiset. Er schließt nämlich folgendergestalt: Eine Sache ist möglich, weil sie gedenkbar ist, der Grund ihrer Denkbarkeit ist der Mangel des Widerspruches. „Ich frage nunmehr, heißt es S. 60. „ist eine leuchtende Sonne etwas mögliches? *) wer „wird daran zweifeln? hat aber ihre Möglichkeit „einen Grund? darf ich fragen warum sie möglich „sey? Ohne Zweifel ist sie möglich, weil sie gedenk„bar ist, und sie ist gedenkbar, weil sich unter den „Begriffen der Sonne und des Leuchtens kein Wider„spruch findet. So ist also die Abwesenheit, der „Mangel des Widerspruchs der Grund alles Mögli„chen, und so stützet sich der Satz des Widerspruches „in der That auf den Satz des zureichenden Grundes „und setzet denselben zum voraus.„ Die Schwierigkeit

*) Im Buche steht: unmögliches. Dieser Druckfehler, welcher in den Errata nicht bemerkt ist, erschweret in einer so abstrakten Stelle den Sinn nicht wenig.

rigkeit iſt nicht ganz unbeträchtlich. Vielleicht läßt ſie ſich durch *folgende* Anmerkung heben, die wir der Beurtheilung des Hr. P. überlaſſen. Er ſcheint uns nämlich *in ſeinem* Raiſonnement zweyerley nicht genug *unterſchieden* zu haben: 1) Die Reihe der Wahrheiten. 2) Die Operation des denkenden Verſtandes. *Nachdem* ich das eine oder das andere betrachte, können die beyden Principien eine verſchiedene Stellung bekommen. Verrichtung des Verſtandes zerſtört oder nicht zerſtört, widerſprechen oder nicht widerſprechen, alſo unmöglich und nicht gedenkbar, oder möglich und gedenkbar, alſo — nicht gegründet oder gegründet; ſo würden die Ideen auf einander folgen, wenn man ſie bis auf ihren Urſtoff zergliederte; ſo würde die Reihe der Wahrheiten zu ordnen ſeyn. Allein dieſe Ideen ſind nun auch Verrichtungen des Verſtandes und alſo Weltbegebenheiten, die als ſolche nun auch den Grund ihrer Möglichkeit haben müſſen. Wenn nun das Materielle dieſes Grundes das Nichtwiderſprechen iſt, und alſo die Idee vom Grunde freylich in mir vorhergehen mußte, als ich dieſes Materielle aufſuchte: ſo folgt deswegen nicht, daß die Idee des Nichtwiderſprechens in der Reihe der Wahrheiten auf die Idee vom Grunde folge, weil in dieſer Schlußreihe die letztere vorausgeſetzt wird. Die ganze hier ſo mögliche Verwirrung kömmt wohl daher: ich habe von dem Satze des zureichenden Grundes ſchon zum voraus einen dunkeln Eindruck, mit dieſem Gefühle kann ich denn auch über höhere Principia operiren. Wenn ich ihn aber hernach ſelbſt auflöſen und rechtfertigen ſoll: ſo kömmt alles an ſeine rechte Stelle. Ueberhaupt wenn wir in der Zergliederung der Vorſtellungen bis auf die erſten Beſtandtheile kommen, ſo werden die Fibern des Ideenkörpers ſo ſubtil, und liegen folglich einander ſo nahe, daß das Oben und Unten darin ſchwer

zu

zu unterscheiden wird. Zum Glücke ist ein Irrthum über diesen Punkt ohne alle schädliche Folgen für die Erhaltung und Leitung des Körpers selbst.

3. Von der ewigen Existenz Gottes. Das was nun von Ewigkeit da ist, muß Gott seyn, das ist, den Grund seines Daseyns in sich selbst haben. Denn so wie das erste Glied in der unendlichen Reihe eine Wirkung seyn würde: so würden sie es alle seyn. Ich muß also auf etwas kommen, wo der Verstand befriedigt wird, das also nicht mehr Wirkung, sondern blos Ursache ist.

4. Von der Unendlichkeit Gottes. Hier untersuchet Hr. P. zugleich die Frage von der Unendlichkeit der Welt, die in gar verschiedenem Sinne kann genommen werden, nach der Ausdehnung, nach der Zeitfolge a parte ante, und a parte post. In allen diesen Fällen kömmt es, wie auch Hr. P. gar richtig bemerkt, auf den Begriff von der vollkommensten Welt an. Denn sowohl die Schwierigkeit von der unendlichen und doch bestimmten Anzahl Theile, wie auch die andere, daß alsdann die Welt eine Eigenschaft Gottes haben würde, sind von keiner Erheblichkeit Die erstere, welcher Hr. P. eine Wichtigkeit beyzulegen scheint, würde nur für den menschlichen Verstand seyn. In dem göttlichen Verstande muß sich bestimmt und unendlich wohl vertragen, weil wir das Letztere aller Orten in der Welt finden, welches doch in dem Verstande Gottes gewiß bestimmt seyn muß. Die Matheſis des Unendlichen ist in dem göttlichen Verstande gewiß wie bey uns die gemeine Rechenkunst. Von der Unendlichkeit der Welt nach der Zeitfolge a parte ante, sagt Hr. P. S. 97. „Meine gewöhnlichen Begriffe von zufälligen Din„gen, nach welchen ich sie mir nicht ohne Anfang und „ohne ein Entstehen gedenken kann, hängen mit derge-

„stalt

„stalt an, daß ich die Frage nicht einmal verstehen „noch weniger entscheiden kann.„ Wenn Verstehen hier Begreifen heißt, so findet sich Schwierigkeit auf beyden Seiten. Denn die Schöpfung in der Zeit, ist gerade eben so unbegreiflich, als die Schöpfung von Ewigkeit. Die Entscheidung hängt aber wiederum von dem Begriffe der vollkommensten Welt ab. Und dieser Umstand wird unserm Verstande die Entscheidung auf immer unmöglich machen. Inzwischen können wir ihr auch zu unserer Ruhe entbehren. Nur der ontologische Theil der Frage kann nicht ganz aus der Philosophie wegbleiben: ist die ewige Dauer der Welt unmöglich? Die philosophische Geschichte lehret, was die Verwirrung in dem Begriffe der Ewigkeit einem grossen Weltweisen für üble Nachrede zugezogen hat.

6. Von den Erweisungen der Güte Gottes. In Ansehung des Glückes der vernünftigen Geschöpfe vergleicht Hr. Hartley fünf Voraussetzungen mit der Güte Gottes und scheint der vierten am geneigtesten zu seyn. 1. Ein jedes Individuum auf immer unendlich glücklich, 2. auf immer endlich glücklich, ohne Vermischung von Elend, 3. unendlich glücklich, mit Vermischung von Elend, der Summe nach in einer unendlichen Zeit, 4. Jedes Individuum endlich glücklich mit Vermischung von Elend, das Universum unendlich glücklich. 5. Einige Individuums glücklich, andere unglücklich, auf eine endliche oder unendliche Art, doch so, daß die Glückseligkeit des Universum das Uebergewicht hat. Und auch für diese vierte Hypothese scheint sich Hr. P. zu erklären. Er zeigt sehr scharfsinnig, daß ihr die Eigenschaften Gottes, nemlich seine Gerechtigkeit und Heiligkeit nicht entgegenstehen, und daß es Gott gar wohl möglich sey, aus seinen

Strafen Züchtigungen zu machen. „Man denke „nicht, sagt er S. 125. daß jenes Unvermögen bey „jeder Bestrafung zu züchtigen allgemein sey, und „sich bis auf Gott erstrecken müsse. Es ist bloß „dem Menschen eigenthümlich, und rühret aus fol„genden Ursachen her. Wir haben nicht Zeit, Raum „und Mittel genug, die Züchtigungen so mannigfaltig „abzuändern, den Verbrecher in so mancherley Si„tuationen zu setzen, daß er zuletzt zu einem ernstlichen „Nachdenken und zu einer anhaltenden Aufmerksam„keit auf sein wahres Beste kömmt. Wir können „nicht zu gleicher Zeit seine Bestrafung so ernstlich „einrichten, daß sie, ohne ihn verderblich zu wer„den, dennoch den gewünschten Eindruck auf andere „macht.„

9. Vom moralischen Sinne. Hr. P. bringt hier dasjenige in einen kurzen Auszug, was H. Hartley in seinem ersten Theile über diese Materie vorgetragen. Es ist bey dem Engländer eine von den Bedeutungen, worinn er glaubt, daß der Ausdruck natürliche Religion könne genommen werden: nemlich, daß sie eine Einrichtung unserer Gesinnungen und Handlungen nach dem moralischen Sinne sey. Nach dem weitläuftigen Umfange der Hr. Hartley diesem moralischen Sinne giebt, da alles darunter verstanden wird, was zu irgend etwas moralisch Guten führt, von welcher Beschaffenheit, in welchem Grade der Extension und Intension es seyn mag, erhält auch die natürliche Religion einen verschiedenen Umfang. Wir müssen darin die Billigkeit und Gründlichkeit des englischen Verf. loben, daß er alle die verschiedenen Bedeutungen des Wortes nicht übergangen hat; aber auch zugleich der ungemein richtigen Bemerkung des Hrn. P. womit er diesen Zusatz beschließt, Rechte

wie

wiederfahren lassen. „Endlich erhellet hieraus, sagt „er S. 178. daß der moralische Sinn an und für „sich selbst kein sicheres und zuverläßiges Principium „des Verhaltens wird, sondern in großer Maaße und „gewiß und unbestimmt bleiben müsse, so lange er „nicht durch vernünftige Einsicht in die Eigenschaf„ten, den Willen und die Absichten Gottes, und die „Erkenntniß dessen, was überhaupt und allgemein „Recht und Unrecht ist, aufgeklärt und geleitet wird.„ Wir wiederholen diese Anmerkung eines so einsichtsvollen und gründlichen Weltweisen hier um desto gefliſſentlicher, weil die Schriften englischer Moralisten darüber so viel Misverstand auch in verschiedene Schriften der besten deutschen Sittenlehrer gebracht haben.

13. Von der Eingebung. Diese Materie, die auf allen Seiten so viele Schwierigkeiten hat, behandelt Hr. P. mit so vieler Methode, daß er zu richtiger Beantwortung der dabey vorkommenden Frage eine ziemlich vollständige Anleitung giebt. Er unterscheidet mit Recht viererley verschiedene Bedeutungen, die das Wort Eingebung haben kann, je nachdem es sich auf einen historischen oder dogmatischen Inhalt, und zwar im erstern Falle auf geschehene oder künftige Begebenheiten, und im letztern auf Glaubenslehren und Lebenspflichten bezieht. Diese viererley Bedeutungen sind 1. wörtliche, 2. symbolische Belehrungen. 3. Verschaffung der nöthigen Erkenntnißquellen durch die Umstände, worin der Schriftsteller gesetzt wird, 4. übernatürliche Einwirkung auf das Sensorium desselben. Die Natur der Sache selbst und die Betrachtung der göttlichen Weisheit giebt es schon, daß ich zu dieser letztern Bedeutung nicht eher meine Zuflucht nehmen kann, als wenn mich die drey erstern gänzlich verlassen. Wenn ich alsdann das erst ausgemacht habe, welche

Bedeutung in jedem vorliegenden Falle anzunehmen ist, dann haben die übrigen Fragen, z. E. von der Eingebung der Sachen und der Worte oder der Sachen allein, gar keine Schwierigkeit mehr.

14. Von den Wundern. Wenn man bey dem Begriffe eines Wunders von der gegebenen Worterklärung ausgeht, wornach es eine ungewöhnliche Begebenheit ist: so stößt man auf alle die verschiedenen Sacherklärungen, die man nach und nach davon gegeben hat, und wovon sich ein jeder irgend eine nach seiner Vorstellungsart zu wählen pflegt. Diejenige, welche Hr. Hartley vorziehet, hat von der bekannten Bonnetischen nur das unterscheidende, daß sie unter den Naturkräften auch die Wirkungen gewisser höherer Geister begreift. Diese Erklärung ist in England ganz gewöhnlich, und noch neulich hat sie Farmer vertheidigt. Gleichwohl ist sie nicht ganz ohne die Schwierigkeiten, die man gegen die alte hergebrachte Vorstellungsart zu machen pflegt. Hr. Bonnet hat sich auch, wie wir bereits in unsrer Bibliothek bey Gelegenheit des zweyten Theils seiner Palingenesie bemerkt haben, durch Einwürfe auf dieselbe bringen lassen, denen man auf eine andere Art begegnen kann. Die hohe metaphysische Fragen, wodurch einige Gegner des Christenthums diese Materie zu verwirren gesucht: ob Gott den Lauf der Natur unterbrechen könne, ob dadurch nicht eine Veränderlichkeit in Entschließungen, oder gar in seinem Wesen, müsse angenommen werden? u. s. w. lassen sich weit leichter beantworten und gehören gar nicht zur Sache. Man giebt den Gegnern mehr als halb gewonnen, wenn man ihnen den Streit in diese Felder der Spitzfindigkeit spielen läßt. Auch leget Hr. P. auf die Hartleyische und Bonnetische Erklärungsart kein großes Gewicht. Er macht vielmehr die brauchbarere Anmerkungen, daß man

zur

zur Benutzung des mit Wundern unterſtützten Unterrichtes 1. allemal den Inhalt der vorgetragenen Lehre, und 2. das Gottanſtändige, welches am beſten ihre wohlthätigen Folgen ſeyn könnten, in der Beſchaffenheit des Wunders in Erwägung ziehen müſſe. Wenn man dann in dieſen Schranken bleibt, ſo geht man der bekannten Humiſchen Schwierigkeit am beſten aus dem Wege; über die ſich ohnedem nichts gewiſſes ausmachen läßt, und die auch nur diejenigen vorzüglich trift, die vermeſſen genug ſind, in einem gegebenen Wunder das eigentliche Uebernatürliche zu tief zu ergründen und zu genau zu beſtimmen. Wir bedauren daher, daß Hr. P. auf den Gedanken des Hartley, womit er dem Humiſchen Einwurfe gegen die Wunder begegnet, fortgebauet hat. Es ſcheint uns wenigſtens nichts als eine rhetoriſche Wendung zu ſeyn, wenn Hartley annimmt: Hume müſſe ein eben ſo großes moraliſches Wunder vorausſetzen, wofern die Ausſage der erſten Boten Jeſu ſeine phyſiſchen Wunder nicht beweiſen ſollten. Unter dieſem Hauptſatze bringt nun Hr. P. alles das Bündigſte an, was man zur Rettung der Glaubwürdigkeit der Apoſtel aus ihrer phyſiſchen und moraliſchen Zeugenfähigkeit gewöhnlich anzuführen pflegt. Dieſe ganze Stelle iſt ſo ſtark und lebhaft geſchrieben, daß wir ſie zu mehrmaliger Leſung recht angelegentlich empfehlen.

In dem zweyten Bande, der ſich mit der Sittenlehre beſchäftigt, ſind, ungeachtet ſeiner ſtärkern Bogenzahl, die Piſtoriuſchen Zuſätze weniger, aber immer von gleichem Verdienſte. Wir dürfen uns nur auf die Auszeichnung weniger Stellen einlaſſen, wenn wir das Vergnügen weiter haben wollen, durch hinzugefügte Anmerkungen uns mit einem ſo lehrreichen Schriftſteller zu unterhalten.

4. Von der reinen Liebe Gottes. Wir fangen mit der Bemerkung an, womit Hr. P. diesen Zusatz beschließt. (S. 305.) „Bey dieser Gelegenheit wollen wir nicht unbemerkt lassen, daß die „ehemaligen Vertheidiger der reinen Liebe Gottes, „ein Fenelon, und eine Madame Guion, wahrscheinlicher Weise, wo nicht wenigern Widerspruch, doch „mehrere Achtung bey ihren Gegnern würden gefunden haben, wenn sie, wie unser Verfasser, dieselbe „deutlich zu erklären, aus einem Grundgesetze der „menschlichen Seele herzuleiten, durch die Analogie „und die Erfahrung zu erläutern gewußt hätten.„ Abgerechnet, was diese beyden berühmten Personen, wegen einer seltenen Sache, als das Uebermaaß in der Liebe Gottes, von dem bösen Willen ihres rechtgläubigen Gegners zu leiden hatten, so ist die Bemerkung des Hr. P. vollkommen richtig. Eine große Empfindlichkeit des Herzens und der Einbildungskraft, nebst der Stärke, durch das zu leiden, wofür man einmal eingenommen ist, war alles, was sie nach der Vollkommenheit der reinen Liebe Gottes begierig machte. H. Hartley entwickelt nun sehr gut, wie die anfängliche Selbstliebe des Menschen in Liebe Gottes und endlich in reine Liebe Gottes, und zwar in die letztere niemals übergehen — aber sich doch derselben in Ewigkeit immer nähern wird. Diese Idee ist vortreflich und ihre weitere Ausführung in H. P. Zusatz, die wir nachzulesen empfehlen, ist es noch mehr.

7. Von den Bedingungen der Seligkeit. In dieser Abhandlung zeichnen wir nur die sehr gründliche Auseinandersetzung der wechselseitigen Beziehungen des Glaubens und der Vernunft auf einander aus, um sie mit ein paar Worten bestätigen zu können. Diese beyden Dinge können in keinem wirklichen Streite mit einander seyn, das erkennt man überall. Ohne

aber

aber der Vernunft in ihrer Vortreflichkeit zu nahe zu treten, entwickelt Hr. P. die Vorzüge des Glaubens auf eine sehr einleuchtende Weise, und zeigt seine Nothwendigkeit nach der Verschiedenheit der Personen, ihrer Lage, Umstände, wodurch sie entweder zu einer oder der andern Belehrungsart geschickt und bestimmt werden. Der Glaube setzt ein Vertrauen auf die Einsicht und die Erkentniß eines andern voraus. Dieses Vertrauen ist alsdann nöthig, wenn der Mensch zu einem Zwecke soll geführet werden, wozu er in gewissen Umständen mit seinen eignen Einsichten entweder gar nicht, oder nicht so bald, nicht auf so kurzem Wege, nicht so bequem, nicht so sicher kommen kann. Ein solches Verfahren ist so wenig unvernünftig, daß wir in unsern gewöhnlichen zeitlichen Angelegenheiten gar oft unsere Zuflucht dazu nehmen und nehmen müssen. Dieses setzt Hr. P. sehr gut auseinander und wendet es auf den christlichen, seligmachenden Glauben an. Wir setzen nur hinzu, daß diese Lehrmethode schon in den ersten Jahren des Christenthums stark gefunden hat, ja, wir dürfen sagen, demselben wesentlich eigen ist. Man machte einen in der Sache selbst gegründeten Unterschied zwischen πίστις und γνῶσις, den man hernach zum Schaden des wahren Christenthums zu sehr vernachläßigt hat. Wir können die freye, edle Denkungsart Jesu und seiner Apostel nicht eher hoffen wiederhergestellt zu sehen, als bis man diese beyden Wege der Bildung des Christen nicht mehr einen zum Schaden des andern verachten, sondern beyde nach richtiger Beurtheilung der Umstände, und darauf gegründeten Anwendung wiederum zu nutzen suchen wird. Ein anderer nicht unbeträchtlicher Vortheil, der aus einer solchen vorsichtigen Orthotomie der Lehrmethoden entspringen wird, wird nothwendig auch der seyn, daß bey kultivirtern Geistern das Chri-

ſtenthum gewiſſen gewöhnlichen Vorwürfen nicht mehr wird ausgeſetzt ſeyn, daß man ſich chriſtlicher ertragen, und die gemeinſchaftliche moraliſche Vollkommenheit der Menſchen mit beſſerm Fortgange und in weiterm Umfange befördern wird.

Aus dieſen wenigen angeführten Proben werden unſere Leſer urtheilen können, was ſie in dieſem Buche für intereſſante und wohlbearbeitete Materie zu erwarten haben. Wir freuen uns übrigens, daß die Beſorgung des deutſchen Hartley in die Hände eines Mannes, wie Hr. Piſtorius, gefallen iſt, der im Stande iſt, die Einfälle dieſes Mannes zu würdigen, zu berichtigen und nöthigenfalls zu widerlegen; ein Geſchäft, welches ſelten die Sache unſerer gewöhnlichen Herausgeber iſt. Sonſt würden wir nochmals unſere Theologie und Philoſophie von unverdauten Anglicismen zu ſäubern nöthig gehabt haben.

Dl.

III.

Die neueſten Offenbarungen Gottes in Briefen und Erzählungen, verdeutſcht durch D. Carl Friedrich Bahrdt, der Theologie ordentlicher Lehrer, des Conſiſtorii Aſſeſſor, Definitor und Prediger an der St. Pankratiuskirche zu Gießen. Erſter Theil 1 Alph. 7 Bogen. Zweyter Theil 1 Alph. 1 Bogen in 8. Riga, bey Johann Friedrich Hartknoch 1773. *)

Herr D. Bahrdt liefert hier eine neue Ueberſetzung des neuen Teſtaments, wovon dieſe beyden Theile

*) Der dritte Theil dieſes Werkes iſt auch bereits erſchienen und wird nächſtens angezeigt werden.

Theile die Geschichebücher enthalten. Warum er gleich auf dem Titel neu zu seyn gesucht hat, begreifen wir nicht: wir würden bey einer Uebersetzung dieser Art, die so schon genung Widerspruch antreffen wird, nicht ohne Noth noch auffallender haben seyn wollen. Er will (s. Vorrede) hierdurch den Christen eine solche Uebersetzung in die Hände geben, die sie ohne Kommentar verstehen, und zu ihrer Befestigung im Glauben benutzen können. Keine wörtliche also, wie wir sie bisher größtentheils gehabt haben, und wie sie ein Michaelis zur Befremdung aller, welche die Bedürfniß unsrer Zeiten kennen, vom alten Testamente giebt, und die allgemeinere Aufklärung der Religionslehren, wie sie aus der Bibel geschöpft werden sollen, unsers Erachtens dadurch nur erschweret und hindert: sondern eine solche, welche die Gedanken des heiligen Schriftstellers von dem orientalischen Gewande entkleidet, ohne Beziehung auf jüdische Bilder und Ideen, ohne Hellenismus, dem deutschen Leser deutsch und nach deutscher Fassung darstellt; kurz, wie sie ein Matthäus, Paulus oder Johannes selbst ausgedrückt haben würden, wenn sie für deutsche, oder für die europäische und heutige Denkungsart geschrieben hätten.

Soll der ungelehrte Christ die Bibel wirklich als eine Glaubens- und Lebensvorschrift gebrauchen, ihren Inhalt recht verstehen; ihn auf seine Denkungsart und seinen sittlichen Zustand anwenden; so muß sie ihm freylich auf diese Art übersetzt werden. Wer Augen zu sehen hat, wie verkehrt die Bibel zur Schwärmerey, zur Verwirrung des Verstandes und zur Befestigung in praktischen Irrthümern gemisbraucht worden ist; wie häufig sie von vielen, ganz ungebraucht gelassen wird, weil es ihnen unmöglich fällt, sich in eine ihnen zum Theil fremde Vorstellungs-

art hineinzusetzen; wer es einsieht, daß diese für das Christenthum sehr nachtheilige herrschende Gebrechen aus der wörtlichen und allzuängstlichen gangbaren Uebersetzung der Bibel ihren Ursprung haben: der wird es auch angelegentlich wünschen: daß diejenigen, deren Pflicht es ist, an der Aufklärung der Christen zu arbeiten, mehr Ernst beweisen möchten, die Uebersetzung dieses ihres allgemeinen Lehrbuchs auf diesen Zweck einzurichten und zu verbessern; der kann auch nicht anders als bekümmert darüber seyn: daß Unwissenheit, Aberglauben und Sectirerey der Lehrer selbst solche heilsame Unternehmung bisher aufgehalten und vereitelt haben; und muß es mit Unwillen gewahr werden, daß die, die es ausführen könnten und sollten, darüber hinfaseln, und ungelehrten Christen hebräische Bilder, und helleniſtische Wendungen für den klaren und faßlichen Sinn ihres von Gott empfangenen Unterrichts verkaufen.

Die wirkliche Ausführung einer solchen Uebersetzung aber hat auch nicht geringe Schwierigkeiten; und wer sie gewissenhaft überlegt, der kann leicht, sich daran zu wagen, abgeschreckt werden; zumal da schon einige allzuleichtsinnige und willkührliche Versuche dieser Art, von deren Zahl auch der gegenwärtige nicht gänzlich auszunehmen ist, verunglückt sind. Man muß beym Uebersetzen solchen Regeln folgen, welche gar nicht die herrschenden, und doch die allein wahren sind. Man muß den richtigen Sinn so darstellen, wie er jetzt und von uns am sichersten gefaßt werden kann, und sollte man auch, wo dieser Zweck sonst nicht zu erreichen ist, das charakteristische im Stil und Ausdruck der schreibenden oder redenden Personen demselben aufopfern. Fremde Bilder, unbekannte Sprichwörter, tropische Ausdrücke, die wir heut zu Tage nicht mehr gewohnt sind, Anspielungen und Be-

zie-

ahnungen auf solche Dinge, die wir entweder gar nicht mehr oder nicht im gleichen Lichte und ähnlicher Würde denken, müssen nicht darin statt finden, sondern mit analogischen verwechselt werden; und wenn diese nicht zu haben sind, muß man sich lieber begnügen lassen, den allgemeinen Sinn, der zum Grunde liegt und für unsere Zeiten nur gehört, auszudrücken. Die häufigen vieldeutigen Worte und Redensarten, die in der Bibel vorkommen, darf man nicht eben so vieldeutig übersetzen; welchem ungelehrten Bibelleser soll das nützen? und wozu anders dient es ihm, und hat ihm leider! bisher gedient, als sich in seiner Religion zu verwirren? Die meisten albernen Religionsmeynungen sind aus dem verworrenen Sinne entstanden, welchen der Leser den vieldeutigen Ausdrücken der Schrift Geist, Fleisch, Gesetz, Werke, Gerechtigkeit, Reich Gottes u. s. w. beygelegt hat. Sagte ihnen ihre deutsche Bibel gleich; daß das Wort Geist hier göttliche Gaben, dort Gemüthsart, dort Sinn und Bedeutung anzeige u. s. w. so würden sie in den mehresten Stellen der Schrift durch ihren gesunden Verstand selbst den wahren Sinn treffen, ohne daß sie durch weitläuftige Kommentare aus der ungesunden Uebersetzung heraus und zum gesunden Verstehen geholfen werden dürften: am Ende können und mögen sie auch solche Kommentare nicht einmal brauchen, und wenn sie es thun, werden sie nicht viel klüger daraus.

Außer diesen und ähnlichen Grundregeln, welche alle auf die gegenwärtige Faßlichkeit des Inhalts der Bibel abzielen, deren einige auch der Verfasser selbst in der Vorrede erwähnt, und sich in Absicht anderer auf die in den Kritiken über die michaelische Bibelübersetzung geäußerte sehr richtige Anmerkungen beziehet, gehört auch noch zum Verfertiger einer sol-

cher

chen Ueberſetzung: eine vertraute Bekanntſchaft mit dem Geiſte der heiligen Schriftſteller, mit der Denkungsart und dem Grade des Lichts ihrer Zeiten, mit der ſtufenweiſen Entwickelung der menſchlichen Erkentniß, mit der Stuffe, worauf jene Leſer und Zuhörer ſtanden, und mit der, worauf die unſrigen ſtehen; ein langes und ſorgfältiges Studium über jede dem Inhalte nach wichtige Stelle; eine gewiſſenhafte Bedachtſamkeit, da er oft von der gangbaren Ueberſetzung abweichen muß, nie ohne triftige Gründe, noch weniger willkührlich und leichtſinnig, oder in gleichgültigen Dingen abzuweichen, damit er den abgezweckten Nutzen nicht ſelbſt verhindere; und endlich das Genie eines Luthers, den Sinn, den er wohl gefaßt hat, ſo ſtark und lichtvoll und kräftig auszudrucken, wie es dieſer zu unſrer fortdaurenden Bewunderung vermocht hat. In ſolchem Geiſte würde dieſer große Mann die Bibel jetzt überſetzen; und über die abergläubige Anhänglichkeit an ſeine alte Ueberſetzung unwillig ſeyn; und vor den ſchlaffen und geiſtloſen neumodiſchen Ueberſetzungen ekeln; und die Furcht des Pöbels, daß ihm ſeine Bibel vertauſcht werde, verlachen; den Ketzermacher, der über Gefahr des Glaubens ſchrie, von der Seite anſehen; die trägen Geiſtlichen, die am Buchſtaben hängen bleiben wollen, zurechtſetzen; und die klügern, die nur von ferne zuſehen, herbeytreiben.

Herr D. Bahrdt hat den Muth gehabt, eine Ueberſetzung des N. T. in dem bisher gezeigten Geſichtspunkte zu unternehmen. Die richtigen Grundregeln, nach welchen ſie gemacht werden ſoll, hat er gekannt und in Ausübung bringen wollen, auch an vielen Orten den Sinn ſehr richtig, faßlich und zweckmäßig ausgedruckt. Darauf wird er ſelbſt nicht Anſpruch machen, daß er es allenthalben getroffen habe;

das iſt auch nicht möglich: wenn es um Wahrheit und Nützlichkeit zu thun iſt, der beſſert gern, und hört nicht *auf* zu beſſern. Aber ob er ſo bedachtſam geweſen ſey, ob er über die Gründe ſeiner Abweichungen *immer* ſo mit ſich zu Rathe gegangen, als es die *allgemeine* Angelegenheit der Chriſten, die er unter Händen hatte, erforderte; ob er nie ohne Noth Neuerung geſucht, nie willkührlich und leichtſinnig oder zu dreuſt zu Werke gegangen; ob er Luthers Geiſt ins Auge gefaßt, und ihn nie ohne Ueberlegung verlaſſen habe; ob er nie zu ſchlaff, zu paraphraſtiſch, zu wortreich, und alſo ohne ſattſames Studium, dem wichtigen Inhalte ein ihm würdiges Gepräge zu geben, überſetzt habe; ob er den großen und ausgebreiteten Nutzen, den er durch ſeine Arbeit erreichen wollte und konnte, auch wirklich erreichen, oder vielleicht gar das Gute, daß er hätte ſtiften können, länger aufhalten werde: — das möchten wir lieber von ſeinem eigenen Gefühle, als von dem Urtheile ſeiner Leſer beantwortet wiſſen.

Dem ſey indeſſen wie ihm wolle, ſo wünſchten wir doch um des gemeinnützigen Zwecks willen, den er ſich vorgeſetzt hat, daß alle ſeine Leſer nach der Regel Pauli mit ſeiner Ueberſetzung verfahren möchten: prüfet alles, und das Gute behaltet. Sie kann doch für die folgenden Zeiten ihren Nutzen haben. Man richte zu dem Ende vornemlich ſein Augenmerk auf diejenigen Schriftſtellen, welche eigentliche Religionsbegriffe enthalten: denn ihre Richtigkeit und Faßlichkeit ſoll die ganze Denkungsart des Chriſten beſtimmen. Nach dieſem Geſichtspunkte wollen wir hier auch einige Proben daraus mittheilen, und durch einige hinzugefügte Anmerkungen bedachtſame Leſer reizen, des Verfaſſers Arbeit ſelbſt zu prüfen, und das Gute derſelben heraus zu wählen.

Der Ausdruck Himmelreich, Reich Gottes, gehört zu den vieldeutigen, welche der gemeine Chriſt oft ſo verkehrt zu deuten pflegt. Der Verfaſſer überſetzt ihn nach dem Zwecke des Redenden auf verſchiedene Weiſe; bald durch die neue Gemeine, die Gott durch Chriſtum auf Erden errichten will; bald durch das Reich der Wahrheit und Tugend; bald noch eigentlicher durch die Religion, welche der Tugend ewige Glückſeligkeit verheißt; bald durch die neue Religionsſocietät. (Das letztere, ſo wie alle ausländiſche Worte, deren ſich der Verfaſſer bedient, ſtehen wohl hier nicht am rechten Orte: ſie ſind nicht faßlich, und klingen in dem Munde eines Bibelüberſetzers koſtbar.) So wird Matth. 6, 33. überſetzt: „Richtet euer ganzes Beſtreben, alle eure Wünſche „und Begierden nur (vornemlich) darauf, zu der Gemeine Gottes zu gehören, d. h. eine reine, gottgefällige Tugend auszuüben.„ — Eben ſo unbeſtimmt, und mannigfaltiger Deutung unterworfen ſind die Schriftausdrücke Seligkeit, Seligmachen, Erlöſen u. ſ. w. Herr Bahrdt ſucht ihren Begrif jedes Orts zu beſtimmen. z. E. Matth. 1, 21. lautet bey ihm ſo: „Er iſt beſtimmt, die Menſchen, die ſich ſeiner „Führung anvertrauen werden, von der Macht der „Sünde zu befreyen.„ (Von der Macht würden wir nicht zugeſetzt haben.) Matth. 18, 11. „Das „iſt auch die einzige Urſache, warum ich in die Welt „gekommen bin, um ſolche arme verirrte Menſchen auf „den Weg des Heils zurückzuführen und ſelig zu machen.„ (wo der Weg des Heils ein hebräiſch artiger Ausdruck iſt.) Ap. Geſch. 4, 11. „Daher nun „weiter keine Errettung zu hoffen ſteht, und keine Religion den Menſchen je bekannt worden iſt, durch „welche wir könnten errettet werden, als die Religion „Jeſu.„ Hier überſetzt er Namen durch Religion,

und

und unſers Erachtens ganz richtig. Matth. 28, 19. hingegen durch Bekenntniß, wo wir auch die Religion verſtehen würden, die die Chriſten vom Vater, Sohn und heil. Geiſt empfangen haben. Im Namen Jeſu beten heißt bey ihm Joh. 16, 24. 26. „das von Gott erbitten, was ſie (nemlich die Jünger) „zur Ausbreitung ſeiner Religion einſt nöthig haben „werden; oder als ächte Nachfolger in ſeinem Amte, „den Vater anrufen.“ So könnten nur die Jünger oder die Religionslehrer im Namen Jeſu beten; oder überhaupt diejenigen, welchen die Erhaltung und Ausbreitung der chriſtlichen Religion am Herzen liegt; welches ſich wohl hören läßt.

Unter den Büchern, die der Verf. bisher geliefert hat, kann das Evangelium Johannis zum wahren Probierſteine einer allgemein faßlichen Ueberſetzung dienen: dieſes verdient alſo bey ihm vorzüglich geprüft zu werden. Sein Beſtreben, den Vortrag des Apoſtels für unſere Zeiten jedermann faßlich zu machen, iſt ganz ſichtbar; aber uns hat er hier nicht oft genung Genüge gethan. Der Anfang mag gleich zur Probe dienen. „Der Logus war ſchon bey dem Entſtehen „dieſer Welt. Er war bey Gott: (noch keinem ſterb„lichen Auge ſichtbar) (Dieſen Zuſatz verſtehen wir „nicht recht) denn es war nur Gott und der Logus.„ (In der Note ſagt er: das er hier nicht ὁ λογος, ſondern καὶ λογος, leſe, worüber er ſich in ſeinem verſprochenen Kommentar erklären wolle. Aber dieſe eigenmächtige Aenderung des Textes, und noch dazu in einer Ueberſetzung für jedermann, kann man nicht anders als ſehr misbilligen. Und wenn er auch die Richtigkeit der Aenderung in ſeinem Kommentar beweiſen könnte, woran wir doch ſehr zweifeln; ſo wird er die ſchädlichen Eindrücke, die er durch ſolche Dreuſtigkeit bey gemeinen Chriſten macht, gewiß nicht da-

mit

mit auslöschen können. Welcher gemeine Leser wird auch seine gelehrte Beweisgründe zu nutzen wissen?) „Er war bey Gott, — und durch ihn ist alles, alles „geschaffen, was je geschaffen worden ist. Er war „das Heil der Menschen, — wie fern er ihr Lehrer „und Führer war.„ (Warum nicht lieber? Er brachte den Menschen Glück, und wollte ihnen den Weg dazu zeigen.) „Er schien als ein Licht im Fin„stern. Aber die verfinsterten Menschen wußten das „Licht nicht zu nutzen.„ — v. 12 - 14. „Allen und „jeden aber, welche ihn aufnahmen, und sich willig „zeigten, sich ihm folgsam anzuvertrauen, erhob er „zur Würde der Kinder Gottes, — nicht solcher „Kinder, welche es durch Geburt sind, sondern solcher, „welche von Gott selbst erzeugt, und mit seinem Bil„de begabt worden sind. Und der Logus vereinigte „sich mit einem sterblichen Menschen, den er gleichsam „zu seiner Wohnung machte, in welchem er sichtbar „unter uns wohnen wollte, (besser: und lebte als ein „Mensch unter uns,) um uns mit den wahren Gütern „seines Heils gnadenreich zu überschütten (deutscher „und kürzer: und ertheilte uns viele und wahrhaftig „große Wohlthaten Gottes.) Und wir sahen deutlich „seine in die Augen leuchtende göttliche Majestät, (nem„lich in seinen großen und wohlthätigen Wundern) wie „sie eigentlich dem Eingebohrnen des Vaters zu„kommt.„ — v. 16 - 18. „Aus dessen reichen „Schätzen sind allen, statt ehemaliger Wohlthaten „ganz neue mitgetheilet worden. Ich will sagen: „Gott hat den Juden jene mosaische Religion, als „ein eigenthümliches Geschenk anvertrauet: dahinge„gen durch Jesum Christum eine weit vollkommnere „Religion bekannt worden, welche für alle Menschen „ein unerschöpflicher Schatz des Heils und der Glücksse„ligkeit ist. Denn nur Er, der Vertraute und Liebling

„sei-

„nes Vaters, der Eingebohrne, konnte uns den un„sichtbaren Gott gleichsam anschauend und sichtbar ma„chen.„ (Das letzte scheint nicht im Texte zu lie-gen, und ein Nebenbegrif zu weit verfolgt zu seyn; worüber die Hauptidee, daß Jesus uns bessern Unterricht, als Moses, von Gott und seiner Gesinnung gegen uns, gegeben hat, aus den Augen entrückt wird.)

Die Unterredung Jesu mit dem Nicodemus Kap. 3, 3 f. ist in dieser Uebersetzung faßlicher und hängt besser zusammen, als in den bisherigen; sie ist auch dem Zwecke Jesu und der damaligen jüdischen Denkungsart mehr angemessen. Nur können wir nicht begreifen, daß v. 5. durch Geist die Gemüthsbeschaffenheit des Menschen, und v. 6. gleich wieder in einer andern Bedeutung der Geist oder Sinn des Evangelii verstanden werden könne: besser wird man in beyden Versen die innere Gemüthsbeschaffenheit verstehen. Hier ist des Verf. Uebersetzung: „So „meyne ich es auch nicht, erwiederte Jesus, sondern „ich rede von der innerlichen Veränderung des Gei„stes, nebst der äußerlichen Veränderung des Reli„gionsbekenntnisses vermittelst der Taufe. Diese „beyden Stücke, glaube mir, werden von einem wür„digen Mitgliede des Reichs Gottes erfordert. Denn „wer nur durch die Geburt (aus dem Judenthume) ein „Angehöriger Gottes ist, der ist ein (unvollkommener) „sinnlicher Mensch (der zu der geistigen und von aller „Sinnlichkeit entfernten Verehrung Gottes, dazu „ich meine Lehrlinge anführe, um sie einer ewigen See„ligkeit empfänglich zu machen, untüchtig ist:) wer „aber durch den Geist (des Evangelii, zu einem Rei„che Gottes) erzeugt worden ist, der ist ein geistiger „(Mensch, wie er in meinem Reiche erfordert wird.„) Wir können uns nicht überreden, daß Jesus alle diese

eingeſchobene Beſtimmungen bey ſeinen Worten gedacht habe; wir können ſie auch in ſeinen Ausdrücken und ihrer Verbindung nicht wahrnehmen. Sollte nicht das etwa die richtige Ueberſetzung ſeyn? v. 5. So meyne ich es auch nicht, ich verſichere dich aber nochmals, welcher Jude ſich nicht taufen läßt und ſein bisheriges Religionsbekenntniß ändert, und zugleich ganz andere und neue Geſinnungen faßt; der kann nicht zu Gottes neuer Gemeine gehören. v. 6. Von einer leiblichen neuen Geburt kann ich ja nicht reden, daraus können nur leibliche Veränderungen entſtehen: ich rede vom Geiſte, von der Seele des Menſchen, die muß gleichſam neu gebohren, oder in ihrer Denkungs- und Sinnesart ganz verändert werden. v. 7. Wundere dich alſo nicht über meine Art zu reden, und verſtehe mich nicht ſo ſinnlich. v. 8. Solche Veränderungen des Geiſtes kannſt du eben ſo wenig äußerlich wahrnehmen, als du ſehen kannſt, wo die kühle Luft herkömmt und hingeht u. ſ. w. So ſcheint uns alles unter ſich und mit dem ganzen Inhalte der Rede übereinzuſtimmen. — Den übrigen Theil der Unterredung von v. 9. an, finden wir ſehr gut ausgedruckt. Eben das müſſen wir von der Antwort Johannis des Täufers v. 27 - 36. ſagen; wo hier der vernünftige Sinn und Zuſammenhang klar vor Augen liegt, den der gewöhnliche Leſer in andern Ueberſetzungen vergeblich ſuchen wird.

Kap. 4, 21 f. empfiehlt ſich die Ueberſetzung durch ihre Simplicität, und es wäre zu wünſchen, daß er ſie allenthalben ſo zu erreichen ſtudirt hätte. Die Rede Jeſu mit den Juden Kap. 5, 17. bis zu Ende des Kapitels wird auch ſehr faßlich auseinander geſetzt. Nur wiſſen wir nicht, warum v. 24. von dem ſogenannten geiſtlichen Tode und geiſtlichen Leben verſtanden werden ſolle. Was weiſet denn die Zuhö-

rer

nur zurecht, daß nun vom Tode und Leben auf einmal in einem geistlichen Sinne gesprochen werde? und was für ein Argument wäre das für Jesu göttliches Ansehen gewesen? (H. Bahrdt verhindert den Nutzen, den er sonst stiften würde, nicht wenig, daß die Begierde, neu und sonderbar zu seyn, immer bey ihm hervordringt: in eine Uebersetzung für alle mußten durchaus nicht unsichere und unausgemachte Meynungen, noch Deutungen zum Vortheile eines abweichenden Systems eingeschoben werden; wo nicht der klare Sinn der Worte den gemeinen Leser selbst auf die abweichende Erklärung führte.) V. 30. sind die letzten Worte zu künstlich und wissenschaftlich ausgedruckt, wenn es heißt: „dann ich mache nie gewisse „eigene Neigungen zu Triebfedern meiner Urtheile und „Handlungen, sondern die Absichten dessen, der mich „an seine Stelle gesetzt hat.„ Dieß ist nicht die Sprache für jedermanns Fassung, gar nicht die Sprache des Neuen Testaments; sie macht auch den Gedanken matt durch ihre Weitschweifigkeit, und nimmt ihm seine natürliche Kraft. Und leider! herrscht dieser Fehler in des Verf. Uebersetzung, und vernichtet gerade ihren Zweck. Wie konnte der Verf. in dieser und ähnlichen Stellen von Luthers Geiste abweichen; der ein Muster der Popularität ist? Unter den deutschen Schriftstellern unterscheiden sich noch immer die Gottesgelehrten am meisten; daß sie ihre Katheders sprache nicht verlassen, und populär und eindrücklich reden wollen: sie hätten es aber doch gerade am nöthigsten. V. 36. verstehet der Verf. durch die Werke, worauf sich Jesus beruft, daß er von Gott gesandt sey; sein Geschäft, die Menschen zu lehren und zu bessern. Wie kann denn aber das Geschäft selbst ein Beglaubigungsbeweis seyn, daß es ihm aufgetragen worden? Der Beweis muß ja eher da seyn, als man es ihm

zugestehen kann, sein Geschäft mit höherer Autorität zu vollziehen. Ein anderes ist es, aus dem bereits vollzogenen Geschäfte und seiner erkannten Beschaffenheit, wie wir thun, zu schließen: daß es vermöge eines göttlichen Auftrages verrichtet seyn müsse.

Mit der Uebersetzung des schweren 6. Kapitels kann man in den meisten Stellen zufrieden seyn; nur sind die harten Tropen, deren sich Jesus v. 51 f. vom Essen seines Fleisches und Trinken seines Blutes bedient, zu ängstlich und mühsam verfolgt: man wird nicht auf die Spur geleitet, warum Jesus seinen Vortrag so eingekleidet hat, noch warum wir ihn unter diesem Kleide behalten müssen. Kap. 7, 39. versteht er unter dem Geiste, dessen der Evangelist erwähnt, nicht die göttlichen Gaben des Geistes, sondern den Geist des Christenthums. Ist es aber wohl glaublich, daß der Evangelist in einem modernen französirenden Sinne vom Geiste des Christenthums gesprochen habe?

Doch wir müssen zum Ende eilen. Wer das eigenthümliche dieser Uebersetzung will kennen lernen, der prüfe Kap. 8. 21-56. Kap. 10. 1-38. Kap. 12, 23-50. die Bergpredigt und die letzte Unterredung Jesu mit seinen Jüngern. Diese ist vorzüglich klar und faßlich dargestellt; denn der Sinn der Worte wird nicht allein in seinem nahen und eigentlichen Gesichtspunkte auf die gegenwärtigen Jünger genommen und ausgedruckt, sondern auch die redenden Personen des Dialogs genau unterschieden, und der Gang der Unterredung deutlich bemerkt. Ein gleiches müssen wir von Jesu Gebet Kap. 17. sagen; wovon wir noch den Anfang herseßen wollen. „Vater, die Zeit „ist da! Verherrliche deinen Sohn, oder vielmehr „dich selbst durch ihn. Denn du hast ihn zum Herrn „über die Menschen gemacht. So seße ihn auch „nun in den Stand, alle gute Seelen, die du ihm

„zuge-

„zugeführet haſt, auf dem Wege einer ewigen Glück„ſeligkeit zu leiten, auf welchem ſich derjenige befin„det, der dich, Vater, als den einzigen wahren Gott, „und mich als den von dir ſelbſt an ſie abgeordneten „Erretter und Herrn, erkennet u. ſ. w.„ Schade daß hier, und in der Folge noch mehr, die kurzen Sätze der Grundſprache in längere und verwickelte Perioden zuſammengefaßt ſind. Das ſchwächt die Lebhaftigkeit und Deutlichkeit, und beſonders den Nachdruck der Rede: nun iſt es auch nicht mehr die Sprache des Gebets.

Ueberhaupt hat der Verf. allzu oft weitſchweifig umſchrieben, wo er wörtlich überſetzen konnte und ſollte. Es müſſen freylich Umſchreibungen ſtatt finden, wo die Gedanken des Originals in die heutige Denkungs- und Sprachart übertragen werden ſollen. Aber man muß lange darauf ſtudiren, ob man nicht ohne Umſchreibung dazu kommen kann; und dieſes Studium vermiſſen wir bey dem Verfaſſer. Und ſoll und muß umſchrieben werden: ſo muß es ſo wenig wortreich ſeyn, als möglich iſt; ſo muß es populär gedacht und populär ausgedruckt, eine weitſchichtige Synonimie ſorgfältig vermieden, und alle Ausartung ins poetiſche oder koſtbare dem Ueberſetzer ſelbſt gleich fühlbar zuwider ſeyn. An vielen Orten trift H. Bahrdt den Ausdruck recht glücklich; an andern Orten, beſonders wo er umſchreiben will, verfehlt er ihn ganz. Wer kann das z. E. in einer Bibelüberſetzung ausſtehen, wenn es auch der richtige Sinn wäre. Matth. 5, 4? „Wohl denen, welche „die ſüſſen Melancholien der Tugend den rauſchen„den Freuden des Laſters vorziehen u. ſ. w.„ Eine Religion für alle redet gar nicht von Melancholien der Tugend. Wie ſchwerfällig und abſtrakt wird Marc. 2, 28. ausgedruckt: „Folglich müſſen die

„Pflichten des äußerlichen Gottesdienſtes, den eigent„lichen Pflichten des Menſchen allemal untergeordnet „bleiben.„ Was ſoll der Ausdruck Secretion Marc. 7, 19? Wie viel ſimpler iſt Luther Marc. 11, 25. als wenn es hier heißt: „Verbannet bey eurem Ge„bete alle feindſelige Geſinnungen gegen eure Neben„menſchen aus euren Herzen. Denn ohne ein Herz „voll Liebe, könnet ihr euch keiner Merkmale einer „Begnadigung von Gott getröſten.„ — Wer der Bibel ihren Nutzen für Ungelehrte entziehen wollte, dürfte ihr nur ihre Kürze und Simplicität auf dieſe Art rauben, und ihre Sprache in Schulſprache verwandeln: ſo wie dieſe Sprache den herrſchenden Kanzelton geſtimmt, und Dank ſey es dem guten Geſchmacke! auch dahin gebracht hat, daß die meiſten Leute ſo ohne Verſtand und Eindruck aus der Kirche wieder herausgehen, als ſie gekommen waren.

Worin das dialogiſche und deſſen Werth in dem Vortrage der Evangeliſten beſtehe, das muß der Verf. gar nicht verſtanden und empfunden haben; ſonſt hätte er unmöglich die Dialogen in den einförmigen Lehr- und Erzählungston umſchmelzen können. Nichts ſtellt die Gedanken faßlicher, lebhafter und kräftiger dar, als die Dialoge; und wir ſehen es als einen groſſen Vorzug der Geſchichtſchreiber des N. T. an, daß ſie ihre handelnden Perſonen immer ſelbſt reden laſſen. Unſer Ueberſetzer hat den ekelhaften morgenländiſchen Dialog moderniſiren wollen, wie er in der Vorrede ſagt. Aber, Lieber, das ekelhafte morgenländiſche liegt nicht in der Dialoge, ſondern nur in dem beſtändigen Wiederholen des Geſchichtſchreibers: ſagt er, ſagt ſie, antwortete er und ſprach u. ſ. w. Die Dialoge an ſich iſt nicht ekelhaft, ſondern ſchön; ſo natürlich, daß auch ein Kind in das Intereſſe der Unterredung mit hineingezogen wird; eben dadurch

lernt

lernt auch der gemeine Christ den Inhalt verstehn; er nimmt am Gespräche Theil, er setzt es mit dem Redenden fort, und wird unvermerkt belehret; die Wahrheit schleicht ihm ins Herz, er weiß nicht wie. Und diese socratische Weisheit Jesu und seiner Geschichtschreiber raubt uns der Verfasser? Nur ein Exempel zur Probe. Es sey das Gleichniß vom Unkraute im Weizen Matth. 13, 27 f. „Da kamen die Knechte und meldeten dem Herrn des Guts mit vieler „Verwunderung, daß der Acker voller Unkraut stünde, ohnerachtet er ihn mit reinem Samen hätte „bestellen lassen. Aber den Herrn befremdete das „nicht. Ich kenne meinen Feind, sagte er, welcher „mir dadurch hat schaden wollen. Darauf erboten „sich die Knechte, das Feld von dem Unkraute zu reinigen. Allein der Herr erlaubte es nicht, und zwar „aus dem Grunde, weil sie jetzt dem Getreide selbst „mit Schaden thun würden u. s. w. Nun halte man Luthers Uebersetzung dagegen: wird nicht ein jeder sagen? Schade, Schade um die vortrefliche Dialogie, wie schlaff ist dagegen des Verfassers langweilige Erzählung!

Wir wünschen, daß H. Bahrdt von Freunden der Religion sehr ernsthafte Erinnerungen empfahen möge, den Einfluß und die Wichtigkeit seines Unternehmens mit aller gewissenhaften Bedachtsamkeit zu überlegen; den Zweck seiner Arbeit immer vor Augen zu haben, um ihn durch anhaltenden Fleiß und Studium zu erreichen; die mehrern und gröſsern Schwierigkeiten, die er noch bey den folgenden Theilen des Neuen Testaments antreffen wird, wohl zu beherzigen; langsam und mit reifem Urtheile fortzuschreiten: damit er das, was er bauen will, nicht etwa mehr niederreisse und verderbe.

R.

IV.

Versuch einer neuen Einleitung in die Rußische Geschichte. Nach bewährten Schriftstellern. Von D. Christoph Schmidt, genannt Phiseldek, Professor des Staatsrechts und der Geschichte am Collegio Carolino zu Braunscheig. Erster Theil. Riga bey Joh. Fried. Hartknoch. 1773. in 8. außer dem Vorberichte und 2. Bog. Stammtafeln 384 S.

Beynahe kann man mit Gewißheit behaupten, daß in dem jetzigen Jahrhunderte keine vollständige sichere Geschichte des rußischen Reichs zu erwarten stehe. Vorher müssen noch viele arbeitsame Männer, so wie der Hr. Kollegienrath Müller, zuverläßige Nachrichten in Rußland selbst sammeln, die nöthigen Beyträge nicht blos in Archiven zu finden, sondern auch aus den Händen argwöhnischer Privatpersonen zu erhalten suchen, und auf solche Art hinlängliche Materialien liefern: dann wird es dem Geschichtschreiber leichter glücken, er wohne wo er wolle. Jetzt denke man an die Weitläuftigkeit des rußischen Reichs, und an die Schwierigkeit, welche ein Müller, ein in der Bearbeitung der rußischen Geschichte grau gewordener Mann, überwinden mußte, um nur Beyträge zu liefern: und unsre Vermuthung wird nichts weniger als übertrieben seyn.

Hr. S. will, nach der Aeusserung im Vorberichte, das Verlangen derer befriedigen, welche „alles das, „was man bis jetzt von der rußischen Geschichte mit „Zuverläßigkeit oder Wahrscheinlichkeit sagen kann,

„im

„im Zuſammenhange leſen, und in einem mäßigen „Bande überſehen wollen.„ Zum Beweiſe, daß es noch an einem ſolchen Buche fehle, muſtert er ſeine Vorgänger. „ Schlözers ſchöne Geſchichte von „Rußland geht nicht weiter als bis gegen die Hälfte „des 12ten Jahrhunderts, iſt zu ſehr zuſammenge„drängt und ſetzt bey dem Leſer ſchon zu viel Kennt„niſſe voraus. Treuer fängt zu ſpät an, und hört „zu früh auf. Real iſt mangelhaft und unzuverläſ„ſig. La Combe befriediget nicht die Erwartung „wißbegieriger Leſer. Hörſchelmann verdient kaum „genannt zu werden. Der XXIX Th. der allg. Welt„hiſtorie iſt fehlerhaft genug. Lomanoſſows Jahr„bücher ſind viel zu kurz.„ Verb. S. III, V. — Wichtige Aufklärungen darf man hier freylich nicht ſuchen: überhaupt finden wir das Buch, welches der Titel ſelbſt für eine Einleitung und Compilation erklärt, an etlichen Stellen ungemein mager, an andern ohne Urſach weitſchweifig; hier und dar auch wohl im Chronikenſtil abgefaßt. Die Geſchichte und Geſchichtkundigen gewinnen daher durch daſſelbe nicht: aber der Hr. V. hat auch nicht für dieſe geſchrieben, ſondern zum Beſten ſolcher Leſer, „die entweder nicht „Zeit, oder nicht Luſt, oder Gelegenheit haben, alle, „oder auch nur die wichtigern Schriftſteller, in wel„chen die rußiſche Geſchichte (wir würden lieber ſagen: „Stücke aus der rußiſchen Geſchichte,) enthalten iſt, „zu leſen, ſie mit einander zu vergleichen — — und „doch gern die merkwürdigſten Veränderungen, welche „das rußiſche Reich erlitten hat, wiſſen wollen.„ S. VI. Entfernt dieſe gute Abſicht zu tadeln, können wir nicht umhin, aufrichtig zu geſtehen, daß nach unſerer Einſicht, genaue Kenntniß des Landes und der Landesſprache einen unwiderſprechlichen Einfluß bey der Bearbeitung der Geſchichte äußere. Alle unſere Leſer

wissen, daß einer unsrer deutschen Geschichtschreiber durch diese und andere Hülfsmittel, in der alten und neuen rußischen Geschichte bereits glückliche Schritte gethan hat.

Doch zum Buche selbst. Der vor uns liegende erste Theil besteht aus einem Abrisse der gegenwärtigen Verfassung Rußlands, und dann aus der Geschichte bis auf das Jahr 1613. den Beschluß macht ein Verzeichniß der gebrauchten Schriften, und ein Anhang, darinn ein Auszug aus einem auf der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel befindlichen Manuscripte geliefert wird. Willig geben wir dem Herrn V. den Ruhm eines fleißigen Sammlers; an der Auffoderung an die Verfasser der Journale, oder gelehrten Zeitungen, Fehler anzuzeigen, nehmen wir keinen Theil. Nur zum Beweise, daß wir das Buch aufmerksam durchgelesen haben, wollen wir etliche Anmerkungen hersetzen, die nicht Fehler, sondern Kleinigkeiten betreffen.

Bey dem Abrisse der gegenwärtigen Verfassung Rußlands als einer allgem. Einleitung, vermissen wir an etlichen Stellen die erwartete Genauigkeit. Bey S. 26. könnten wir einige Erinnerungen machen, und 1) bey den angegebenen Klassen des rußischen Adels z. B. anmerken, daß die Grafen und Fürsten gemeiniglich gleiche Vorzüge genießen; 2) warum der rußische Adel eben dem liefländischen gleich sey, sehen wir nicht ein; er ist frey und genießt adliche Rechte, wie in verschiedenen andern Ländern unter gewissen einschränkenden Gesetzen. 3) Die Odnodworzi (nach der feinern Aussprache Odnadworzi.) sind aus Hr. Büschings Erdbeschr. aber etwas undeutlich und unrichtig beschrieben. Wie sollten sie durch den allmäligen Ankauf eignen Bauern, den Edelleuten gleich geworden seyn, da sie auf ihren eignen Namen keine

ne Bauern kaufen dürfen, sondern es nur heimlich auf eines Edelmanns Namen thun müssen. Sie bezahlen Kopfgeld und werden zu Rekruten genommen, wie die Bauern, und wie diese bearbeiten sie ihr Land selbst: ihr Vorzug besteht darinn, daß sie allezeit unter der Krone stehen, und nie eines Edelmanns Unterthanen oder Erbleute seyn können. Nach einer Vermuthung sollen sie vormals Edelleute gewesen, und durch Armuth allmälig in den jetzigen Stand gerathen seyn. 4) Außer den deutschen giebt es zwar auch rußische Bürger in Rußland, aber erst seit den neuern Einrichtungen. Und selbst unter denen, die in Städten bürgerliche Nahrung treiben, findet sich eine große Verschiedenheit. Einige stellen Rekruten, sind aber von dem Kopfgelde frey; andere treiben einen großen Handel und sind doch wirkliche Erbbauern, geben aber für die erhaltene Erlaubniß an ihren Erbherrn jährlich eine gewisse Abgabe. 5) Die Eintheilung der Bauern in Leibeigene der Krone, der Geistlichkeit, und des Adels, kann man jetzt entbehren, da der Geistlichkeit und den Klöstern ihre Bauern abgenommen, und unter eine besondere Oekonomie sind gesetzt worden, welche der Geistlichkeit jährlich die festgesetzten Besoldungen auszahlt.

Warum wird der rußische Monarch S. 27 ein völliger Despot genennt? Die rußische Regierungsform ist nicht despotischer als die französische u. a. m. Wenn dem Unterthan erlaubt ist, sein Recht gebührend vorzutragen; wenn, wie tausend Beyspiele zeigen, die Richterstühle jenem selbst wider die etwanigen Ansprüche des Monarchen rechtsprechen dürfen; wenn überhaupt durchgängig nach Gesetzen verfahren wird, so ist der Name Despotismus unschicklich. Ghyssudar S. 29, ist nicht blos die Benennung, mit welcher die Unterthanen den rußischen Kaiser bezeichnen;

sondern

sondern ein gewöhnlicher Titel der Standespersonen, sonderlich in Briefen. Wir würden dieses Wort nur mit einem ſ schreiben, aber dasselbe scharf aussprechen, denn das rußische Slowo ist ein scharfes ſ; sonst müßte man, wo jenes doppelt steht, 4 ſ oder 2 ſſ schreiben, welches unerhört wäre. Eben das gilt von Cessarewitsch (Kaisersohn,) welches wir, da der erste Buchstabe ein Tzü ist, etwa Tzesarewitsch oder Zesarewitsch schreiben würden.

Bey der Anzeige der lief- und ehstländischen Richterstühle S. 33, bemerken wir auch kleine Mängel. Das revalsche Provinzialconsistorium ist vergessen, da es doch im Herzogthume Ehstland das ist, was das rigische Oberconsistorium in Liefland. Auch vermissen wir das ehstländische Landrathskollegium. In dem ehstländischen oder revalschen Oberlandgerichte sitzen nicht einige, sondern alle ehstländische Landräthe, keinesweges aber der Ritterschafthauptmann. Anderer Kleinigkeiten zu geschweigen.

Daß ein rußischer Priester nach S. 34 aufhöre Priester zu seyn, so bald seine Frau stirbt, und daß er als Wittwer nicht Priester bleiben könne, ist nicht völlig richtig, ob es gleich Hr. Büsching, und andere mehr, für eine ausgemachte Sache halten. Der Rec. versichert, daß jeder rußische Priester auch nach seiner Ehegattin Tode Priester bleiben kann, wenn er sich nur jährlich von seinem Bischof eine schriftliche Erlaubnis deswegen erbittet. Von den rußischen Klöstern hätte können angemerkt werden, daß bereits viele derselben leer stehen, weil der neuerlich festgesetzte ungemein geringe Jahrgehalt der Mönche, jetzt wenige ins Kloster locket.

S. 46. erwarteten wir eine Erklärung der Kabakengelder (oder der Kroneinkünfte von der verpachteten Schenkerey.) Aber wie Hr. S. 47. an der

Ostsee

Oſtſee 24 rußiſche Feſtungen zuſammenbringen will, ſehen wir nicht ein, wenn wir auch alle Schanzen mitzählen wollten. — So viel bey der Einleitung. Nun nur ein Paar Anmerkungen bey der Geſchichte ſelbſt.

Hr. Schmidt will eine Einleitung liefern: billig ſollten Kleinigkeiten, unbedeutende Nebendinge, auffallende Unwahrheiten, und mit einem Worte alles Unnütze, darinn keinen Platz finden, um ſo mehr, da er ſich ſelbſt im Vorberichte verbindet, nur das vorzutragen, was man mit Zuverläßigkeit oder Wahrſcheinlichkeit ſagen kann. Worzu alſo der unerwartete Ausfall auf Ludwig XIV. und Karl XII. S. 77? Und wer wird in einer Einleitung folgende ärger als chronikenmäßige Erzählung S. 101. verdauen? „In Plozko ließen ſich 1092. (ſoll das die Zahl der Jahre oder der erſchienenen Teufel ſeyn?) ſchreckliche Teufel ſehen, die bey Tag und Nacht herumritten und viel Menſchen umbrachten. — Eine Begebenheit, die das Gepräge ihres Jahrhunderts hat.„ Wir dächten, dergleichen Thorheiten ſollte man zur Ehre der Menſchheit ganz aus der Geſchichte verdrängen. Wenigſtens in unſerm Jahrhunderte ſind ſie in einer Einleitung unausſtehlig. Selbſt für den niedrigſten Pöbel taugen ſie nicht. — „In eben dem Jahre verbrannte eine unerhörte Dürre Felder und Holzungen, und die Peſt raffte in Rußland 70,000. Menſchen weg.„ — Und das in einer Einleitung? Aber es giebt mehrere ähnliche Stellen, dnen S. 108. kommen ſchon wieder Heuſchrecken und „Nordlichter, Nebenſonnen und Nebenmonde ſetzten das ganze Land in Beſtürzung.„

Hier und dar ſucht Hr. S. pragmatiſch zu ſchreiben; ob alle ſeine Muthmaßungen gegründet und ſeine Bemerkungen wichtig genug ſind, wollen wir

wir nicht entscheiden. Etwas zu weit scheint er sich über die liefländische Geschichte verbreitet zu haben. Die Quellen waren hier reichhaltiger als bey andern Provinzen; aber in jenen Jahren gehörte Liefland nicht zu Rußland: und wollte man auch dieß nicht achten, so mußte man doch immer mehr das Ganze als einen kleinen Theil vor Augen haben, wenn das Buch die rußische Geschichte in einem mäßigen Bande liefern sollte. Auch bey der liefländischen Geschichte stoßen wir auf kleine Unerweislichkeiten. Aus welchem sichern Grunde soll z. B. Liefland nach S. 159. eigentlich Libland und die alten Einwohner eigentlich Liben heißen? Derselben Ueberbleibsel hat Hr. Schlözer nicht erst neuerlich aufgefunden, sondern einige Nachrichten von ihnen und ihrer Sprache bekannt gemacht: in Liefland hat man längst gewußt, daß sie bey Salis vorhanden sind. Die Erzählung S. 198. daß die Russen erst Narva, dann das Schloß Neuenhaus, endlich Dorpt eingenommen, lesen wir auch bey Arndt u. a. m. aber allezeit ist uns ein Zweifel dabey eingefallen, sobald wir die Lage der Oerter damit verglichen. Narva liegt am äußersten nördlichen Ende von Liefland, wenn man Ehstland dazu rechnet; Neuenhaus hingegen ganz südlich gegen Pleskow; Dorpt beynahe in der Mitte. Wie kamen die Russen von Narva nach Neuenhaus, oder wie man es jetzt nennt, Neuhausen, ohne Dorpt zu berühren? Nicht anders als längs dem Peipussee; da es aber Sommer war, konnte es, weil undurchkömmliche Moräste dazwischen liegen, ohne Fahrzeuge nicht geschehen. Woher nahmen sie diese? und wie kann unser V. sagen: „die Russen drangen weiter vor.„ Wenn sie von Neuenhaus nach Dorpt giengen, so kamen sie wieder rückwärts. Unsre Muthmaßung ist, man müsse anstatt Neuenhaus, Neuschloß lesen.

Dieses

Dieses lag nicht allzuweit von Narva an dem Peipussee bey der Mündung des Narvastroms. Um den Rücken frey zu haben, mußten es die Russen wegnehmen, sie mochten nach Dorpt oder nach Neuhausen sich wenden wollen. Es kann aber auch eine zweyte Armee zu eben der Zeit aus dem Pleskowschen gegen Neuhausen angerückt seyn.

S. 215. redet der Hr. V. von des Zaren Iwans Absichten. Kaum können wir uns bereden, daß der kluge Iwan sich mit einer lächerlichen von aller Wahrscheinlichkeit entblößten Hofnung geschmeichelt habe. Und wie kann Hr. S. hinzusetzen: „die Liefländer, so wenig sie dem Magnus (Herzog von Holstein) geneigt waren, nahmen ihn doch zu ihrem Erbkönige an, in der Hofnung, hierdurch ihrem so lange gedauerten Elende ein Ende gemacht zu sehen. Sie erkannten auch den Zar eben so ungern als obersten Schutzherrn. Ihres Interesse wegen mußten sie dieses vorerst thun. Ein mächtiger Freund war ihnen nöthig, wenn sie der Polen und Schweden los werden wollten.„ Für dieses ganze Vorgeben sehen wir nicht die geringste Wahrscheinlichkeit; an Beweis wollen wir nicht einmal denken. Niemals haben die Liefländer den Magnus zu ihrem Erbkönige angenommen; noch weniger den Zar, den sie haßten, den sie als den größten Tyrannen ansahen und ausschrien, zu ihrem obersten Schutzherrn; der Polen und Schweden wollten sie damals nicht los werden, nur erst kurz vorher hatten sie sich ihnen gutwillig unterworfen und sie selbst gerufen, um den eindringenden Russen einen mächtigen Schutz entgegen zu stellen. Hätten sie den Magnus zum Könige und den Zar zum Schutzherrn angenommen, so sahen sie gar kein Ende ihres Elendes. Die freywillig gerufenen Beschützer, die Polen und Schweden, wären sogleich neue Feinde gewesen.

Waren

Waren die Liefländer sinnlos, daß sie das nicht
hun; oder die Schweden und Polen blödsinnig,
sie sich sogleich aus ihren Eroberungen treiben ließ-
nach welchen sie so lange getrachtet hatten? Gegen
solche mächtige Feinde konnte der schwache Magnus
Liefland nicht behaupten; er und der Zar wußten aus
Erfahrung, daß die rußische Armee gegen jene den
Kürzern zog.

Den Nutzen der beygefügten Namenverzeichnisse
der gleichzeitigen Regenten, sehen wir nicht ein. Der
Geschichtkundige bedarf ihrer nicht, und für solche hat
Hr. S. seine Einleitung eigentlich nicht geschrieben.
Was sollen andere damit anfangen, die zu ihrem
Vergnügen die Geschichte eines Staats wollen kennen
lernen, der jetzt eine große Rolle spielt? Die Namen
nach der Reihe auswendig lernen wäre eine Strafe,
und denken läßt sich dabey nichts. In einer neuern
osmannischen Geschichte findet man ähnliche Verzeich-
nisse: wir wünschen aber, daß es nicht Mode werden
möge, jede kleine Geschichte durch unnütze Namen-
listen ohne alle Ursache zu vergrößern.

Daß Hr. S. anstatt der alten gewöhnlichen
Schreibart Moskau und Moskow, lieber die eigentli-
che rußische Moskwa erwählt, ist ganz gut; wir erin-
nern nur dabey, daß man es nach der feinern unter
Leuten von Stande üblichen Aussprache Maskwa liest.
Der S. 108. vorkommende Jan Starez soll ver-
muthlich ein Mönch seyn: Starez und Monach heis-
sen im Rußischen ein Mönch, das erste ist eigentlich
ein slavonisches Wort, das einen Armen bezeichnet.

Der Mangel des Raums erlaubt nicht, mehrere
Erinnerungen und Zweifel: Hr. S. hat nur einen
Versuch geliefert, dem wir durch die bisherigen kleinen
Anmerkungen seinen Werth durchaus nicht streitig
machen wollen.

V.

V.

Einer erhabenen reformirten Standes[illegible] in den vereinigten Niederlanden Gedan[illegible] über die Gesinnung, Absichten und über das Verhalten der Toleranten unserer Tage. Ihrer Vortreflichkeit halber aus der Holländischen Sprache übersetzt. Mit einem historischen Vorberichte, und mit einigen Anmerkungen begleitet von Johann Melchior Götze, Hauptpastor zu St. Catharinen in Hamburg. Hamburg bey Harmsen 1773. in 8.

Des H. P. Götze Predigt von der Liebe gegen fremde Religionsverwandte, der sich unsere Leser noch erinnern werden, ist ins Holländische übersetzt worden. Von dieser großen Begebenheit ward die gelehrte Welt so gleich durch den Weg der freywilligen Beyträge zu den Hamburgischen gelehrten Nachrichten und der Beyträge zum altonaischen Reichspostreuter zu mehreren malen triumphirend benachrichtigt, und wer diesen so glaubwürdigen Nachrichten nicht trauen will, der wird nun endlich durch die deutsche Uebersetzung der Zuschrift und Vorrede, womit der Holländische Uebersetzer seine Uebersetzung begleitet hat, sich völlig überzeugen können. Wir wollen hier eine Unanständigkeit nicht rügen, die zu empfinden Hr. G. den Sinn nicht hat, die nemlich, daß er sich in die Ehre und das Glück, holländisch übersetzt zu seyn, gar nicht finden kann. Uebersetzt und von einer erhabenen Standesperson! Von einem weisen Manne, und sollte es auch keine

Standesperson seyn, das wäre etwas! allein sind das alle Standespersonen, und kennt Hr. G. die gegenwärtige? Ein Mann, der so wie Er, bloß auf die Sache, nicht auf den Mann sehen will, bey dem das äußere Geschirr des Ranges gar nichts anders als Geschirr seyn sollte, der ist bey dem Händedruck einer unbekannten Standesperson so sehr außer sich, legt auf ihren Rang ein Gewicht, das sie sicherlich, wenn sie weise ist, selbst nicht darauf gelegt hat! Doch wie gesagt, das sind Kleinigkeiten, wir haben von wesentlichern Sachen zu reden.

Zuförderst also Hr. Götze, der lutherische Hauptpastor, in Gesellschaft mit einem reformirten Schriftsteller und zu gemeinschaftlicher Glaubensvertheidigung verbunden, muß einem jeden, der die Gesinnungen des lutherischen Zionswächters aus seinen ehemaligen Streitschriften gegen die reformirte Kirche kennt, eine seltsame Erscheinung seyn. Zufolge dieser Streitschriften dürfte sich doch die reformirte Standesperson, so bald sie in Hamburg sich niederzulassen genöthigt würde, bey H. G. schlechte Aufnahme finden. Sie würde es laut von ihm hören müssen, wie giftig und seelenverderblich die kalvinistischen Irrthümer sind, wie nahe einem Staate der Untergang bevorstehe, der einer reformirten Gemeinde eine freye Religionsübung vergönnete, wie schleunig eine solche Verstattung die klägliche Folge haben würde, daß alle ächtlutherischen Bürger entweder sich in die Keller verkriechen, oder mit weißen Stäben in der Hand ihr Vaterland verlassen müßten. Von allen diesen Aeusserungen, die H. G. noch vor gar wenig Jahren gedruckt, eben so heftig, als er jetzt mit einem solchen seelenverderblichen Irrlehrer Hand in Hand auf die sogenannten Toleranten losgeht, verbreitet hat, von allen diesen Aeußerungen ist hier das tiefste Stillschweigen.

Das

Das ſind Waffen, die jetzt in ſeiner Rüſtkammer ruhen, ſicher, ſobald ſich wieder die vorigen Feinde finden, bey nächſter Gelegenheit wieder gebraucht zu werden. Allein, indem Hr. H. ſo die Rollen verdoppelt, meynt er, daß es genug ſey, ein anderes Kleid anzuziehen, um dem Zuſchauer unkenntlich zu werden, und ihm die vorige Rolle vergeſſen zu machen.

Den einzigen Ausweg, den wir hier für ihn erſinnen können, iſt der, es mit ſeinem reformirten Streitgenoſſen auszumachen, daß ein jeder in ſeinen eignen vier Mauren bleibe, der eine im Haag, der andere in Hamburg, daſelbſt dem dritten und vierten, der nicht ihrer Meynung wäre, ein jeder nach dem Maaße ſeiner Gewalt Feuer und Waſſer verſagte, daß ſie in dieſer Entfernung im genaueſten Bündniſſe blieben, ſobald aber einer des andern Land beträte, ſich einander ſelbſt von allem bürgerlichen Vorrechte ausſchlöſſen. Wenn nun ſo ſich eine jede Kirchengemeinſchaft in ihren unzugänglichen Mauren hielte, die Römiſch-katholiſche in den Ihrigen, die Griechiſche in den Ihrigen, der Socinianer in den ſeinigen, der Muſelmann, der Gueber u. ſ. w. der Araber alle Unmuſelmänner mit Kameelmiſt verbrennte, die Venetianer die deutſchen Proteſtanten in die Lagunen, die Türken alle Franken und Griechen unter dem Freudengetöſe der heiligen Signalſchüſſe in das ſchwarze Meer werfen ließen, welche Glaubensreinigkeit würde dann in dieſen großen oder kleinen Bezirken ſeyn! Nur würde die zum beſſern Fortkommen des Menſchenthiers ſo nöthige gegenſeitige Mittheilung und Gemeinſchaft der vernünftigen Erdenbewohner etwas darunter leiden; und wir wiſſen ſelbſt nicht, wie der Flor der ſo weitausgebreiteten Handlung der guten Stadt Hamburg dabey beſtehen würde?

Das größte Unheil, das aus der so unnatürlichen Verbrüderung zweyer Glaubenseiferer entstehen kann, ist für Deutschland. Schon der Umstand, daß Hr. Götze den so ehrenvollen Namen der Toleranten zu einem Ketzernamen macht, schon das ist schlimm genug. Aber noch dazu, daß uns dieser Namen aus den Niederlanden kommt! Da sind die Namen der Toleranten oder Gemaaligten, der Orthodoxen oder Kerklyken Benennungen politischer Partheyen. Das fehlte der deutschen Polemik noch, wie in Holland neben dem Titel der Toleranten den Namen Staatisch, und neben dem Titel der Orthodoxen den Namen Oranjesch setzen zu können. Nemlich die sogenannten Rechtgläubigen haben den frommen Betrug gebraucht, sich selbst Oranjesch, ihre Gegner aber staatisch zu nennen, und dadurch am gehörigen Orte politische Absichten vorzuspiegeln. In diesen freundlichgemeynten Bezeichnungen thut sich denn der so wachsame Advocat der vaderlandsche Kerk, dem Hr. G. so brüderlich den Daumen drückt, recht ritterlich hervor. Man kann es kaum denken, wenn man sich nicht mit seinen Augen überzeugt, wie feindselig er ein jährliches Spiel des Burmanns angeklagt, wie er endlich desselben Rythmus monachicus, eine scherzhafte Parodie, unter dem Namen Paulus Dortsma, durch angehängte politische Besorgnisse verdächtig gemacht. *) Das alles sind

* H. Burmann pflegt den Todestag des Oudenbarnevelt jährlich mit einem Gastmahle und einem lateinischen Gedichte zu begehen. Das vorige Jahr hatte er Vondels holländisches Gedicht auf den Stab, womit Oudenbarnevelt auf das Gerüste gegangen, in lateinische Verse übersetzt. Dieses unschuldige Spiel wurde sogleich durch den Advocat der vaderl. Kerke als ein Hochverrath angegeben. Darauf erfolgte Burmanns Rythmus monachicus, eine lateinische Satyre in Knittelversen auf alle protestantische Inquisitoren.

ſind Umſtände, die nicht genug können beklagt werden. Und aus dieſem Holze macht Hr. G. Pfeile für die proteſtantiſche Kirche von Deutſchland, ſo erleichtert er ſich ſein polemiſches Amt. Wie ſchön würde man denn mit ſeinen Gegnern fertig werden, wenn man die Regenten überreden könnte, ein Menſch, der die Aechtheit der Apokalypſe, oder die Wirklichkeit ſataniſcher Beſitzungen leugnete, oder einen gewiſſen Pſalm nicht vom Meſſias erklärte, könne dem regierenden Hauſe nicht zugethan oder gegen das Miniſterium nicht gut geſinnet ſeyn. Denn leider! iſt es in Holland dahin gekommen, daß dieſe Ungereimtheiten von den Intoleranten für ausgemachte Wahrheiten verkauft werden. Und wehe uns! wenn auch in Deutſchland dieſe hinterhaltige Vorſpiegelungen Anſehen gewinnen ſollten. Die Anlage iſt dazu gemacht, und es fehlt warlich nicht an dem guten Willen des Hr. G. daß der Name Tolerant auch politiſch brandmarkte. Man ſehe, wie Hr. G. S. 60. in ſeiner Anmerkung den D. Barth wegen ſeiner Ueberſetzung von Ap. Geſch. 23, 5. der weltlichen Obrigkeit verdächtig zu machen ſucht. Die höchſt hämiſche Stelle ſelbſt lautet alſo: „ſo verwerfen ſie auch den Lehrſatz: Seyd „unterthan aller menſchlichen Ordnung um des „Herrn willen, zugleich mit, und wenn ſie die „Oberhand gewinnen ſollten; ſo wird es ſich zeigen, „ob Könige, Fürſten, und Obrigkeiten an Freydenkern beſſere und getreuere Unterthanen haben werden, „als ſie an Chriſten gehabt haben. So behutſam „ſie auch bisher in Abſicht auf dieſen Punkt zu Werke gegangen ſind, ſo haben einige von ihnen doch „ſchon ihres Herzens Gedanken ſehr merklich verrathen. Bahrdt hat den Worten des Apoſtels „Pauli Ap. Geſch. 23, 5. in ſeinem verfälſchten „neuen Teſtamente, eine ſolche Wendung gegeben, „aus welcher nothwendig folgt, daß es nach dem Beyſpiele

„spiele der Apostels erlaubt und recht sey, obrigkeit„lichen Personen, von welchen man glaubet, daß sie „ihre Würde auf eine unrechtmäßige Weise erhalten „haben, unehrerbietig zu begegnen.„

Den politischen Nebenbegriff also bey Seite gesetzt, der uns zum Glück in Deutschland auch nichts angeht, was ist denn so gar schreckliches in dem Worte Duldung? Sollen wir uns etwan nicht ertragen? ist es dem menschlichen Geschlechte so ersprießlich, daß ein jeder das Schwerd gegen alle Lehrabweichungen zucke, und soll man das Wohl des Landes, das Glück und die Tugend der Unterthanen nach der Breite und Tiefe der Blutströme, der Größe und der Menge der Scheiterhaufen abmessen? oder darf ich, wenn ich ein Schüler des Jesu seyn will, der so vieles duldete, darf ich meinen Nächsten neben mich irren sehen, ohne ihn in die Wüste zu stoßen? darf ich mich durch das Gefühl meiner Schwachheit von der Vermessenheit zurück bringen lassen, dem Verstande und dem Gewissen meines Nächsten gebieten zu wollen? darf ich auch wohl glauben, daß ich meinen Nächsten gerade um nichts erleuchteter mache, wenn ich ihn auf die Galeeren schmiede? eine Lehrgeschicklichkeit, die der Nachrichter mit mir theilt. Darf ich endlich wohl gar einem unglücklichen Irrenden mit der herzlichen unfreywilligen und unbezwinglichen Zuneigung und Zärtlichkeit gewogen seyn, woraus der festeste Freundschaftsbund entsteht, ehe man Zeit gehabt hat, sein Glaubenssystem zu prüfen? Wenn ich das darf, wenn das kein Verbrechen ist: so wird auch die Toleranz kein Verbrechen seyn. Allein, sagt Hr. G. die Toleranten sind nicht tolerant! „der wahre und ächte Verfolgungsgeist belebt sie alle. Noch verdecken sie denselben durch das Schafskleid der Toleranz, der Liebe und Sanftmuth; allein wenn es Gott verstatten sollte, daß

daß ſie ſich erſt des weltlichen Arms bemächtigen könnten: ſo können die alsdann noch übrigen ſtandhaften Bekenner, Lehrer und Vertheidiger der evangeliſchen Wahrheit ganz zuverläßig auf Verfolgung Rechnung machen, welche die ehemaligen heidniſchen, und die darauf erfolgten papiſtiſchen noch weit übertreffen werden:„ (S. 53. Anmerk.) O der ſanftmüthigen und redlichen Vertheidiger der Rechtgläubigkeit mit ihren Wölfiſchen Manifeſten, womit ſie alle Lämmer des ganzen Erdkreiſes rechtmäßig würgen können. Die Toleranten verfolgen zwar nicht, aber ſie werden verfolgen, ſie haben zwar nicht verfolgt, aber ſie würden verfolgt haben, wenn ſie nur gekonnt hätten!

Wir haben uns beynahe zu lange bey den Auſſenwerken der Götziſchen Verſchanzungen aufgehalten; es iſt Zeit, das Innere ein wenig zu beſehen. Nun dieſes Innere des Werkes iſt — wie alle Werke des H. G. Seit der langen Zeit, daß er ſich des Vorſitzes an dem proteſtantiſchen Inquiſitionsgerichte bemächtigt hat, iſt aus ſeiner Feder noch nicht eine einzige Schrift gekommen, worinn Plan, Methode, Licht, nur in irgend einem Grade wäre. Heftigkeit, Wörterſchwall, Superlativen, Hyperbolen, und alle Redefiguren, die nicht den ruhigen, liebreichen, wahrheitſuchenden Lehrer, ſondern den eingenommenen, aufgebrachten Federfechter bezeichnen, ſind das erſte und letzte Wort auch dieſer Schrift. Der Irrende, um ihm beykommen zu können, iſt ein Verführer, eine Abweichung von einer eingebildeten Lehrvorſchrift, ſataniſche, hölliſche, teufeliſche ꝛc. Bosheit. Und das ſoll gewinnen, unterrichten, belehren!

Alſo ſich mit H. G. über eine ſo wichtige Materie, als die Materie von der Toleranz, in eine Unterſuchung einzulaſſen, das iſt einmal nicht möglich.

wir nicht entscheiden. Etwas zu weit scheint er sich über die liefländische Geschichte verbreitet zu haben. Die Quellen waren hier reichhaltiger als bey andern Provinzen; aber in jenen Jahren gehörte Liefland nicht zu Rußland: und wollte man auch dieß nicht achten, so mußte man doch immer mehr das Ganze als einen kleinen Theil vor Augen haben, wenn das Buch die rußische Geschichte in einem mäßigen Bande liefern sollte. Auch bey der liefländischen Geschichte stoßen wir auf kleine Unerweislichkeiten. Aus welchem sichern Grunde soll z. B. Liefland nach S. 159. eigentlich Livland und die alten Einwohner eigentlich Liven heißen? Derselben Ueberbleibsel hat Hr. Schlözer nicht erst neuerlich aufgefunden, sondern einige Nachrichten von ihnen und ihrer Sprache bekannt gemacht: in Liefland hat man längst gewußt, daß sie bey Salis vorhanden sind. Die Erzählung S. 198. daß die Russen erst Narva, dann das Schloß Neuenhaus, endlich Dorpt eingenommen, lesen wir auch bey Arndt u. a. m. aber allezeit ist uns ein Zweifel dabey eingefallen, sobald wir die Lage der Oerter damit verglichen. Narva liegt am äußersten nördlichen Ende von Liefland, wenn man Ehstland dazu rechnet; Neuenhaus hingegen ganz südlich gegen Pleskow; Dorpt beynahe in der Mitte. Wie kamen die Russen von Narva nach Neuenhaus, oder wie man es jetzt nennt, Neuhausen, ohne Dorpt zu berühren? Nicht anders als länge dem Peipussee; da es aber Sommer war, konnte es, weil unüberkömmliche Moräste dazwischen liegen, ohne Fahrzeuge nicht geschehen. Woher nahmen sie diese? und wie kann unser V. sagen: „die Russen drangen weiter vor.„ Wenn sie von Neuenhaus nach Dorpt giengen, so kamen sie wieder rückwärts. Unsre Muthmaßung ist, man müsse anstatt Neuenhaus, Neuschloß lesen.

Dieses

Dieſes lag nicht allzuweit von Narva an dem Peipusſee bey der Mündung des Narvaſtroms. Um den Rücken frey zu haben, mußten es die Ruſſen wegnehmen, ſie mochten nach Dorpt oder nach Neuhauſen ſich wenden wollen. Es kann aber auch eine zweyte Armee zu eben der Zeit aus dem Pleſkowſchen gegen Neuhauſen angerückt ſeyn.

S. 215. redet der Hr. V. von des Zaren Iwans Abſichten. Kaum können wir uns bereden, daß der kluge Iwan ſich mit einer lächerlichen von aller Wahrſcheinlichkeit entblößten Hofnung geſchmeichelt habe. Und wie kann Hr. S. hinzuſetzen: „die Liefländer, ſo wenig ſie dem Magnus (Herzog von Holſtein) geneigt waren, nahmen ihn doch zu ihrem Erbkönige an, in der Hofnung, hierdurch ihrem ſo lange gedauerten Elende ein Ende gemacht zu ſehen. Sie erkannten auch den Zar eben ſo ungern als oberſten Schutzherrn. Ihres Intereſſe wegen mußten ſie dieſes vorerſt thun. Ein mächtiger Freund war ihnen nöthig, wenn ſie der Polen und Schweden los werden wollten.„ Für dieſes ganze Vorgeben ſehen wir nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit; an Beweis wollen wir nicht einmal denken. Niemals haben die Liefländer den Magnus zu ihrem Erbkönige angenommen; noch weniger den Zar, den ſie haßten, den ſie als den größten Tyrannen anſahen und ausſchrien, zu ihrem oberſten Schutzherrn; der Polen und Schweden wollten ſie damals nicht los werden, nun erſt kurz vorher hatten ſie ſich ihnen gutwillig unterworfen und ſie ſelbſt gerufen, um den eindringenden Ruſſen einen mächtigen Schutz entgegen zu ſtellen. Hätten ſie den Magnus zum Könige und den Zar zum Schutzherrn angenommen, ſo ſahen ſie gar kein Ende ihres Elendes. Die freywillig gerufenen Beſchützer, die Polen und Schweden, wären ſogleich neue Feinde geweſen.

Waren

Waren die Liefländer sinnlos, daß sie das nicht einsahen; oder die Schweden und Polen blödsinnig, daß sie sich sogleich aus ihren Eroberungen treiben ließen, nach welchen sie so lange getrachtet hatten? Gegen solche mächtige Feinde konnte der schwache Magnus Liefland nicht behaupten; er und der Zar wußten aus Erfahrung, daß die rußische Armee gegen jene den Kürzern zog.

Den Nutzen der beygefügten Namenverzeichnisse der gleichzeitigen Regenten, sehen wir nicht ein. Der Geschichtkundige bedarf ihrer nicht, und für solche hat Hr. S. seine Einleitung eigentlich nicht geschrieben. Was sollen andere damit anfangen, die zu ihrem Vergnügen die Geschichte eines Staats wollen kennen lernen, der jetzt eine große Rolle spielt? Die Namen nach der Reihe auswendig lernen wäre eine Strafe, und denken läßt sich dabey nichts. In einer neuern osmannischen Geschichte findet man ähnliche Verzeichnisse: wir wünschen aber, daß es nicht Mode werden möge, jede kleine Geschichte durch unnütze Namenlisten ohne alle Ursache zu vergrößern.

Daß Hr. S. anstatt der alten gewöhnlichen Schreibart Moskau und Moskow, lieber die eigentliche rußische Moskwa erwählt, ist ganz gut; wir erinnern nur dabey, daß man es nach der feinern unter Leuten von Stande üblichen Aussprache Maskwa liest. Der S. 108. vorkommende Jan Starez soll vermuthlich ein Mönch seyn: Starez und Monach heißen im Rußischen ein Mönch, das erste ist eigentlich ein slavonisches Wort, das einen Armen bezeichnet.

Der Mangel des Raums erlaubt nicht, mehrere Erinnerungen und Zweifel: Hr. S. hat nur einen Versuch geliefert, dem wir durch die bisherigen kleinen Anmerkungen seinen Werth durchaus nicht streitig machen wollen.

V.

V.

Einer erhabenen reformirten Standesperson in den vereinigten Niederlanden Gedanken über die Gesinnung, Absichten und über das Verhalten der Toleranten unserer Tage: Ihrer Vortreflichkeit halber aus der Holländischen Sprache übersetzt. Mit einem historischen Vorberichte, und mit einigen Anmerkungen begleitet von Johann Melchior Götze, Hauptpastor zu St. Catharinen in Hamburg. Hamburg bey Harmsen 1773. in 8.

Des H. P. Götze Predigt von der Liebe gegen fremde Religionsverwandte, der sich unsere Leser noch erinnern werden, ist ins Holländische übersetzt worden. Von dieser großen Begebenheit ward die gelehrte Welt so gleich durch den Weg der freywilligen Beyträge zu den Hamburgischen gelehrten Nachrichten und der Beyträge zum altonaischen Reichspostreuter zu mehreren malen triumphirend benachrichtigt, und wer diesen so glaubwürdigen Nachrichten nicht trauen will, der wird nun endlich durch die deutsche Uebersetzung der Zuschrift und Vorrede, womit der Holländische Uebersetzer seine Uebersetzung begleitet hat, sich völlig überzeugen können. Wir wollen hier eine Unanständigkeit nicht rügen, die zu empfinden Hr. G. den Sinn nicht hat, die nemlich, daß er sich in die Ehre und das Glück, holländisch übersetzt zu seyn, gar nicht finden kann. Uebersetzt und von einer erhabenen Standesperson! Von einem weisen Manne, und sollte es auch keine

Standesperson seyn, das wäre etwas! allein sind das alle Standespersonen, und kennt Hr. G. die gegenwärtige? Ein Mann, der so wie Er, bloß auf die Sache, nicht auf den Mann sehen will, bey dem das äußere Geschirr des Ranges gar nichts anders als Geschirr seyn sollte, der ist bey dem Händedruck einer unbekannten Standesperson so sehr außer sich, legt auf ihren Rang ein Gewicht, das sie sicherlich, wenn sie weise ist, selbst nicht darauf gelegt hat! Doch wie gesagt, das sind Kleinigkeiten, wir haben von wesentlichern Sachen zu reden.

Zuförderst also Hr. Götze, der Lutherische Hauptpastor, in Gesellschaft mit einem reformirten Schriftsteller und zu gemeinschaftlicher Glaubensvertheidigung verbunden, muß einem jeden, der die Gesinnungen des Lutherischen Zionswächters aus seinen ehemaligen Streitschriften gegen die reformirte Kirche kennt, eine seltsame Erscheinung seyn. Zufolge dieser Streitschriften dürfte sich doch die reformirte Standesperson, so bald sie in Hamburg sich niederzulassen genöthigt würde, bey H. G. schlechte Aufnahme finden. Sie würde es laut von ihm hören müssen, wie giftig und seelenverderblich die kalvinistischen Irrthümer sind, wie nahe einem Staate der Untergang bevorstehe, der einer reformirten Gemeinde eine freye Religionsübung vergönnete, wie schleunig eine solche Verstattung die klägliche Folge haben würde, daß alle ächtelutherischen Bürger entweder sich in die Keller verkriechen, oder mit weißen Stäben in der Hand ihr Vaterland verlassen müßten. Von allen diesen Aeusserungen, die H. G. noch vor gar wenig Jahren gedruckt, eben so heftig, als er jetzt mit einem solchen seelenverderblichen Irrlehrer Hand in Hand auf die sogenannten Toleranten losgeht, verbreitet hat, von allen diesen Aeußerungen ist hier das tiefste Stillschweigen.

Das

Das ſind Waffen, die jetzt in ſeiner Rüſtkammer ruhen, ſicher, ſobald ſich wieder die vorigen Feinde finden, bey nächſter Gelegenheit wieder gebraucht zu werden. Allein, indem Hr. H. ſo die Rollen verdoppelt, meynt er, daß es genug ſey, ein anderes Kleid anzuziehen, um dem Zuſchauer unkenntlich zu werden, und ihm die vorige Rolle vergeſſen zu machen.

Den einzigen Ausweg, den wir hier für ihn erſinnen können, iſt der, es mit ſeinem reformirten Streitgenoſſen auszumachen, daß ein jeder in ſeinen eignen vier Mauren bleibe, der eine im Haag, der andere in Hamburg, daſelbſt dem dritten und vierten, der nicht ihrer Meynung wäre, ein jeder nach dem Maaße ſeiner Gewalt Feuer und Waſſer verſagte, daß ſie in dieſer Entfernung im genaueſten Bündniſſe blieben, ſobald aber einer des andern Land beträte, ſich einander ſelbſt von allem bürgerlichen Vorrechte ausſchlöſſen. Wenn nun ſo ſich eine jede Kirchengemeinſchaft in ihren unzugänglichen Mauren hielte, die Römiſch-katholiſche in den Ihrigen, die Griechiſche in den Ihrigen, der Socinianer in den ſeinigen, der Muſelmann, der Gueber u. ſ. w. der Araber alle Unmuſelmänner mit Kameelmiſt verbrennte, die Venetianer die deutſchen Proteſtanten in die Lagunen, die Türken alle Franken und Griechen unter dem Freudengetöſe der heiligen Signalſchüſſe in das ſchwarze Meer werfen ließen, welche Glaubensreinigkeit würde dann in dieſen großen oder kleinen Bezirken ſeyn! Nur würde die zum beſſern Fortkommen des Menſchenthiers ſo nöthige gegenſeitige Mittheilung und Gemeinſchaft der vernünftigen Erdenbewohner etwas darunter leiden; und wir wiſſen ſelbſt nicht, wie der Flor der ſo weitausgebreiteten Handlung der guten Stadt Hamburg dabey beſtehen würde?

Das gröſßte Unheil, das aus der ſo unnatürlichen Verbrüderung zweyer Glaubenseiferer entſtehen kann, iſt für Deutſchland. Schon der Umſtand, daß Hr. Götze den ſo ehrenvollen Namen der Toleranten zu einem Ketzernamen macht, ſchon das iſt ſchlimm genug. Aber noch dazu, daß uns dieſer Namen aus den Niederlanden kommt! Da ſind die Namen der Toleranten oder Gemaaligten, der Orthodoxen oder Kerklyken Benennungen politiſcher Partheyen. Das fehlte der deutſchen Polemik noch, wie in Holland neben dem Titel der Toleranten den Namen Staatiſch, und neben dem Titel der Orthodoxen den Namen Oranjeſch ſetzen zu können. Nemlich die ſogenannten Rechtgläubigen haben den frommen Betrug gebraucht, ſich ſelbſt Oranjeſch, ihre Gegner aber ſtaatiſch zu nennen, und dadurch am gehörigen Orte politiſche Abſichten vorzuſpiegeln. In dieſen freundlichgemeynten Bezeichnungen thut ſich denn der ſo wachſame Advocat der vaderlandſche Kerk, dem Hr. G. ſo brüderlich den Daumen drückt, recht ritterlich hervor. Man kann es kaum denken, wenn man ſich nicht mit ſeinen Augen überzeugt, wie feindſelig er ein jährliches Spiel des Burmanns angeklagt, wie er endlich deſſelben Rythmus monachicus, eine ſcherzhafte Parodie, unter dem Namen Paulus Dortsma, durch angehängte politiſche Beſorgniſſe verdächtig gemacht. *) Das alles ſind

* H. Burmann pflegt den Todestag des Oudenbarnevelt jährlich mit einem Gaſtmahle und einem lateiniſchen Gedichte zu begehen. Das vorige Jahr hatte er Vondels holländiſches Gedicht auf den Stab, womit Oudenbarnevelt auf das Gerüſte gegangen, in lateiniſche Verſe überſetzt. Dieſes unſchuldige Spiel wurde ſogleich durch den Advocat der vaderl. Kerke als ein Hochverrath angegeben. Darauf erfolgte Burmanns Rythmus monachicus, eine lateiniſche Satyre in Knittelverſen auf alle proteſtantiſche Inquiſitoren.

ſind Umſtände, die nicht genug können beklagt werden. Und aus dieſem Holze macht Hr. G. Pfeile für die proteſtantiſche Kirche von Deutſchland, ſo erleichtert er ſich ſein polemiſches Amt. Wie ſchön würde man denn mit ſeinen Gegnern fertig werden, wenn man die Regenten überreden könnte, ein Menſch, der die Aechtheit der Apokalypſe, oder die Wirklichkeit ſataniſcher Beſitzungen leugnete, oder einen gewiſſen Pſalm nicht vom Meſſias erklärte, könne dem regierenden Hauſe nicht zugethan oder gegen das Miniſterium nicht gut geſinnet ſeyn. Denn leider! iſt es in Holland dahin gekommen, daß dieſe Ungereimtheiten von den Intoleranten für ausgemachte Wahrheiten verkauft werden. Und wehe uns! wenn auch in Deutſchland dieſe hinterhaltige Vorſpiegelungen Anſehen gewinnen ſollten. Die Anlage iſt dazu gemacht, und es fehlt warlich nicht an dem guten Willen des Hr. G. daß der Name Tolerant auch politiſch brandmarkte. Man ſehe, wie Hr. G. S. 60. in ſeiner Anmerkung den D. Barth wegen ſeiner Ueberſetzung von Ap. Geſch. 23, 5. der weltlichen Obrigkeit verdächtig zu machen ſucht. Die höchſt hämiſche Stelle ſelbſt lautet alſo: „ſo verwerfen ſie auch den Lehrſatz: Seyd „unterthan aller menſchlichen Ordnung um des „Herrn willen, zugleich mit, und wenn ſie die „Oberhand gewinnen ſollten; ſo wird es ſich zeigen, „ob Könige, Fürſten, und Obrigkeiten an Freydenkern beſſere und getreuere Unterthanen haben werden, „als ſie an Chriſten gehabt haben. So behutſam „ſie auch bisher in Abſicht auf dieſen Punkt zu Werke gegangen ſind, ſo haben einige von ihnen doch „ſchon ihres Herzens Gedanken ſehr merklich verrathen. Bahrdt hat den Worten des Apoſtels „Pauli Ap. Geſch. 23, 5. in ſeinem verfälſchten „neuen Teſtamente, eine ſolche Wendung gegeben, „aus welcher nothwendig folgt, daß es nach dem Bey-

„spiele der Apostels erlaubt und recht sey, obrigkeit„lichen Personen, von welchen man glaubet, daß sie „ihre Würde auf eine unrechtmäßige Weise erhalten „haben, unehrerbietig zu begegnen.„

Den politischen Nebenbegriff also bey Seite gesetzt, der uns zum Glück in Deutschland auch nichts angeht, was ist denn so gar schreckliches in dem Worte Duldung? Sollen wir uns etwan nicht ertragen? ist es dem menschlichen Geschlechte so ersprießlich, daß ein jeder das Schwerd gegen alle Lehrabweichungen zucke, und soll man das Wohl des Landes, das Glück und die Tugend der Unterthanen nach der Breite und Tiefe der Blutströme, der Größe und der Menge der Scheiterhaufen abmessen? oder darf ich, wenn ich ein Schüler des Jesu seyn will, der so vieles duldete, darf ich meinen Nächsten neben mich irren sehen, ohne ihn in die Wüste zu stoßen? darf ich mich durch das Gefühl meiner Schwachheit von der Vermessenheit zurück bringen lassen, dem Verstande und dem Gewissen meines Nächsten gebieten zu wollen? darf ich auch wohl glauben, daß ich meinen Nächsten gerade um nichts erleuchteter mache, wenn ich ihn auf die Galeeren schmiede? eine Lehrgeschicklichkeit, die der Nachrichter mit mir theilt. Darf ich endlich wohl gar einem unglücklichen Irrenden mit der herzlichen unfreywilligen und unbezwinglichen Zuneigung und Zärtlichkeit gewogen seyn, woraus der festeste Freundschaftsbund entsteht, ehe man Zeit gehabt hat, sein Glaubenssystem zu prüfen? Wenn ich das darf, wenn das kein Verbrechen ist: so wird auch die Toleranz kein Verbrechen seyn. Allein, sagt Hr. G. die Toleranten sind nicht tolerant! „der wahre und ächte Verfolgungsgeist belebt sie alle. Noch verdecken sie denselben durch das Schafskleid der Toleranz, der Liebe und Sanftmuth; allein wenn es Gott verstatten sollte,

daß

daß ſie ſich erſt des weltlichen Arms bemächtigen könnten: ſo können die alsdann noch übrigen ſtandhaften Bekenner, Lehrer und Vertheidiger der evangeliſchen Wahrheit ganz zuverläßig auf Verfolgung Rechnung machen, welche die ehemaligen heidniſchen, und die darauf erfolgten papiſtiſchen noch weit übertreffen werden:„ (S. 53. Anmerk.) O der ſanftmüthigen und redlichen Vertheidiger der Rechtgläubigkeit mit ihren Wölfiſchen Manifeſten, womit ſie alle Lämmer des ganzen Erdkreiſes rechtmäßig würgen können. Die Toleranten verfolgen zwar nicht, aber ſie werden verfolgen, ſie haben zwar nicht verfolgt, aber ſie würden verfolgt haben, wenn ſie nur gekonnt hätten!

Wir haben uns beynahe zu lange bey den Aufſenwerken der Götziſchen Verſchanzungen aufgehalten; es iſt Zeit, das Innere ein wenig zu beſehen. Nun dieſes Innere des Werkes iſt — wie alle Werke des H. G. Seit der langen Zeit, daß er ſich des Vorſitzes an dem proteſtantiſchen Inquiſitionsgerichte bemächtigt hat, iſt aus ſeiner Feder noch nicht eine einzige Schrift gekommen, worinn Plan, Methode, Licht, nur in irgend einem Grade wäre. Heftigkeit, Wörterſchwall, Superlativen, Hyperbolen, und alle Redefiguren, die nicht den ruhigen, liebreichen, wahrheitſuchenden Lehrer, ſondern den eingenommenen, aufgebrachten Federfechter bezeichnen, ſind das erſte und letzte Wort auch dieſer Schrift. Der Irrende, um ihm beykommen zu können, iſt ein Verführer, eine Abweichung von einer eingebildeten Lehrvorſchrift, ſataniſche, hölliſche, teufeliſche ꝛc. Bosheit. Und das ſoll gewinnen, unterrichten, belehren!

Alſo ſich mit H. G. über eine ſo wichtige Materie, als die Materie von der Toleranz, in eine Unterſuchung einzulaſſen, das iſt einmal nicht möglich.

Die Sache hat allerdings ihre mannigfaltige Schwierigkeit. Der Bescheidenste und redlichste Untersucher ist nicht selten über die Bestimmung der Gränzen seiner Duldsamkeit bekümmert, bekümmert, die feine oft sehr wenig merksame Linie zu finden, die zwischen der Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit und der Lieblosigkeit mitten inne liegt. Wenn sie zu finden ist, so wird sie sicherlich nicht mit den funkelnden unsteten Augen, mit der wallenden aufgebrachten keuchenden Brust, mit dem ungestümen Umherstürmen gefunden werden, womit sich H. G. auf diesem Felde herumtummelt. Wir können also nicht mit ihm die ganze Frage untersuchen; und es bleibt nichts übrig, als einige Stellen aus seinen Anmerkungen zu beleuchten, die ihm am siegreichsten scheinen.

Er legt S. 63. 64. den Fall vor, wie, „wenn „an einer Gemeinde drey öffentliche Lehrer arbeiteten, „wovon einer ein Schüler Zinzendorfs, der andere „ein Schüler Semlers, der dritte ein Papist wäre?„ wovon der eine die Wundenlitaney, der andere gegen die Lehre von den leiblichen Besitzungen, der dritte vom Ablaß predigte. „Weg mit allen diesen Din„gen! setzt er hinzu, werden die Gegner rufen. Sie „sollen nur Moral predigen. Allein wenn die Män„ner sich nun in ihrem Gewissen verbunden achten, „dasjenige zu lehren, was sie für Wahrheit halten?„ Nun so muß man so lange sich mit Achselzucken begnügen, bis man es durch unliebloſe Mittel ändern kann. Um das nun bald zu können, muß man der Untersuchung freyen Lauf lassen; denn nur durch diese ist die Aufklärung, Besserung und Vereinigung zu hoffen. Oder glaubt Hr. G. daß man in dem Getümmel einer nächtlichen Versammlung der Ordnung und Sicherheit besser rathe, wenn man die Lichter auslöscht? Wem würde diese Vorkehrung willkommen

mann ſeyn, den ehrlichen Leuten oder den Beutelſchneidern? Wenn alſo die Erleuchtung wächſt, dann wird man es ohnedem zu merken anfangen, wie ſehr dem gemeinen Manne an dem Dinge gelegen iſt, das H. G. unter dem Ehrennamen Moral, der aber bey ihm ein Schandname iſt, ſo ſchnöde wegwirft. Was aber das meiſte iſt, der gemeine Chriſt würde den Unterſcheid des ſpekulativen Lehrvortrages an ſeinen Lehrern nicht merken, wenn nicht betriebſame abſichtliche Glaubenseiferer, aus welchen Urſachen mögen ſie ſelber am beſten wiſſen, mit ihrem nachdrücklichen Fingerzeig darauf deuteten. Warlich der Kruyer und der Litzenbruder wiſſen wenig von der Ubiquität, Conſubſtantialität, dem Unterſchiede der Inſpiration und Revelation, von der Anzahl der Meßianiſchen Pſalmen, den verſchiedenen Leſearten und der Maſora. Wenn die fürchterlichen Geſpenſter von Ketzerey ihre ſchwache Einbildungskraft erſchrecken, daß ſie darüber das Vertrauen zu dem beſſernden und tröſtenden Religionsvortrage ihres verleumdeten Pfarrers verlieren, weſſen Schuld iſt es? Um ſie fromm und gewiſſenhaft, ſich und andern nützlich zu machen, iſt es nicht beſſer, daß der ehrliche Handarbeiter die Erimmiſche Auslegung des vierten Gebotes wiſſe: du ſollt deinen Vater und deine Mutter ehren, d. i. du ſollt ihnen die Hälfte deines Lohnes abgeben, wenn ſie es bedürfen, als wenn er noch ſo genau wüßte, ob dieſes Gebot das vierte oder fünfte, ein inſpicirtes oder revelirtes Gebot iſt? Ueberhaupt aber hat man den angeführten Fall nicht zu befürchten. Die Anſetzung öffentlicher Lehrer hängt entweder von der Verfügung der Obrigkeit oder der Wahl der Gemeinde ſelbſt ab. Beyde werden dabey nach ihren Abſichten ſo zu Werke gehen, daß daraus keine ſo große Irrung entſtehen kann. Ihnen ſteht es auch nun zu,

ihrem Lehrer wegen seines öffentlichen Kirchenvortrages Erinnerung zu thun. Wenn also ein Land oder eine Gemeinde mit einem Lehrer von einer gewissen Denkungsart zufrieden wäre: so würde es einem dritten sehr schlecht anstehen, diesen Lehrer übel zu beschreyen, und ihn bey seinen Zuhörern verdächtig zu machen. Allein H. G. hat die elende Grille von einer lutherischen Kirche in seinem Kopfe, die aber nirgends als in diesem seinem Kopfe ihr Daseyn hat. Es ist eine ganz unprotestantische Anmaaßung, der Preußischen, Braunschweigischen, Hessendarmstädtischen oder einer jeden andern Landesregierung vorschreiben zu wollen, was sie bey sich für eine Lehre dulden solle. Diese einzige so natürliche Betrachtung sollte dem H. G. alle die Zudringlichkeiten verbieten, die er sich bisher gegen das Amt und den bürgerlichen Stand verdienten Lehrer, als den D. Semler, und andere erlaubt hat. Die Erlaubniß unbenommen, daß er gegen ihre Meynungen, so gut er kann und weiß, schreiben mag.

Der Fall von einem Lehrer des Edelmannischen Moralsystems (S. 65.) gehört hier gar nicht her; denn noch nie ist es jemand in den Sinn gekommen, diesem sinnlosen Systeme das Wort zu reden, oder ihm den öffentlichen Vortrag zu gestatten.

Herr G. in dessen Kopfe gar keine bestimmte Idee Platz fassen kann, will uns (S. 44.) sagen, was ein Inquisitor sey. Sein unschuldiges Herz hat den lange veralteten Scherz des Abbelschen Auto da Fe noch nicht verschmerzen können. Der unselige oder höchstens verstorbene Abbt *) findet sich alle Augenblicke am Ende seiner Federspitze. Um nun den

*) Hr. G. vermeidet nämlich mit einer affektirten Geflissenheit für den Namen Abbt, das so wenig bedeutende Prädikat, zu setzen.

der Fehde auf einmal ein Ende zu machen, ſo verweiſet er auf Bakers Geſchichte der Inquiſition. So ſieht ein Inquiſitor aus, wie er da beſchrieben wird. Es iſt dem H. G. nur darum zu thun, den Namen recht weit von ſich wegzubringen. Wer wird den aber nicht mit Recht verbitten können, wenn folgende Definition ſtatt hat, die wir aus den Freym. Beytr. zu den hamb. gel. Nachr. S. 251. Raums halben hieher ſetzen wollen, und die ganz nach H. G. Grundſätzen zugeſchnitten iſt. „Was iſt ein „Inquiſitor? ein Menſch, der wider beſſer Wiſſen „und Gewiſſen, um ſeiner Parthey, alſo auch, um „ſein eigenes Intereſſe zu befördern, unſchuldige Bekenner der Wahrheit Gottes mit Feuer und „Schwerd verfolget, und zur Erreichung ſeiner Abſichten die allerboshafteſten Kunſtgriffe, Himmelſchreyende Ungerechtigkeiten und teufliſche Grauſamkeit anwendet.„ Wenn es ſich alſo träfe, daß der gegenwärtige Secretario del Santo Uffizio in Rom ſein Amt aus voller Ueberzeugung verwaltete, anſtatt die Strenge deſſelben zu übertreiben, ſie vielmehr noch mäßigte, auch ſeine ganze Amtsführung hindurch wohl niemals bis zum Würgen und Verbrennen käme, ſondern beym Vertreiben und Gefangenſetzen ſtehen bliebe, ſo wäre er kein Inquiſitor? Als wenn das Mehr oder Weniger hier etwas zur Sache thäte. Das Wort Inquiſitor ſelbſt führet auf die Idee von einem Menſchen, der übertriebene unnöthige peinliche Unterſuchungen anſtellt; er mag übrigens Familiar und Conſultor des h. Officii, oder Doktor der Theol. und Conſiſtorialrath heißen, er mag in einem Pfarrhauſe oder in der Minerva wohnen, einen Präpoſitus vorſtellen oder einen Geldenweber auf die Galeeren ſchmieden; der eine wird ein unmenſchlicherer Inquiſitor ſeyn als der andere, aber

Inquiſ

Inquisitors sind sie beyde. Denn die Sache ist immer, ob ich Meynungen als Verbrechen behandele, wenn ich mich auch nur über die Absetzung eines Professors des Naturrechts freue, der in der Lehre von der Erbsünde nicht meine Gedanken hat. Und das hat H. G. in folgenden Worten auf eine sehr anstößige Art gethan: (S. 13.) „Und eben dieses Mandat beweiset, daß die dortige höchste Landesobrigkeit „sich der Sache mit allem Ernste annimmt. — „Daß es aber nicht bey Publicirung solcher Mandate sein Bewenden habe, sondern daß auch zuweilen „darüber gehalten werde, beweiset das in diesem Jahre „vorgefallene Exempel des H. Friedrich Adolph van „der Mark, Professor des Staats- Natur- und „Völkerrechts auf der hohen Schule zu Gröningen, „als welcher, — da er sich nicht wollen weisen lassen, „zur Niederlegung seines Amtes verurtheilet — worden.„ Die Sache hat ihre Richtigkeit. Der Prof. van der Mark hat Holland verlassen, und ist bereits wieder von dem Könige von Preußen als Professor in Lingen angesetzt worden. Auch ist uns die Publikatie, die durch das Anbringen der gröningischen Klasse ist veranlaßt worden, bereits aus der Rotterdamschen Courant 1773. N. 55. wo sie ganz eingerückt worden, längst bekannt gewesen. Zum bessern Verständnisse der Sache müssen wir dabey noch einige Umstände ergänzen. Die Schrift, worinn man die Ketzereyen des Prof. van der M. gefunden, sind seine Lectiones academicae, quibus selecta Philosophiae practicae Iurisque Naturae capita, et praecipue officia erga Deum pertractantur. T. 1. 1771. T. 2. 1772. Groningae. 8. Er hatte darinn die Rechte und Pflichten des Menschen, wie man es in einer philosophischen Schrift erwarten konnte, aus Vernunftgründen hergeleitet. Dadurch, sagte man, habe

er

er gegen die Lehre von der Erbſünde und dem geiſtlichen Unvermögen des Menſchen ꝛc. verſtoßen. H. v. d. M. hatte z. E. folgende Wolfiſche Definition einer Fertigkeit angenommen: eſt facilitas ſeu promtitudo agendi crebris actibus comparata. Dieſe Erklärung, ſagte man, iſt remonſtrantiſch; denn die Remonſtranten haben behauptet: homo — crebris actibus comparat ſibi habitum. Act. Syn. p. 152. Die Meynung der Kirche iſt (Act. Syn. p. cit.) ſo vorgeſtellt: operatione ſpiritus interna habitus animis *infunditur*, quo habitu inſtructus homo actum elicit. Wir fragen einen jeden vernünftigen Mann, ob es erhört ſey, einen Rechtslehrer wegen ſolcher Definitionen vom Amte zu ſetzen, und ob es einem Theologen anſtändig ſey, ſich darüber zu freuen? Die bey dieſem Vorfalle verhandelten Akten ſind unter dem Titel Bedenkingen en Bezwaaren op en tegen de Academſche Leſſen van den Hoogleezaar v. d. Mark, met deszelfs Verklaaring op en tegen dezelven 1772. auf 222. S. nebſt des H. v. d. M. Antwoort exceptioneel auf 35. S. herausgekommen. Man muß dabey den Briefwechſel des Prof. Chevallier, van der Mark und Meurs nicht vergeſſen, der etwas ſehr ſonderbares enthält. H. Chevallier Prof. der Theol. zu Gröningen hatte, vermuthlich bloß zu ſeinem eigenen Gebrauche, bey ſein Exemplar von des Hrn. van der Mark Verklaaring Noten geſchrieben. Dieſe wurden von ſeinem Sohne dem H. Meurs, einem Schüler des H. van der Mark mitgetheilt. Dieſer ließ ſie drucken, und zeigte zugleich aus den Predigten des H. Chevallier, daß er mit dem H. van der Mark in den angegriffenen Lehrſtücken übereindenke, und zu Hauſe anders, als in der Klaſſe glaube. Doch wir übergehen das, um wieder auf des H. G. unnatürliche Freude über die Abſetzung des Rechtslehrers zu kommen.

Um

Um sich so freuen zu können, muß er freylich aus einem Irrenden einen Verführer machen, den Verstand lassen und das Herz angreifen. Das aber ist unverantwortlich. H. G. sieht es selbst ein, allein nur wenn die Aufrichtigkeit seiner Absichten könnte problematisch werden. „Ich kann es zwar nicht wehren, „sagt er (S. 8. 9.) daß sich nicht Leute finden sollen, welche, da sie Meister in der Kunst sind, allem, das ihren Absichten nicht gemäß ist, einen verhaßten Anstrich zu geben, mich beschuldigen werden, „daß der Geitz eitler Ehre mich getrieben habe, diese „Sache in unsern Gegenden bekannt zu machen, und „die deutsche Uebersetzung dieser Abhandlungen zu veranstalten; allein diejenigen, die also urtheilen, mögen zusehen, wie sie einen solchen Gedanken vor dem, „der der Richter der Gedanken und der Sinne des „Herzens ist, verantworten wollen.„ Man muß sich wundern, wie dem H. G. ein so sehr natürlicher Zweifel nicht einfällt, sobald es darauf ankömmt, die geheimen Gedanken anderer, die ihm misfallen, zu richten.

Man muß übrigens so denken als H. G. wenn man sich einbilden kann, daß die Uebersetzung einer mittelmäßigen Predigt, und die Paräneſe einer Standesperson im Stande wären, auf einmal einen Satz festzusetzen, der alle Tage mehr wider sich bekömmt, und auf alles dieses das Lärmgeschrey zu gründen, das die Vorrede des H. G. beschließt. Er muß einen sehr engen Kreis von Menschen um sich herum kennen, daß er noch gar nicht begreift, wie ekelhaft und lächerlich die schönen Tiraden voll Kapuzinerberedsamkeit werden, wovon die Vorrede wimmelt; z. E. das klägliche Jammergeschrey: Man möchte Blut weinen, womit sich auf der ganzen S. 16. mehrere Perioden anheben, und endlich das Epiphonem

nem des ganzen Werkes: „Das Wort sie sollen „lassen stahn, und kein'n Dank dazu haben.„ Ja! freylich! nur welches ist das rechte Wort, das Wort des H. G. oder der sogenannten Toleranten?

Bl.

VI.

Briefe über die Policey des Kornhandels herausgegeben von H. L. W. Barkhausen, Königl. Preussischen Kriegs- und Domainenrath. Lemgo in der Meyerschen Buchhandlung. 1773. 176. S.

Herr Barkhausen ist gar nicht mit dem Enthusiasmus zufrieden, mit welchem so viele neuere Schriftsteller die Freyheit des Getraidhandels anpreisen. Er hat diese Briefe verfertiget, um seinen Freund, oder besser zu sagen, um seine Leser von der Ungereimtheit dieser Meynung zu überzeugen. Der Eifer für das Wohl seiner Mitbürger feuert ihn zu dieser Unternehmung an. Nichts ist löblicher. Wir haben in der Bibliothek die Gründe der Herren Reimarus, von Münchhausen und Fischer zur Prüfung für das Publikum mit Vergnügen aufgezeichnet. Wir wollen es auch mit den Gründen thun, mit welchen Herr Barkhausen ihre Meynung bestreitet. Wenn uns schon dieselbe der Wahrheit mehr gemäß scheinet, so sind wir doch unpartheyisch genug, einem rechtschaffenen und wohldenkenden Vertheidiger der Sperrungen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Wir hoffen dieses durch einen getreuen Auszug aus diesem Werkchen und durch die Anmerkungen zu beweisen, welche wir demselben beyfügen.

I. Brief.

I. Brief. Der Mangel und die Theurung des Getraides werden billig unter die abscheulichsten Uebel eines Staates gezählet. Ihnen abzuhelfen ist eine wichtige Pflicht der Regierung. Aber durch welche Mittel? Man preiset uns die Freyheit des Getraidhandels als ein solches an. Ein schönes, prächtig klingendes Wort, aber — die Sache, ist sie so gut, als das Wort wohl lautet? H. B. glaubt es nicht.

II. Br. Man muß die Handelsleute zu Gunsten der Handelschaft einschränken, sagt Montesquieu; und so denkt Hr. B. auch bey dem Kornhandel. Obwohl die Kornsperren nicht allen Nutzen haben, den man sich davon verspricht, so haben sie doch einen nicht geringen. Der Landesherr ist befugt, die natürliche Freyheit des Bürgers zum Besten des ganzen Staates in Rücksicht auf den Getraidhandel einzuschränken. Der Bürger erkaufet ja die meisten Vortheile der bürgerlichen Vereinigung mit Aufopferung seiner natürlichen Rechte. Man verbietet ja die Ausfuhre anderer Producte, deren Mangel nicht so gefährlich ist. So schön die Lehre von der Brüderschaft der Nationen lautet, so ist dies eine Moral, auf die sich der Verfasser eben so wenig gern einläßt, als der Schach Baham. *) Unsre Mitbürger leisten uns die wirksamste Hülfe in allen Nothfällen, wir sind auch verbunden, ihnen eher zu helfen als Fremden. Man sagt, bey dem freyen Getraidhandel könne kein Getraidmangel entstehen, es werde immer Getraide da seyn, wenn man es so theuer bezahlte, als es der Lauf des Handels mit sich bringe. Allein Mangel ist nicht nur, wenn kein Getraide vorhanden ist, sondern so bald dieses in einem solchen Preise steht, daß der größte Haufen es nicht bezahlen kann. Diesem muß man vorbie-

*) Se prétends que la morale ne m'est pas salutaire, sagte dieser große Sultan.

bergen, damit nicht die Armen, damit nicht gar der beste und edelste Theil der Unterthanen der Habsucht der Reichen aufgeopfert werden. Die Landwirthschaft ist nicht einer Fabrike zu vergleichen, die ein großer Absatz zu einer stärkern Verarbeitung auffordert. Der Landwirth muß zur Vermehrung seiner Hervorbringung dadurch aufgemuntert werden, daß er wegen niederm Preise derselben genöthiget werde, vieles zu erzielen, um das Geld zu erhalten, dessen er bedarf. Der größere Theil der Landwirthe bringt auch nicht genug Getraide für seine Nothdurft hervor. Die Theurung ist also eine schlechte Aufmunterung der Hervorbringung. Die Bevorkommung des Schleichhandels, wenn es damit Ernst ist, ist so schwer nicht, als man vorgiebt, und wenn schon etwas durchwischt, so ist es kein Uebel, sondern ein Vortheil, der dem geringen Landwirthe gar wohl zu gönnen ist. Freylich giebt es Fälle, wo der Kornhandel, welcher Getraide ins Land bringt, begünstiget werden muß. Aber dieser ist immer eher ein Werkzeug der Ausfuhre als der Einfuhre — und der Staat kann für die Einfuhre auf andere Weise sorgen. Das zu Lande eingeführte Korn ist über dieses immer theurer, als daß es der Unterthan bezahlen könnte. Es ist auch falsch, daß die Sperrungen den Preis erhöhen. Jede Waare muß nothwendig wohlfeiler werden, wenn sich die Anzahl der Käufer vermindert. Ist bey der Sperrung nicht genug Getraide in einem Lande: so hält die Hoffnung, daß der Landesherr den Mangel ergänzen werde, den Preis nieder. Ist genug da: so thut es die Hoffnung, daß die Verkäufer endlich billiger werden müssen. Ueberhaupt verfallen die Vertheidiger der Freyheit ins Ungereimte. Sie sagen, die Theurung ist kein Uebel; sie muntert die Landwirthschaft auf. Man muß deshalben die Ausfuhre des Getraides erlauben. Sie sagen aber auch,

die Sperrung iſt ſchädlich, weil ſie die Theurung erhöhet. Alſo iſt die Sperrung durch dasjenige ſchädlich, wodurch die Ausfuhre nützlich iſt. Man führt Beyſpiele für und wider jede Meynung an, aber dieſe beweiſen nichts, weil unter verſchiedenen Umſtänden eine Sache an einem Orte nützlich und an einem andern ſchädlich ſeyn kann. Die Frage iſt nur, in welchen Fällen iſt die Sperrung nützlich, in welchen iſt ſie ſchädlich?

III. Brief. Iſt aber die Erhöhung des Getraidepreiſes in der That ſo ſchädlich. Ja. Die Anzahl derer, welche Getraide zu verkaufen haben, iſt unendlich kleiner, als die Menge derer, welche verbunden ſind, ſolches zu kaufen. Dieſe haben alle Mühe, ſich bey guten Zeiten zu ernähren. Bey der Theurung wird es ihnen vollends unmöglich. Allmählich muß der größre Theil bey ihnen gar zu Grunde gehen und mit ihnen die Gewerbe und Manufacturen des Landes. Den Unterthanen wohlfeil Brod zu verſchaffen, iſt alſo eine der wichtigſten Regierungsſorgen. Der Landmann, der ſein Getraide nicht anbringen kann, bleibt zwar arm, aber er verhungert nicht. Ein Mittelpreis würde indeſſen beſſer ſeyn als ein niedrer und Erleichterung der Auflagen das beſte Mittel, das Getraide wohlfeil zu machen. Mit dieſem muß die Beförderung des Handels und der Manufacturen vereiniget werden. Dadurch werden reiche Unterthanen entſtehen, welche den andern ihr Getraide wohl werden bezahlen können. Dieß alles wird von ſich ſelbſt kommen, wenn man nur für das erſte Stück ſorget. Man ſtreitet über die Frage: ob mäßig hohe Preiſe des Getraides zuträglich ſeyn, wie über die Vortheile und über die Nachtheile des Luxus. Man denkt nicht daran, daß es natürliche Folgen der Vermehrung der Menſchen und des Geldes ſind. Sobald indeſſen dieſer natürliche Lauf und das Gleichgewicht

wicht der Preise unterbrochen werden, oder sobald dieses befürchtet wird, so ist es wenigstens Zeit, daß die Regierung sich einmische, um einen rechten Mittelpreis zu behaupten, und um Theurung, das ist einen Preis, der den Mittelpreis um funfzig für hundert übersteiget, zu verhüten. Sobald dieses zu befürchten, so bald der Getraidevorrath in einem Lande für dessen Verbrauch nicht zureichend ist, muß die Ausfuhre eingeschränket werden. Dieses wird in einem kleinen Lande, wo noch genug Vorrath ist, Concurrenz der Verkäufer erzeugen und den Preis fallend machen. Es ist in jedem Lande desto nöthiger, je mehr kleine Landwirthe und Handwerker darinnen sind, welche auf eine gewisse Weise den ehrwürdigsten Theil der Bürger ausmachen. Ferner ist es desto nöthiger, wenn viele Manufacturen in einem Lande sind, welche sich mit den Bedürfnissen des gemeinen Mannes beschäftigen: wenn die Theurung in auswärtigen Ländern noch gröſſer ist als bey uns; wenn in unsrer Nachbarschaft groſſer Getraidehandel getrieben wird; wenn dieser Handel mit den Fremden leichter und vortheilhafter ist als mit den Einheimischen; wenn die Benachbarten angefangen haben zu sperren, und insonderheit, wenn der Staat ein despotischer Staat ist, wo die Empörungen immer am meisten zu befürchten sind.

IV. Brief. In den obenangeführten Fällen nicht allein, noch in vielen andern können Getraidsperren nützlich seyn. Man muß immer furchtsam seyn, nicht genug Brod zu haben. Jede unumschränkte Freyheit ist schädlich, wenn der innere Verkehr darunter leidet. Kein groſses Reich sollte jemals die Ausfuhre erlauben, wenn es Manufacturen hat und wenn seine Provinzen in Ansehung der Fruchtbarkeit verschieden sind. Was alsdann eine Provinz nicht

bedarf, das bedarf eine andere. Zu dieſem Ende muß der innere Handel erleichtert werden. Die Ausfuhre gewähret niemals einen dauerhaften Vortheil. Was eine Provinz dadurch gewinnt und mehr noch verlieren andere, die fremd Getraide theurer kaufen müſſen, als es jene verkaufet. Inländiſche Fabriken verſichern den getraidreichen Provinzen den Abſatz viel beſſer. Auf dieſe muß man bedacht ſeyn, ſobald der Getraidbau in einem Lande recht blühend iſt. Nicht weniger ſoll die Ausfuhre verboten werden, wenn ein Krieg bevorſtehet und wenn die öffentlichen Magazine angefüllet werden ſollen. Hingegen ſoll die Ausfuhre frey bleiben aus einer Provinz eines Reiches in die andere, wenn nicht wichtige Gründe eine Einſchränkung erheiſchen: ſo auch aus einem Reiche, das einen blühenden Getraidbau und noch wenig Manufacturen hat, und endlich in Staaten, worinn gar kein oder ſehr wenig Getraide gebauet wird.

V. Brief. Indeſſen giebt es bequemere Mittel, eine allzuſtarke Ausfuhre des Getraides zu verhüten, als Verbote. Man muß den Anſchein eines Zwanges ſo viel vermeiden als es möglich iſt. Aus dieſem Grunde iſt z. B. auch ein Verbot der Ausfuhre einem geſetzlichen Getraidpreiſe vorzuziehen, aber aus demſelbigen Grunde wird in den meiſten Fällen, einige ganz außerordentliche ausgenommen, eine neue und den Umſtänden recht angemeſſene Auflage auf alles Getraide ſo ausgeführet wird, verträglicher ſeyn, als ein gänzliches Verbot. Dieſe Auflage ſoll das durchgehende Getraide nicht betreffen, weil ſie alsdenn eine den Reichsgeſetzen zuwiderlaufende Erhöhung der Zölle ſeyn würde. Die Abſicht des Ausgangszolles ſoll ſeyn, wenn das Getraide wohlfeil iſt, deſſen Ausfuhr zu erleichtern, und wenn es theuer wird, ſolche zu vermindern. Es muß deshalben in wohlfeilen Zeiten

ten erniedriget und in theuren erhöhet werden. Der Ertrag dieſes Zolles müßte angewandt werden den Getraidbau aufzumuntern und den Abgang aller inländiſchen Getraidzölle zu erſetzen, welche dagegen abgeſchaffet werden ſollten. Wenn noch etwas übrig bliebe, ſo müßte es auf Anlegung guter Landſtraſſen und ſchiffbare Canäle verwendet werden, oder auf die Errichtung von öffentlichen Getraidmagazinen. Es kann ein Land ſich auch in Umſtänden befinden, daß, um die Landwirthſchaft in einigen Provinzen aufzumuntern, in andern die Einfuhre des Getraides erſchweret werden muß, da muß ein Eingangszoll eingeführet werden. Ziehet der auswärtige Handel aus einem Lande mehr Geld, als dadurch darein gehet ſo muß derſelbe ganz unterbrochen, ſo muß auch ſogar die Einfuhr des Getraides eingeſchränket, und ſo muß den überflüſſigen Einwohnern die Auswanderung erleichtert werden; jedoch alles mit der äußerſten Behutſamkeit.

VI. Brief. Sollte dieſer vorgeſchlagene Ausgangszoll die Theurung von einem Lande nicht abhalten: ſo muß man noch auf andere Mittel bedacht ſeyn. Man muß vor allen Dingen den Gefährden und den Betriegereyen der Verkäufer zuvorzukommen trachten. Dieſe ſind ſehr mannigfaltig und ſehr gefährlich. Es würde äußerſt nützlich ſeyn, allen Kornhandel aus der zweyten Hand zu verbieten. Aber alles Getraide muß auf öffentlichen Märkten gekaufet und verkaufet werden, damit jedermann, ſo gut als der Kornhändler, aus der erſten Hand kaufen könne, auch müſſen die Bürger immer vor den Händlern den durch die Marktordnungen weislich feſtgeſetzten Vorzug genießen. Der Preis des Getraides geſetzlich zu beſtimmen iſt bedenklich, und es würde eher ſchaden als nützen. Zu dem Verbote des Branntweinbrennens muß nur in der äußerſten Noth geſchritten wer-

den. Dieſes Verbot würde zu viele Leute im Lande ihres Verdienſtes berauben und alſo das Elend vermehren. Auf die Herbeyſchaffung des Getraides Geldprämien ſetzen, iſt auch nicht rathſam. Der Landesherr muß dieſen Handel übernehmen, es ſey nun, daß er ihn aus ſeiner Schatzkammer oder durch Abgaben des Volkes beſtreite. Der Einwurf, daß der Kaufmann das Getraid wohlfeiler einkaufen und verkaufen könne, iſt von gar keinem Gewichte.

VII. Brief. Die Beſtimmung des Brodpreiſes muß genau nach dem jeweiligen Marktpreiſe des Getraides eingerichtet werden. Man muß aber verhüten, daß die Becker nicht ein Blendwerk mit dem Preiſe machen, und man muß den Getraidepreis eben ſo wohl nach dem Gewichte des Getraides beurtheilen, als nach dem Maaße deſſelben.

VIII. Brief. Oeffentliche Getraidmagazine ſind ſehr gute Anſtalten, die Theurung zu verhüten und ſeltener zu machen, und die ſchädlichen Folgen jedes ſteigenden Getraidepreiſes aufzuheben. Die von Genf und Rom, inſonderheit die letztern, können nicht wohl zu allgemeinen Muſtern dienen. Handelnde an der See liegende Staaten brauchen keine Magazine. Kleine inländiſche können mit einiger Verbeſſerung ſolche errichten wie die Genfiſchen ſind. Eigentliche Kornländer müſſen durch Ankauf, oder durch allmähliche Naturallieferungen, mit welchen allenfalls eine temporelle Steuer von der ſtädtiſchen Nahrung verbunden werden kann, ſich ſo viel Getraide anſchaffen, als zum Unterhalte aller Einwohner auf drey bis ſechs Monate zureichend ſeyn mag. Dieſer Vorrath muß durch das ganze Land zerſtreut auf Kirchböden, Kirchthürmen aufgeſchüttet, von obrigkeitlichen Perſonen verwaltet, und wenn es die Noth erheiſchet, nur denjenigen, welche die Theurung am härteſten drücket, gegen einen nicht eben gar niedern, aber doch leidlichen

Preis

Preis auf gute Zeugnisse ihrer Dürftigkeit ausgetheilet werden.

Von allen Schriften, welche wir wider die Lehre von der Freyheit des Getraidhandels gelesen haben, hat uns keine so wohl gefallen als diese. Keine hat uns so leuchtend und beynahe beredend geschienen. Doch hat sie uns nicht überzeuget. Wir müßten ein Buch und keine Anzeige schreiben, wenn wir alle unsre Zweifel dagegen entdecken wollten. Wir wollen nur einige anführen.

Sollte es so richtig seyn, daß der Bürger die meisten Vortheile der bürgerlichen Vereinigung mit Aufopferung seiner natürlichen Rechte erbaute? Hat diese Vereinigung einen andern Zweck, als dem Bürger seine natürlichen Rechte unverletzt zu erhalten? Und sollte man nicht die Vollkommenheit derselben darnach beurtheilen, nachdem sie jedem Bürger seine natürlichen Rechte am heiligsten versichert. Richtig ist einmal immer am meisten Tyranney zu befürchten, wo man am meisten Vorwände gelten läßt, diese Rechte einzuschränken, die beynahe alle unter den von Herrn Barkhausen so gering geschätzten Worten Freyheit und Eigenthum begriffen sind. Wo ich Handelsmann, ich Fabrikant, ich Handwerker der Regierung erlaube, meine Mitbürger, den Eigenthümer und den Landwirth in dem Gebrauche seiner Hervorbringung einzuschränken: da muß ich auch erwarten, daß sie es gegen mich thue, und befürchten, daß sie es willkührlich thue. Wenn ich also die Stimme dazu zu geben hätte, so würde ich für die sehr unsichere Hoffnung, mein Brod wohlfeiler zu essen, meine Freyheit nicht auf das Spiel setzen. Ich würde dieses um desto weniger thun, wie mehr ich überzeugt bin, daß die unendliche Weisheit, die alles beherrschet, den natürlichen Lauf der Dinge also eingerichtet hat, daß ein wechselsweiser und freyer Verkehr unter allen Men-

schen und unter allen Nationen die Glückseligkeit aller und jeder erhöhe, und daß kein Staat sich von andern trennen und diesen Verkehr unterbrechen könne, ohne sich selbst eben so viel als demjenigen zu schaden, mit dem er sich abwirft. Doch wir hätten uns bald in die Moral verirret, und mit dieser hat H. B. nicht gern zu thun.

Daß die Freyheit des Getraidhandels den Mangel dieser so nothwendigen Waare ganz unmöglich mache, ist freylich nicht für alle mögliche Fälle erwiesen, aber doch höchst wahrscheinlich. Auch daß sie die Theurung, das ist, einen Preis, der den Mittelpreis um funfzig Procent übersteigt, in allen Fällen hindern werde, kann nicht behauptet werden. Indessen ist es höchstwahrscheinlich, daß die gänzliche Freyheit des Getraidhandels in allen Staaten von Europa einen Mittelpreis festsetzen würde, der mehr, als alle Einschränkungen, in jedem Lande die demselben nützlichsten Gewerbe und Manufacturen vor den traurigen Folgen schleuniger Abwechselungen sicher stellen würde. Die Sperrungen und die Einschränkungen hingegen müssen die Preise immer sehr abwechselnd und die auf dieselben gegründeten Unternehmungen sehr unsicher machen. So groß und furchtbar H. B. die Künste der Kornwucherer machet: so glauben wir doch, die Sperrungen, die Einschränkungen und die übrigen Anstalten, welche man in den letztern Jahren wider den Getraidhandel gemacht hat, haben allein das Uebel doppelt gröſſer gemacht, als es ohne dieselben gewesen seyn würde. Es sind wenig Länder, wo bey gänzlich freyem Handel und bey vollkommener Sicherheit der Handelsleute das Getraide nicht wohlfeiler gewesen seyn würde, als es gewesen ist. Das Monopolium und die Künste des Kornwuchers sind nirgendwo wirksamer und furchtbarer als in den Ländern, wo Sperrungen, Einschränkungen, Marktordnungen, Verkomnisse mit Particularen zur Anschaffung Vorraths statt haben.

Wenn

Wenn schon die kleinen Landwirthe einen kostbaren Theil einer Nation ausmachen, so sehen wir es doch als etwas für das allgemeine Wohl höchsterwünschliches an, daß es viele große gebe. Des Herrn von Münchhausen Gedanken hierüber scheinen uns sehr gründlich. Die Maxime, welche die Armuth des Bauern oder den niedern Preis des Getraides als ein Aufmunterungsmittel einer stärkern Hervorbringung anpreiset, ist einer sehr gefährlichen Misdeutung fähig. Die Concurrenz der grössern Landwirthe wird ohne Zwang die nemliche Wirkung hervorbringen. Die Bevorkommung des Schleichhandels ist keine so leichte Sache, insonderheit da, wo nach H. B. Vorschlage die innerliche Handelschaft ganz frey ist; und diese Bevorkommung erfordert eine Schärfe, an deren Gerechtigkeit man billig zweifelt. Freylich machet die Verminderung der Anzahl der Käufer eine Waare wohlfeiler, wenn die Anzahl der Verkäufer dieselbige bleibet, aber bey der verminderten Anzahl der Käufer bleiben auch oft noch mehr Verkäufer zurück und ein Markt, wo man wenig Käufer hoffet, wird nicht leicht der Sammelplatz vieler Verkäufer und vieler Waaren werden. Die Vertheidiger der Freyheit sagen nicht, die Theurung sey kein Uebel; sie sagen nur, ein verhältnisweise mäßig hoher Preis sey für die Aufmunterung der Landwirthschaft nützlich; und zu diesem Ende hat H. B. recht reiche Unterthanen zu wünschen, welche das Getraide wohl bezahlen können. Allein, wenn in einem landwirthschaftlichen Staate die übrigen Unterthanen reich seyn sollen, so müssen es die Landwirthe und die Landeigenthümer zuerst seyn. Dieses werden sie aber bey der Einschränkung des Handels mit ihren Produkten niemals werden. Und jeder Staat, der nicht, wie Hamburg, Danzig ꝛc. ein blos handelnder Staat ist, wird, wenn schon der erzwungene

Anwachs seiner Handelschaft ihm für einige Zeit den Anschein eines großen Wohlstandes und seinem Landesherrn eine blendende Vermehrung seiner Einkünfte gewähren wird, dennoch in dem gleichen Verhältnisse abnehmen, wie sich darinn die Reichthümer der Landwirths und der Landeigenthümer vermindern werden. Da man das Ebenmaaß gestöret hat, welches die Natur selbst festgesetzet haben würde, wird man auf künstliche Gewichte und Gegengewichte bedacht seyn, und durch hundertley Verordnungen, Einschränkungen, ausschließende Freyheiten, Auflagen und andere Mittel die Uebel vergrössern, welche man wird heilen wollen. Ohne zu bedenken, daß es besser wäre, keine Manufacturen in einem Lande zu haben, als solche, welche zu behaupten man die Vortheile der Landwirthschaft schmälern muß, wird man diese Landwirthschaft immer mehr zu Gunsten der Fabriken bedrücken, und Fabriken und Landwirthschaft werden zuletzt miteinander zu Grunde gehen. Wir überlassen diese Besorgnisse der Erwägung derjenigen, welche die Wahrheit aufrichtig suchen.

Der von Herrn B. vorgeschlagene Getraidezoll gefällt uns unendlich besser, als ein gänzliches Verbot. Wenn es endlich nicht anders seyn kann, so mag der Landwirth zufrieden seyn, daß er sich mit dieser Auflage die Freyheit erkauft. Wir halten aber dafür die von unserm Verfasser sehr weislich angerathenen öffentlichen Vorrathshäuser würden allein zureichend seyn, das Elend von jedem Lande abzuhalten. Wenn in den Ländern, welche in den letztern Jahren durch die Theurung am meisten gelitten haben, solche Vorrathshäuser vorhanden gewesen, und wenn sie auf die Weise, die er vorschlägt, verwaltet worden wären; so würde gewiß das Elend derselben niemals sonderbar groß, und das Leben vieler Menschen würde gerettet worden seyn. Durch

ſolche Vorrathshäuſer haben, nicht die Stadt Genf allein, ſondern auch die Republik Bern und andere ſchweizeriſche Staaten, das Elend von ihren Bürgern und Unterthanen abgewendet. Durch Sperrungen, Verbote, Verordnungen ꝛc. allein, an welchen ſie es, wie andere Staaten auch nicht haben ermangeln laſſen, würden ſie dieſe väterliche Abſicht nicht erreichet haben. Die Republik Baſel iſt mit ihrem Vorrathe nicht nur ihren Bürgern und Unterthanen, ſie iſt auch der elſaſſiſchen Stadt Colmar und andern Benachbarten damit beygeſtanden. Solche Beyſpiele und die menſchenfreundlichen Grundſätze von der Freyheit der Handelſchaft und von der Brüderſchaft der Nationen ſind tröſtlich, und erheben die Seele, da jene ausſchlieſſenden und feindſeligen Maximen uns die menſchliche Natur in einem haſſenswürdigen und erniedrigenden Lichte zeigen und unſre Seele darnieder ſchlagen.

Von ſolchen obrigkeitlichen Anſtalten ſind die Vorſchläge ſehr verſchieden, welche in folgender Schrift getadelt werden.

VII.

Freye Urtheile und Betrachtungen über Anlegung beträchtlicher Kornmagazine. Göttingen bey Dietrich 1773. 8. 40. S.

Herr Scharnweber, der Verfaſſer dieſer Schrift, behauptet, wie es uns dünkt, aus ſehr guten Gründen, daß es ſchädlich ſeyn würde, wenn Landesherren und ſtädtiſche Obrigkeiten ſich des Getraidhandels bemächtigten. Er ſtellet die Vorräthe, welche die Kaufleute ſammlen, als höchſt nützlich vor. In wohlfeilen Zeiten ſind ſie die Zuflucht des Landwirthes, der

ver-

verkaufen will und nicht kann, und in theuren die Hülfsquelle der übrigen Stände, welche bey den Landwirthen wenig mehr zu kaufen finden. Er zeiget, wie ſchädlich und wie ungerecht es ſeyn würde, dieſelben in der Verfügung über dieſe Vorräthe zu ſtören, welche ſie nie ſammeln werden, wenn ſie nicht ſicher ſeyn werden, damit nach Belieben verfahren zu können, und wie der Mangel an ſolchen Kaufleuten die Hervorbringer, und die Verzehrer den Bedrückungen der Becker und andern Monopoliſten preis gebe. Solche von Kaufleuten aufgeſchüttete Vorräthe haben im J. 1771. die Gegenden um Göttingen herum vor dem Mangel beſchützet. H. Scharnweber machet anbey einige wichtige Anmerkungen über die Unnützbarkeit der ſo ſehr geprießnen Märktordnungen, und er glaubet, daß die allzugroße Wohlfeile des Getraides ſelbſt den Berufen nicht allemal verträglich ſey, welche man dadurch begünſtigen will. Auch hierinn können wir ihm unſern Beyfall nicht verſagen. Wir gehen weiter. Wir ſtehen in den Gedanken, die Furcht einer möglichen Noth ſey nöthig, um die Menſchen vor dem Misbrauche ihres Wohlſtandes und ihres Ueberfluſſes zu bewahren.

Pl.

VIII.

D. Gotthilf Traugott Zachariä freye und erklärende Ueberſetzung der Pſalmen. Göttingen und Gotha, bey Johann Chriſtian Dieterich, 1773. 1 Alphabet 8½ Bogen in 8.

Wil-

Wilhelm Abraham Teller, Verſuch einer Pſalmen-Ueberſetzung und gemeinnützigen Erklärung an vier Hauptpſalmen gemacht und Kennern zur Prüfung vorgelegt. Leipzig, in der Schwikertſchen Buchhandlung. 1773. 4½ Bogen in 8.

Eine Ueberſetzung der Pſalmen und überhaupt aller poetiſchen Bücher des A. T. als der Verſuch iſt, den uns Hr. Teller hier liefert, könnte den Freunden des Geſchmacks nicht anders, als ſehr willkommen ſeyn. H. Teller überſetzt mit eigner poetiſchen Empfindung; er weiß ſich in die antike Denkungsart zu verſetzen, und den ihr angemeſſenen kurzen, ſtarken und natürlichen Ausdruck zu treffen; er ſieht mit anſchauendem Blicke die abgebrochenen Wendungen, die ſchnellen Uebergänge, den Strom der Bilder, welche dem dichteriſchen Genie eigenthümlich ſeyn müſſen, das unter einem ſinnlichen, großentheils aus Hirten und Ackerleuten beſtehendem Volke erwachſen iſt; er läßt ſich auch weder durch die Eigenheiten der Grundſprache verleiten, undeutſch zu werden, noch ſich durch die hellern und ausgebildeteren Religionsbegriffe unſerer Zeit verführen, ſeinem Originalverfaſſer mehrere und beſtimmtere Gedanken unterzulegen, als er nach ſeinem Standpunkte wirklich gedacht hat. Und wie beſcheiden, wie vertraut mit den Schwierigkeiten ſeiner Unternehmung! Er macht einen Verſuch mit vier Pſalmen von verſchiedener Gattung. Er muß alſo wohl nicht glauben, daß eine Ueberſetzung dieſer älteſten Poeſien ſo geſchwind hingeſchüttet werden könne. Nein, der Inhalt iſt ihm zu wichtig, er iſt viel zu vertraut mit der originalen Ausbildung des bibliſchen Dichters, und hat ihre charakteriſtiſche Züge viel

zu innig gefaßt, als daß er diese verhudeln, und jene leichtsinnig behandeln sollte. Viel eher könnte man sagen: er habe sein Original allzu genau studirt und gemessen, und es zu sorgfältig nach allen seinen Zügen in der Uebersetzung nachprägen wollen.

Doch der Leser muß selbst urtheilen: hier sind also einige Proben. Der 104. Psalm hebt sich also an.

Preise meine Seele den Jova!
1. Jova, mein Gott, du bist sehr groß,
hast einen prächtigen Schmuck angezogen.
2. Er wirft das Licht um sich wie einen Mantel,
breitet aus den Himmel wie einen Fußteppich.
3. Macht fest auf dem Aether seine Altane,
Braucht die Wolken zu seinen Wagen,
Fähret auf den Fittigen des Winds.
4. Macht die Winde zu seinen Boten,
zu seinen Dienern die Blitze.

Man sieht, wie sehr es dem Verf. darum zu thun gewesen, die affectvolle, abgebrochene Kürze und den erhabenen Gang des Originals zu erreichen. Auch die Bilder des Originals verfolget er zu ihren feinsten Schattirungen; eine sehr wesentliche Sorgfalt eines Uebersetzers, wenn die gesammte Vorstellung harmonisch werden, und mit sich selbst bestehen soll: und bey wie vielen Uebersetzern vermisset man diese Harmonie des Ganzen. Nur die Altane können wir nicht hineinpassen, und wissen nicht, wie sie diesen feyerlichen Aufzug des Herrn der Natur, der alle Elemente zu seinem Dienste in Bewegung setzt, vermehren können. Alles übrige hängt genau zu einem vollkommenen Ganzen zusammen, den großen Gegenstand dieser Hymne in aller seiner Erhabenheit auf den Schauplatz zu bringen. „Er legt seinen Schmuck an, — wirft seinen Mantel um, — bahnet sich den Himmel zum Fußboden, — wölbet unter sich

die

die Luft, — braucht die Wolken zu seinen Wagen, — fähret auf den Flügeln der Luft, — die Winde schickt er voraus, — Blitze folgen ihm nach.„

V. 5. ist ein schöner und wahrer Gedanke, „gegründet hat er die Erde auf ihrer Schwere,„ ist er aber der philosophischen Kenntniß der damaligen Zeiten gemäß? — Nun folgt eine vortrefliche Beschreibung von der Absonderung des Wassers und des Trocknen bey der Schöpfung der Erde, denn davon muß es unserer Einsicht nach verstanden werden:

6. Der Ocean, wie ein Gewand, bedeckte sie,
Ueber den Bergen stünden die Wasser.
7. Vor deinem Schelten flohn sie,
Vom Brausen deines Sturms fuhren sie dahin.
8. Berge stiegen auf,
Ebnen sunken nieder,
zum Orte, den du jedem gegründet hattest.

Warum nicht bestimmt anstatt gegründet? Ein Ort wird nicht gegründet, überdem macht dieß Wort mit dem kurz vorhergehenden jedem einen Misklang. V. 12. wollen uns die Vöglein des Himmels nicht gefallen, und wir sagten auch lieber: sie singen aus dem Gesträuche hervor, als unter den Aesten hervor. V. 13. sticht die Zeile zu prosaisch gegen die übrigen ab: von der Frucht deiner Werke wird gesättigt die Erde. Wir finden auch keinen rechten Sinn darinn: von der Frucht der Werke gesättiget werden; hier ist Luther besser und deutlicher. V. 19. Er machte den Mond zur Zeitrechnung, scheint uns zweydeutig und unbestimmt ausgedruckt zu seyn: der Mond ist keine Zeitrechnung; er ist ein Zeitmaaß oder Zeitmesser, die Menschen berechnen nach seinem Laufe die Zeit. V. 25. dieß Meer groß und breiten Ufers, da kriecht es ohne Zahl kleine mit großen Thieren. Hier scheint uns der Verf. die Sprachregeln

regeln und die Wortfügung zu sehr bey Seite zu setzen. Die Begierde, kurz und kräftig, so wie das Original, sich auszudrucken, verleitet ihn zuweilen dazu; aber unserm Ohre misfällt es sehr, wenn unsre Sprache, die schon hart genung ist, durch ungrammatische Kühnheiten noch härter gemacht wird. Die Periode ist auch unvollständig, sie hat kein schickliches Verbum, und weder vor noch nachher ist eins, darauf sie gezogen werden könnte. Da kriecht es — kleine mit großen Thieren, ist undeutsch, und kann man von den Thieren im Meere sagen, daß sie kriechen? Wäre der ganze Vers nicht natürlicher so? „Im großen, weitstreckendem Meere schwimmen ohne Zahl kleine mit großen Thieren.„

Wir haben diese einzelnen Züge herausheben, und mit einigen Erinnerungen begleiten wollen, damit man die Regeln, die sich der Verf. zu seiner Uebersetzung selbst gegeben, und die Anwendung, die er davon gemacht hat, desto besser beurtheilen könne. Er fordert nemlich von einem guten Uebersetzer der poetischen Theile der Bibel, und also auch von sich selbst: „daß man jedem Worte der Urkunde, auch dann, wann es mit andern eine verwandte Bedeutung hat, sein eignes Wort in der Uebersetzung anpasse und es ihm in dieser durchaus lasse, so oft es in jener vorkommt.„ Die Regel ist richtig, und muß besonders beym Uebersetzen poetischer Stücke beobachtet werden, wenn man sie in ihrer originalen Farbe darstellen will. Man kann aber auch zu ängstlich in ihrer Beobachtung seyn, wenn die neuere Sprache dieß eigene Wort nicht hat, oder nicht duldet, oder es Nebenbegriffe mit sich führt, die das Ganze des Bildes verderben können. Da dünkt uns, wäre es genug, sich dem Ausdrucke des Originals so sehr zu nähern, als es solche Schwierigkeiten verstatten. — Er will ferner, „man soll den

den Gang oder die Stellung der Worte des Originals in der Ueberſetzung beybehalten, ſo weit es nur immer die Eigenheiten der deutſchen Sprache zulaſſen.„ Hier kömmt es wohl vornehmlich darauf an, ob dieſer Gang oder dieſe Stellung etwas zum Ausdrucke des Affects, der Harmonie, der beſondern Andeutung des Sinnes und anderer ſolcher weſentlichen Theile des Gedichts etwas beyträgt; dann iſt es freylich Pflicht, genau darauf zu halten, wiewohl auch in dieſer Abſicht jede Sprache ihre Eigenheiten hat: allgemein genommen könnte die Regel zu mancherley Sünden wider den Wohlklang, die Wortfügung u. ſ. w. verführen. Wir möchten z. E. nicht mit dem Verf. dieſer Regel zu gefallen Pſ. 16. V. 2. die Zeile ſo ſtellen, wie er ſie geſtellt hat: „Nichts gilt über dich den Edlen, die im Lande ſind,„ wir glaubten natürlicher zu ſprechen: den Edlen im Lande gehet nichts über dich! — Die dritte Regel iſt unmöglich immer zu beobachten, beſonders bey dem groſſen Abſtande der Orientaliſchen und Europäiſchen Sprachen, und man läuft Gefahr, weſentliche Schönheiten zu verſäumen oder zu verderben, wenn man ſein Augenmerk zu genau darauf richtet. Sie beſteht darinn, „daß man den Anklang gewiſſer in einem Verſe ſich auf einander beziehender Worte, oder auch, den die Eigenſchaft der Sache ausdruckenden Laut eines Worts, in der Ueberſetzung empfindbar machen ſollte.„ Dieß haftet zu ſehr an der Eigenheit der Sprache, als daß es vom Ueberſetzer oft erreicht werden könnte, und wichtigere Schönheiten gehn darüber verlohren. Hat der Ueberſetzer ein feines Gefühl, ſo wird er den mit der Sache übereinſtimmenden Laut des Ausdrucks im Originale nicht unbemerkt laſſen, und durch ſein eigenes Gefühl vermocht werden, ihn wo er irgend nur kann, auch auszudrucken. — „Die abgemeſſene

Kürze der verschiedenen Hälften eines Verses, welche einer zugestandene eigene Schönheit der biblischen Poesie ist, wünschten wir auch wohl so viel als möglich, in der Uebersetzung erreicht zu sehen: und ist der Uebersetzer, wenn ich so sagen darf, mit dem musicalischen gleichtönenden Falle beyder Hälften vertraut bekannt; so wird er auch von selbst den Ausdruck auf gleichen Ton zu stimmen bemüht seyn. Ob er aber die Sylben des Originals zählen müsse, ob er sie von dem Geiste seines Originals erfüllt zählen könne, und ob er auch die Sprachrichtigkeit, um diesen Zweck zu erreichen, beyseit setzen könne, das getrauen wir uns nicht zu behaupten.

Ueber das Modernisiren in der Uebersetzung der Bibel wäre endlich viel zu sagen, und mehr als das ist, worüber der Verf. am Schlusse der Vorrede angefragt hat. Uns dünkt, man muß zweyerley Arten die Bibel zu übersetzen, unterscheiden. Eine hat nur zur Absicht, den Inhalt der Bibel faßlich und zum moralischen Gebrauche der Christen nützlich darzustellen; und wer diese Absicht hat, der muß auch da modernisiren, wo es zur Erreichung derselben nothwendig ist. Wer aber die Bibel gelehrt übersetzen, und sie als ein antikes Stück in allen ihren antiken Bestimmungen darstellen will; daß der deutsche Leser wissen soll, was und wie man zu der Zeit gedacht, unter welchen Bildern man sich die Dinge vorgestellt, in welches Gewand man seine Gedanken gekleidet, aus welchem Gesichtspunkte man die Welt, die Menschen, die Lebensumstände, die Beziehung auf Gott betrachtet habe, der darf wohl schwerlich modernisiren. Das vieldeutige Wort heilig S. XIV. Vorr. würde ich vielleicht in keiner von beyden Uebersetzungen brauchen, sondern ein anderes, das dem jedesmaligen Sinne des Verfassers angemessen wäre; (so wie überhaupt das, was nur ein Mangel oder Idiotismus

eigenen der Sprache ist, von dem, das wirklich der Zeit, der Denkungsart und den Sitten eigen ist, worinn wesentlich und eigentlich das Antike und Kostume besteht, mit vieler Klugheit zu unterscheiden wäre. Aber den Zeitungsausdruck Generalfeldmarschall und ähnliche Ausdrücke würde ich in keiner Bibelübersetzung anständig finden; zumal wenn wir edlere und deutschere in unsrer Sprache hätten. Was hat denn dem Verf. das deutsche Feldherr und Feldhauptmann gethan?

Mit einem solchem Manne, als H. Teller ist, schwatzt man gern vom Auslegen der Bibel, von ihren Schönheiten, von der besten Art sie zu übersetzen; denn er ist zum Uebersetzer des A. T. und besonders der poetischen Theile desselben recht gemacht nur Schade, daß seine Versuche dieser Art so einzeln erscheinen, und er es nur bey kleinen Proben bewenden läßt. Freylich fühlt er die Schwierigkeiten einer gröſsern Unternehmung mehr als andere rüstige Uebersetzer; und dieses Gefühl macht zurückhaltend, man will sich selbst gern Genüge thun. Aber darf irgend jemand gleich eine ganz vollkommene Uebersetzung dieses alten und schweren Buches erwarten? Und ist es nicht Ehre genug, die Nachkommen in den Stand zu setzen, daß sie etwas vollkommeners leisten können. Blos in dieser Rücksicht müßte es dem Verf. nicht gleichgültig seyn, in seinen Versuchen weiter zu gehen, und uns mehr solche schöne Proben zu geben.

Herr Zachariä hat zur eigentlichen Absicht gehabt, den richtigen Sinn dieser Gesänge deutschen Lesern wohl faßlich zu machen, und diese Absicht hat er auch in den meisten Stellen glücklich erreicht. Man sieht es, daß er sein Original wohl studirt, und sich alle Mühe gegeben hat, die hebräischen Begriffe und Redensarten desselben in wirklich deutsche zu übertra-

gen; und wo er etwa geglaubt hat, noch manches nach hebräiſcher Denkungsart beybehalten zu müſſen, da hat er es durch eingeſchaltete verſtändlichere Ausdrücke erklärt, um dem unrichtigen Sinne, daran ſich viele durch die hebräiſchartigen Worte gewöhnt haben, vorzubeugen. Er hat auch ſein Original aus ſich ſelbſt, und aus dem Gange und der Verbindung der darinn ausgedrukten Ideen zu verſtehen geſucht, und ſelten auf das Rückſicht genommen, was man in den folgenden Zeiten zu theologiſchen Beweiſen daraus genommen, oder darinn wirklich anzutreffen gemeynt hat. Dadurch wird ſeine Ueberſetzung für ungelehrte Chriſten recht brauchbar, die Pſalmen beſſer zu verſtehen, als es aus Luthers Ueberſetzung geſchehen kann; und junge Studirende werden an ihr und den untergelegten Anmerkungen eine gute Hülfe haben, ſich vor unrichtigen Auslegungen des A. T. zu hüten, oder wenigſtens über die gangbarſten derſelben zweifelhaft zu werden.

Uns dünkt indeſſen, die Faßlichkeit, welche Hr. Zachariä zur Abſicht gehabt, erfordere es nicht, ſo wortreich zu ſeyn, als er es in manchen Stellen geweſen iſt: der Styl könnte auch gedrungener und körnigter ſeyn, und das hätte er ſeyn können, wenn verſchiedene Beywörter und paraphraſenartige Redensarten weggeblieben wären, die im Originale nicht ſtehen, und dem Ganzen weder Licht noch Kraft geben. Hymnen und Oden, wie Davids ſeine, können Zuſätze von Beywörtern am wenigſten vertragen. In dieſem Geſichtspunkt bleibt Luther noch immer ein großes Muſter, das kein Bibelüberſetzer zu ſtudiren unterlaſſen ſollte.

Vielleicht urtheilt der Leſer von dem Gehalte dieſer Ueberſetzung am zuverläßigſten, wenn man ſie zur Prüfung mit Tellers und Luthers Ueberſetzung zuſam-

zuſammen hält: nichts berichtiget und verfeinert auch das Urtheil mehr, als ſolche Vergleichung. Es mag der Anfang des zweyten Pſalms ſeyn. H. Teller hebt ihn ſo an:

1. Was rumorn die Heiden
Und die Nationen dichten Tand?
2. Erdenkönige ſetzen ſich
Und Staatsdiener rathſchlagen zugleich
Gegen Jova und ſeinen Geſalbten:
3. „Laßt uns zerreißen ihre Bande
Abwerfen von uns ihre Feſſeln!„

Nun höre man H. Zacharia dagegen.

1. Wozu ſind doch die Völker der Erde in unruhiger Bewegung? warum ſinnen ſie auf Anſchläge,
2. die doch vergeblich ſeyn müſſen? Was rotten ſich die Könige der Erde zuſammen. Wozu ſchlieſſen die Regenten feſte Bündniſſe mit einander gegen den Jehova und gegen den von ihm verordneten
3. König? Sein Joch, ſprechen ſie, wollen wir abwerfen, ſeine Seile wollen wir von uns ſtoßen.

(Seile ſtößt man nicht von ſich.) Wie viel nervigter iſt hier Luther, und doch nicht minder deutlich.

1. Warum toben die Heiden, und die Leute reden ſo
2. vergeblich? Die Könige im Lande lehnen ſich auf, und die Herren rathſchlagen mit einander wider
3. den Herrn und ſeinen Geſalbten. Laſſet uns zerreiſſen ihre Bande, und von uns werfen ihre Seile.

Luthers toben ſcheint mir edler und angemeſſener zu ſeyn, als das noch dazu zuſammengeſchrobne rumorn in der erſten Ueberſetzung.

IX.

Guil. Abraham Telleri praeterita in quatuor hymnos Davideos, II. XVI. CIV. CXXI. ſpecimen reliquorum omnium. Lipſiae, apud E. B. Swickertum. cIↃIↃCCLXXIII. 3 Bogen in 8.

In dieſen Bogen theilt H. Teller die Erläuterungen und Beweiſe aus der Grundſprache mit, welche ſeine vorerwähnte Ueberſetzung dieſer Pſalme rechtfertigen ſollen. Sie ſind dem gelehrten Ausleger und Sprachforſcher beſtimmt; ſo wie die der deutſchen Ueberſetzung angehängte Erläuterungen dem ungelehrten Leſer zur Einſicht des Verſtandes und der Schönheit dieſer Geſänge behülflich ſeyn ſollen. Auf ſolche Art werden auch die Anmerkungen mit Weisheit getheilt, daß jeder erhält, was ihm gebührt. Was ſoll der dem ungelehrte Leſer mit kritiſchen Noten, mit arabiſchen Ableitungen, Muthmaßungen über die Lesarten und dergleichen? Nein, H. Teller iſt zu weiſe, ein ſolches ſeltſames Gemiſch zu machen; und zu ſittſam, dem Ungelehrten Brocken hinzuwerfen, die er nicht genieſſen kann.

Was andere Ausleger überſehen haben, oder worin der Verf. von ihnen in der Erklärung und Ueberſetzung abweicht, das entwickelt er hier aus den Gründen der Sprache und aus der Vergleichung des hebräiſchen Textes mit den alten Ueberſetzungen. In dieſer Abſicht beſitzt er eine ihm eigene Gabe der Leichtigkeit, die Bedeutung der Wörter faßlich und wahrſcheinlich theils aus den vorangezeigten Hülfsmitteln, theils aus dem ähnlichen Gebrauche derſelben in Parallelſtellen ins Licht zu ſetzen; daß

daß man ihm auch dann seinen Beyfall nicht versagen kann, wann man nicht seiner Meynung ist. Zugleich äußert er gelegentlich, wiewohl mit bescheidenem Anstande, sein Misvergnügen über die Michaelische deutsche Bibelübersetzung, und klaget mit Recht, daß die Einsicht in den richtigen Verstand des Alten Testaments dadurch mehr erschweret als erleichtert werde. Zur Probe wollen wir einige Anmerkungen des Verf. zum sechszehnten Psalme mittheilen, in dessen Erklärung und Uebersetzung er von andern bekannten Auslegern merklich abweicht.

Der 2. 3. und 4. Vers hat den Auslegern viel zu schaffen gemacht, und jeder hat auf seine Art den Schwierigkeiten abzuhelfen gesucht, Houbigant und H. Michaelis haben besonders die Lesart einiger Ausdrücke verändert, um einen guten Sinn herauszubringen. H. Teller ändert nichts im Texte, sondern nur in der Interpunction; und theilet die Verse so ab, daß sie in seiner Uebersetzung also lauten:

2. Ich sprach zum Jova:
Herr, du bist mein Gut,
Nichts gilt über dich den Edlen, die im Lande sind!
3. Mögen doch erheben, alle die Lust dran haben,
Mögen sie mehren ihre Götzen,
Einen andern bereichern.
4. Ich will ihre Trankopfer von Blut nicht darbringen;
Der Götzen Namen nicht in meinen Mund nehmen.

Aus Vergleichung dieser Uebersetzung mit andern wird man wahrnehmen, wie verschieden sie von den übrigen ausfalle. Die Gedanken darinn hängen nun zusammen und machen ein Ganzes aus; woran es allen übrigen fehlet, die das Grab dahin bringen, man weiß nicht wie? Die Abtheilung der Verse ist

auch dem Genie der hebräischen Poesie vollkommen gemäß; und Interpunctionszeichen darf man eher ändern als Worte, oder sie gar beyseite setzen, wenn man sie, wie H. Teller, nicht für Abtheilungszeichen der Rede, sondern für musicalische Accente des Gesanges hält. Er beweiset hierauf S. 9. f. daß חסד in der mehrern Zahl nie das Wohlwollen Gottes in der Schrift bedeute, sondern von Menschen, die Lust woran haben, gebraucht werde: er klagt S. 11. und mit Recht, daß קדוש welches er durch Edle übersetzt, nicht allein hier, sondern auch an mehrern Orten der Schrift die Ausleger verführe, an den neuern theologischen Begrif, der mit dem Worte heilig verbunden worden, zu denken, da doch in der Israelitischen Sprache nicht die innere Gesinnung, sondern eine Auswahl, ein äußerlicher Vorzug u. s. w. dadurch angedeutet wurde: er zeigt S. 14. daß אחר allein gesetzt nie von fremden Götzen in der Schrift gebraucht werde, und מהר in Kal niemals nacheilen bedeute, sondern in Piel; er übersetzt also אחר מהרו mögen sie doch einen andern bereichern. — S. 23. zeigt er sehr wohl, daß שחת nicht die Verwesung, sondern die Gruft sey, und die ganze Zeile, du lässest — die Gruft sehen, nichts anders als eine veränderte Wiederholung des vorhergehenden Satzes nach hebräischer Dichtungsart sey. Doch wir überlassen, was in diesen wenigen Blättern Gutes gesagt ist, den Liebhabern selbst nachzulesen. — Ob übrigens in diesem Psalme ein Priester redend eingeführt sey, will uns noch nicht recht einleuchten: jeder gottesfürchtige Israelit könnte sich, wie uns dünkt, eben so ausgedruckt haben.

Oa.

Kurze

Kurze Nachrichten.

I. Gottesgelahrheit.

P. Rudolph Grasers, Benedictiners zu Kremsmünster in Oberöſterreich, Predigten, auf alle Sonn- und Feſtage des Jahres. Erſter Band. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, im Verlage bey Matthäus Rieger und Söhne. 1772. 4. 730. Seiten.

Von einem Manne, der ſo gute Anweiſungen zum Predigen gegeben hat, ließ ſich erwarten, daß er auch andere darinn übertreffen würde. Wir beurtheilen den P. als einen katholiſchen Prediger, und als ſolcher iſt er unter ſeinen deutſchen Amtsbrüdern einer der beſten, den wir kennen. Seine Vorträge ſind ohne Wortgepränge belehrend und es fehlt ihnen nicht an Ordnung, Deutlichkeit und Faßlichkeit für jedermann. Hr. Gr. ſucht ſeine Zuhörer durch Gründe, wie ſie ihm einleuchten und denen, die ihn hören, Genüge thun, zu überzeugen, und oft ſind ſeine Vorſtellungen zugleich ſtark und eindringend. Sein Styl iſt mehr didactiſch als redneriſch, ſein Ausdruck im Ganzen anſtändig und der Kanzel würdig. Er bringt keine Poſſen und keine läppiſchen Hiſtörchen, wie manche andere thun, auf die Kanzel, ſondern unterhält die Leute, ſo viel möglich, mit vernünftigen und chriſtlichen Sachen. Von dem Glaubensſyſteme ſeiner Kirche kann er freylich, was deren Unterſcheidungslehren betrift, nicht abweichen, das läßt ſich leicht erachten; doch weiß ich nicht, ob er nöthig hätte, ſo viel katholiſche Dogmatik zu predigen, als er wirklich thut. Daß die nicht katholiſchen Chriſten beyläufig für Irrgläubige und Ketzer geſcholten werden, das verſteht ſich ebenfalls von ſelbſt und bringt der Wohlſtand auch wohl ſo mit ſich. Aber wie geſagt, als deutſche katholiſche Predigten haben die Graſerſchen vor den bisherigen alten vieles vorzügliches. Nur hie und da entwiſcht dem P. noch ein Ausdruck und eine Vergleichung, die nicht ehrbietig genug ſind. Z. B. S. 707. „Die Augen ſind die Fenſter des menſchlichen Leibes, durch welche die Diebe in das Herz ſteigen.“

bisweilen vergleicht er einerley Sache mit zu verschiedenen Dingen hinter einander, als S. 704. „Die Welt, die „verderbte Welt ist ein gewaltiger Strom, der uns Chris „sten fortreisset; ein wildes Feuer, das uns auffressen; „ein unglücklicher Donnerkeil, der uns zerschmettern will.„ Auch kommt es wohl, daß er einmal ein falsches Argument zum Beweise eines Satzes ergreift. So beweiset er z. B. S. 724. die Schädlichkeit der Aergernisse oder Veranlassungen zur Sünde, die andern gegeben werden, auch daraus, daß Gott dadurch geschadet werde. — Wie kann ein Mensch dem höchsten, vollkommensten Wesen Schaden zufügen? Hr. G. will zwar eigentlich nur sagen, wenn wir andere zur Sünde reizen und verführen, so machen wir dadurch, daß sie Gott die Ehrerbietung und den Gehorsam nicht beweisen, den sie ihm schuldig sind, „wir rauben ihm die Ehre, die „ihm sonst zugewachsen wäre.„ Dieser Gedanke ist wahr, und in so weit des Hrn. Gr. Erklärung richtig. Aber da Gott doch nichts dabey verliehrt, so ist der Ausdruck doch immer dem Gedanken nicht anpassend und wegen unvermeidlicher Misdeutung verwerflich, wenigstens so unbequem, als wenn der V. die Ehre Gottes einen Zins nennet, den er für die uns verliehene Gnaden fordert. Diese Vorstellung wird von den mehresten Christen gewiß so verstanden, als wenn Gott bey unserer Verehrung desselben ein Interesse hätte. — Das deutsche schreibt H. G. ziemlich rein. Doch haben wir auch Sprachfehler bemerkt, die wir kaum vermuthet hatten. z. B. bedenket, für bedacht. Verlurst für Verlust muß ein allgemeines österreichisches Provincialwort seyn. Der Raum verstattet uns keine ausführlichere Beurtheilung der angezeigten Predigten, also mag es hieran genug seyn.

F.

Bibliothek der vorzüglichsten Englischen Predigten, herausgegeben von J. C. F. Schulz, Professor der Gottesgel. und der morgenl. und griech. Spr. zu Gießen. ꝛc. Dritter Theil. Gießen, Krieger. 1773. 372 S. in 8.

Die vorzüglichen Predigten in diesem Theile schicken sich auf die Secker'schen und auf die von Enfield, einschränken. Die 7 Predigten des letztern, der in diesem Theile zum erstenmale auftritt, empfehlen sich durch die Erheblichkeit des Inhalts, Richtigkeit der Gedanken, Würde des Ausdrucks,

drucks, der nur an etlichen Orten sich über alle gesuchte und geschmacklose verliert, und durch — Kürze. Insbesondere verdient die Predigt von der Sittlichkeit, als dem eigentlichen Gegenstande des Predigtamts über Tit. 3, 8. 9. Die Beherzigung nicht nur jedes Kandidaten des Predigtamts, sondern auch vieler Prediger selbst. Möchten doch auch eben dieses Verf. Pr. vom Verfolgungsgeist, über Joh. 4, 9. an manchen Orten aufmerksam gelesen, und — erwogen werden! — Secker (über Phil. 4, 8.) hält den Leser wegen verschiedener exegetischen Sünden, und etliche offenbar unrichtige Gedanken, durch einige gute Stellen schadlos, die wir wol hierher setzen möchten, wenn es der Raum verstattete. — In Harwood's Gedanken über das Glück eines gottseligen Lebens vermissen wir öfters Richtigkeit, Bestimmtheit und Ordnung der Gedanken, die ohnehin in geringer Zahl, und allzu oft wiederholt sind, hauptsächlich aber Simplicität in Absicht auf den Vortrag. Die Abhandlung ist wegen des wirklich verschwendeten Schmucks, beynahe unerträglich, und hätte, zumal da sie 1752 bereits einzeln übersetzt herausgekommen, wegen des Trupps unverständiger Nachahmer, nicht noch einmal dem Publiko mitgetheilet werden sollen. — Auch hätte Skelton's Beweis der Einigkeit Gottes, als eine seichte, mit unnützer und ungesunder Beredsamkeit angefüllte, und ohne Geschmack abgefaßte Abhandlung einer Materie, die in unsern Tagen ohnehin hors de saison gewissermaßen ist, immer in der Ursprache bleiben können. Was soll das z. B. heißen S. 271. „traget Sorge, daß der Glaube nur „das Herz reinige, die Reue es zerspalte, und die Frömmigkeit „es zubereite und auf den Altar lege. Daselbst lasset es in „den Flammen einer heiligen Liebe brennen, so wird es „Gott annehmen als einen süssen Geruch, ꝛc. und als ein „Opfer, das köstlicher als zehntausend Welten ist.„ — Warum mag doch der Herausgeber, der in seinem vor 2 Jahren bekanntgemachten Avertissemente so hart von den bisherigen Pred. Sammlungen geurtheilet, und von Verfassungen in Absicht auf die seinige den Mund so voll genommen, dergleichen Stücke aufnehmen? — Die Uebersetzung hätte an manchen Orten richtiger und zierlicher seyn können, so wie der angefügte Abriß der Pred. genauer.

W.

Betrachtungen über die Religion durch C. T. D. Erste und zweite Abtheilung. Berlin 1773. 8. 131 S.

Neues dürfen die Leser in diesen Betrachtungen über die Religion überhaupt, und über die christliche insbesondre, nicht erwarten. Das verspricht der Verfasser auch nicht. Hin und wieder wird man leuchtende Ordnung, Bestimmtheit der Begriffe, und Schärfe der Beweise vermissen. Eben so möchten sie auch in Ansehung des Stils verlieren, besonders wenn man sie gegen verschiedene neuere Schriften, z. B. Jerusalem's Betrachtungen und andere hält. — Demungeachtet fehlt es nicht an verschiedenen gesunden Vorstellungen, treffenden Erinnerungen und nützlichen Anmerkungen. Auch dünkt dem Rn. daß dem Verf. Redlichkeit und Eifer für die Ausbreitung des praktischen Christenthums, nicht könne abgesprochen werden. — Der Verfasser ist in den, seiner Uebersetzung des N. T. angefügten Anmerkungen, weit aus der gebahnten orthodoxen Straße herausgefahren, wie unsern Lesern bekannt seyn wird. Und wiewohl es nicht an solchen gefehlt, die ihn darauf zurückzubringen beflissen gewesen, so hat er gleichwohl eben dieselbe Meynungen in Absicht auf die für fundamentell geltende Artikel des christlichen Lehrbegriffs, Erbsünde, Erlösung J. C. die Dauer der künftigen Strafen ꝛc. wieder vorgebracht. Wahrscheinlich werden diese Betrachtungen auch nicht unangefochten bleiben. Und eben so wahrscheinlich wird der Verf. auf dem einmal betretenen Wege bis an sein Ende fortgehen. Wir unterdrücken deswegen alle weitere Erinnerungen um so mehr, da bereits in den ersten Bänden der A. D. B. mehrere Anmerkungen bey Gelegenheit seiner Uebersetzung des N. T. gemacht worden.

Ar.

M. Christian Adolph Krahmers, Pfarrers zu Stuza und Rathewalda in Chur-Sachsen überzeugende Abhandlung und Erklärung derer beyden Hauptsünden der nach Adams Falle im Argen liegenden Welt, nemlich wider des Menschen Sohn und wider den heiligen Geist aus denen Grundstellen der heiligen Schrift Matth. 12, 31. 32. verglichen mit Marc. 3, 28. 29. Luc. 12, 10. der Aehnlichkeit des Glaubens gemäß erörtert auch

von

von so mannigfaltigen Auslegungen mit Gewisheit und bescheidener Ueberzeugung gerettet und endlich aus ganz besondern Ursachen dem Drucke übergeben. Dresden 1772. gedruckt mit Harpeterischen Schriften. 8. 103. S. Vor. und Text 36 S. Dedicat.

Ueber den Inhalt dieser beyden Predigten, denn das sind sie im eigentlichen Verstande, nur ein Wort zu verlieren, würde zwar eben keine Sünde wider des Menschen Sohn und den Heiligen Geist, sicher aber Sünde wider den Menschenverstand und den Geist des guten Geschmackes seyn. Nur von der Seltsamkeit haben wir unsern Lesern Nachricht zu ertheilen, daß dieß Büchlein zugleich dem Könige George von Großbrittannien und dessen Gemahlin, dem Prinzen von Wallis, dem Könige in Dänemark, den Königinnen Carolinen Mathilden und Julianen Marien, dem Könige, der regierenden und der verwitweten Königin in Schweden, dem Könige und der Königin in Preußen, dem Pfalzgraf Christian von Zweybrücken, dem Pfalzgraf Johann von Birkenfeld, dem regierenden Herzoge von Braunschweig und dessen Gemahlin, dem Erbprinzen von Braunschweig, dem Herzoge zu Sachsenweymar, der verwitweten Herzogin zu Sachsenweimar, dem Herzoge zu Sachsengotha, dem Herzoge August Friedrich Carl Wilhelm und dem Herzoge George Friedrich Carl zu Sachsenmeinungen, der verwitweten Herzogin zu Sachsenmeinungen, dem Herzoge zu Sachsenhildburghausen, dessen Gemahlin, dem Herzoge zu Sachsencoburg, dessen Gemahlin, dem Markgrafen zu Bayreuth, dessen Gemahlin, dem Herzoge zu Würtemberg, dessen Gemahlin, dem Herzoge zu Würtemberg Oels, dessen Gemahlin, dem Landgrafen zu Hessencassel, dessen Gemahlin, dem Landgrafen zu Hessenrheinfels, dessen Gemahlin, dem Landgrafen zu Hessendarmstadt, dessen Gemahlin, dem Landgrafen zu Hessenhomburg, dessen Gemahlin, dem Markgrafen zu Baden-Baden, dessen Gemahlin, dem Markgrafen zu Badenburlach, dessen Gemahlin, dem Herzoge zu Meklenburgschwerin, dessen Gemahlin, dem Herzoge zu Meklenburgstrelitz, dessen Gemahlin, dem Herzoge von Hollsteinaugustenburg, dem Herzoge von Hollsteinbeck, dem Herzoge von Hollsteinglücksburg, dessen Gemahlin, dem regierenden Fürsten von Anhaltdessau, dessen Gemahlin,

dem

dem Fürſten von Anhaltbernburg, dem Fürſten von Anhaltbernburgſchaumburg, deſſen Gemahlin, dem Fürſten von Anhaltcöthen, deſſen Gemahlin, dem Fürſten von Anhaltzerbſt, deſſen Gemahlin, dem Fürſten zu Hohenzollern, deſſen Gemahlin, dem Prinzen von Oranien, deſſen Gemahlin, dem Fürſten von Naſſauuſingen, dem Fürſten von Naſſauſaarbrück, deſſen Gemahlin, dem Fürſten von Naſſauweilburg, deſſen Gemahlin, dem Fürſten Ludwig Günther zu Schwarzburg, deſſen Gemahlin, dem Fürſten Chriſtian Günther zu Schwarzburg und deſſen Gemahlin, allen dieſen und jedem pleniſſimo titulo beſonders, als rechtſchaffenen Verehrern des dreyeeinten wahren Gottes und aufrichtigen Freunden der wahren Religion und Tugend, aber auch abgeſagten Feinden der Irreligioſität und Sünde, zu fleiſſiger Beleſung und Erwägung auch Verwahrung in ihren allerſeitigen Bibliotheken, zugeſchrieben auch an alle dieſe Höfe herumgeſandt ſey. Ein Einfall, deſſen Werth von der Erfindungsſeite, jenen weit übertrifft, da im Ende des vorigen Jahrhunderts ein, wenn wir nicht irren, jenaiſcher Profeſſor ſein Werk dem Herrn Chriſtus Jeſus, dem Prinzen Friedrich Auguſt von Sachſen und dem Herzoge zu Sachſenzeiz in Compagnie zugeeignet hatte, und deſſen Werth von der ökonomiſchen Seite, wenn er da der offenbaren Abſicht des Dedicanten entſprochen hat, wir ihm gern gönnen und wünſchen, daß bey der nächſten Predigt, die er wieder drucken läßt, der Papſt, das Kardinalscollegium und die ſämtlichen übrigen Könige, Fürſten, Erzbiſchöffe und Biſchöfe in Europa, die der Verfaſſer, als hoffentlich nicht mindere Verehrer des dreyeeinten Gottes, auch mit einer Dedication beehren wird, ſolche gute und nützliche Abſicht noch reichlicher erfüllen mögen. Denn höchſt wahrſcheinlich paupertas impulit audax.

Tn.

Sammlung geiſtlicher Lieder der evangeliſch-lutheriſchen Kirche zur allgemeinen und beſondern Andacht gewidmet, und mit Bewilligung Eines Hochedlen und Hochweiſen Raths dieſer Kaiſerl. Stadt Reval zum Drucke befördert von dem hieſigen Stadt-Miniſterio. Reval gedruckt mit Lindforſchen Schriften 1771.

Wir machen es uns zur Pflicht, die Anzeige dieſes neuen Geſangbuches, obgleich etwas ſpät, nachzuholen, da ſich

sich auch in Norden ein gebessrter Geschmack immer sichtbarer zeigt. Unter den darin aufgenommenen 948 Liedern finden wir nur eine kleine Anzahl neue; die meisten sind alt, hin und wieder etwas gebessert. Freylich ist die Auswahl nicht nach unserer billigen Erwartung ausgefallen: doch verdient auch dieser kleine Schritt zur künftigen Vollkommenheit, Ruhm; ob man gleich zur Schonung der Armen die Verbesserung eines jeden Gesangbuches so einrichten sollte, daß man lange Zeit neue Aenderungen entbehren könnte. An brauchbaren guten Liedern haben wir jetzt keinen Mangel, wenn man sie nur nutzen will, oder wegen mächtiger Vorurtheile frey nutzen darf. Dem revalschen Stadt-Rath und Ministerium gereicht die Sorge für eine bessere Erbauung zur Ehre: in Riga - - in dieser blühenden Stadt, geht man mit der höchstnöthigen Verbesserung des Gesangbuches aus sonderbaren Gründen, ungemein langsam zu Werke.

Manche alte Lieder hat man weggelassen, z. B. Wer Gott vertraut; Nun lob mein Seel den Herren; Auf auf, mein Geist mit Freuden, u. a. m. Noch kommen aber genug unnütze Lieder und unschickliche Ausdrücke in diesem neuen Gesangbuche vor; aus Mangel des Raums führen wir nur etliche an; z. B. Aus dem letzten Liede S. 998. v. 5. „Wer an die Höllengluth gedenkt, die er durch viele Sünden „verdient, wodurch er Gott gekränkt.„ und v. 3. „Ein Baum, „so wie er niederfällt, so bleibet er beliegen, wie sich der „Mensch im Tod verhält, wird er den Lohn dort kriegen „ nicht doch, das wäre Ketzerey; es muß heißen: wie er sich im Leben verhält. In einem oder zwey Liedern wird gar von der Sterblichkeit der Seele geredet; und - - doch wir wollen keine Beschuldigung wagen, sonst würden wir gar in vorgenommenen Aenderungen den Fehler suchen. In dem Liede Nr. 861. hängt das Ende des ersten Verses mit dem zweyten zusammen; wir schreiben es ab: „Denk, o Seele, an den Tod! „Säume nicht; denn eins ist noth. Lebe, wie du, wenn du „stirbst, wünschen wirst gelebt zu haben ꝛc. Nichts wird dich „im Tod erfreun; diese Güter sind nicht dein.„ Fühlte der Verbesserer nicht den Widerspruch mit allen unsern Hofnungen, warum erwählte, oder behielt er nicht einen schicklichern Ausdruck an statt Seele, der durch das ganze Lied Sterberegeln nebst der Versicherung im V. 7. daß sie Erde sey, gegeben werden. In einer Predigt bedeuten öfters die gelehrten oder gläubigen Seelen soviel als sterbliche Menschen: in Liedern ist man dergleichen Verwechselung des Ausdrucks wenger

her gewöhnt. Das Lied: Herr ich habe missgehandelt, hat man etwas geändert, aber noch manches zur künftigen Aenderung übrig gelassen, z. B. daß nach v. 4. der Sand am allergrößten Meere leichter zu zählen sey als eines Menschen Sünde. Was man wider diese Erinnerung vorbringen könnte, hält nicht Stich, da wir keine Morgenländer sind. Das Hüllen in Christi Wunden v. 6. läßt sich leichter singen als begreifen.

In dem Liede: Schmücke dich o liebe Seele, finden wir noch immer die Worte: ach, wie pfleg ich ofe mit Thränen mich nach dieser Kost zu sehnen. Daß sie sich nicht für unsre Zeiten schicken, ist schon zu andrer Zeit in dieser Bibliothek erinnert worden. Anstatt des anstößigen Ausdrucks: Gott selbst ist todt, hat man gesetzt: des Todes Tod ist selbst am Kreuz gestorben, aber dann sollte doch nicht vorher stehen: ach große Noth! denn der Zusammenhang lehrt ja, daß wir uns wegen der dadurch erlangten Vortheile vielmehr darüber freuen sollen. In: O Welt! sieh hier dein Leben, dünkt uns die Verbesserung v. 15. nicht sonderlich glücklich: „Ich will ans Creuze schlagen mein Fleisch, und dem abs„gen, was meiner Lust gelüst't.„ Mit dem Liede Nr. 235. O schönes Blut! das unaufhörlich quillet, sind wir ganz nicht zufrieden. Man höre z. B. v. 2. „O Gottes Blut! „zu solchem Zweck geflossen (des Vaters Zorn zu stillen v. 1.) „durchdringe mich, ach! brich mit Macht herein!„ Der Rec. gesteht, daß er durchaus dabey nichts denken kan. Ferner v. 6. „Und was ich mir zum Sterbebett erwähle, zum „süssen Schlaf im Tod, ist Christi Blut; (Blut zum Sterbe„bett?) In welchem Leib und Seel und Geist schon ruht. Die „Grabestätt sey deiner Wunden Höhle.„ Das letzte schmeckt etwas nach Kreuzluftvögelein.

Sammlung gottesdienstlicher Lieder für die öffentliche und häusliche Andacht. St. Petersburg bey Joh. Karl Schnorr 1773. in 8. überhaupt 271 Seiten.

Dieses kleine neue Gesangbuch ist auf Veranstaltung der protestantischen Geistlichkeit in St. Petersburg mit Beystimmung der dasigen Kirchenconvente, gedruckt worden. Es enthält neue Gesänge von unsern besten Liederdichtern. Hier und dar findet man kleine eben nicht unglückliche Aenderungen. Nach der Vorrede soll man keine gebesserten alten

Lie-

Lieder darin antreffen; doch halten wir Nr. 127. So fliehen unsre Tage hin, eigentlich für das verbesserte Nun sich der Tag geendet hat. Diese Sammlung soll kein vollständiges Gesangbuch, sondern ein Anhang seyn zu dem elenden rigischen Gesangbuche, welches man dort zu unserm Erstaunen, beybehalten will. Der Arme wirft nicht gern sein altes gewohntes Gesangbuch weg; aber nun muß er gar mit zwey Gesangbüchern in die Kirche gehen. Hätte man die neue Sammlung, welche 204 Lieder enthält, noch etwas vermehrt, so wäre sie ein hinlängliches Gesangbuch. Lieder 10 gute, als 100 schlechte Lieder! Das Gesangbuch besteht aus 3 Abschnitten, denn die Lieder gehören darin zur Glaubenslehre, oder zu wichtigen Religionspflichten, oder zu besondern Vorfällen.

Bey manchen Liedern liesse sich freylich etwas erinnern. Gleich im ersten Liede v. 5. heißt es von Gott: auch Geister kannst du tödten. Strenge Metaphysiker werden hierwider viel Einwendungen vorbringen. Nr. 30. wäre ein gutes Lied, wenn es Wahrheiten enthielt. Wie will man je die darin gerühmte Größe des Menschen im so genannten Stande der Unschuld, beweisen und den Sündenfall damit reimen? Denn nach v. 3. „mit seinem wahren Glück bekannt, „ward sein erhabener Verstand, frey von der Wahrheit Hindernissen, nie zum Irrthum hingerissen! Ein falsches „Blendwerk täuscht ihn nicht. v. 4. Sein Wille war voll „Heiligkeit, auch zu der schwersten Pflicht bereit, gewohnt „das Beste zu erwählen, konnt er nie aus Leichtsinn fehlen. v. 5. Sein Antlitz war voll Reiz und Schöne.„ Ist das alles wahr, so ist der mosaische Bericht offenbar falsch, und die unläugbare Erfahrung von dem allmähligen Wachsthume der Vernunft ein Hirngespinst.

Die Fürbitten für die Obrigkeit Nr. 144. 145 sind gut und auf die zween Fälle, wenn ein Kaiser, oder eine Kaiserin, regiert, eingerichtet: daher sind fast in jeder Zeile die Worte Sein und Ihr, Er und Sie neben einander; oft ganze Zeilen die man bald singen, bald auslassen soll. Das erzeugt leicht Verwirrung. Aber warum will man nicht schlechthin für die Landesobrigkeit beten: in manchem Lande macht man doch warlich vor Gott zu viel Komplimente für sie in den öffentlichen Gesängen und Gebeten. Sehr weislich hat der heilige Synod für das kaiserliche Haus in einer vorgeschriebenen ganz kurzen Gebetsformel zu bitten neuerlich befohlen. Wenige Worte schicken sich für ein öffentliches Gebet am bes-

ſten. — Doch wir wollen nicht tadeln, ſondern wünſchen den Petersburgiſchen Geiſtlichen viele Nachahmer.

Gewiſſenhaftigkeit und Einſicht, was fordern dieſe von einem Manne, der ein Mitglied des Hamburger Miniſterii iſt? unterſucht von M. R. Brandenburg, in der Hallenſchen Buchhandlung, 1773. 150 Seiten in 8.

Gewiſſenhaftigkeit und Einſicht thun nach dieſer Schrift große Anſprüche an die Glieder des Hamburger Miniſterii wegen ihrer ſogenannten pflichtmäßigen Erinnerungen. Wer unter ihnen nach Einſicht und Gewiſſen handeln wollte: der hätte in das Anſuchen des Miniſterii an den Senat um die Erneuerung des Mandats, daß niemand bey dem Privatunterrichte der Jugend in der Religion keinen andern als den Hamburger Katechismus gebrauchen müſſe, nicht willigen, vielmehr dagegen proteſtiren, und wider das Mandat ſelbſt eifern ſollen; der hätte gegen den in dieſen Erinnerungen geäußerten Lehrbegrif öffentlich und feyerlichſt erklären ſollen, daß er denſelben nicht überall annehme, ſondern in ſehr vielen Punkten ganz anderer Meynung ſey; der hätte ſeinen Kollegen es zeigen ſollen, wie erſchrecklich es ſey, alle die ſie zu ihren Mitgliedern aufnehmen, durch einen wiederholten Eid an die Lehren der ſymboliſchen Bücher zu binden. Wir wollen ſehen, mit welchem Ernſte und Nachdrucke, mit welcher Strenge zuweilen, der ungenannte Verf. dieſe Anſprüche beweiſe.

In den pflichtmäßigen Erinnerungen ſowohl, als in der vorgeſetzten Nachricht des Miniſterii von ſeinem eignen Verhalten dabey, findet er Zeugniſſe einer recht merklichen Unbedachtſamkeit und allen Anſchein einer Gewiſſenloſigkeit S. 4 f. er weiß auch diejenigen Glieder deſſelben, denen man Gewiſſenhaftigkeit und Einſicht zutrauen muß, nicht anders zu retten, als daß er von ihnen nach der Liebe vermuthet, ſie werden ſich durch Bewegungsgründe der Eintracht und Friedfertigkeit, welche von den unfriedfertigen oft zur Ungebühr aufgedrungen werden, haben verleiten laſſen, zu dem Verfahren der übrigen zu ſchweigen, und lieber zu unterſchreiben als Streit zu erregen. S. 7. Hier aber war es nicht Zeit friedfertig zu ſeyn, es kam auf die Rechte der Wahrheit, der Tugend und Religion an, welche gerettet, (und auf die eigene Rechtſchaffenheit, welche vor der Welt gerechtfertiget) werden ſollte. S. 10. Das Miniſterium zeuget wider ſich ſelbſt durch die

Nach-

Nachricht von seinem Verfahren, die es dem Vorberichte zu den Erinnerungen einverleibet hat. S. 13 f. Im Anfange des Jahres 1772 erscheint des sel. Alberti Schrift. Am 7. Febr. darauf wird sie schon nicht blos gerühmt, sondern auch hie und da zum Religionsunterrichte gebraucht, und es laufen auch schon Klagen und Beschwerden gegen dieselbe beym Ministerio ein. Sonderbar ist es, daß in so kurzer Zeit so viel mit dieser Schrift vorgehet, (wer sonst nicht Gelehrter von Profeßion ist, pflegt nicht so bald ein Buch zu kennen, zu lesen und zu billigen; und wie viele sollen noch in Hamb. seyn, die bis jetzt Alb. Buch nicht einmal kennen!) S. 16. „Einige Privatleh„rer, weil sie das Albertische Lehrbuch brauchen sollen, „werden in Verlegenheit gesetzt; und damit diese Verlegenheit „aufhöre, so wird der Senat um die Erneuerung des Man„dats gebeten; das Mandat wird erneuert, und dadurch das „Albertische Lehrbuch im Privatunterrichte verboten.„ Dieß ist aus der eigenen Nachricht des Ministerii genommen. Was that nun das Ministerium? Hörte es beyde Theile an? die sowohl, die sich Bedenken machten, nach dem Buche zu unterrichten; als die, welche ihre Kinder und Untergebene aus Einsicht und Gewissen darnach unterrichten wollten? Nichts weniger. Sie hörten nur den klagenden Theil. Am 7. Febr. liefen Klagen gegen diese Schrift ein, die man doch von andern wieder außerordentlich hatte rühmen hören; am 7. Febr. beschließt das Ministerium, die Schrift zu prüfen; am 7. Febr. macht es eine Vorstellung an den Senat, das Mandat zu erneuern, wodurch der Unterricht nach dem Albert. Buche verboten wird; am 7. Febr. verdammt es also dasselbe Buch schon für ganz Hamburg; und lange nachher prüfet es erst das Buch, und erdiget erst seine Prüfung Jahr und Tag hernach am 5. März 1773. S. 16. u. f. Kann, frägt der Verf. S. 20 f. ein Ministerium eine solche Handlung der Welt ohne Schamröthe verkündigen? Ist das nicht Inquisitorgeist? (und würde der weltliche Richter nicht für gewissenlos geachtet werden, der auf die Aussage des Klägers, ohne Prüfung und ohne Verhör des Beklagten, den letztern verdammen wollte?) Ist dieß Einsicht, ist dieß Gewissenhaftigkeit? Hätte nicht ein gewissenhafter und einsichtsvoller Mann im Ministerio auftreten, und das Beschämende und Gesetzlose dieses Unternehmens den übrigen ans Herz legen sollen, S. 24 f.

Und diese Männer bestürken noch dazu durch ihren unbedachtsamen Schritt, den sie an den Senat gethan haben, den

falschen, papistischen, und wirklich für alle Religion grundstürzenden Satz: daß die Obrigkeit ein Recht habe, ihren Unterthanen vorzuschreiben, nach welchen Lehrbüchern ihre Jugend in der Religion unterrichtet werden soll, oder nicht. Ist das wahr: so hat die muhammedanische Obrigkeit ein Recht, ihre Unterthanen zu zwingen, sich nach muhammedanischen, die heydnische, nach heydnischen, die freygeisterische, nach freygeisterischen Lehrbüchern sich unterrichten zu lassen; so hat kein protestantischer Unterthan Recht sich zu beschweren, wenn die katholische Obrigkeit ihm keinen protestantischen Unterricht verstatten will; so waren unsere ersten Reformatoren Aufrührer gegen ihre Obrigkeit, da sie bey den von ihr eingeführten Lehrbüchern nicht verbleiben wollten, sondern ganz veränderte einführten u. s. w. S. 30 f. — Welche Obrigkeit darf denn in mein Gewissensrecht Eingriffe thun und mir, Vater, gebieten, nach welcher Methode, auf welche Art und durch welche Gründe, ich meine Kinder in der Religion will unterrichten lassen? Da muß ich mit meinem Gewissen und mit meiner Einsicht für haften, nicht sie. Oder habe ich Protestant, unter einer protestantischen Obrigkeit, nicht eben die Gewissensfreyheit, meine Kinder nach meiner besten Erkenntniß unterrichten zu lassen, die der Jude, der Katholik, der Fremdling, unter ihr hat? S. 38. Kann mir die Obrigkeit gebieten, meine Kinder nicht mehr lernen zu lassen, als ihr gefällig ist; nicht den Cicero, sondern den Livius mit ihnen zu treiben? S. 40. Alle diese ungereimte und empörende Folgen rechtfertiget das Hamb. Ministerium, da es für Gewissensangelegenheiten obrigkeitliche Befehle auswirket: und es ist ein elender und wirklich niederträchtiger Kunstgriff, der aus dem Munde einer protestantischen Geistlichkeit unaussprechlich nichtswürdig und unedel klinget, wenn es sich in den Erinnerungen S. 171. 72. dadurch in seinem Verfahren zu schützen sucht, daß es sagt: „Man will uns von einem Bekenntnisse abwenden, auf welches unsere Vorfahren und wir in allen Ständen verwiesen sind, — und mit welchem die durch Reichsgesetze bekräftigte Rechte unsrer Kirche stehen oder fallen müssen.„ S. 47. 48. So sprachen auch die Hohenpriester, die unsern Herrn gekreuziget haben; so sprach der Goldschmied Demetrius zu Ephes wider Paulum; das war denn ebenfalls gültig gegen Luthern und die Reformatoren. Es ist aber auch nicht wahr, daß Reichsgesetze vorhanden sind, welche unsere Freyheit und Vorrechte an den Lutherischen oder irgend

gend einen andern Lehrbegrif binden. Wenn der vierte Theil in Hamburg oder anderswo in der Lehre vom heil. Abendmahle reformirt dächte, nach welchem Reichsgesetze würden denn diese ihre Kirchenrechte und Freyheiten verlieren? und wenn die ganze Hamburger Jugend nach Albertis Anleitung, oder nach einem bessern Lehrbuche, als ihr schlechter Katechismus ist, unterrichtet würde; durch welche Reichsgesetze müßte denn Hamburg seine Rechte und Freyheiten verlieren? Sind das nicht unwürdige Blendwerke und Vorspiegelungen, um den Pöbel zu erhitzen? den man überdem auch durch eine recht unanständige geistliche Gaukeley in der Zueignungsschrift der Erinnerungen zu kützeln gesucht hatte. Unsere Reformatoren wollten grade nicht gezwungen seyn, nach einer festgesetzten Lehrform die heil. Schrift zu verstehen; sondern die Freyheit haben, sie selbst nach ihrer besten Einsicht zu erklären. Für diese Freyheit kämpften sie, und diese wurde ihnen und ihren Nachkommen zugestanden. Darüber sind Reichsgesetze, daß uns niemand in unserer Gewissensfreyheit stören soll, nach unsrer Einsicht zu glauben und nicht zu glauben; aber nicht über Lehrformen, Katechismen und symbolische Bücher. Der Zwang an dieselben war blos das Werk unruhiger und zanksüchtiger Geistlichen, und ihres leidigen Einflusses in die Gemüther der Obern: und wenn diese, wie es von der Aufklärung der Zeiten erwartet werden kann, solchen Zwang aufheben; so ist im ganzen Röm. Reiche kein Gesetz oder Titel, daraus man eine gegründete Einwendung dagegen machen könnte. Was der Verfasser hierüber gesagt hat, wird man S. 50 folg. nicht ohne Beyfall nachlesen.

S. 63 f. kömmt der Verf. zu denjenigen Vorstellungen und Bestimmungen der Religionswahrheiten in den Erinnerungen, denen ein gewissenhafter und einsichtsvoller Mann hätte widersprechen müssen. — Die Aufrechthaltung der reinen Lehre, womit sich das Ministerium so viel weiß, und die es seinen Gemeinen so angelegentlich empfiehlt, macht ja den Menschen nicht Gott gefällig, so wie der Irrthum ihn nicht verdamlich macht: durch solche nur halbwahre Behauptungen wird der gemeine Mann verführt, seine ganze Religion und Tugend in eine blinde Anhänglichkeit an erlernte Sätze und in eine rechtgläubige Sprache zu setzen; und sich um die Rechtschaffenheit des Herzens, um die Heiligkeit des Lebens nicht zu bekümmern, ohne welche es doch schlechterdings unmöglich ist Gott zu gefallen. S. 64. Zu dieser Verwechse-

tung lößt sich der gemeine Mann gern verführen, und dieser Verführung machen sich besonders die Lehrer schuldig, welche die reine Lehre (die doch jener nicht einmal kennt oder versteht) so sorgfältig einbläuen; und deste beyläufiger und sparsamer Ermahnungen zum rechtschaffenen Wandel thun, welche freylich auch keine Privatabsichten durchzusetzen taugslich sind. — Das Ministerium stellet verschiedene Lehrsätze als unentbehrliche Grundwahrheiten vor, die es doch nicht sind, S. 75. und eben dadurch, daß man so vielen Lehren eine Erheblichkeit zur Seligkeit ohne Grund beylegt, veranlasset und nähret man blinden Religionseifer, Religionsdruck und Verfolgung. Die Lehre vom Sündenfalle ist keine Grundwahrheit: das muß ich wissen, daß ich gesündiget habe; dann habe ich einen Mittler nöthig, dann suche ich Gnade, dann will ich mich bessern. S. 76. Ob und wie Christus Gott sey, ob Gott dreyeinig oder einig sey, ob und wie der Geist Gottes wirke, ob und wie wir uns eine Genugthuung vorstellen sollen u. s. w. das gehört schlechterdings nicht nothwendig zu den seligmachenden Wahrheiten. S. 78. Man ehre Gott nur recht als seinen Schöpfer, Erlöser und Verbesserer, man ehre ihn so weit, als die Erkenntniß reicht und reichen kann, so ist Gott damit zufrieden: denn Geheimnisse, die der Mensch nicht erkennen kann, sind doch unfruchtbar bey ihm. S. 81. Es ist dem Ungekehrten genung, wenn er glaubt, er müsse gebessert werden; es schadet ihm nichts, wenn dieser sagt, es geschehe natürlich; und jener, übernatürlich u. s. w. S. 83 f. — Das Ministerium giebt auch endlich einen irrigen Begrif vom seligmachenden Glauben, dagegen ein gewissenhafter Mann sehr laut hätte reden sollen. S. 88. Das zuversichtliche Vertrauen auf Christi Verdienst, ist nach der Behauptung der Ministerial-Erinnerungen das wesentlichste und nothwendigste. Wer weiß aber nicht, daß grade der rohe Haufen, die frechsten Bösewichter, die ruchlosesten Menschen sich Vertrauen auf Christum setzen? Haben sie den seligmachenden Glauben? Und heißt das nicht den großen Haufen in seinem Leichtsinn und Untugenden bestärken, ja sind nicht so viele durch falsche Anwendung dieses Vertrauens bis ans Ende gottlos, ungerecht, unredlich geblieben. S. 89 f. Wer weiß nicht auch, daß viele untadeliche Christen, grade aus Gewissensängstlichkeit, aus lebendigem Gefühle der Größe ihrer Sünden, zu solchem Vertrauen nicht gelangen können, oder gar in Melancholie und Verzweifelung gerathen? Sollen diese, gerade um ihres zärtlichen Gewissens,

um ihres empfindlichen Gefühls willen, verdammt werden? Wer unterſteht ſich das zu ſagen S. 92 f. Was der Verf. S. 96 folg. noch wider dieſe Zuverſicht hinzufügt, empfehlen wir zum bedachtſamen Nachleſen.

Endlich fordert es noch Einſicht und Gewiſſenhaftigkeit von einem Gliede des Hamb. Miniſterii, ſeinen Kollegen zu Gemüthe zu führen, wie ſchrecklich es ſey, ihre Glieder durch einen wiederholten Eid an die Lehre der ſymboliſchen Bücher zu binden. Der Verf. legt zu dem Ende S. 105 f. eine Analyſe dieſes Eides vor Augen, die es werth iſt, daß wir ſie in einem kurzen Auszuge ganz mittheilen. — Durch dieſen Eid, der angehenden Lehrern abgefordert wird, kann man ja nicht erfahren, ob ihr Glaube an die Lehren der ſymboliſchen Bücher blind, oder vernünftig und gegründet ſey; viel beſſer erfährt man das durch eine genaue und gewiſſenhafte Prüfung des Candidaten: durch den Eid wird der blinde Glaube noch weniger in einen gegründeten und vernünftigen verwandelt. S. 108. Müſſen wir den ſeinen Glauben beſchwören laſſen, dem doch eine ganze Gemeine auf ſein bloßes Wort trauen, und ihm wichtige Angelegenheiten anvertrauen ſoll? und muß geſchworen ſeyn, warum läßt man nicht auf die Bibel ſchwören? Iſt ſie nicht ſo gut als die ſymboliſchen Bücher; lehret ſie die zur Seligkeit nöthige Wahrheiten nicht ſo faßlich und deutlich; iſt ihr Inhalt nicht ſo wichtig und verbindend; oder ſoll man auch Lehren, die zur Seligkeit entbehrlich ſind, beſchwören? Wer hat Recht, einen Eid darüber zu fordern; und wer darf den Eid ſo mißbrauchen S. 111.? Und kann man denn durch Abnehmung dieſes Eides die wahre Geſinnung des ſchwörenden erfahren? Sind es nicht oft höchſt unwiſſende Leute, die nichts geprüft haben und doch ſchwören; oder ſolche, die blos Gewinnſtes wegen ſchwören? und iſt es nicht eine Art von Nachläſſigkeit, Leute von dieſer Art ſchwören zu laſſen? Denn wer nun irgend zweifelt, ob auch alles in den ſymboliſchen Büchern mit der heiligen Schrift übereinſtimme, (und dergleichen möchten doch wohl unter denen, die ſelbſt geprüft haben, die meiſten ſeyn,) und ſchwöret doch: der ſchwöret ja blos um Gewinnſtes willen. Ungereimt iſt es, wenn man ſagt: man zwinge niemand zum Eide. Denn wenn mit dem Schwören reichliches Auskommen, Wohlſtand, guter Ruf, und Errettung von Mangel, mit dem nicht Nichtſchwören der Verluſt der Nahrung, des guten Namens, und Dürftigkeit und Noth verknüpft iſt, iſt denn das

nicht sehr arger moralischer Zwang? Wer ist gewissenloser, der, der den Eid aus Noth ablegt, oder der, der ihn bey aller wahrscheinlichen Vermuthung, daß falsch und nur ums Brod geschworen werde, dennoch fordert S. 118 f. — Und wozu verpflichtet man denn die Lehrer durch solchen Eid? S. 128. daß sie jetzt alles glauben, was in den symbol. Büchern steht? So können sie ja dem Eide unbeschadet bey veränderter Einsicht morgen etwas anders glauben. S. 131. Oder daß sie immer in Zukunft dasselbe glauben wollen? Das ist ja einfältig und ruchlos geschworen. Man kann ja nicht immer glauben, was man will: so lange man liest und forscht und studiert, so lange ändern sich ja auch die Einsichten. Soll etwa der Lehrer nicht weiter forschen; oder wenn er forscht und andere Einsichten bekömmt, soll er wider alle seine Ueberzeugung bey dem bleiben, was er beschworen hat, (und kann er es?) S. 133. Oder verpflichtet sich der Lehrer durch diesen Eid, daß wenn er ja in der Folge anders glauben sollte, er doch nur den Glauben nach den symbolischen Büchern lehren wolle? So verpflichtet er sich ja im Namen Gottes zur Unwahrheit, zu Lügen, und Heucheley. S. 136. Oder verbindet er sich, bey veränderten Einsichten sein Amt niederzulegen? So? Wenn es wahr ist, daß Gott die Lehrer beruft, wie es ja in der Kirche behauptet wird, wer darf sich es denn unterstehen, sein Amt niederzulegen? und darum soll er es niederlegen weil er nach seinem Gewissen in der Erkenntniß weiter gekommen, und also zum Lehren geschickter geworden ist? Sind noch strafbarere Thoren möglich, als Leute, die einen solchen Eid schwören lassen? Ist aber der Beruf von Menschen, soll man dann der Kirche das Amt aufsagen, und von ihr ausgehen? So hätte ja Luther das zu seiner Zeit auch thun müssen, und in der Kirche, wo er den Doctoreid geschworen hatte, keine Neuerungen anfangen dürfen: und was wäre dann aus der Reformation geworden? so müßte ja ein solcher Lehrer sich selbst aller Gelegenheit nützlich zu seyn berauben, ein Sectirer werden, und vorsetzlich Spaltungen und Religionshaß verursachen. S. 137. Oder verpflichtet sich endlich ein Lehrer durch diesen Eid, daß er in solchem Falle die Absetzung dulden will? Ja, die muß er freylich dulden, weil er wider Gewalt nicht kann; aber zu dieser Duldung verpflichtet ihn der Eid nicht mehr und nicht weniger. Wer das Recht hat ihn abzusetzen, der muß es auch ohne den Eid schon haben, der Eid giebt ihm kein mehreres Recht, als er schon hat. Und warum dringen denn

Geist-

Geistliche und Facultäten auf diesen Eid? Sie sind es doch nicht, die den Prediger berufen oder absetzen könnten.

Mit solcher Stärke und Klarheit zeigt der Verfasser, daß der Eid auf die symbolischen Bücher, man verstehe ihn wie man wolle, man fordere ihn in welcher Absicht man wolle, unnöthig, ungereimt, sündlich und zum Theil abscheulich sey; und reißt die Stützen und Schutzwehren nieder, wodurch das Hamb. Ministerium und einige ihm gleichgesinnete Facultäten ihn sicher zu stellen, und in Ansehen zu erhalten geglaubt haben.

Da übrigens ein Hamburg. Senior nicht mehr Recht über fremde Theologen haben kann, als diese über ihn haben; so bedienet sich der Verf. zum Beschlusse eines gleichen Rechts, das Hamb. Ministerium aufzufordern; daß sie entweder ihre Irrthümer und Vergehungen erkennen, und das gegebene Aergerniß heben, oder folgende vier Punkte beweisen sollen:

1. Daß eine Obrigkeit das Recht habe, die Lehrbücher des Privatunterrichts festzusetzen.
2. Daß es recht sey, ein Lehrbuch in der Religion durch obrigkeitliche Befehle zu verdammen, ehe man dasselbe gepräft hat.
3. Daß die von ihm (dem Verf.) angefochtene Lehrsätze in ihren Erinnerungen, besonders was das wesentliche Stück des Glaubens betrift, allerdings ihre Richtigkeit haben; und
4. Daß der Eid auf die symbolischen Bücher allerdings nöthig und sehr sittlich sey. Diesem Beweise des Hochehrwürdigen Ministerii sehen wir auch mit Verlangen entgegen.

R.

Allgemeine Gedanken von der Trennung der Christen in einer unpartheyischen Beleuchtung des katholischen Religionssystems zur Beförderung der Toleranz und Begründung einer künftigen Wiedervereinigung, nach der Einsicht eines christlichen Diogenes. Erster, zweiter, dritter und vierter Theil. Frankfurt am Main bey Frantz Varrentrapp MDCCLXXII. in 8. jeder Theil etwas über 2. Alphabet.

Dieser christliche Diogenes meynt es wirklich gut und sein Buch zeugt von einem frommen mit Mäßigung verbundenen Eifer, seine Religion mit Vernunft und Schrift übereinstimmender zu machen und die Christen in den Lehrpuncten, worüber sie sich getrennt haben, zu vereinigen. Es fehlet ihm hiezu auch keinesweges an aller nöthigen Kenntniß und Einsicht. Er versteht die Kunst, die gute Seite einer Sache zu zeigen, und diejenige, die keine Verschönerung annimt, dem Gesichte zu entrücken. Gewiß hat er die Unterscheidungslehren seiner Kirche auf die vortheilhafteste und erträglichste Weise vorgestellt. Daß die Orthodoxen derselben seine Vorstellungen durchgehends billigen werden, ist nicht zu vermuthen, obgleich dadurch manche Anstöße, wo nicht ganz weggeräumt doch wenigstens verringert werden. Jedoch die anstößigen Sätze pflegen den sogenanten Orthodoxen immer das richtigste und liebste in dem Religionssysteme zu seyn. Zuweilen gelingt es dem Verf. wichtig scheinende Streitigkeiten in der Nichtigkeit von Wortstreite darzustellen, und es ziemlich klar zu machen, daß man in der Hauptsache einig gewesen, und nur in unerheblichen Nebendingen verschieden gedacht hat. Insonderheit hat er sich viele, und wie uns dünkt, nicht ganz vergebliche Mühe gegeben, dieses in Ansehung des für so wichtig gehaltenen Artikels von der Rechtfertigung zu zeigen, wie er denn auch seinen Versuch über diesen Artikel selbst sein Meisterstück nennet. Auch über andere Puncte äußert er Gedanken, die lesenswürdig sind und die wir protestantischen Gottesgelehrten zur Prüfung empfehlen möchten, z. B. von der Beichte, Genugthuung und dem Fegefeuer. Vielleicht würde mancher derselben hierdurch auf die wichtige Untersuchung geführt werden: woher es komme, daß in der protestantischen Kirche so wenig von Ersetzung, Vergütung, Wiedererstattung, Wiederrufe, zugefügten Beleidigungen und Schaden, ungerechtem Gewinne, ehrenrühriger Verleumdungen oder nachtheiliger Lügen oder falscher Eide selbst auf dem Sterbebette zu hören ist, warum dies alles, das wir Protestanten, wenn es möglicherweise noch geleistet werden kann, zur Aufrichtigkeit der Buße und zur Begnadigung des Sünders eben so nöthig halten, als die Catholiken, dennoch ohne Vergleichung seltner unter uns, als unter ihnen geschieht? Eine gehörig fortgesetzte Untersuchung dieser Sache würde, wie wir hoffen, dem unpartheyischen Forscher über diejenigen Mängel unsrer gewöhnlichen Lehrart, die diesen nachtheiligen Unterschied veranlassen, die Augen

öffnen.

öffnen. Doch wieder auf unsern Verfasser zu kommen; es ist kein Zweifel, daß sein Buch manchen seiner Glaubensgenossen zu richtigern und vernünftigern Religionsbegriffen, als man ihnen sonst beyzubringen pflegt, Anleitung geben kann. Dieser Nutzen ist schon wichtig genug, wenn auch eine künftige Wiedervereinigung der getrennten Kirchpartheyen nur auf eine sehr entfernte Weise dadurch begründet werden sollte. Schade daß dieser Schriftsteller seine Gedanken nicht etwas kürzer und gedrängter vorzutragen weiß.

Bs.

Vermischte Predigten von Joh. Casp. Lavater, Helfer am Waisenhause zu Zürich. Frankfurt und Leipzig, Brönner 1773. 477 S. in 8.

Auch diese Predigten sind ein Abdruck der Geistesfähigkeiten, der Denkungsart, und des für die Ausbreitung des ausübenden Christenthums brennenden Herzens des Verf. Meistens sind die Materien erheblich, die Ausführung gemeinnützig, die Vorstellungsart faßlich, und der Ausdruck edel und kräftig. Sonst scheint's, der Verf. habe nicht sowol gesucht, den Verstand zu belehren und zu überzeugen, und das Herz zu beschleichen, als vielmehr — dieses zu bestürmen. Schade, daß jenes Gute durch verschiedene sonderbare, und leicht zu mißbrauchende, Gedanken, seltsame Vorstellungen und offenbar grundlose Meynungen, verdunkelt wird. Sonst wäre diese Sammlung wol würdig, vor manchen neuern, vielen zum Gebrauche empfohlen zu werden. Die „Vorstellungen„ zu Ende der Vorrede, nach welchen die Prediger ihre Arbeiten beurtheilen sollten, sind zwar nicht neu, aber vortrefflich, und werth, daß sie jeder unausgesetzt vor Augen behälte. Von eben dieses Verf.

Predigten über das Buch Jonas, gehalten in der Kirche am Waisenhause. gr. 8. Zürich 1773. Bürgkli. Erste Hälfte 254 S. Zweyte Hälfte 287 S.

gilt jenes auch. Wir erinnern nur noch, daß die gewöhnlichen Erklärungen darin beybehalten, und die Schreibart zuweilen etwas vernachläßigt worden. Warum z. B. solche Wörter, engächs, selzen u. a. dergl. und das in einem Buche, das nicht blos für die Landsleute des Verf. bestimmt ist.

N.

Briefe

Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung, zum Drucke befördert durch den Herausgeber der Geschichte Usongs. Bern in Verlag der neuen Buchhandlung 1772. 8. 224. Seiten.

Lettres sur les veritès les plus importantes de la revelation traduites de l' Allemand de Mr. de Haller, Seigneur de Goumoens - le soux et d' Eclagnens. Yverdon MDCCLXXII.

Ob sich gleich der Hr. von Haller in der Vorrede verwahret, daß man in dem Vater, der diese Briefe an seine Tochter schreibet, nicht ihn suchen solle, so hat er doch durch die Bekanntmachung derselben, ohne Zweifel ein unverdächtiges Zeugniß seiner aufrichtigen Anhänglichkeit am Christenthume abgelegt: zu einer Zeit, da der Unglaube auf die große Anzahl seiner Anhänger stolz ist, und die geschäftigen Beförderer desselben den unwissenden und unnachdenkenden Haufen gern überreden möchten, daß alles, was in der politischen und gelehrten Welt groß und vorzüglich ist, und nicht durch Stand und Interesse an das Christenthum gebunden ist, dasselbe aufgegeben habe, muß es erbaulich seyn, daß ein Haller sich freymüthig zum Christenthume bekennet, und mit einem anständigen Ernste die Vertheidigung desselben übernimmt — Freylich enthält diese Vertheidigung eben nichts neues; aber doch sind die gewöhnlichen Beweisgründe gut, deutlich und nachdrücklich vorgetragen, obgleich bisweilen in einem zu geschmückten fast poetischen Styl, den man der angenommenen Situation des Schriftstellers nicht immer angemessen genug finden möchte. Auch finden sich hin und wieder Schwächen und Lücken in der Beweisführung, jene insonderheit in der Aufzählung der von Christo zeugenden Weissagungen des A. Testaments, und diese in dem aus den Wundern hergenommenen Argumente, wo der Verf. zwar richtig bemerkt, welche Beweiskraft sie für die Augenzeugen haben musten, aber nicht deutlich genug gezeigt hat, ob und in wie ferne sie für uns, die wir diese Wunder nur auf den Bericht andrer und auf ein menschliches Zeugniß glauben müssen, noch eine ähnliche Kraft haben.

Doch dies wollten wir gerne ungerügt hingehen lassen, wenn der Verf. nur in der Vorstellung der wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung richtiger, sorgfältiger, mit Vernunft, Schrift und sich selbst übereinstimmender gewesen wäre. Vermuthlich hat er sich sein Religionssystem schon vor

vielen

vielen Jahren nach den Lehrbestimmungen gemacht, die zwar aller Gegenvorstellungen ungeachtet, noch immer die herrschenden sind, aber damals, in Deutschland wenigstens, ein unbezweifeltes und unangefochtenes Ansehen für sich hatten, und durchgehends für das einzige wahre Christenthum galten. Neuere Versuche, die Theorie des Christenthums, nach einer verbesserten Auslegung der heil. Schrift, einfacher und praktischer zu machen, kamen für ihn zu spät, als daß er sie mit der nöthigen Unpartheylichkeit, Muße und Aufmerksamkeit prüfen sollte, vielmehr scheinen sie ihm alle als eben so viel Annäherungen zum verhoften Socinismus verdächtig gewesen zu seyn.

Wir können in alle die Stellen, die unserer Einsicht nach, einer mehrern Berichtigung bedurft hätten, uns nicht einlassen. Wir wollen uns an ein paar Anmerkungen begnügen. Der Verf. bemerkt sehr richtig, daß Jesus wider den unter den Juden seiner Zeit herrschenden Irrthum von der Genugthuung für die Sünde und von der Gewinnung der göttlichen Gnade durch Opfer, durch Geschenke an den Tempel, durch die genaue Befolgung gewisser Vorschriften des Gesetzes, die das Innere des Herzens ungebessert ließ, mit dem möglichen Ernste gezeugt habe. „Man wird finden„ heißt es S. 56. „daß Jesus wider keinen anderen Irrthum heftiger geeifert, als wider eben diesen Schlummertrank, womit böse Priester böse Völker einschläferten. Der vorsehenden Weisheit des Gottmenschen war nicht verborgen, daß eben dieses betäubende Gift die Religion unnütz machen würde, die zu offenbaren, er aus den Reichen der Ewigkeit hergekommen war. Nichts ist dem menschlichen Herzen angenehmer, als Gottes Gnade zu hoffen, ohne seinen Lüsten zu entsagen, und die ausdrücklichsten Warnungen eines angebeteten Gesetzgebers haben wider die Reitze dieses Zauberliedes die Christen nicht verwahren können„ — Sollte es der scharfsinnige V. nie bemerkt haben, bey seinem Nachdenken über die Lehren des systematischen Christenthums und deren Abzweckung nie auf den Verdacht gerathen seyn, daß eben die zu menschliche Vorstellung von dem Opfertode Jesu, von der dadurch der göttlichen Gerechtigkeit für die Schulden der Menschen geleisteten Genugthuung und Bezahlung, diese Vorstellung, die nach seiner Einsicht dem Christenthume wesentlich ist, die nächste und beynahe unwiderstehliche Veranlassung geworden, aus dem Blute Jesu selbst einen solchen Schlummertrank zu bereiten? Und dennoch verhält es sich wirklich

falschen, papistischen, und wirklich für alle Religion grundstürzenden Satz: daß die Obrigkeit ein Recht habe, ihren Unterthanen vorzuschreiben, nach welchen Lehrbüchern ihre Jugend in der Religion unterrichtet werden soll, oder nicht. Ist das wahr: so hat die muhammedanische Obrigkeit ein Recht, ihre Unterthanen zu zwingen, sich nach muhammedanischen, die heydnische, nach heydnischen, die freygeisterische, nach freygeisterischen Lehrbüchern sich unterrichten zu lassen; so hat kein protestantischer Unterthan Recht sich zu beschweren, wenn die katholische Obrigkeit ihm keinen protestantischen Unterricht verstatten will; so waren unsere ersten Reformatoren Aufrührer gegen ihre Obrigkeit, da sie bey den von ihr eingeführten Lehrbüchern nicht verbleiben wollten, sondern ganz veränderte einführten u. s. w. S. 30 f. — Welche Obrigkeit darf denn in mein Gewissensrecht Eingriffe thun und mir, Vater, gebieten, nach welcher Methode, auf welche Art und durch welche Gründe, ich meine Kinder in der Religion will unterrichten lassen? Da muß ich mit meinem Gewissen und mit meiner Einsicht für haften, nicht sie. Oder habe ich Protestant, unter einer protestantischen Obrigkeit, nicht eben die Gewissensfreyheit, meine Kinder nach meiner besten Erkenntniß unterrichten zu lassen, die der Jude, der Katholik, der Fremdling, unter ihr hat? S. 38. Kann mir die Obrigkeit gebieten, meine Kinder nicht mehr lernen zu lassen, als ihr gefällig ist; nicht den Cicero, sondern den Livius mit ihnen zu treiben? S. 40. Alle diese ungereimte und empörende Folgen rechtfertiget das Hamb. Ministerium, da es für Gewissensangelegenheiten obrigkeitliche Befehle auswirket: und es ist ein elender und wirklich niederträchtiger Kunstgriff, der aus dem Munde einer protestantischen Geistlichkeit unaussprechlich nichtswürdig und unedel klinget, wenn es sich in den Erinnerungen S. 171. 72. dadurch in seinem Verfahren zu schützen sucht, daß es sagt: „Man will uns von einem Bekenntnisse abwenden, auf welches unsere Vorfahren und wir in allen Ständen verwiesen sind, — und mit welchem die durch Reichsgesetze bekräftigte Rechte unsrer Kirche stehen oder fallen müssen,„ S. 47. 48. So sprachen auch die Hohenpriester, die unsern Herrn gekreuziget haben; so sprach der Goldschmied Demetrius zu Ephes wider Paulum; das war denn ebenfalls gültig gegen Luthern und die Reformatoren. Es ist aber auch nicht wahr, daß Reichsgesetze vorhanden sind, welche unsere Freyheit und Vorrechte an den Lutherischen oder irgend

gend einen andern Lehrbegrif binden. Wenn der vierte Theil in Hamburg oder anderswo in der Lehre vom heil. Abendmahle reformirt dächte, nach welchem Reichsgesetze würden denn diese ihre Kirchenrechte und Freyheiten verlieren? und wenn die ganze Hamburger Jugend nach Albertis Anleitung, oder nach einem bessern Lehrbuche als ihr schlechter Katechismus ist, unterrichtet würde; durch welche Reichsgesetze müßte denn Hamburg seine Rechte und Freyheiten verlieren? Sind das nicht unwürdige Blendwerke und Vorspiegelungen, um den Pöbel zu erhitzen? den man überdem auch durch eine recht unanständige geistliche Gaukeley in der Zueignungsschrift der Erinnerungen zu kützeln gesucht hatte. Unsere Reformatoren wollten grade nicht gezwungen seyn, nach einer festgesetzten Lehrform die heil. Schrift zu verstehen; sondern die Freyheit haben, sie selbst nach ihrer besten Einsicht zu erklären. Für diese Freyheit kämpften sie, und diese wurde ihnen und ihren Nachkommen zugestanden. Darüber sind Reichsgesetze, daß uns niemand in unserer Gewissensfreyheit stören soll, nach unsrer Einsicht zu glauben und nicht zu glauben; aber nicht über Lehrformen, Katechismen und symbolische Bücher. Der Zwang an dieselben war blos das Werk unruhiger und zankſüchtiger Geistlichen, und ihres leidigen Einflusses in die Gemüther der Obern: und wenn diese, wie es von der Aufklärung der Zeiten erwartet werden kann, solchen Zwang aufheben; so ist im ganzen Röm. Reiche kein Gesetz oder Titel, daraus man eine gegründete Einwendung dagegen machen könnte. Was der Verfasser hierüber gesagt hat, wird man S. 50 folg. nicht ohne Beyfall nachlesen.

S. 63 f. kömmt der Verf. zu denjenigen Vorstellungen und Bestimmungen der Religionswahrheiten in den Erinnerungen, denen ein gewissenhafter und einsichtsvoller Mann hätte widersprechen müssen. — Die Aufrechthaltung der reinen Lehre, womit sich das Ministerium so viel weiß, und die es seinen Gemeinen so angelegentlich empfiehlt, macht ja den Menschen nicht Gott gefällig, so wie der Irrthum ihn nicht verdamlich macht: durch solche nur halbwahre Behauptungen wird der gemeine Mann verführt, seine ganze Religion und Tugend in eine blinde Anhänglichkeit an erlernte Sätze und in eine rechtgläubige Sprache zu setzen; und sich um die Rechtschaffenheit des Herzens, um die Heiligkeit des Lebens nicht zu bekümmern, ohne welche es doch schlechterdings unmöglich ist Gott zu gefallen. S. 64. Zu dieser Verwechse-

tung läßt sich der gemeine Mann gern verführen, und dieser Verführung machen sich besonders die Lehrer schuldig, welche die reine Lehre (die doch jener nicht einmal kennt oder versteht) so sorgfältig einbläuen; und desto beyläufiger und sparsamer Ermahnungen zum rechtschaffenen Wandel thun, welche freylich auch keine Privatabsichten durchzusetzen taugen sind. — Das Ministerium stellet verschiedene Lehrsätze als unentbehrliche Grundwahrheiten vor, die es doch nicht sind, S. 75. und eben dadurch, daß man so vielen Lehren eine Erheblichkeit zur Seligkeit ohne Grund beylegt, veranlasset und nähret man blinden Religionseifer, Religionsdruck und Verfolgung. Die Lehre vom Sündenfalle ist keine Grundwahrheit: das muß ich wissen, daß ich gesündiget habe; dann habe ich einen Mittler nöthig, dann suche ich Gnade, dann will ich mich bessern. S. 76. Ob und wie Christus Gott sey, ob Gott dreyeinig oder einig sey, ob und wie der Geist Gottes wirke, ob und wie wir uns eine Genugthuung vorstellen sollen u. s. w. das gehört schlechterdings nicht nothwendig zu den seligmachenden Wahrheiten. S. 78. Man ehre Gott nur recht als seinen Schöpfer, Erlöser und Verbesserer, man ehre ihn so weit, als die Erkenntniß reicht und reichen kann, so ist Gott damit zufrieden: denn Geheimnisse, die der Mensch nicht erkennen kann, sind doch unfruchtbar bey ihm. S. 81. Es ist dem Ungelehrten genung, wenn er glaubt, er müsse gebessert werden; es schadet ihm nichts, wenn dieser sagt, es geschehe natürlich; und jener, übernatürlich u. s. w. S. 83 f. — Das Ministerium giebt auch endlich einen irrigen Begrif vom seligmachenden Glauben, dagegen ein gewissenhafter Mann sehr laut hätte reden sollen. S. 88. Das zuversichtliche Vertrauen auf Christi Verdienst, ist nach der Behauptung der Ministerial-Erinnerungen das wesentlichste und nothwendigste. Wer weiß aber nicht, daß grade der rohe Haufen, die frechsten Bösewichter, die ruchlosesten Menschen sich Vertrauen auf Christum setzen? Haben sie den seligmachenden Glauben? Und heißt das nicht den großen Haufen in seinem Leichtsinn und Untugenden bestärken, ja sind nicht so viele durch falsche Anwendung dieses Vertrauens bis ans Ende gottlos, ungerecht, unredlich geblieben. S. 89 f. Wer weiß nicht auch, daß viele untadeliche Christen, grade aus Gewissensängstlichkeit, aus lebendigem Gefühle der Größe ihrer Sünden, zu solchem Vertrauen nicht gelangen können, oder gar in Melancholie und Verzweifelung gerathen? Sollen diese, gerade um ihres zärtlichen Gewissens,

um ihres empfindlichen Gefühls willen, verdammt werden? Wer unterſteht ſich das zu ſagen S. 92 f. Was der Verf. S. 96 folg. noch wider dieſe Zuverſicht hinzufügt, empfehlen wir zum beherzigſamen Nachleſen.

Endlich fordert es noch Einſicht und Gewiſſenhaftigkeit von einem Gliede des Hamb. Miniſterii, ſeinen Kollegen zu Gemüthe zu führen, wie ſchrecklich es ſey, ihre Glieder durch einen wiederholten Eid an die Lehre der ſymboliſchen Bücher zu binden. Der Verf. legt zu dem Ende S. 105 f. eine Analyſe dieſes Eides vor Augen, die es werth iſt, daß wir ſie in einem kurzen Auszuge ganz mittheilen. — Durch dieſen Eid, der angehenden Lehrern abgefordert wird, kann man ja nicht erfahren, ob ihr Glaube an die Lehren der ſymboliſchen Bücher blind, oder vernünftig und gegründet ſey; viel beſſer erfährt man das durch eine genaue und gewiſſenhafte Prüfung des Candidaten: durch den Eid wird der blinde Glaube noch weniger in einen gegründeten und vernünftigen verwandelt. S. 108. Müſſen wir den ſeinen Glauben beſchwören laſſen, dem doch eine ganze Gemeine auf ſein bloßes Wort trauen, und ihm wichtige Angelegenheiten anvertrauen ſoll? und muß geſchworen ſeyn, warum läßt man nicht auf die Bibel ſchwören? Iſt ſie nicht ſo gut als die ſymboliſchen Bücher; lehret ſie die zur Seligkeit nöthige Wahrheiten nicht ſo faßlich und deutlich; iſt ihr Inhalt nicht ſo wichtig und verbindend; oder ſoll man auch Lehren, die zur Seligkeit entbehrlich ſind, beſchwören? Wer hat Recht, einen Eid darüber zu fordern; und wer darf den Eid ſo mißbrauchen S. 111.? Und kann man denn durch Abnehmung dieſes Eides die wahre Geſinnung des ſchwörenden erfahren? Sind es nicht oft höchſt unwiſſende Leute, die nichts geprüft haben und doch ſchwören; oder ſolche, die blos Gewinnſtes wegen ſchwören? und iſt es nicht eine Art von Ruchloſigkeit, Leute von dieſer Art ſchwören zu laſſen? Denn wer nun irgend zweifelt, ob auch alles in den ſymboliſchen Büchern mit der heiligen Schrift übereinſtimme, (und dergleichen möchten doch wohl unter denen, die ſelbſt geprüft haben, die meiſten ſeyn,) und ſchwöret doch: der ſchwöret ja blos um Gewinnſtes willen. Ungereimt iſt es, wenn man ſagt: man zwinge niemand zum Eide. Denn wenn mit dem Schwören reichliches Auskommen, Wohlſtand, guter Ruf, und Errettung von Mangel, mit dem nicht Nichtſchwören der Verluſt der Nahrung, des guten Namens, und Dürftigkeit und Noth verknüpft iſt, iſt denn das

nicht sehr arger moralischer Zwang? Wer ist gewissenloser, der, der den Eid aus Noth ablegt, oder der, der ihn bey aller wahrscheinlichen Vermuthung, daß falsch und nur ums Brod geschworen werde, dennoch fordert S. 118 f. — Und wozu verpflichtet man denn die Lehrer durch solchen Eid? S. 128. daß sie jetzt alles glauben, was in den symbol. Büchern steht? So können sie ja dem Eide unbeschadet bey veränderter Einsicht morgen etwas anders glauben. S. 131. Oder daß sie immer in Zukunft dasselbe glauben wollen? Das ist ja einfältig und ruchlos geschworen. Man kann ja nicht immer glauben, was man will: so lange man liest und forscht und studiert, so lange ändern sich ja auch die Einsichten. Soll etwa der Lehrer nicht weiter forschen; oder wenn er forscht und andere Einsichten bekömmt, soll er wider alle seine Ueberzeugung bey dem bleiben, was er beschworen hat, (und kann er es?) S. 133. Oder verpflichtet sich der Lehrer durch diesen Eid, daß wenn er ja in der Folge anders glauben sollte, er doch nur den Glauben nach den symbolischen Büchern lehren wolle? So verpflichtet er sich ja im Namen Gottes zur Unwahrheit, zu Lügen, und Heucheley. S. 136. Oder verbindet er sich, bey veränderten Einsichten sein Amt niederzulegen? So? Wenn es wahr ist, daß Gott die Lehrer beruft, wie es ja in der Kirche behauptet wird, wer darf sich es denn unterstehen, sein Amt niederzulegen? und darum soll er es niederlegen, weil er nach seinem Gewissen in der Erkenntniß weiter gekommen, und also zum Lehren geschickter geworden ist? Sind noch strafbarere Thoren mögich, als Leute, die einen solchen Eid schwören lassen? Ist aber der Beruf von Menschen, soll man dann der Kirche das Amt aufsagen, und von ihr ausgehen? So hätte ja Luther das zu seiner Zeit auch thun müssen, und in der Kirche, wo er den Doctoreid geschworen hatte, keine Neuerungen anfangen dürfen: und was wäre dann aus der Reformation geworden? so müßte ja ein solcher Lehrer sich selbst aller Gelegenheit nützlich zu seyn berauben, ein Sectirer werden, und vorsetzlich Spaltungen und Religionshaß verursachen. S. 137. Oder verpflichtet sich endlich ein Lehrer durch diesen Eid, daß er in solchem Falle die Absetzung dulden will? Ja, die muß er freylich dulden, weil er wider Gewalt nicht kann; aber zu dieser Duldung verpflichtet ihn der Eid nicht mehr und nicht weniger. Wer das Recht hat ihn abzusetzen, der muß es auch ohne den Eid schon haben, der Eid giebt ihm kein mehreres Recht, als er schon hat. Und warum dringen denn

Geist-

Geiſtliche und Facultäten auf dieſen Eid? Sie ſind es doch nicht, die den Prediger berufen oder abſetzen könnten.

Mit ſolcher Stärke und Klarheit zeigt der Verfaſſer, daß der Eid auf die ſymboliſchen Bücher, man verſtehe ihn wie man wolle, man fordere ihn in welcher Abſicht man wolle, unnöthig, ungereimt, ſündlich und zum Theil abſcheulich ſey; und reißt die Stützen und Schutzwehren nieder, wodurch das Hamb. Miniſterium und einige ihm gleichgeſinnete Facultäten ihn ſicher zu ſtellen, und in Anſehen zu erhalten geglaubt haben.

Da übrigens ein Hamburg. Senior nicht mehr Recht über fremde Theologen haben kann, als dieſe über ihn haben; ſo bedienet ſich der Verf. zum Beſchluſſe eines gleichen Rechts, das Hamb. Miniſterium aufzufordern; daß ſie entweder ihre Irrthümer und Vergehungen erkennen, und das gegebene Aergerniß heben, oder folgende vier Punkte beweiſen ſollen:

1. Daß eine Obrigkeit das Recht habe, die Lehrbücher des Privatunterrichts feſtzuſetzen.
2. Daß es recht ſey, ein Lehrbuch in der Religion durch obrigkeitliche Befehle zu verdammen, ehe man daſſelbe geprüft hat.
3. Daß die von ihm (dem Verf.) angefochtene Lehrſätze in ihren Erinnerungen, beſonders was das weſentliche Stück des Glaubens betrift, allerdings ihre Richtigkeit haben; und
4. Daß der Eid auf die ſymbóliſchen Bücher allerdings nöthig und ſehr ſittlich ſey. Dieſem Beweiſe des Hochehrwürdigen Miniſterii ſehen wir auch mit Verlangen entgegen.

R.

Allgemeine Gedanken von der Trennung der Chriſten in einer unpartheyiſchen Beleuchtung des katholiſchen Religionsſyſtems zur Beförderung der Toleranz und Begründung einer künftigen Wiedervereinigung, nach der Einſicht eines chriſtlichen Diogenes. Erſter, zweiter, dritter und vierter Theil. Frankfurt am Main bey Frantz Varrentrapp MDCCLXXII. in 8. jeder Theil etwas über 2. Alphabet.

Dieser christliche Diogenes meynt es wirklich gut und sein Buch zeugt von einem frommen mit Mäßigung verbundenen Eifer, seine Religion mit Vernunft und Schrift übereinstimmender zu machen und die Christen in den Lehrpuncten, worüber sie sich getrennt haben, zu vereinigen. Es fehlet ihm hiezu auch keinesweges an aller nöthigen Kenntniß und Einsicht. Er versteht die Kunst, die gute Seite einer Sache zu zeigen, und diejenige, die keine Verschönerung annimt, dem Gesichte zu entrücken. Gewiß hat er die Unterscheidungslehren seiner Kirche auf die vortheilhafteste und erträglichste Weise vorgestellt. Daß die Orthodoxen derselben seine Vorstellungen durchgehends billigen werden, ist nicht zu vermuthen, obgleich dadurch manche Anstöße, wo nicht ganz weggeräumt doch wenigstens verringert werden. Jedoch die anstößigen Sätze pflegen den sogenanten Orthodoxen immer das richtigste und liebste in dem Religionssysteme zu seyn. Zuweilen gelingt es dem Verf. wichtig scheinende Streitigkeiten in der Nichtigkeit von Wortstreite darzustellen, und es ziemlich klar zu machen, daß man in der Hauptsache einig gewesen, und nur in unerheblichen Nebendingen verschieden gedacht hat. Insonderheit hat er sich viele, und wie uns dünkt, nicht ganz vergebliche Mühe gegeben, dieses in Ansehung des für so wichtig gehaltenen Artikels von der Rechtfertigung zu zeigen, wie er denn auch seinen Versuch über diesen Artikel selbst sein Meisterstück nennet. Auch über andere Puncte äußert er Gedanken, die lesenswürdig sind und die wir protestantischen Gottesgelehrten zur Prüfung empfehlen möchten, z. B. von der Beichte, Genugthuung und dem Fegefeuer. Vielleicht würde mancher derselben hierdurch auf die wichtige Untersuchung geführt werden: woher es komme, daß in der protestantischen Kirche so wenig von Ersetzung, Vergütung, Wiedererstattung, Wiederrufe, zugefügten Beleidigungen und Schaden, ungerechtem Gewinne, ehrenrühriger Verleumdungen oder nachtheiliger Lügen oder falscher Eide selbst auf dem Sterbebette zu hören ist, warum dies alles, das wir Protestanten, wenn es möglicherweise noch geleistet werden kann, zur Aufrichtigkeit der Buße und zur Begnadigung des Sünders eben so nöthig halten, als die Catholiken, dennoch ohne Vergleichung seltner unter uns, als unter ihnen geschieht? Eine gehörig fortgesetzte Untersuchung dieser Sache würde, wie wir hoffen, dem unpartheyischen Forscher über diejenigen Mängel unsrer gewöhnlichen Lehrart, diesen nachtheiligen Unterschied veranlassen, die Augen

öffnen.

öffnen. Doch wieder auf unsern Verfasser zu kommen; es ist kein Zweifel, daß sein Buch manchen seiner Glaubensgenossen zu richtigern und vernünftigern Religionsbegriffen, als man ihnen sonst beyzubringen pflegt, Anleitung geben kann. Dieser Nutzen ist schon wichtig genug, wenn auch eine künftige Wiedervereinigung der getrennten Kirchpartheyen nur auf eine sehr entfernte Weise dadurch begründet werden sollte. Schade daß dieser Schriftsteller seine Gedanken nicht etwas kürzer und gedrängter vorzutragen weiß.

Bs.

Vermischte Predigten von Joh. Casp. Lavater, Helfer am Waisenhause zu Zürich. Frankfurt und Leipzig, Brönner 1773. 477 S. in 8.

Auch diese Predigten sind ein Abdruck der Geistesfähigkeiten, der Denkungsart, und des für die Ausbreitung des ausübenden Christenthums brennenden Herzens des Verf. Meistens sind die Materien erheblich, die Ausführung gemeinnützig, die Vorstellungsart faßlich, und der Ausdruck edel und kräftig. Sonst scheint's, der Verf. habe nicht sowol gesucht, den Verstand zu belehren und zu überzeugen, und das Herz zu beschleichen, als vielmehr — dieses zu bestürmen. Schade, daß jenes Gute durch verschiedene sonderbare, und leicht zu mißbrauchende, Gedanken, seltsame Vorstellungen und offenbar grundlose Meynungen, verdunkelt wird. Sonst wäre diese Sammlung wol würdig, vor manchen neuern, vielen zum Gebrauche empfohlen zu werden. Die „Vorstellungen„ zu Ende der Vorrede, nach welchen die Prediger ihre Arbeiten beurtheilen sollten, sind zwar nicht neu, aber vortreflich, und werth, daß sie jeder unausgesetzt vor Augen behalte. Von eben dieses Verf.

Predigten über das Buch Jonas, gehalten in der Kirche am Waisenhause. gr. 8. Zürich 1773. Bürgkli. Erste Hälfte 254 S. Zweyte Hälfte 287 S.

gilt jenes auch. Wir erinnern nur noch, daß die gewöhnlichen Erklärungen darin beybehalten, und die Schreibart zuweilen etwas vernachläßigt worden. Warum z. B. solche Wörter, engächs, selzen u. a. dergl. und das in einem Buche, das nicht blos für die Landsleute des Verf. bestimmt ist.

N.

Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung, zum Drucke befördert durch den Herausgeber der Geschichte Usongs. Bern in Verlag der neuen Buchhandlung 1772. 8. 224. Seiten.

Lettres sur les verités les plus importantes de la revelation traduites de l' Allemand de Mr. de Haller, Seigneur de Goumoens - le soux et d' Eclagnens. Yverdon MDCCLXXII.

Ob sich gleich der Hr. von Haller in der Vorrede verwahret, daß man in dem Vater, der diese Briefe an seine Tochter schreibet, nicht ihn suchen solle, so hat er doch durch die Bekanntmachung derselben, ohne Zweifel ein unverdächtiges Zeugniß seiner aufrichtigen Anhänglichkeit am Christenthume abgelegt: zu einer Zeit, da der Unglaube auf die große Anzahl seiner Anhänger stolz ist, und die geschäftigen Beförderer desselben den unwissenden und unnachdenkenden Haufen gern überreden möchten, daß alles, was in der politischen und gelehrten Welt groß und vorzüglich ist, und nicht durch Stand und Interesse an das Christenthum gebunden ist, desselbe aufgegeben habe, muß es erbaulich seyn, daß ein Haller sich freymüthig zum Christenthume bekennet, und mit einem anständigen Ernste die Vertheidigung desselben übernimmt — Freylich enthält diese Vertheidigung eben nichts neues; aber doch sind die gewöhnlichen Beweisgründe gut, deutlich und nachdrücklich vorgetragen, obgleich bisweilen in einem zu geschmückten fast poetischen Styl, den man der angenommenen Situation des Schriftstellers nicht immer angemessen genug finden möchte. Auch finden sich hin und wieder Schwächen und Lücken in der Beweisführung, jene insonderheit in der Aufzählung der von Christo zeugenden Weissagungen des A. Testaments, und diese in dem aus den Wundern hergenommenen Argumente, wo der Verf. zwar richtig bemerkt, welche Beweiskraft sie für die Augenzeugen haben musten, aber nicht deutlich genug gezeigt hat, ob und in wie ferne sie für uns, die wir diese Wunder nur auf den Bericht andrer und auf ein menschliches Zeugniß glauben müssen, noch eine ähnliche Kraft haben.

Doch dies wollten wir gerne ungerügt hingehen lassen, wenn der Verf. nur in der Vorstellung der wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung richtiger, sorgfältiger, mit Vernunft, Schrift und sich selbst übereinstimmender gewesen wäre. Vermuthlich hat er sich sein Religionssystem schon vor

vielen

vielen Jahren nach den Lehrbestimmungen gemacht, die zwar aller Gegenvorstellungen ungeachtet, noch immer die herrschenden sind, aber damals, in Deutschland wenigstens, ein unbezweifeltes und unangefochtenes Ansehen für sich hatten, und durchgehends für das einzige wahre Christenthum galten. Neuere Versuche, die Theorie des Christenthums, nach einer verbesserten Auslegung der heil. Schrift, einfacher und praktischer zu machen, kamen für ihn zu spät, als daß er sie mit der nöthigen Unpartheylichkeit, Muße und Aufmerksamkeit prüfen sollte, vielmehr scheinen sie ihm alle als eben so viel Annäherungen zum verhosten Socinismus verdächtig gewesen zu seyn.

Wir können in alle die Stellen, die unserer Einsicht nach, einer mehrern Berichtigung bedurft hätten, uns nicht einlassen. Wir wollen uns an ein paar Anmerkungen begnügen. Der Verf. bemerkt sehr richtig, daß Jesus wider den unter den Juden seiner Zeit herrschenden Irrthum von der Genugthuung für die Sünde und von der Gewinnung der göttlichen Gnade durch Opfer, durch Geschenke an den Tempel, durch die genaue Befolgung gewisser Vorschriften des Gesetzes, die das Innere des Herzens ungebessert ließ, mit dem möglichen Ernste gezeugt habe. „Man wird finden„ heißt es S. 56. „daß Jesus wider keinen anderen Irrthum heftiger geeifert, als wider eben diesen Schlummertrank, womit böse Priester böse Völker einschläferten. Der vorsehenden Weisheit des Gottmenschen war nicht verborgen, daß eben dieses betäubende Gift die Religion unnütz machen würde, die zu offenbaren, er aus den Reichen der Ewigkeit hergekommen war. Nichts ist dem menschlichen Herzen angenehmer, als Gottes Gnade zu hoffen, ohne seinen Lüsten zu entsagen, und die ausdrücklichsten Warnungen eines angebeteten Gesetzgebers haben wider die Reitze dieses Zauberliedes die Christen nicht verwahren können„ — Sollte es der scharfsinnige V. nie bemerkt haben, bey seinem Nachdenken über die Lehren des systematischen Christenthums und deren Abzweckung nie auf den Verdacht gerathen seyn, daß eben die zu menschliche Vorstellung von dem Opfertode Jesu, von der dadurch der göttlichen Gerechtigkeit für die Schulden der Menschen geleisteten Genugthuung und Bezahlung, diese Vorstellung, die nach seiner Einsicht dem Christenthume wesentlich ist, die nächste und beynahe unwiderstehliche Veranlassung gewor-den, aus dem Blute Jesu selbst einen solchen Schlummertrank zu bereiten? Und dennoch verhält es sich wirklich

also. Der papistische Irrthum von überflüßigem und für andere genugthuendem Verdienste hätte vielleicht nie entstehen, wenigstens nicht so sehr überhand nehmen können, wenn er nicht auf ähnliche Vorstellungen von einem überfließenden stellvertretenden Verdienste Christi gepfropft und durch dies ausnehmende Beyspiel autorisirt und geheiligt worden. Wir Protestanten haben nun zwar heiligen und sündigen Menschen ein andern zu gut kommendes und für ihre Saumseligkeit und Rückstände genugthuendes und bezahlendes Verdienst abgeleugnet; aber so lange wir unsern Christen durch die gewöhnliche Lehre, daß Jesus unsere Schuld getilget, indem er an unsere Statt gestraft und Gott gehorsam gewesen, den Zugang zu dem unerschöpflichen Schatze des Verdienstes Christi offen lassen, so wird bey der herrschenden Neigung des Menschen, Gottes Gnade zu hoffen, ohne seinen Lüsten zu entsagen, es nie an Christen fehlen, die auf diesen Schatz Anweisung geben, und ihre Rückstände so wohl als ihre noch künftig zu machende Schulden lieber daraus bezahlen, als selbst zur Leistung des Gefoderten sich anschicken werden. — Die eifrige Behauptung der gewöhnlichen Lehre von einer eigentlichen Gott geleisteten Genugthuung scheinet bey dem V. eine Folge seiner zu strengen Begriffe von dem richterlichen Verhältnisse Gottes zu seyn, da doch zu gleicher Zeit mit eben diesen Begriffen, so wie mit andern Voraussetzungen des V. z. B. von dem gänzlichen natürlichen Unvermögen des Menschen zum Guten, wenn sie gehörig ausgewickelt werden, die Annehmung einer fremden Genugthuung und die Zurechnung einer fremden Gerechtigkeit nicht wohl bestehen kann. „Es ist nicht Zorn bey Gott, wie wir es „allzu menschlich nennen — er hat keine Leidenschaften, die „sich versöhnen lassen — Unumschränkt gut hat er einen „ewigen Widerwillen gegen die Sünde, Gutes und Böses „kann bey ihm unmöglich gleich angesehen werden. Der „Unterschied ist wesentlich, und Dinge, die einander innigst „entgegen sind, können nicht eine gleiche Schätzung bey demjenigen Wesen erwecken, das am allervollkommensten den „Unterschied und den Werth der Thaten einsieht.„ — Ganz richtig, so wird er also auch an dem Gegenstande seines Misfallens, blos um einer fremden Büßung oder um der Tugend eines dritten willen, kein Wohlgefallen hegen — „die das ursprüngliche„ (bey wem findet sich dieses ursprüngliche Gute? bey keinem der Nachkommen Adams, denn von diesen beweiset es der V. daß sie nur etwas ursprünglich Böses

ses

ses haben. Adam mag dies Gute gehabt haben, aber auf seine Kinder ist es nicht gekommen,) „und ihnen anbefohlne „Gute versäumt und das entgegengesetzte Böse vorgezogen ha„ben — müssen unvermeidlich von Gott als Rebellen, als „diejenigen angesehen werden, die sie sind„ — hören sie auf es zu seyn, wenn ein Unschuldiger an ihrer Statt gestraft wird? und können sie nach Vollziehung dieser Strafe von Gott als diejenigen angesehen werden, die sie nicht sind? — „Hier hat keine menschliche Nachsicht Platz: diese kann ver„gessen — aber bey Gott ist kein Vergessen — der Wider„wille Gottes wider das begangene Böse behält ewig seine „Stärke, das Vergeben ist eben so wenig von Gott zu gedenken.„ Und dennoch stellt uns nicht nur die Vernunft aller Zeiten und aller Völker, sondern auch die Offenbarung in unzähligen Stellen die Gottheit als versöhnlich vor. Die Propheten des A. Test. selbst Jesus, wenn sie den Sündern die Vergebung Gottes verheißen, machen schlechterdings keine andere Bedingung derselben als Reue und Besserung. Und wenn Jesus und seine Apostel noch den Glauben fodern, so fodern sie ihn, nicht, weil er eine gewisse magische Kraft hätte, unsre Sünden auf einen Fremden, so wie dessen Gerechtigkeit auf uns zu übertragen, sondern weil er das beste, wirksamste und nach Beschaffenheit der Umstände das einzige Mittel einer wahren Besserung ist. Nirgends wird in diesem Zusammenhange, wo nemlich den Vergebung der Sünden erwähnt wird, des Todes Jesu als eines vorläufigen Mittels, wodurch Gott allererst zum Vergeben bewegt werden mußte, mit einem Worte gedacht. Gewiß seltsam und unerklärlich ist dies, wenn sich die Sache dennoch also verhalten sollte. Will der V. weiter nichts sagen, als Gott kann und wird eine böse That niemals als gut ansehen, und er kann sie im eigentlichen Verstande nie vergessen, so hat er freylich Recht; aber was thut dies zur Sache? denn dies hindert doch nicht, daß der Mensch, der in so fern und so lang er böse war, ein Gegenstand des göttlichen Misfallens seyn mußte, nun, wenn er gut wird, Gott gefallen muß. Beydes erfordert die Wahrheit des göttlichen Urtheils.

Wir müssen hier abbrechen, sonst hätten wir Gelegenheit, noch manches zu erinnern, von der partheyischen Strenge, womit der V. die heidnische oder vielmehr philosophische Weisheit und Tugend, insonderheit den Charakter Sokratis beurtheilt und herabwürdigt, von dem zu schwarzen überladnem Gemälde, das er von dem sittlichen Verderben der

Menschen

Menſchen ſchildert, von der ſtrengen Foderung einer Vollkommenheit, von welcher der V. geſtehet, daß ſie dem Menſchen ganz unmöglich ſey, und dennoch zugleich behauptet, daß er um des Mangels derſelben ewigen Strafen verdienter maßen unterworfen ſey: und endlich von ſo manchen Widerſinnigkeiten, worin ſich der V. verwickelt. Doch dies iſt ein unangenehmes Geſchäft, inſonderheit da wo es indeß am nöthigſten iſt, bey der Schrift eines Verfaſſers, der ſonſt in ſo mancher Betrachtung den Beyfall, die Hochſchätzung und die Dankbarkeit der Welt verdient.

Die angezeigte Franzöſiſche Ueberſetzung iſt, ſo weit wir ſie verglichen haben und davon urtheilen können, weder völlig richtig und getreu, noch erreicht ſie die Stärke und den Nachdruck des Originals.

Bſ.

Brittiſches Theologiſches Magazin. Dritter Band erſtes Stück. Halle bey Johann Gottf. Trampe 1771. Zweytes Stück 1772. Drittes Stück 1772. Viertes Stück. 1773.

Wir begnügen uns, einige Merkwürdigkeiten aus dieſem dritten Bande auszuzeichnen. Im erſten Stücke wird D. Heinrich Owens Unterſuchung der gegenwärtigen Beſchaffenheit der ſiebenzig Dollmetſcherüberſetzung angefangen und im zweyten Stücke fortgeſetzt. Der V. bemühet ſich zu zeigen, daß dieſe Ueberſetzung gefliſſentlich von den Juden, um den Chriſten die Beweisführung aus derſelben ſchwer oder unmöglich zu machen, in einigen Hauptſtellen verfälſcht worden. Joh. Lawſons vier Vorleſungen über die Kanzelberedſamkeit enthalten einige gute obgleich eben nicht unbekannte Gedanken. Im zweyten Stücke kommt zuerſt vor eine aus des Hrn. Jacob Bryants Observations and inquiries relating to various parts of ancient History überſetzte Abhandlung, von den grauſamen Menſchenopfern der Cananiter, Phönizier und anderer Nationen, wodurch die Wirklichkeit dieſes unmenſchlichen Art des Gottesdienſtes, außer Zweifel geſetzt wird. W. Robertſons Verſuch, die Wörter Vernunft, Subſtanz, Perſon, Glaubensformel, Catholiſche Kirche, Unterſchriften und Index expurgatorius zu erklären; nebſt einigen Anmerkungen, vermiſchten Betrachtungen und Fragen über dieſe Materie wird im zweyten Stücke angefangen und im dritten geendigt. Enthält ſehr gute und leſenswür-

würdige Gedanken, nur hätten wir dem V. noch mehr philosophischen Scharfsinn und die Gabe gewünscht, die Begriffe sorgfältiger aufzulösen und genauer zu bestimmen. Von Nachrichten kommen hier vor: einige Umstände von dem merkwürdigen Leben des ehemaligen Pfarrers Bernhard Gilgins, Leben des Johann Hutchinson, des Erfinders einer sonderbaren physicalischen Erklärung des A. Test. Einige Nachrichten von dem Leben und den Schriften des Lord Johann Schute von Barrington, des Verf. der Miscellanea sacra. Am Ende wird ein Auszug eines Briefes aus London mitgetheilt, worin von den Einwohnern der Inseln in der Südsee, welche die Herrn Banckes und Solander besucht haben, einige Nachricht gegeben wird. Von der Religion dieser Insulaner heißt es: „Sie haben auch einen Begrif von einem höchsten Wesen. Sie schreiben demselben zwey Eigenschaften zu, daß es weder gesehen noch gefühlt werden kann. Sie meynen, Gott habe sich eine Frau geschaffen, woraus die Halbgötter entstanden wären, die auch weder gesehen noch gefühlt werden könnten; diese verehren sie allein. Sie glauben nun zwar, daß dieselben weder essen noch trinken; dennoch aber, weil sie den Fremdlingen, um sie zu ehren, die besten Früchte, vorsetzen, so glauben sie auch, daß sie ihren Göttern die besten Früchte, Fische und Eßwaaren bringen müssen, und sie lassen dieselben auf einer Art eines Altars so lange stehen, bis sie verwesen. Sie bauen ihren Göttern auch Tempel, oder vielmehr kleine Kasten, die aber zierlich gemacht sind. Sie bauen sie nicht groß, weil sie glauben, daß Gott doch darin nicht wohne. Sie wollen ihre Götter nur dadurch ehren. Sie sollen auch große offene Säle haben, worin aber nur die Priester, mitten im Platze zum Gebete zusammenkommen. Diese Säle sind ihre gottesdienstliche Häuser. Sie haben keine Schrift, aber ihre Priester rechnen ihre Genealogien bis zum ersten Menschen hinauf. Sie meynen, Gott habe einen Berg in der See gemacht; denn sie haben keinen Begrif vom festen Lande. Diesen Berg habe er imprägniret, daraus sey der erste Mensch entstanden. Das Wort zeugen und imprägniren nehmen sie nicht buchstäblich. Den großen Berg soll Gott oder das höchste Wesen in der See von einem Orte zum andern mit einem Stricke gezogen haben, so daß kleine Stücke abgefallen sind, aus welchen die kleinen Inseln und auch die ihrigen entstanden seyn sollen„ Der Verf. des Briefs versichert, diese

nicht sehr arger moralischer Zwang? Wer ist gewissenloser, der, der den Eid aus Noth ablegt, oder der, der ihn bey aller wahrscheinlichen Vermuthung, daß falsch und nur ums Brod geschworen werde, dennoch fordert S. 118 f. — Und wozu verpflichtet man denn die Lehrer durch solchen Eid? S. 128. daß sie jetzt alles glauben, was in den symbol. Büchern steht? So können sie ja dem Eide unbeschadet bey veränderter Einsicht morgen etwas anders glauben. S. 131. Oder daß sie immer in Zukunft dasselbe glauben wollen? Das ist ja einfältig und ruchlos geschworen. Man kann ja nicht immer glauben, was man will: so lange man liest und forscht und studiert, so lange ändern sich ja auch die Einsichten. Soll etwa der Lehrer nicht weiter forschen; oder wenn er forscht und andere Einsichten bekömmt, soll er wider alle seine Ueberzeugung bey dem bleiben, was er beschworen hat, (und kann er es?) S. 133. Oder verpflichtet sich der Lehrer durch diesen Eid, daß wenn er ja in der Folge anders glauben sollte, er doch nur den Glauben nach den symbolischen Büchern lehren wolle? So verpflichtet er sich ja im Namen Gottes zur Unwahrheit, zu Lügen, und Heucheley. S. 136. Oder verbindet er sich, bey veränderten Einsichten sein Amt niederzulegen? So? Wenn es wahr ist, daß Gott die Lehrer beruft, wie es ja in der Kirche behauptet wird, wer darf sich es denn unterstehen, sein Amt niederzulegen? und darum soll er es niederlegen, weil er nach seinem Gewissen in der Erkenntniß weiter gekommen, und also zum Lehren geschickter geworden ist? Sind noch strafbarere Thoren möglich, als Leute, die einen solchen Eid schwören lassen? Ist aber der Beruf von Menschen, soll man dann der Kirche das Amt aufsagen, und von ihr ausgehen? So hätte ja Luther das zu seiner Zeit auch thun müssen, und in der Kirche, wo er den Doctoreid geschworen hatte, keine Neuerungen anfangen dürfen: und was wäre dann aus der Reformation geworden? so müßte ja ein solcher Lehrer sich selbst aller Gelegenheit nützlich zu seyn berauben, ein Sectirer werden, und vorsetzlich Spaltungen und Religionshaß verursachen. S. 137. Oder verpflichtet sich endlich ein Lehrer durch diesen Eid, daß er in solchem Falle die Absetzung dulden will? Ja, die muß er freylich dulden, weil er wider Gewalt nicht kann; aber zu dieser Duldung verpflichtet ihn der Eid nicht mehr und nicht weniger. Wer das Recht hat ihn abzusetzen, der muß es auch ohne den Eid schon haben, der Eid giebt ihm kein mehreres Recht, als er schon hat. Und warum dringen denn

Geist-

Geistliche und Facultäten auf diesen Eid? Sie sind es doch nicht, die den Prediger berufen oder absetzen könnten.

Mit solcher Stärke und Klarheit zeigt der Verfasser, daß der Eid auf die symbolischen Bücher, man verstehe ihn wie man wolle, man fordere ihn in welcher Absicht man wolle, unnöthig, ungereimt, sündlich und zum Theil abscheulich sey; und reißt die Stützen und Schutzwehren nieder, wodurch das Hamb. Ministerium und einige ihm gleichgesinnete Facultäten ihn sicher zu stellen, und in Ansehen zu erhalten geglaubt haben.

Da übrigens ein Hamburg. Senior nicht mehr Recht über fremde Theologen haben kann, als diese über ihn haben; so bedienet sich der Verf. zum Beschlusse eines gleichen Rechts, das Hamb. Ministerium aufzufordern; daß sie entweder ihre Irrthümer und Vergehungen erkennen, und das gegebene Aergerniß heben, oder folgende vier Punkte beweisen sollen:

1. Daß eine Obrigkeit das Recht habe, die Lehrbücher des Privatunterrichts festzusetzen.
2. Daß es recht sey, ein Lehrbuch in der Religion durch obrigkeitliche Befehle zu verdammen, ehe man dasselbe geprüft hat.
3. Daß die von ihm (dem Verf.) angefochtene Lehrsätze in ihren Erinnerungen, besonders was das wesentliche Stück des Glaubens betrift, allerdings ihre Richtigkeit haben; und
4. Daß der Eid auf die symbolischen Bücher allerdings nöthig und sehr sittlich sey. Diesem Beweise des Hochehrwürdigen Ministerii sehen wir auch mit Verlangen entgegen.

R.

Allgemeine Gedanken von der Trennung der Christen in einer unpartheyischen Beleuchtung des katholischen Religionssystems zur Beförderung der Toleranz und Begründung einer künftigen Wiedervereinigung, nach der Einsicht eines christlichen Diogenes. Erster, zweiter, dritter und vierter Theil. Frankfurt am Main bey Frantz Varrentrapp MDCCLXXII. in 8. jeder Theil etwas über 2. Alphabet.

Dieser christliche Diogenes meynt es wirklich gut und sein Buch zeugt von einem frommen mit Mäßigung verbundenen Eifer, seine Religion mit Vernunft und Schrift übereinstimmender zu machen und die Christen in den Lehrpuncten, worüber sie sich getrennt haben, zu vereinigen. Es fehlet ihm hiezu auch keinesweges an aller nöthigen Kenntniß und Einsicht. Er versteht die Kunst, die gute Seite einer Sache zu zeigen, und diejenige, die keine Verschönerung annimt, dem Gesichte zu entrücken. Gewiß hat er die Unterscheidungslehren seiner Kirche auf die vortheilhafteste und erträglichste Weise vorgestellt. Daß die Orthodoxen derselben seine Vorstellungen durchgehends billigen werden, ist nicht zu vermuthen, obgleich dadurch manche Anstöße, wo nicht ganz weggeräumt doch wenigstens verringert werden. Jedoch die anstößigen Sätze pflegen den sogenanten Orthodoxen immer das richtigste und liebste in dem Religionssysteme zu seyn. Zuweilen gelingt es dem Verf. wichtig scheinende Streitigkeiten in der Nichtigkeit von Wortstreite darzustellen, und es ziemlich klar zu machen, daß man in der Hauptsache einig gewesen, und nur in unerheblichen Nebendingen verschieden gedacht hat. Insonderheit hat er sich viele, und wie uns dünkt, nicht ganz vergebliche Mühe gegeben, dieses in Ansehung des für so wichtig gehaltenen Artikels von der Rechtfertigung zu zeigen, wie er denn auch seinen Versuch über diesen Artikel selbst sein Meisterstück nennet. Auch über andere Puncte äußert er Gedanken, die lesenswürdig sind und die wir protestantischen Gottesgelehrten zur Prüfung empfehlen möchten, z. B. von der Beichte, Genugthuung und dem Fegefeuer. Vielleicht würde mancher derselben hierdurch auf die wichtige Untersuchung geführt werden: woher es komme, daß in der protestantischen Kirche so wenig von Ersetzung, Vergütung, Wiedererstattung, Wiederrufe, zugefügten Beleidigungen und Schaden, ungerechtem Gewinne, ehrenrühriger Verleumdungen oder nachtheiliger Lügen oder falscher Eide selbst auf dem Sterbebette zu hören ist, warum dies alles, das wir Protestanten, wenn es möglicherweise noch geleistet werden kann, zur Aufrichtigkeit der Buße und zur Begnadigung des Sünders eben so nöthig halten, als die Catholiken, democh ohne Vergleichung seltner unter uns, als unter ihnen geschieht? Eine gehörig fortgesetzte Untersuchung dieser Sache würde, wie wir hoffen, dem unpartheyischen Forscher über diejenigen Mängel unsrer gewöhnlichen Lehrart, die diesen nachtheiligen Unterschied veranlassen, die Augen

öffnen.

öffnen. Doch wieder auf unsern Verfasser zu kommen; es ist kein Zweifel, daß sein Buch manchen seiner Glaubensgenossen zu richtigern und vernünftigern Religionsbegriffen, als man ihnen sonst beyzubringen pflegt, Anleitung geben kann. Dieser Nutzen ist schon wichtig genug, wenn auch eine künftige Wiedervereinigung der getrennten Kirchpartheyen nur auf eine sehr entfernte Weise dadurch begründet werden sollte. Schade daß dieser Schriftsteller seine Gedanken nicht etwas kürzer und gedrängter vorzutragen weiß.

Bs.

Vermischte Predigten von Joh. Casp. Lavater, Helfer am Waisenhause zu Zürich. Frankfurt und Leipzig, Brönner 1773. 477 S. in 8.

Auch diese Predigten sind ein Abdruck der Geistesfähigkeiten, der Denkungsart, und des für die Ausbreitung des ausübenden Christenthums brennenden Herzens des Verf. Meistens sind die Materien erheblich, die Ausführung gemeinnützig, die Vorstellungsart faßlich, und der Ausdruck edel und kräftig. Sonst scheint's, der Verf. habe nicht sowol gesucht, den Verstand zu belehren und zu überzeugen, und das Herz zu beschleichen, als vielmehr — dieses zu bestürmen. Schade, daß jenes Gute durch verschiedene sonderbare, und leicht zu mißbrauchende, Gedanken, seltsame Vorstellungen und offenbar grundlose Meynungen, verdunkelt wird. Sonst wäre diese Sammlung wol würdig, vor manchen neuern, vielen zum Gebrauche empfohlen zu werden. Die „Vorstellungen„ zu Ende der Vorrede, nach welchen die Prediger ihre Arbeiten beurtheilen sollten, sind zwar nicht neu, aber vortrefflich, und werth, daß sie jeder unausgesetzt vor Augen behälte. Von eben dieses Verf.

Predigten über das Buch Jonas, gehalten in der Kirche am Waisenhause. gr. 8. Zürich 1773. Bürgkli. Erste Hälfte 254 S. Zweyte Hälfte 287 S.

gilt jenes auch. Wir erinnern nur noch, daß die gewöhnlichen Erklärungen darin beybehalten, und die Schreibart zuweilen etwas vernachläßigt worden. Warum z. B. solche Wörter, engächs, selzen u. a. dergl. und das in einem Buche, das nicht blos für die Landsleute des Verf. bestimmt ist.

N.

Briefe

Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung, zum Drucke befördert durch den Herausgeber der Geschichte Usongs. Bern in Verlag der neuen Buchhandlung 1772. 8. 224. Seiten.

Lettres sur les veritès les plus importantes de la revelation traduites de l' Allemand de Mr. de Haller, Seigneur de Goumoens - le soux et d' Eclagnens. Yverdon MDCCLXXII.

Ob sich gleich der Hr. von Haller in der Vorrede verwahret, daß man in dem Vater, der diese Briefe an seine Tochter schreibet, nicht ihn suchen solle, so hat er doch durch die Bekanntmachung derselben, ohne Zweifel ein unverdächtiges Zeugniß seiner aufrichtigen Anhänglichkeit am Christenthume abgelegt: zu einer Zeit, da der Unglaube auf die große Anzahl seiner Anhänger stolz ist, und die geschäftigen Beförderer desselben den unwissenden und unnachdenkenden Haufen gern überreden möchten, daß alles, was in der politischen und gelehrten Welt groß und vorzüglich ist, und nicht durch Stand und Interesse an das Christenthum gebunden ist, dasselbe aufgegeben habe, muß es erbaulich seyn, daß ein Haller sich freymüthig zum Christenthume bekennet, und mit einem anständigen Ernste die Vertheidigung desselben übernimmt — Freylich enthält diese Vertheidigung eben nichts neues; aber doch sind die gewöhnlichen Beweisgründe gut, deutlich und nachdrücklich vorgetragen, obgleich bisweilen in einem zu geschmückten fast poetischen Styl, den man der angenommenen Situation des Schriftstellers nicht immer angemessen genug finden möchte. Auch finden sich hin und wieder Schwächen und Lücken in der Beweisführung, jene insonderheit in der Aufzählung der von Christo zeugenden Weissagungen des A. Testaments, und diese in dem aus den Wundern hergenommenen Argumente, wo der Verf. zwar richtig bemerkt, welche Beweiskraft sie für die Augenzeugen haben musten, aber nicht deutlich genug gezeigt hat, ob und in wie ferne sie für uns, die wir diese Wunder nur auf den Bericht andrer und auf ein menschliches Zeugniß glauben müssen, noch eine ähnliche Kraft haben.

Doch dies wollten wir gerne ungerügt hingehen lassen, wenn der Verf. nur in der Vorstellung der wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung richtiger, sorgfältiger, mit Vernunft, Schrift und sich selbst übereinstimmender gewesen wäre. Vermuthlich hat er sich sein Religionssystem schon vor

vielen

vielen Jahren nach den Lehrbestimmungen gemacht, die zwar aller Gegenvorstellungen ungeachtet, noch immer die herrschenden sind, aber damals, in Deutschland wenigstens, ein unbezweifeltes und unangefochtenes Ansehen für sich hatten, und durchgehends für das einzige wahre Christenthum galten. Neuere Versuche, die Theorie des Christenthums, nach einer verbesserten Auslegung der heil. Schrift, einfacher und praktischer zu machen, kamen für ihn zu spät, als daß er sie mit der nöthigen Unpartheylichkeit, Muße und Aufmerksamkeit prüfen sollte, vielmehr scheinen sie ihm alle als eben so viel Annäherungen zum verhoften Socinismus verdächtig gewesen zu seyn.

Wir können in alle die Stellen, die unserer Einsicht nach, einer mehrern Berichtigung bedurft hätten, uns nicht einlassen. Wir wollen uns an ein paar Anmerkungen begnügen. Der Verf. bemerkt sehr richtig, daß Jesus wider den unter den Juden seiner Zeit herrschenden Irrthum von der Genugthuung für die Sünde und von der Gewinnung der göttlichen Gnade durch Opfer, durch Geschenke an den Tempel, durch die genaue Befolgung gewisser Vorschriften des Gesetzes, die das Innere des Herzens ungebessert ließ, mit dem möglichen Ernste gezeugt habe. „Man wird finden„ heißt es S. 56. „daß Jesus wider keinen anderen Irrthum heftiger geeifert, als wider eben diesen Schlummertrank, womit böse Priester böse Völker einschläferten. Der vorsehenden Weisheit des Gottmenschen war nicht verborgen, daß eben dieses betäubende Gift die Religion unnütz machen würde, die zu offenbaren, er aus den Reichen der Ewigkeit hergekommen war. Nichts ist dem menschlichen Herzen angenehmer, als Gottes Gnade zu hoffen, ohne seinen Lüsten zu entsagen, und die ausdrücklichsten Warnungen eines angebeteten Gesetzgebers haben wider die Reitze dieses Zauberliedes die Christen nicht verwahren können„ — Sollte es der scharfsinnige V. nie bemerkt haben, bey seinem Nachdenken über die Lehren des systematischen Christenthums und deren Abzweckung nie auf den Verdacht gerathen seyn, daß eben die zu menschliche Vorstellung von dem Opfertode Jesu, von der dadurch der göttlichen Gerechtigkeit für die Schulden der Menschen geleisteten Genugthuung und Bezahlung, diese Vorstellung, die nach seiner Einsicht dem Christenthume wesentlich ist, die nächste und beynahe unwiderstehliche Veranlassung geworden, aus dem Blute Jesu selbst einen solchen Schlummertrank zu bereiten? Und dennoch verhält es sich wirklich

also. Der papistische Irrthum von überflüßigem und für andere genugthuendem Verdienste hätte vielleicht nie entstehen, wenigstens nicht so sehr überhand nehmen können, wenn er nicht auf ähnliche Vorstellungen von einem überfließenden stellvertretenden Verdienste Christi gepfropft und durch dies ausnehmende Beyspiel autorisirt und geheiligt worden. Wir Protestanten haben nun zwar heiligen und sündigen Menschen ein andern zu gut kommendes und für ihre Saumseligkeit und Rückstände genugthuendes und bezahlendes Verdienst abgeleugnet; aber so lange wir unsern Christen durch die gewöhnliche Lehre, daß Jesus unsere Schuld getilget, indem er an unsere Statt gestraft und Gott gehorsam gewesen, den Zugang zu dem unerschöpflichen Schatze des Verdienstes Christi offen lassen, so wird bey der herrschenden Neigung des Menschen, Gottes Gnade zu hoffen, ohne seinen Lüsten zu entsagen, es nie an Christen fehlen, die auf diesen Schatz Anweisung geben, und ihre Rückstände so wohl als ihre noch künftig zu machende Schulden lieber daraus bezahlen, als selbst zur Leistung des Gefoderten sich anschicken werden. — Die eifrige Behauptung der gewöhnlichen Lehre von einer eigentlichen Gott geleisteten Genugthuung scheinet bey dem V. eine Folge seiner zu strengen Begriffe von dem richterlichen Verhältnisse Gottes zu seyn, da doch zu gleicher Zeit mit eben diesen Begriffen, so wie mit andern Voraussetzungen des V. z. B. von dem gänzlichen natürlichen Unvermögen des Menschen zum Guten, wenn sie gehörig ausgewickelt werden, die Annehmung einer fremden Genugthuung und die Zurechnung einer fremden Gerechtigkeit nicht wohl bestehen kann. „Es ist nicht Zorn bey Gott, wie wir es „allzu menschlich nennen — er hat keine Leidenschaften, die „sich versöhnen lassen — Unumschränkt gut hat er einen „ewigen Widerwillen gegen die Sünde, Gutes und Böses „kann bey ihm unmöglich gleich angesehen werden. Der „Unterschied ist wesentlich, und Dinge, die einander innigst „entgegen sind, können nicht eine gleiche Schätzung bey demjenigen Wesen erwecken, das am allervollkommensten den „Unterschied und den Werth der Thaten einsieht.„ — Ganz richtig, so wird er also auch an dem Gegenstande seines Misfallens, blos um einer fremden Büßung oder um der Tugend eines dritten willen, kein Wohlgefallen hegen — „die das ursprüngliche„ (bey wem findet sich dieses ursprüngliche Gute? bey keinem der Nachkommen Adams, denn von diesen beweiset es der V. daß sie nur etwas ursprünglich Böses

ſes haben. Adam mag dies Gute gehabt haben, aber auf ſeine Kinder iſt es nicht gekommen,) „und ihnen anbefohlne „Gute verſäumt und das entgegengeſetzte Böſe vorgezogen ha„ben — müſſen unvermeidlich von Gott als Rebellen, als „diejenigen angeſehen werden, die ſie ſind„ — hören ſie auf es zu ſeyn, wenn ein Unſchuldiger an ihrer Statt geſtraft wird? und können ſie nach Vollziehung dieſer Strafe von Gott als diejenigen angeſehen werden, die ſie nicht ſind? — „Hier hat keine menſchliche Nachſicht Platz: dieſe kann ver„geſſen — aber bey Gott iſt kein Vergeſſen — der Wider„wille Gottes wider das begangene Böſe behält ewig ſeine „Stärke, das Vergeben iſt eben ſo wenig von Gott zu gedenken.„ Und dennoch ſtellt uns nicht nur die Vernunft aller Zeiten und aller Völker, ſondern auch die Offenbarung in unzähligen Stellen die Gottheit als verſöhnlich vor. Die Propheten des A. Teſt. ſelbſt Jeſus, wenn ſie den Sündern die Vergebung Gottes verheißen, machen ſchlechterdings keine andere Bedingung derſelben als Reue und Beſſerung. Und wenn Jeſus und ſeine Apoſtel noch den Glauben fodern, ſo fodern ſie ihn, nicht, weil er eine gewiſſe magiſche Kraft hätte, unſre Sünden auf einen Fremden, ſo wie deſſen Gerechtigkeit auf uns zu übertragen, ſondern weil er das beſte, wirkſamſte und nach Beſchaffenheit der Umſtände das einzige Mittel einer wahren Beſſerung iſt. Nirgends wird in dieſem Zuſammenhange, wo nemlich den Vergebung der Sünden erwähnt wird, des Todes Jeſu als eines vorläufigen Mittels, wodurch Gott allererſt zum Vergeben bewegt werden mußte, mit einem Worte gedacht. Gewiß ſeltſam und unerklärlich iſt dies, wenn ſich die Sache dennoch alſo verhalten ſollte. Will der V. weiter nichts ſagen, als Gott kann und wird eine böſe That niemals als gut anſehen, und er kann ſie im eigentlichen Verſtande nie vergeſſen, ſo hat er freylich Recht; aber was thut dies zur Sache? denn dies hindert doch nicht, daß der Menſch, der in ſo fern und ſo lang er böſe war, ein Gegenſtand des göttlichen Misfallens ſeyn mußte, nun, wenn er gut wird, Gott gefallen muß. Beydes erfordert die Wahrheit des göttlichen Urtheils.

Wir müſſen hier abbrechen, ſonſt hätten wir Gelegenheit, nochmanches zu erinnern, von der partheyiſchen Strenge, womit der V. die heidniſche oder vielmehr philoſophiſche Weisheit und Tugend, inſonderheit den Charakter Sokratis beurtheilt und herabwürdigt, von dem zu ſchwarzen überladnem Gemälde, das er von dem ſittlichen Verderben der

Menſchen

Menſchen ſchildert, von der ſtrengen Foderung einer Vollkommenheit, von welcher der V. geſtehet, daß ſie dem Menſchen ganz unmöglich ſey, und dennoch zugleich behauptet, daß er um des Mangels derſelben ewigen Strafen verdienter maßen unterworfen ſey: und endlich von ſo manchen Widerſinnigkeiten, worin ſich der V. verwickelt. Doch dies iſt ein unangenehmes Geſchäft, inſonderheit da wo es indeß am nöthigſten iſt, bey der Schrift eines Verfaſſers, der ſonſt in ſo mancher Betrachtung den Beyfall, die Hochſchätzung und die Dankbarkeit der Welt verdient.

Die angezeigte Franzöſiſche Ueberſetzung iſt, ſo weit wir ſie verglichen haben und davon urtheilen können, weder völlig richtig und getreu, noch erreicht ſie die Stärke und den Nachdruck des Originals.

Bſ.

Brittiſches Theologiſches Magazin. Dritter Band erſtes Stück. Halle bey Johann Gottf. Trampe 1771. Zweytes Stück 1772. Drittes Stück 1772. Viertes Stück. 1773.

Wir begnügen uns, einige Merkwürdigkeiten aus dieſem dritten Bande auszuzeichnen. Im erſten Stücke wird D. Heinrich Owens Unterſuchung der gegenwärtigen Beſchaffenheit der ſiebenzig Dollmetſcherüberſetzung angefangen und im zweyten Stücke fortgeſetzt. Der V. bemühet ſich zu zeigen, daß dieſe Ueberſetzung gefliſſentlich von den Juden, um den Chriſten die Beweisführung aus derſelben ſchwer oder unmöglich zu machen, in einigen Hauptſtellen verfälſcht worden. Joh. Lawſons vier Vorleſungen über die Kanzelberedſamkeit enthalten einige gute obgleich eben nicht unbekannte Gedanken. Im zweyten Stücke kommt zuerſt vor eine aus des Hrn. Jacob Bryants Obſervations and inquiries relating to vartous parts of ancient Hiſtory überſetzte Abhandlung, von den grauſamen Menſchenopfern der Cananiter, Phönizier und anderer Nationen, wodurch die Wirklichkeit dieſer unmenſchlichen Art des Gottesdienſtes, außer Zweifel geſetzt wird. W. Robertſons Verſuch, die Wörter Vernunft, Subſtanz, Perſon, Glaubensformel, Catholiſche Kirche, Unterſchriften und Index expurgatorius zu erklären; nebſt einigen Anmerkungen, vermiſchten Betrachtungen und Fragen über dieſe Materie wird im zweyten Stücke angefangen und im dritten geendigt. Enthält ſehr gute und leſenswür-

würdige Gedanken, nur hätten wir dem V. noch mehr philosophischen Scharfsinn und die Gabe gewünscht, die Begriffe sorgfältiger aufzulösen und genauer zu bestimmen. Von Nachrichten kommen hier vor: einige Umstände von dem merkwürdigen Leben des ehemaligen Pfarrers Bernhard Gilgins, Leben des Johann Hutchinson, des Erfinders einer sonderbaren physicalischen Erklärung des A. Test. Einige Nachrichten von dem Leben und den Schriften des Lord Johann Schute von Barrington, des Verf. der Miscellanea sacra. Am Ende wird ein Auszug eines Briefes aus London mitgetheilt, worin von den Einwohnern der Inseln in der Südsee, welche die Herrn Banckes und Solander besucht haben, einige Nachricht gegeben wird. Von der Religion dieser Insulaner heißt es: „Sie haben auch einen Begrif von einem höchsten Wesen. Sie schreiben demselben zwey Eigenschaften zu, daß es weder gesehen noch gefühlt werden kann. Sie meynen, Gott habe sich eine Frau geschaffen, woraus die Halbgötter entstanden wären, die auch weder gesehen noch gefühlt werden können; diese verehren sie allein. Sie glauben nun zwar, daß dieselben weder essen noch trinken; dennoch aber, weil sie den Fremdlingen, um sie zu ehren, die besten Früchte, vorsetzen, so glauben sie auch, daß sie ihren Göttern die besten Früchte, Fische und Eßwaaren bringen müssen, und sie lassen dieselben auf einer Art eines Altars so lange stehen, bis sie verwesen. Sie bauen ihren Göttern auch Tempel, oder vielmehr kleine Kasten, die aber zierlich gemacht sind. Sie bauen sie nicht groß, weil sie glauben, daß Gott doch darin nicht wohne. Sie wollen ihre Götter nur dadurch ehren. Sie sollen auch große offene Säle haben, worin aber nur die Priester, mitten im Platze zum Gebete zusammenkommen. Diese Säle sind ihre gottesdienstliche Häuser. Sie haben keine Schrift, aber ihre Priester rechnen ihre Genealogien bis zum ersten Menschen hinauf. Sie meynen, Gott habe einen Berg in der See gemacht; denn sie haben keinen Begrif vom festen Lande. Diesen Berg habe er imprägniret, daraus sey der erste Mensch entstanden. Das Wort zeugen und imprägniren nehmen sie nicht buchstäblich. Den großen Berg soll Gott oder das höchste Wesen in der See von einem Orte zum andern mit einem Stricke gezogen haben, so daß kleine Stücke abgefallen sind, aus welchen die kleinen Inseln und auch die ihrigen entstanden seyn sollen.„ Der Verf. des Briefs versichert, diese

Nachrichten aus dem Munde des Hn. D. Solanders selbst erhalten zu haben.

Das dritte Stück enthält folgende merkwürdige Aufsätze. Priestleys Betrachtungen über die Verschiedenheit der Meynungen unter den Christen; ein ungemein gut geschriebner und lehrreicher Aufsatz. Des Grafen Shaftesbury Briefe an einen Studenten auf der Universität. Dieser Student war ein junger Gottesgelehrter, und die Anweisungen und Erinnerungen, die von einer aufrichtigen Verehrung des wesentlichen praktischen Christenthums zeugen, zwecken dahin ab, ihn zu einem frommen und würdigen Gottesgelehrten zu bilden. Aus der Fortsetzung von Robertsons Versuche über die Wörter Vernunft u. s. w. wollen wir unsern Lesern folgende merkwürdige Stelle mittheilen. „Die Streitigkeiten unter den Christen wegen der Lehren ihrer Religion sind eben so ungereimt, als diejenigen, die sich vor einiger Zeit unter den Kranken in einem gewissen Hospitale ereigneten. Der Arzt desselben, der ein sehr geschickter Mann war, kam zu ihnen, und verschrieb einem jeden etwas nach seinen besondern Umständen. Sobald er weggegangen war, fieng einer derselben an, wegen der Farbe der Haare des Arztes einen Streit zu erregen. Ein anderer warf die Frage auf, von welchem Zeuge sein Rock verfertiget sey. Sodann stellten sie über sein Vaterland und seine Vorfahren Untersuchungen an. Diese Streitigkeiten hatten kein Ende, je mehrere daran Theil nahmen. Andere warfen hierauf Fragen auf, wegen der Gefäße, worin die Arzeneyen enthalten waren; einige hielten sie für Glas andere für Kristall, noch andere für etwas anders; bis sie endlich eine solche Wuth des Zankens überfiel, daß es von Worten zu Schlägen kam: welches bald so viel Verwirrung, Blutvergießen und Lärmen verursachte, daß einer von den Aufsehern des Hauses hereinsprang und ihnen, als er die Ursache dieses Lärmens erfuhr, mit lauter Stimme zurief: o ihr Einfältigen, laßt doch diese thörichte Streitigkeiten fahren, und begnügt euch, die euch verordnete Arzeneyen zu gebrauchen. Dieses Toben und Streiten wird, statt euch zu heilen, euch gewiß insgesamt zu Grunde richten. Allein was war die Folge? anstatt diesem heilsamen Rathe Gehör zu geben, fiel ihre äußerste Wuth auf den, der ihn gegeben hatte. Sie fielen ihn als ihren gemeinschaftlichen Feind an, und er kam kaum mit dem Leben davon. Wir lachen über die heftigen vormaligen Streitigkeiten über die unbefleckte Empfängniß

niß der Jungfrau Maria, über den Tag der Osterfeyer, über den Schnitt des Barts eines Priesters, über die Gestalt der Mönchskutte eines Franciscaners, und über andre dergleichen Fragen von gleicher Wichtigkeit. Allein möchten wir uns doch hüten, daß die Nachkommen nicht Ursache haben, wegen ähnlicher unbedeutender und ungereimter Streitigkeiten über uns ebenfalls zu lachen. „ Anderweitige Gedanken über das Leiden und den Tod Jesu. Der Verfasser derselben ist nicht bekannt; aber seine sehr vernünftige Vorstellung von dieser Sache und seine Gründe gegen die gewöhnliche Meynung, daß Christus durch sein Leiden und Tod die Sünden der Menschen gebüsset und im eigentlichen Verstande an ihrer statt gestraft worden, worin er der Kürze des Aufsatzes ungeachtet, beynahe alles zusammengefaßt hat, was dagegen zu sagen ist, verdienen sehr von aufrichtigen Forschern der Wahrheit gelesen und geprüft zu werden. Duchals und des Methodisten Whitefields Leben und einige andere kleine Aufsätze.

Das vierte Stück enthält D. Nathanael Lardners Brief über die Frage: ob der Logos die Stelle einer menschlichen Seele in der Person Jesu Christi vertreten habe. Lardner verneinet diese Frage, bestreitet den arianischen Lehrbegrif, und bemühet sich aus den in dieser Materie zum Grunde liegenden Schriftstellen die socinische Vorstellung von der Person Christi als die wahrscheinlichste zu erweisen. So wohl gegen seine Vernunftbeweise wider den Arianismus als gegen seine Beweisführung aus der Schrift läßt sich manches einwenden. Dies ist auch in den hierauf folgenden Anmerkungen über D. Lardners Brief vom Logos wirklich geschehen. Sie sind vom D. Priestley und mit eben so vieler Mäßigung als Ernst und Freymüthigkeit zur Vertheidigung des Lehrbegrifs der neuen Arianer geschrieben. In der Kürze enthält dieser Aufsatz die wahrscheinlichste Vorstellung des Arianismus, nach welchem der Logos, eines der erhabensten Geschöpfe, wo nicht der höchste Geist nach Gott zur Beseelung eines menschlichen Leibes sich eingeschränkt und erniedrigt hat, und darauf zu seiner vorigen Würde und zu einer durch das Bewußtseyn der liebreichen und großmüthigen Hülfe, die er dem Menschengeschlechte geleistet, vermehrten Glückseligkeit und Ehre wiederum erhöhet worden. Dem scheinbarsten Einwurfe der Seelenisten, wie ein so erhabner Geist eingeschränkt werden könne, setzt der Verf. die in ihrem Lehrbegriffe enthaltene eben so große Schwierigkeit entgegen, wie ein so eingeschränkter Geist, als eine blos menschliche Seele ist, zu einer

so ausnehmenden Würde und zu der höchsten Stelle in dem Reiche der Geister, als Christo nach seiner Erhöhung zugeschrieben wird, erhöhet werden können. Hierauf folgen D. Heinrich Owens Betrachtung über die vier Evangelisten. Dieser Schriftsteller, der, wie es bey Vermuthungen über eine Materie, wo uns sichere historische Nachrichten so sehr verlassen, nicht wohl anders seyn kann, seiner Einbildungskraft sehr nachhängt ꝛc. nimmt an, daß die Evangelisten eines des andern Arbeiten vor Augen gehabt, und jeder durch seine Nachrichten der andern Lücken ergänzen oder eine besondere Absicht erreichen wollen. Er bemühet sich, die Zeit, den Ort und die Gelegenheit zu bestimmen, worin ein jeder der Evangelisten geschrieben. Wir wollen noch das Resultat seiner Untersuchungen hersetzen.

Evangelien.	Ort.	J. Christi.
Matthäus: zum Nutzen der aus dem Judenthume Bekehrten,	Jerusalem	38
Lucas: für die Bekehrten aus den Heiden,	Corinth	53
Marcus: für die Christen insgesammt,	Rom	63
Johannes: zur Widerlegung der Corinthianer und andrer Ketzer,	Ephesus	69

Bs.

Theologiae Dogmaticae Institutio scholis suis scripsit Ernestus Iacobus Danovius. Liber primus. Ienae 1773. 8. 354 Seiten.

Die Anlage zu diesem Compendio ist sehr gut, da es nach dem Heilmannschen, welches an Gedanken und Ausdruck sich unter der unzählbaren Menge von Compendien auszeichnet, entworfen ist. Die Ordnung des Heilmannschen Buches ist mehrentheils beybehalten und außer einigen kleinen Zusätzen, der ganze locus de religione eingerückt, die Zahl der Beweisprüche ist vermehrt, und die, welche der Verf. für nichts beweisend oder zweifelhaft hält, sind von ihm in Parentheſen bemerket worden. Seine Scholien sind am weitläuftigsten, worin er von den Meynungen der Gelehrten, die er vorzüglich zu Rathe gezogen, insbesondere des Herrn D. Zacharia bibliſchen Theologie abweichet.

Eine

Eine Probe davon findet man in dem Artikel de Scripe. Sacra S. 44. welche die Gränzen eines Compendii weit überschreitet und ad coram dicendum nichts übrig läßt. Zugleich hat der Verf. sein Lehrbuch mit einigen Eintheilungen und theologischen Kunstwörtern bereichert, die ihm zur Genauigkeit, zum Verstande der symbolischen Bücher, älterer Theologen und ihrer Streitschriften unentbehrlich scheinen. — Allein wäre es nicht besser, ein eigenes vocabularium oder onomologium Theologiae Polemicae, worin diese Kunstwörter dem Gedächtnisse übergeben würden, zu verfertigen? Wenigstens machten sie alsdenn einen angehenden Gottesgelehrten nicht irre, und hinderten ihn nicht im Nachdenken der Wahrheiten, zu deren Innersten die Menge der Kunstwörter und der Schwall von Eintheilungen ihn sonst nicht kommen läßt.

Wir wollen noch eins und das andere, das uns aufgefallen ist, auszeichnen und mit einigen Anmerkungen begleiten. Der Verf. verwirft die sonst gewöhnliche Definitionen der Glaubenswahrheiten, die man articulos fundamentales primarios et secundarios nennt, vermöge deren jene solche sind, die man ohne Verlust der Seligkeit weder leugnen noch ignoriren, diese aber diejenigen, die man zwar ignoriren, aber nicht leugnen darf. Es scheint ihm aus diesen Erklärungen die allerdings unerträgliche Schlußfolge zu entstehen, daß alle die Völker, welche solche zur Seligkeit schlechterdings nothwendige Wahrheiten nicht offenbahrt erhalten haben, verdammt werden müssen. Dieß hätte aber für den Verf. wohl keine gültige Ursache zur Verwerfung jener Erklärungen seyn können, da er zuvor die Unhinlänglichkeit der natürlichen Theologie nicht weiter als für diejenigen, denen eine geoffenbarte gegeben worden, wollte gelten lassen. Für diese würde so ein Satz nur mehr oder weniger fundamental seyn. Mehr will der zweete Grund sagen, daß manche individuelle Umstände die Ueberzeugung von diesem oder jenem Lehrsatze bey einem Menschen hindern können. Er kann nun einmal bey aller Wahrheitsliebe seine Ueberzeugung nicht erzwingen. Sollte Gott ihn darum verdammen? Welches ist aber der deutlichere und richtigere Begriff, den der Verfasser an statt des verworfenen giebt! Er nennet articulos fundamentales primarios solche, die zunächst in einer offenbaren Verbindung und Zusammenhange mit der Hauptsache in der Religion stehen. Und diese Hauptsache ist ihm die gewisse Hoffnung unserer Seligkeit, die sich auf das Verdienst Jesu gründet und in einem rechtschaffnem Betragen sich äußert. In der

That ist diß noch immer das Allgemeine, welches treulich aus einem Lehrbuche in das andere übergeschrieben wird und es auf die Willkühr eines jeden Lehrers ankommen läßt, was er zu einem fundamentalen Glaubensartikel machen will. Ich dächte das wäre nun eine Hauptglaubenswahrheit, welche man wissen und eingehen muß, so lange man sich noch einen Christen nennet, und von Gott für ein Mitglied seiner wahren Kirche gehalten wird. Die erste Frage Jesu bey Gründung seiner Kirche oder des Reichs Gottes, an diejenigen, die darein aufgenommen zu werden wünschten, war diese: Gläubest du, daß ich der Sohn Gottes (der Meßias oder der verheißene höchste Gesandte Gottes an die Menschen) sey? Joh. VIII. 24. Und eben dieses Bekenntniß war bey den Aposteln zureichend, jemand für ein ächtes Glied der Kirche anzunehmen. Apostg. VIII. 37. Es versteht sich, wie wir aus dieser letztern Stelle sehen, daß eine aufrichtige Ueberzeugung von der Wahrheit: Jesus ist der verheißene Meßias, dessen Vorschriften du folgen, und dessen Verheißung einer fröhlichen Auferstehung du vertrauen mußt, erfordert werde, 1 Joh. V. 1. Man nehme hierzu die so entscheidende Stelle Joh. XVII. v. 3, wo zum ewigen Leben, also zur Seligkeit, erfordert wird, daß man den allein wahren Gott, und den, welchen er gesandt hat, Jesum Christum, erkenne. Also würden die Glaubenswahrheiten, die ein Christ nicht ignoriren noch weniger leugnen könnte, ohne Aufhören ein Christ zu seyn, in diesen Erkenntnissen bestehen. 1) Es ist ein einiger wahrer Gott, der Schöpfer aller Dinge, der Herr und Vater aller Menschen. 2) Jesus Christus ist von ihm zu den Menschen gesandt, und nach seinem mit dem Tode bekrönten Bemühungen, um bessere Kenntniß von Gott und Rechtschaffenheit uns zu geben, wiederum auferweckt worden. Röm. X. 9. 3) Wer seinen Vorschriften folget, und mit unwandelbarem Zutrauen zu Gott hierinn beharret, dem wird der Zusage Christi gemäß, eine gleich fröhliche Auferstehung zu Theil werden. Joh. V. 24. 28. Jeder Lehrsatz, der hiermit in einer so unzertrennlichen Verbindung stehet, daß die Unwissenheit oder die Leugnung desselben bey einem Menschen die Ueberzeugung von jenen Hauptwahrheiten aufheben müßte, gehöret zu den Glaubenswahrheiten der Christen. Die Anzahl derselben ist nach dem Zwecke der Religion und der so deutlichen Aussprüche der Schrift, welche auch für den Verstand der Einfältigsten sind, leicht zu bestimmen.

In

In dem Abſchnitte de Scriptura ſacra, wo der Verf. von der göttlichen Eingebung der verſchiednen Bücher des A. T. redet, äußert er den Gedanken, daß das Hohelied gleichfalls ein inſpirirtes Buch ſey, welches die keuſche Liebe des Eheſtandes beſingen ſoll. — Ohne jetzt von dem gar zu lebhaften Kolorit, welches für viele Leſer anſtößig ſeyn muß, einen Einwurf herzunehmen, oder dagegen einzuwenden, daß darin doch nur der ſchlechteſte Theil der ehelichen Liebe, nemlich blos das Phyſiſche, nicht aber der edlere Theil, nemlich das Moraliſche, beſungen worden; ſo iſt es bedenklich, daß kein einziger Schriftſteller das N. T. das geringſte daraus anführet, oder ſich in den hin und wieder vorkommenden Vorſchriften von der ehelichen Liebe in Worten oder Bildern dieſes göttlichen Liedes ausläßt. Dieſes ſollte doch wohl nach des Verf. eignen Aeußerungen zum Beweiſe der Göttlichkeit deſſelben erfodert werden. Er nahm den Beweis für die Göttlichkeit des A. T. daher, daß Chriſtus libros V. T. nuspiam improbavit, ſed comprobavit, tum provocando ad illos — — tum ablegando auditores ad eos diſcendae religionis cauſa. Bey erheblichen Gründen zu zweifeln über den göttlichen Urſprung dieſes oder jenes einzelnen Buchs, bleibt hier noch immer eine Lücke, wie Herr D. Semler nicht ganz ohne Grund erinnert hat.

Doch ich ſchließe meine Bemerkungen über dieſes Compendium, indem ich ſonſt nichts beſonders gegen das Heilmanniſche hervorſtechendes gefunden habe, außer den polemiſchen Ausfall am Ende dieſes Abſchnittes de Scriptura ſacra gegen diejenigen, welche nur das Moraliſche zum Kennzeichen eines göttlichen Buchs annehmen wollen. Dieſe Digreſſion würde wohl in einem Compendio nicht angebracht ſeyn, wenn nicht das Andenken einer etwas hart angegriffenen Recenſion noch zu friſch geweſen wäre. Wir nehmen hiemit zuſammen, weil auch hierbey einigermaßen des ſeligen Heilmanns Arbeit zum Grunde liegt:

D. Gotthilf Traugott Zachariae Doctrinae Chriſtianae Inſtitutio. Goettingae 1773. 8. 387 Seiten.

Ein Lehrbuch, welches dem Anfange nach zu urtheilen, weit populärer, wie das obige, obgleich nicht in einem ſo guten lateiniſchen Styl geſchrieben iſt, das aber, je weiter man darin kommt, deſto mehr ſich dem gewöhnlichen Compendienvortrage nähert. Das dem Verf. eigene in demſelben, iſt ſchon in ſeiner bibli-

schen Theologie enthalten, als von welcher dieses Lehrbuch ein dem Zwecke gemäßer lateinischer Auszug seyn soll.

Bs.

Humphrey Prideaux Dechants zu Norwich, in England, Altes und Neues Testament in einen Zusammenhang mit der Juden- und benachbarten Völkerhistorie gebracht, vom Verfalle der Reiche Israel und Juda an bis auf Christi Himmelfahrt nebst D. V. E. Löschers ältester Geschichte der Welt. Mit Kupfern, Erster Theil. — Zweyter Theil. von neuem durchgesehene und verbesserte Auflage. Dresden 1771. In der Waltherischen Buchhandlung. Der erste Theil 3 Alph. 8 Bogen. Der zweyte Theil 3 Alph. 7 Bogen in 4.

Wir zeigen diese neue Auflage bloß an; da das Werk bekannt genug ist. Verbesserungen haben wir beym Durchblättern nicht wahrgenommen.

Gr.

2. Rechtsgelahrheit.

D. Johann Heinrich Fricke, ordentl. Lehrers der Rechte zu Kiel, Abhandlung zu dem Protestantischen Kirchenrechte bey Gelegenheit der Streitigkeiten über das Herz. Meklenb. Gesangbuch. Rostock und Leipz. 1773. 8. 11. B.

Das Recht der Prot. Fürsten in Kirchensachen aus der Landeshoheit herzuleiten, ist ganz ungegründet, und nicht nur Evangelischen Unterthanen unter katholischen Fürsten, sondern selbst Evangelischen Fürsten unter einem katholischen Kaiser gefährlich: da dieser eine Dependenz in der Landeshoheit verlanget. Mit Recht unterscheidet also der Verf. die weltlichen Majestätsrechte in Kirchensachen, die aus der Landeshoheit fließen, von den Bischöflichen Rechten. Diese gestehet er alsdenn nur dem Landesfürsten zu, wenn er selbst ein Glied der Kirche ist. Er erkläret sich aber nicht, woher sie komme. Die Sache ist ganz klar. Ein katholischer Fürst hat das Recht nicht über Protestantische Kirchen;

so

ſo bald er ein Proteſtant wird, hat er es. Seine Landesherrheit kann durch Veränderung der Religion keinen Zuwachs bekommen: ſondern weil er ein Glied, und das vornehmſte Glied der Kirche geworden, das macht die Aenderung. Er iſt als ein Glied für das Beſte der Geſellſchaft zu ſorgen verbunden. Die Geſchichte der Reformation beſtätiget dieſes. Die Proteſtanten konnten den katholiſchen Biſchöfen ohnmöglich die bisherige Gewalt über ſich zugeſtehen, weil ſie ihre Verfolger waren: die Fürſten muſten alſo Ordnung halten. Als die Proteſtanten im Religionsfrieden für eine eigne Kirche erkläret und dem Regimente der katholiſchen Biſchöfe entzogen wurden, ſie aber ſelbſt keine Biſchöfe hatten: ließen ſie gern die Rechte in Kirchenſachen ihren rechtgläubigen Fürſten, und zwar als ihren vornehmſten Gliedern. In den Schmalkald. Art. im Anhange heißt es mit klaren Worten: Fürnemlich ſollen Fürſten als fürnehmſte Glieder der Kirche helfen und ſchauen, daß allerley Irrthum weggethan, und die Gewiſſen recht unterrichtet werden.

Was den Streit über das Meklenb. Geſangbuch anlanget, ſo wird niemand einem Evang. Fürſten die Oberaufſicht über die Liturgie ſtreitig machen: aber es iſt doch nicht rathſam, daß ein Fürſt für ſich allein, oder mit Zuziehung eines einzigen Theologen gottesdienſtliche Bücher einführet.

Wie kann übrigens die Erbauung durch unverſtändliche Lieder befördert werden, die man wirklich im neuen Meklenb. Geſangbuche findet? Was denkt der Bauer, der Dienſtbothe bey dem Liede: Höchſter Prieſter, der du dich ꝛc. Trage Holz auf den Altar, und verbrenn mich ganz und gar ꝛc.? In andern Ländern wünſcht die Liebe zur Erbauung die unverſtändlichen Lieder aus den Geſangbüchern heraus, und hier ſetzt man ſie hinein. Das Verfahren wider den Senior und Paſtor J. zu G. iſt viel zu hart. Dieſer Mann hatte in einer Predigt, da er ſeinen Zuhörern einſchärft, wie man das, was man ſinge und bete, verſtehen müſſe, dieſe Worte mit einflieſſen laſſen: „Dieſes aber kann wohl nicht geſchehen, „wenn in neuen Geſangbüchern manche alte ſchriftmäßige und „geiſtreiche Lieder weggelaſſen werden — an deren ſtatt neue „eingeführt werden, die unbekannt, auch in manchen Dingen „undeutlich und unverſtändlich ſind.„

Hier iſt wohl zu merken, daß das Meklenb. Geſangbuch nicht genennet wird, auch kein Landesherrlicher Befehl an die Geiſtlichen ergangen war, dieß Geſangbuch einzuführen. Dennoch ward der Senior fünf Jahre ſeines Amts und aller

Einkünfte beraubt, und da er endlich durch Urtheil und Recht nach einem Processe von 5. Jahren wieder eingesetzt wurde, und ihm die entzogene Fixa nachgezahlet wurden, so mußte er doch die schweren Proceßkosten bezahlen.

Daß übrigens der Verleger für den Verlag des neuen Gesangbuchs dem Landesfürsten jährlich 200. Rthlr. bezahlen muß, vertheidigt zwar der Verfasser, aber uns scheint es anstößig. Das Recht, Verlagsfreyheit zu ertheilen, thut hier nichts zur Sache. Bücher zum öffentlichen Gottesdienste, die durch Fürstl. Befehl eingeführet werden, die der Aermste haben muß, wenn er in der Kirche nicht umsonst sitzen soll, müssen so wohlfeil seyn als möglich. Freunde des Christenthums schenken in andern Ländern Geld zu solchen Auflagen, um die Bücher wohlfeil zu machen, aber ein jährlicher Impost macht sie theuer. Der Drucker nimmt das Geld vom Käufer zwiefach wieder.

Kr.

Gebt dem Kayser, was des Kayſers ist, vermög der Wahlkapitulation und einer ruhigen Betrachtung derselben. Mietau bey Hinz. 1774. 368 Seiten in Octav, 18 Seiten Vorerinnerung.

Wenn auf diese Ermahnung: Gebt dem Kayser, was des Kayſers ist, Cäsarianer, Hippolythen und Eklektiker dem Herrn Verfasser durch die Frage antworteten: Was ist des Kayſers? Und sind wir ihm im Rückstande? Oder im Vorschusse? So möchte er, wenigstens noch zur Zeit, schwerlich mit der Gegenfrage ausweichen: Wie steht geschrieben? Wie lieſest du? Vielmehr scheint die Antwort auf diese unvermeidliche Frage dem folgenden Theile vorbehalten zu seyn. In diesem ist das Paradoxon zum Hauptsatze aufgestellet: „Auch nach den Zeiten der Karolinger „und von ihnen an, war das deutsche Reich erblich.„ Diesen Satz zu erweisen mußten nun freylich wohl allerley Gründe angewandt werden, durfte kein Mittel verworfen werden, wenn es nur, gerade, oder durch Umwege, war einerley, zum Zwecke zu leiten schien. Nun möchten diese Gründe und diese Mittel leicht den Argwohn veranlassen, der Hr. Verfasser werde im folgenden Theile das, was des Kayſers ist, frischweg durch das Erbrecht bestimmen, dessen Lob dann gar fein in einem Panegyricus auf unsere Zeiten

und

und unſern Kayſer verflochten werden könnte; allein der Recenſent will einmal nicht argwohnen. Der Hr. Verfaſſer hat vielleicht noch andere Gründe, warum er Arnolfs, Karlemans natürlichen Sohnes, Ludwigs des Kindes Vaters, mit einigen italiäniſchen, oder nach ſeiner Etymologie, italiſchen Schriftſtellern gar nicht gedenkt, ſo wie Otto von Freyſingen die ſeinigen gehabt haben mag in ſeiner Chronike B. 6. Cap. 9. von deſſen Wahl durch die Reichsſtände ſehr nachdrücklich zu ſprechen — hat vielleicht noch andere Gründe, warum er Konrads des erſten Wahl für Erbfolge hält, als die, daß Konrad von dem verſtorbenen Ludwig doch vielleicht wohl der Nation empfohlen ſeyn können S. 3, daß Konrad nicht lange genug regiert habe, um ſeine Wahl außer Streit zu ſetzen S. 3. daß Otto illuſtris mächtiger, als Konrad und deswegen dieſer nur ſo gleichſam Reichsverweſer, oder Ottens Kommiſſair geweſen ſey S. 4, auch viel zu unglücklich regieret habe, als daß er habe gewählt ſeyn können S. 6. (Sollte der Hr. Verf. bey dieſem letztern Grunde wohl ſchon auf Kayſer Karl den ſiebenten hinausgeſehen haben?) — hat vielleicht noch wichtigere Gründe wider Heinrichs Aucups Wahl, als dem, daß der vorher bloße Statthalter, Konrad, ein Ernennungsrecht gehabt habe S. 7, und den, daß dieſes Bruder, Eberhard, ſeine Gedanken auf das teutſche Reich S. 7, aus beſonderer Großmuth, S. 8, fahren laſſen, und als die Anfrage: Ob nicht Heinrich doch die Oberherrſchaft würde erhalten haben, wenn auch die deutſchen Stände in ſeine Wahl nicht gewilligt hätten? — hat vielleicht wichtigere Gründe für das Erbrecht, als die Thronfolge der vier Otten, bey deren erſteren er gleichwohl S. 26, eine leichte Spur von Wahl einräumet, und daß Ditmar von Merſeburg ſtatt eligere, collaudare ſagt S. 19, — wichtigere Gründe, als daß zu den Zeiten der Otten die Zahl der Kurfürſten noch nicht beſtimmt geweſen, S. 27, mit einem Worte, wichtigere Gründe, als die er zur Unterſtützung ſeiner Hypotheſe, von Wahl zu Wahl anführet. Denn da doch manche Wahlen ſo ziemlich unwiderſprechlich ſind; ſo lieſt ſichs mit Vergnügen, wie der Hr. Verfaſſer durch ſie und alle ihre Schwierigkeiten ſich durchzuwinden ſucht. Z. E. Konrads des erſten Regierung „war eine Uſurpation, Zwiſchenreich, „Verweſung, Adjunction, kriegeriſche Obergewalt und wer „weiß, was? Nur keine ordentliche königliche Regierung

S. 26.„

S. 26. „ Gleichwohl hatte der Bruder dieses Usurpateurs, Zwischenherrschers, Verwesers, Adjuncts, Eroberers und wer weis, was? Nur nicht ordentlich regierenden teutschen Königs, dieser Bruder hatte S. 27 das Recht zur Krone und trat es aus Großmuth einem Fremden ab. S. 27. Woher Eberhard dieß Recht zur Krone erhalten habe, sagt der Herr Verfasser zwar nicht; aber noch zur Zeit brauchte dieß auch nicht gesagt zu werden. Ferner, so lange nicht gerade sieben Kurfürsten vorhanden sind; so lange ist beydes, Wahlrecht und Wahlreich, nur zufällig, S. 30. Versteht sich, daß bis auf dieß Jahrhundert, auch die von sieben Kurfürsten unternommene Wahlen so wohl, als ihr Wahlrecht zufällig sind, weil wir nunmehro neun Kurfürsten haben müssen, um das Wahlkollegium herauszubringen. S. 30. Ferner, daß keine Wahl, nur Erbrecht sich denken lasse, so bald der Wahlkandidat mit dem Vorgänger von Einem Stamme, oder auch nur sonst, nahe, oder entfernt, verwandt, oder verschwägert gewesen. S. 32. Beyläufig thut hierbey nichts, wenn zuweilen der Entferntere dem Nähern vorgezogen worden. Denn in diesem Falle war der Nähere minder fähig und der Entferntere erbte aus doppeltem Rechte, des Blutes und der Geschicklichkeit. S. 31. Ferner, daß die Wahl, wäre sie etwan durch Damen geleitet, keine Wahl, sondern nur eine einmüthige Erklärung sey, daß der Erklärte durch Gottes Gnade und durch Erbrecht König ist. S. 32. (Vermuthlich dieß in Vorsicht auf die Wahl von 1745.) Daß so lange kein kurfürstliches bestimmtes Kollegium, so lange sey auch kein völliges Wahlreich vorhanden gewesen, S. 32, daß, wenn alle Fürsten und das ganze Volk mit der Krönung zufrieden sind, es sich verstehe, daß von den Erzbischöffen und Herzogen keine Wahl geschehen seyn könne, S. 39, daß die Erbfolge auch auf die Kunkel gefallen und zwar, welches dem Recensenten in Erinnerung der Bayerischen und Sächsischen Ansprüche doch fast bedenklich fällt, auf die nächste a primo acquirente. S. 42. daß man dem Bischoffe Otto von Freysingen nicht trauen dürfe, wenn er das teutsche Reich für ein Wahlreich ausgiebt, S. 43 und auf diesem Fuße das ganze Buch durch. So gar Karl der fünfte würde aus Erbrecht unbedingt, wie sein Großvater Maximilian, S. 110, den Thron bestiegen haben, da er aus dem Geblüte des Verstorbenen in gerader Linie abstammte, S. 111, wenn nicht besondere Umstände dazu gekommen wären. Und von Karl dem fünften.

ten an — ie nun, das fällt ohne dieß in die Sinne und auf den Abgang des Habsburgischen Mannsstammes war das Erbrecht der Spille S. 42, bedächtlich vorher errichtet. Gönnet man nun dem H. V. diesen seinen Lieblingssatz mit dem er zuschauen wird, wie weit er bey Geschichtskundigen Staatsrechtlehrern ausreichet; so muß man übrigens dem Fleiße und der Geschicklichkeit Gerechtigkeit wiederfahren lassen, mit denen er ihm den Anstrich von Wahrscheinlichkeit zu geben, sich bestrebt hat. Aber auch außer dieser absichtsvollen Hypothese hat er in seinen Betrachtungen über die Concordaten, über die Entstehung der Wahlkapitulation, über Karls des fünften Wahlkapitulation selbst, über die Reichsgerichtsbarkeit und deren Verfassung und über die Reichsansprüche, manche feine richtige Bmerkung, obgleich auch einige, wie S. 226, 228. zu scharf ausgespitzt, andere, wie S. 242 : 253 zu sehr detaillirt und fast alle in seinem eigenen System zu seyn scheinen. Ueberhaupt hält der Recensent diese Schrift für sehr lesenswürdig und wünscht die versprochene Fortsetzung, so wie er hofft, der Hr. Verf. werde diese mit der Seitenzahl und den eigenen Worten belegte Erinnerungen wenigstens unpartheyisch finden. Den Gegenstand aber im Ganzen betrachtet ist R. der Meynung, daß zwar jedem Schriftsteller frey stehen müsse, ob seine Feder dem Kayser, oder den Ständen hofieren solle; daß aber doch die Vorrechte des Kaysers, bey dessen überwiegenden Hausmacht eben keine Bücherverwahrung bedürfen, und lebt der Hoffnung, daß die Vorrechte der Stände, wenn sie auch noch so sehr durch die Feder eingeschränkt werden wollen, zuletzt doch in dem teutschen Nationalcharakter Sicherheit finden werden, gesetzt auch, der Schutz, welchen ihnen die freylich veränderliche Lage der übrigen europäischen Mächte bisher gewähret, hörte auf, oder würde unzulänglich.

Tn.

Spicilegium observationum de potestate Juris dicundi cum Archi-Marescallatu Saxonico copulata — Jacobus Henricus Born. Lipsiae ex Officina Breitkopfiana 1773. 4.

Zwar nur eine akademische Streitschrift, die eigentlich außer unserm Gesichtskreise liegt, die wir aber wegen Wichtigkeit der Materie anzeigen. Wir wollen nicht über die Gründe der streitigen Befugnisse unser Urtheil zusagen,

denn

denn soweit geht der Plan unserer Bibliothek nicht, sondern blos die Freunde solcher Kenntnisse mit einem Verfasser bekannt machen, der die ganze Literatur dieses publicistischen Gegenstandes so völlig in seiner Gewalt hat, daß man alle Bücher vor sich aufgeschlagen zu sehen glaubt, wenn man die Abhandlung vor sich liegen hat. (Vielleicht hat er fast allzuviel Bücher aufgeschlagen, wie gleich aus der zweyten Seite erhellt.) Der Leser einer jeden Parthey folge denn nur der Wahrheit, so wird diese Schrift für einen jeden ihren Nutzen haben.

Gm.

Franz Joseph von Albini des heil. R. R. Ritter, beyder Rechten Doctor, academische Abhandlung von dem die Handwerks-Innungen nicht anbelangenden Entscheidungs-Jahre 1624. Ohne Ort 1772. 8. Bog. in 8.

Der Frankfurtische Rechtsstreit mit dem Katholischen Maurer-Gesellen Müller hat den Hn. V. zu dieser Abhandlung veranlaßt. Im ersten Capitel behauptet er, es lasse sich kein Bürger gedenken, dem nicht die Wahl frey stehe, in welche Zunft er wolle aufgenommen werden. Das zweyte erklärt den Osnabrückschen Friedensschluß im 5. Art. §. 35. Im dritten werden einige Gründe der gegenseitigen Meynung, daß das Entscheidungsjahr auch auf die Zünfte gehe, vorgetragen; das vierte widerlegt selbige. Allenthalben schreibt H. von A. sehr bescheiden gegen die Evangelischen und die Entfernung vom Religionshasse gereicht ihm zur wahren Ehre. Wir finden jedoch bey ihm keine Widerlegung derer in der Frankfurter Sache eingeholten Göttingischen und Tübingischen Gutachten, und noch weniger der Kortholtischen Streitschrift, de anno decretorio, quatenus in colleg. opific. conveniat von 1770. und können daher seiner Meynung nicht beypflichten.

Mn.

Ernst Christian Westphals Versuch einer systematischen Erläuterung der sämmtlichen Römischen Gesetze vom Pfandrechte. Leipzig bey Weygand 1770. 1. Alph. 6. B. in 8.

Die commentatorische Lehrart des Römischen Rechts hat Vortheile und Mängel. Man studirt durch sie die Gesetze selbst, jedoch ohne Verbindung. Die systematische Art

des

des Vortrags ist zur gründlichen Kenntniß der Rechte die beste und hat auf den Academien jene Methode längst verdrungen. Die besondere Gattung von ihr, da man den Inhalt der Gesetze systematisch und mit Beybehaltung des gesetzlichen Ausdrucks vorträgt (methodus systematico-reconcinnatoria), ist bisher wenig befolgt. Gemeiniglich kleidet der Schriftsteller den Inhalt der Gesetze in seine eigene Worte ein. Diese letztere Gattung hat allerdings mehr Fehler, als die reconcinnatorische. Der oft unbestimmte Ausdruck, die Verfehlung mancher Gesetze, die Zuflucht, die der Verfasser neben den Gesetzen sehr oft zu Vorurtheilen der Rechtsgelehrten oder zur Gerichtsobservanz nimmt, veranlaßt Unrichtigkeit, Misverstand, Unvollständigkeit und ein unlauteres, durch Sätze, von denen die Gesetze selbst nichts wissen, verfälschtes Rechtsbuch. Herr Prof. W. hat die Absicht gefaßt, die commentatorische Lehrart mit der systematischen in ihren beyden Arten zu vereinigen. Er will einzelne Materien des Römischen Rechts systematisch vortragen, sich dabey lediglich an die vorliegenden Gesetze halten, diese Gesetze zur geschwindern Einsicht in die Noten setzen und zugleich erklären. Sein Vortrag ist die umgekehrte reconcinnatorische Methode. Er enthält die eigenen Worte des Verf., welche durch die Erklärung der Gesetze unterstützt werden. Hier hat er den Anfang mit dem Pfandrechte gemacht, welches in diesem weitern Begriffe das hypothecarische Recht mit begreift. In zehen Kapiteln wird, nach vorausgesetzter historischen Nachricht von den Stellen im Römischen Gesetzbuche, die das Pfandrecht betreffen, und von dem Pfandrechte selbst, gehandelt: von dem Begriffe und der Natur des Pfandrechts und denen beyden Theilen daraus entstehenden Befugnissen und Pflichten überhaupt; von der Entstehungsart des Pfandrechts, dessen Eintheilung überhaupt und dem allgemeinen prätorischen und richterlichen Pfandrechte insonderheit; von dem Pfandvertrage und dessen Nebenverträgen; vom stillschweigenden Pfandrechte; von den Sachen, die verpfändet werden können; von der Rangordnung der Hypotheken unter einander; von Veräußerung des Pfandes; von Aufhebung des Pfandrechts; von denen bey dem Pfandrechte vorkommenden Rechtsmitteln. Die Ordnung ist noch ziemlich gut; obgleich das 2. 5. Kap. manches durcheinander werfen. Mit der Ausführung selbst aber sind wir unzufrieden und müssen es frey gestehen, daß wir nach der Vorrede mehr erwartet haben. Allenthalben vermissen wir Kritic, die doch bey dieser Art des Vortrages,

nach

That iſt dieß noch immer das Allgemeine, welches treulich aus einem Lehrbuche in das andere übergeſchrieben wird und es auf die Willkühr eines jeden Lehrers ankommen läßt, was er zu einem fundamentalen Glaubensartikel machen will. Ich dächte das wäre nun eine Hauptglaubenswahrheit, welche man wiſſen und eingehen muß, ſo lange man ſich noch einen Chriſten nennet, und von Gott für ein Mitglied ſeiner wahren Kirche gehalten wird. Die erſte Frage Jeſu bey Gründung ſeiner Kirche oder des Reichs Gottes, an diejenigen, die darein aufgenommen zu werden wünſchten, war dieſe: Gläubeſt du, daß ich der Sohn Gottes (der Meßias oder der verheißene höchſte Geſandte Gottes an die Menſchen) ſey? Joh. VIII. 24. Und eben dieſes Bekenntniß war bey den Apoſteln zureichend, jemand für ein ächtes Glied der Kirche anzunehmen. Apoſtg. VIII. 37. Es verſteht ſich, wie wir aus dieſer letztern Stelle ſehen, daß eine aufrichtige Ueberzeugung von der Wahrheit: Jeſus iſt der verheißene Meßias, deſſen Vorſchriften du folgen, und deſſen Verheißung einer fröhlichen Auferſtehung du vertrauen mußt, erfodert werde, 1 Joh. V. 1. Man nehme hierzu die ſo entſcheidende Stelle Joh. XVII. v. 3, wo zum ewigen Leben, alſo zur Seligkeit, erfordert wird, daß man den allein wahren Gott, und den, welchen er geſandt hat, Jeſum Chriſtum, erkenne. Alſo würden die Glaubenswahrheiten, die ein Chriſt nicht ignoriren noch weniger leugnen könnte, ohne Aufhören ein Chriſt zu ſeyn, in dieſen Erkenntniſſen beſtehen. 1) Es iſt ein einziger wahrer Gott, der Schöpfer aller Dinge, der Herr und Vater aller Menſchen. 2) Jeſus Chriſtus iſt von ihm zu den Menſchen geſandt, und nach ſeinem mit dem Tode bekrönten Bemühungen, um beſſere Kenntniß von Gott und Rechtſchaffenheit uns zu geben, wiederum auferweckt worden. Röm. X. 9. 3) Wer ſeinen Vorſchriften folget, und mit unwandelbarem Zutrauen zu Gott hierinn beharret, dem wird der Zuſage Chriſti gemäß, eine gleich fröhliche Auferſtehung zu Theil werden. Joh. V. 24. 28. Jeder Lehrſatz, der hiermit in einer ſo unzertrennlichen Verbindung ſtehet, daß die Unwiſſenheit oder die Leugnung deſſelben bey einem Menſchen die Ueberzeugung von jenen Hauptwahrheiten aufheben müßte, gehöret zu den Glaubenswahrheiten der Chriſten. Die Anzahl derſelben iſt nach dem Zwecke der Religion und der ſo deutlichen Ausſprüche der Schrift, welche auch für den Verſtand der Einfältigſten ſind, leicht zu beſtimmen.

In

In dem Abſchnitte de Scriptura ſacra, wo der Verf. von der göttlichen Eingebung der verſchiednen Bücher des A. T. redet, äußert er den Gedanken, daß das Hohelied gleichfalls ein inſpirirtes Buch ſey, welches die keuſche Liebe des Eheſtan des beſungen ſoll. — Ohne jetzt von dem gar zu lebhaften Kolorit, welches für viele Leſer anſtößig ſeyn muß, einen Einwurf herzunehmen, oder dagegen einzuwenden, daß darin doch nur der ſchlechteſte Theil der ehelichen Liebe, nemlich blos das Phyſiſche, nicht aber der edlere Theil, nemlich das Moraliſche, beſungen worden; ſo iſt es bedenklich, daß kein einziger Schriftſteller das N. T. das geringſte daraus anführet, oder ſich in den hin und wieder vorkommenden Vorſchriften von der ehelichen Liebe in Worten oder Bildern dieſes göttlichen Liedes ausläßt. Dieſes ſollte doch wohl nach des Verf. eignen Aeußerungen zum Beweiſe der Göttlichkeit deſſelben erfodert werden. Er nahm den Beweis für die Göttlichkeit des A. T. daher, daß Chriſtus libros V. T. nuspiam improbavit, ſed comprobavit, tum provocando ad illos — — tum ablegando auditores ad eos diſcendae religionis cauſa. Bey erheblichen Gründen zu zweifeln über den göttlichen Urſprung dieſes oder jenes einzelnen Buchs, bleibt hier noch immer eine Lücke, wie Herr D. Semler nicht ganz ohne Grund erinnert hat.

Doch ich ſchließe meine Bemerkungen über dieſes Compendium, indem ich ſonſt nichts beſonders gegen das Heilmanniſche hervorſtechendes gefunden habe, außer den polemiſchen Ausfall am Ende dieſes Abſchnittes de Scriptura ſacra gegen diejenigen, welche nur das Moraliſche zum Kennzeichen eines göttlichen Buchs annehmen wollen. Dieſe Digreſſion würde wohl in einem Compendio nicht angebracht ſeyn, wenn nicht das Andenken einer etwas hart angegriffenen Recenſion noch zu friſch geweſen wäre. Wir nehmen hiemit zuſammen, weil auch hierbey einigermaßen des ſeligen Heilmanns Arbeit zum Grunde liegt:

D. Gotthilf Traugott Zachariae Doctrinae Chriſtianae Inſtitutio. Goettingae 1773. 8. 387 Seiten.

Ein Lehrbuch, welches dem Anfange nach zu urtheilen, weit populärer, wie das obige, obgleich nicht in einem ſo guten lateiniſchen Styl geſchrieben iſt, das aber, je weiter man darin kommt, deſto mehr ſich dem gewöhnlichen Compendienvortrage nähert. Das dem Verf. eigene in demſelben, iſt ſchon in ſeiner bibliſchen

schen Theologie enthalten, als von welcher dieses Lehrbuch ein dem Zwecke gemäßer lateinischer Auszug seyn soll.

Bs.

Humphrey Prideaux Dechants zu Norwich, in England, Altes und Neues Testament in einen Zusammenhang mit der Juden- und benachbarten Völkerhistorie gebracht, vom Verfalle der Reiche Israel und Juda an bis auf Christi Himmelfahrt nebst D. V. E. Löschers ältester Geschichte der Welt. Mit Kupfern, Erster Theil. — Zweyter Theil. von neuem durchgesehene und verbesserte Auflage. Dresden 1771. In der Waltherischen Buchhandlung. Der erste Theil 3 Alph. 8 Bogen. Der zweyte Theil 3 Alph. 7 Bogen in 4.

Wir zeigen diese neue Auflage bloß an; da das Werk bekannt genug ist. Verbesserungen haben wir beym Durchblättern nicht wahrgenommen.

Gr.

2. Rechtsgelahrheit.

D. Johann Heinrich Frikke, ordentl. Lehrers der Rechte zu Kiel, Abhandlung zu dem Protestantischen Kirchenrechte bey Gelegenheit der Streitigkeiten über das Herz. Meklenb. Gesangbuch. Rostock und Leipz. 1773. 8. 11. B.

Das Recht der Prot. Fürsten in Kirchensachen aus der Landeshoheit herzuleiten, ist ganz ungegründet, und nicht nur Evangelischen Unterthanen unter katholischen Fürsten, sondern selbst Evangelischen Fürsten unter einem katholischen Kaiser gefährlich: da dieser eine Dependenz in der Landeshoheit verlanget. Mit Recht unterscheidet also der Verf. die weltlichen Majestätsrechte in Kirchensachen, die aus der Landeshoheit fließen, von den Bischöflichen Rechten. Diese gestehet er alsdenn nur dem Landesfürsten zu, wenn er selbst ein Glied der Kirche ist. Er erkläret sich aber nicht, woher sie komme. Die Sache ist ganz klar. Ein katholischer Fürst hat das Recht nicht über Protestantische Kirchen;

so

so bald er ein Protestant wird, hat er es. Seine Landesherrlichkeit kann durch Veränderung der Religion keinen Zuwachs bekommen: sondern weil er ein Glied, und das vornehmste Glied der Kirche geworden, das macht die Aenderung. Er ist als ein Glied für das Beste der Gesellschaft zu sorgen verbunden. Die Geschichte der Reformation bestätiget dieses. Die Protestanten konnten den katholischen Bischöfen ohnmöglich die bisherige Gewalt über sich zugestehen, weil sie ihre Verfolger waren: die Fürsten musten also Ordnung halten. Als die Protestanten im Religionsfrieden für eine eigne Kirche erkläret und dem Regimente der katholischen Bischöfe entzogen wurden, sie aber selbst keine Bischöfe hatten: ließen sie gern die Rechte in Kirchensachen ihren rechtgläubigen Fürsten, und zwar als ihren vornehmsten Gliedern. In den Schmalkald. Art. im Anhange heißt es mit klaren Worten: Fürnemlich sollen Fürsten als fürnehmste Glieder der Kirche helfen und schauen, daß allerley Irrthum weggethan, und die Gewissen recht unterrichtet werden.

Was den Streit über das Meklenb. Gesangbuch anlanget, so wird niemand einem Evang. Fürsten die Oberaufsicht über die Liturgie streitig machen: aber es ist doch nicht rathsam, daß ein Fürst für sich allein, oder mit Zuziehung eines einzigen Theologen gottesdienstliche Bücher einführet.

Wie kann übrigens die Erbauung durch unverständliche Lieder befördert werden, die man wirklich im neuen Meklenb. Gesangbuche findet? Was denkt der Bauer, der Dienstbothe bey dem Liede: Höchster Priester, der du dich ꝛc. Trage Holz auf den Altar, und verbrenn mich ganz und gar ꝛc.? In andern Ländern wünscht die Liebe zur Erbauung die unverständlichen Lieder aus den Gesangbüchern heraus, und hier setzt man sie hinein. Das Verfahren wider den Senior und Pastor J. zu G. ist viel zu hart. Dieser Mann hatte in einer Predigt, da er seinen Zuhörern einschärft, wie man das, was man singe und bete, verstehen müsse, diese Worte mit einfliessen lassen: „Dieses aber kann wohl nicht geschehen, „wenn in neuen Gesangbüchern manche alte schriftmäßige und „geistreiche Lieder weggelassen werden — an deren statt neue „eingeführt werden, die unbekannt, auch in manchen Dingen „undeutlich und unverständlich sind.„

Hier ist wohl zu merken, daß das Meklenb. Gesangbuch nicht genennet wird, auch kein Landesherrlicher Befehl an die Geistlichen ergangen war, dieß Gesangbuch einzuführen. Dennoch ward der Senior fünf Jahre seines Amts und aller

Einkünfte beraubt, und da er endlich durch Urtheil und Recht nach einem Processe von 5. Jahren wieder eingesetzt wurde, und ihm die entzogene Fixa nachgezahlet wurden, so mußte er doch die schweren Proceßkosten bezahlen.

Daß übrigens der Verleger für den Verlag des neuen Gesangbuchs dem Landesfürsten jährlich 200. Rthlr. bezahlen muß, vertheidigt zwar der Verfasser, aber uns scheint es anstößig. Das Recht, Verlagsfreyheit zu ertheilen, thut hier nichts zur Sache. Bücher zum öffentlichen Gottesdienste, die durch Fürstl. Befehl eingeführet werden, die der Aermste haben muß, wenn er in der Kirche nicht umsonst sitzen soll, müssen so wohlfeil seyn als möglich. Freunde des Christenthums schenken in andern Ländern Geld zu solchen Auflagen, um die Bücher wohlfeil zu machen, aber ein jährlicher Impost macht sie theuer. Der Drucker nimmt das Geld vom Käufer zwiefach wieder.

Kr.

Gebt dem Kayser, was des Kaysers ist, vermög der Wahlkapitulation und einer ruhigen Betrachtung derselben. Mietau bey Hinz. 1774. 368 Seiten in Octav, 18 Seiten Vorerinnerung.

Wenn auf diese Ermahnung: Gebt dem Kayser, was des Kaysers ist, Cäsarianer, Hippolythen und Eklektiker dem Herrn Verfasser durch die Frage antworteten: Was ist des Kaysers? Und sind wir ihm im Rückstande? Oder im Vorschusse? So möchte er, wenigstens noch zur Zeit, schwerlich mit der Gegenfrage ausweichen: Wie steht geschrieben? Wie liesest du? Vielmehr scheint die Antwort auf diese unvermeidliche Frage dem folgenden Theile vorbehalten zu seyn. In diesem ist das Paradoxon zum Hauptsatze aufgestellet: „Auch nach den Zeiten der Karolinger „und von ihnen an, war das deutsche Reich erblich.„ Diesen Satz zu erweisen mußten nun freylich wohl allerley Gründe angewandt werden, durfte kein Mittel verworfen werden, wenn es nur, gerade, oder durch Umwege, war einerley, zum Zwecke zu leiten schien. Nun möchten diese Gründe und diese Mittel leicht den Argwohn veranlassen, der Hr. Verfasser werde im folgenden Theile das, was des Kaysers ist, frischweg durch das Erbrecht bestimmen, dessen Lob dann gar fein in einem Panegyrikus auf unsere Zeiten

und

und unſern Kayſer verflochten werden könnte; allein der Recenſent will einmal nicht argwohnen. Der Hr. Verfaſſer hat vielleicht noch andere Gründe, warum er Arnolfs, Karlemans natürlichen Sohnes, Ludwigs des Kindes Vaters, mit einigen italiäniſchen, oder nach ſeiner Etymologie, italiſchen Schriftſtellern gar nicht gedenkt, ſo wie Otto von Freyſingen die ſeinigen gehabt haben mag in ſeiner Chronike B. 6. Cap. 9. von deſſen Wahl durch die Reichsſtände ſehr nachdrücklich zu ſprechen — hat vielleicht noch andere Gründe, warum er Konrads des erſten Wahl für Erbfolge hält, als die, daß Konrad von dem verſtorbenen Ludwig doch vielleicht wohl der Nation empfohlen ſeyn können S. 3, daß Konrad nicht lange genug regiert habe, um ſeine Wahl außer Streit zu ſetzen S. 3. daß Otto illuſtris mächtiger, als Konrad und deswegen dieſer nur ſo gleichſam Reichsverweſer, oder Ottens Kommiſſair geweſen ſey S. 4, auch viel zu unglücklich regieret habe, als daß er habe gewählt ſeyn können S. 6. (Sollte der Hr. Verf. bey dieſem letztern Grunde wohl ſchon auf Kayſer Karl den ſiebenten hinausgeſehen haben?). — hat vielleicht noch wichtigere Gründe wider Heinrichs Aucups Wahl, als den, daß der vorher bloße Statthalter, Konrad, ein Ernennungsrecht gehabt habe S. 7, und den, daß dieſes Bruder, Eberhard, ſeine Gedanken auf das teutſche Reich S. 7, aus beſonderer Großmuth, S. 8, fahren laſſen, und als die Anfrage: Ob nicht Heinrich doch die Oberherrſchaft würde erhalten haben, wenn auch die deutſchen Stände in ſeine Wahl nicht gewilligt hätten? — hat vielleicht wichtigere Gründe für das Erbrecht, als die Thronfolge der vier Otten, bey deren erſteren er gleichwohl S. 26, eine leichte Spur von Wahl einräumet, und daß Ditmar von Merſeburg ſtatt eligere, collaudare ſagt S. 19, — wichtigere Gründe, als daß zu den Zeiten der Otten die Zahl der Kurfürſten noch nicht beſtimmt geweſen, S. 27, mit einem Worte, wichtigere Gründe, als die er zur Unterſtützung ſeiner Hypotheſe, von Wahl zu Wahl anführet. Denn da doch manche Wahlen ſo ziemlich unwiderſprechlich ſind; ſo lieſt ſichs mit Vergnügen, wie der Hr. Verfaſſer durch ſie und alle ihre Schwierigkeiten ſich durchzuwinden ſucht. Z. E. Konrads des erſten Regierung „war eine Uſurpation, Zwiſchenreich, „Verweſung, Adjunction, kriegeriſche Obergewalt und wer „weiß, was? Nur keine ordentliche königliche Regierung

S. 26.

S. 26. „ Gleichwohl hatte der Bruder dieſes Uſurpateurs, Zwiſchenherrſchers, Verweſers, Adjuncts, Eroberers und wer weis, was? Nur nicht ordentlich regierenden teutſchen Königs, dieſer Bruder hatte S. 27 das Recht zur Krone und trat es aus Großmuth einem Fremden ab. S. 27. Woher Eberhard dieß Recht zur Krone erhalten habe, ſagt der Herr Verfaſſer zwar nicht; aber noch zur Zeit brauchte dieß auch nicht geſagt zu werden. Ferner, ſo lange nicht gerade ſieben Kurfürſten vorhanden ſind; ſo lange iſt beydes, Wahlrecht und Wahlreich, nur zufällig, S. 30. Verſteht ſich, daß bis auf dieß Jahrhundert, auch die von ſieben Kurfürſten unternommene Wahlen ſo wohl, als ihr Wahlrecht zufällig ſind, weil wir nunmehro neun Kurfürſten haben müſſen, um das Wahlkollegium herauszubringen. S. 30. Ferner, daß keine Wahl, nur Erbrecht ſich denken laſſe, ſo bald der Wahlkandidat mit dem Vorgänger von Einem Stamme, oder auch nur ſonſt, nahe, oder entfernt, verwandt, oder verſchwägert geweſen. S. 32. Beyläufig thut hierbey nichts, wenn zuweilen der Entferntere dem Nähern vorgezogen worden. Denn in dieſem Falle war der Nähere minder fähig und der Entferntere erbte aus doppeltem Rechte, des Blutes und der Geſchicklichkeit. S. 31. Ferner, daß die Wahl, wäre ſie etwan durch Damen geleitet, keine Wahl, ſondern nur eine einmüthige Erklärung ſey, daß der Erklärte durch Gottes Gnade und durch Erbrecht König iſt. S. 32. (Vermuthlich dieß in Vorſicht auf die Wahl von 1745.) Daß ſo lange kein kurfürſtliches beſtimmtes Kollegium, ſo lange ſey auch kein völliges Wahlreich vorhanden geweſen, S. 32, daß, wenn alle Fürſten und das ganze Volk mit der Krönung zufrieden ſind, es ſich verſtehe, daß von den Erzbiſchöffen und Herzogen keine Wahl geſchehen ſeyn könne, S. 39, daß die Erbfolge auch auf die Kunkel gefallen und zwar, welches dem Recenſenten in Erinnerung der Bayeriſchen und Sächſiſchen Anſprüche doch faſt bedenklich fällt, auf die nächſte a primo acquirente. S. 42. daß man dem Biſchoffe Otto von Freyſingen nicht trauen dürfe, wenn er das teutſche Reich für ein Wahlreich ausgiebt, S. 43 und auf dieſem Fuße das ganze Buch durch. So gar Karl der fünfte würde aus Erbrecht unbedingt, wie ſein Großvater Maximilian, S. 110, den Thron beſtiegen haben, da er aus dem Geblüte des Verſtorbenen in gerader Linie abſtammte, S. 111, wenn nicht beſondere Umſtände dazu gekommen wären. Und von Karl dem fünften

ten an — ie nun, das fällt ohne dieß in die Sinne und auf den Abgang des Habsburgischen Mannsstammes war das Erbrecht der Spille S. 42, bedächtlich vorher errichtet. Gönnet man nun dem H. V. diesen seinen Lieblingssatz mit dem er zuschauen wird, wie weit er bey Geschichtskundigen Staatsrechtlehrern ausreichet; so muß man übrigens dem Fleiße und der Geschicklichkeit Gerechtigkeit wiederfahren lassen, mit denen er ihm den Anstrich von Wahrscheinlichkeit zu geben, sich bestrebt hat. Aber auch außer dieser absichtsvollen Hypothese hat er in seinen Betrachtungen über die Concordaten, über die Entstehung der Wahlkapitulation, über Karls des fünften Wahlkapitulation selbst, über die Reichsgerichtsbarkeit und deren Verfassung und über die Reichsansprüche, manche feine richtige Bemerkung, obgleich auch einige, wie S. 226, 228. zu scharf ausgespitzt, andere, wie S. 242 : 253 zu sehr detaillirt und fast alle in seinem eigenen System zu seyn scheinen. Ueberhaupt hält der Recensent diese Schrift für sehr lesenswürdig und wünscht die versprochene Fortsetzung, so wie er hofft, der Hr. Verf. werde diese mit der Seitenzahl und den eigenen Worten belegte Erinnerungen wenigstens unpartheyisch finden. Den Gegenstand aber im Ganzen betrachtet ist R. der Meynung, daß zwar jedem Schriftsteller frey stehen müsse, ob seine Feder dem Kayser, oder den Ständen hofieren solle; daß aber doch die Vorrechte des Kaysers, bey dessen überwiegenden Hausmacht eben keine Bücherverwahrung bedürfen, und lebt der Hoffnung, daß die Vorrechte der Stände, wenn sie auch noch so sehr durch die Feder eingeschränkt werden wollen, zuletzt doch in dem teutschen Nationalcharakter Sicherheit finden werden, gesetzt auch, der Schutz, welchen ihnen die freylich veränderliche Lage der übrigen europäischen Mächte bisher gewähret, hörte auf, oder würde unzulänglich.

Tn.

Spicilegium observationum de potestate Juris dicundi cum Archi-Mareschallatu Saxonico copulata — Jacobus Henricus Born. Lipsiae ex Officina Breitkopfiana 1773. 4.

Zwar nur eine akademische Streitschrift, die eigentlich außer unserm Gesichtskreise liegt, die wir aber wegen Wichtigkeit der Materie anzeigen. Wir wollen nicht über die Gründe der streitigen Befugnisse unser Urtheil zusagen, denn

denn soweit geht der Plan unserer Bibliothek nicht, sondern blos die Freunde solcher Kenntnisse mit einem Verfasser bekannt machen, der die ganze Literatur dieses publicistischen Gegenstandes so völlig in seiner Gewalt hat, daß man alle Bücher vor sich aufgeschlagen zu sehen glaubt, wenn man die Abhandlung vor sich liegen hat. (Vielleicht hat er fast allzuviel Bücher aufgeschlagen, wie gleich aus der zweyten Seite erhellt.) Der Leser einer jeden Parthey folge denn nur der Wahrheit, so wird diese Schrift für einen jeden ihren Nutzen haben.

Gm.

Franz Joseph von Albini des heil. R. R. Ritter, beyder Rechten Doctor, academische Abhandlung von dem die Handwerks-Innungen nicht anbelangenden Entscheidungs-Jahre 1624. Ohne Ort 1772. 8. Bog. in 8.

Der Frankfurtische Rechtsstreit mit dem Katholischen Maurer-Gesellen Müller hat den Hn. V. zu dieser Abhandlung veranlaßt. Im ersten Capitel behauptet er, es lasse sich kein Bürger gedenken, dem nicht die Wahl frey stehe, in welche Zunft er wolle aufgenommen werden. Das zweyte erklärt den Osnabrückschen Friedensschluß im 5. Art. §. 35. Im dritten werden einige Gründe der gegenseitigen Meynung, daß das Entscheidungsjahr auch auf die Zünfte gehe, vorgetragen; das vierte widerlegt selbige. Allenthalben schreibt H. von A. sehr bescheiden gegen die Evangelischen und die Entfernung vom Religionshasse gereicht ihm zur wahren Ehre. Wir finden jedoch bey ihm keine Widerlegung derer in der Frankfurter Sache eingeholten Göttingischen und Tübingischen Gutachten, und noch weniger der Korthol'tischen Streitschrift, de anno decretorio, quatenus in colleg. opific. conveniat von 1770. und können daher seiner Meynung nicht beypflichten.

Mn.

Ernst Christian Westphals Versuch einer systematischen Erläuterung der sämmtlichen Römischen Gesetze vom Pfandrechte. Leipzig bey Weygand 1770. 1. Alph. 6. B. in 8.

Die commentatorische Lehrart des Römischen Rechts hat Vortheile und Mängel. Man studirt durch sie die Gesetze selbst, jedoch ohne Verbindung. Die systematische Art

des

des Vortrags ist zur gründlichen Kenntniß der Rechte die beste und hat auf den Academien jene Methode längst verdrungen. Die besondere Gattung von ihr, da man den Inhalt der Gesetze systematisch und mit Beybehaltung des gesetzlichen Ausdrucks vorträgt (methodus systematico-reconcinnatoria), ist bisher wenig befolgt. Gemeiniglich kleidet der Schriftsteller den Inhalt der Gesetze in seine eigene Worte ein. Diese letztere Gattung hat allerdings mehr Fehler, als die reconcinnatorische. Der oft unbestimmte Ausdruck, die Verfehlung mancher Gesetze, die Zuflucht, die der Verfasser neben den Gesetzen sehr oft zu Vorurtheilen der Rechtsgelehrten oder zur Gerichtsobservanz nimmt, veranlaßt Unrichtigkeit, Misverstand, Unvollständigkeit und ein unlauteres, durch Sätze, von denen die Gesetze selbst nichts wissen, verfälschtes Rechtsbuch. Herr Prof. W. hat die Absicht gefaßt, die commentatorische Lehrart mit der systematischen in ihren beyden Arten zu vereinigen. Er will einzelne Materien des Römischen Rechts systematisch vortragen, sich dabey lediglich an die vorliegenden Gesetze halten, diese Gesetze zur geschwindern Einsicht in die Noten setzen und zugleich erklären. Sein Vortrag ist die umgekehrte reconcinnatorische Methode. Er enthält die eigenen Worte des Verf., welche durch die Erklärung der Gesetze unterstützt werden. Hier hat er den Anfang mit dem Pfandrechte gemacht, welches in diesem weitern Begriffe das hypothecarische Recht mit begreift. In zehen Kapiteln wird, nach vorausgesetzter historischen Nachricht von den Stellen im Römischen Gesetzbuche, die das Pfandrecht betreffen, und von dem Pfandrechte selbst, gehandelt: von dem Begriffe und der Natur des Pfandrechts und denen beyden Theilen daraus entstehenden Befugnissen und Pflichten überhaupt; von der Entstehungsart des Pfandrechts, dessen Eintheilung überhaupt und dem allgemeinen prätorischen und richterlichen Pfandrechte insonderheit; von dem Pfandvertrage und dessen Nebenverträgen; vom stillschweigenden Pfandrechte; von den Sachen, die verpfändet werden können; von der Rangordnung der Hypotheken unter einander; von Veräußerung des Pfandes; von Aufhebung des Pfandrechts; von denen bey dem Pfandrechte vorkommenden Rechtsmitteln. Die Ordnung ist noch ziemlich gut; obgleich das 2 : 5. Kap. manches durcheinander werfen. Mit der Ausführung selbst aber sind wir unzufrieden und müssen es frey gestehen, daß wir nach der Vorrede mehr erwartet haben. Allenthalben vermissen wir Kritic, die doch bey dieser Art des Vortrages,

nach

nach welcher das Recht unmittelbar aus seinen Quellen stu-diert wird, die Grundstütze seyn soll. Zuweilen wird in den Gesetzen eine andere Lesart, oder auch die Aenderung eines Kritikers angeführt, ohne alles Urtheil angenommen, verworfen oder im Zweifel gelassen. Höchstens sagt der Herr Verf. wenn man die Aenderung annimmt, so ist alle Schwierigkeit gehoben; oder der Erklärung fehlt es am Beweise; oder: man kann es bey dieser Erklärung in Ermangelung einer bessern bewenden lassen ꝛc. Oft auch Machtsprüche, z. B. S. 75. Im l. un. §. ult. ff. de remiss. ist statt detentionem zu lesen petitionem. Ob aber Cujaz, der Vater dieser Aenderung (obgleich der H. W. ihn, wie oft geschiehet, nicht als solchen nennt) Grund zur Aenderung habe, ob das Gesetz sich nicht ohne selbige erklären lasse — das bekümmert ihn weiter nicht. So finden wir auch, daß er bey Wiederlegung gegenseitiger Meynungen oftmals eben so wenig urtheilt, entweder im entscheidenden Tone mit dem Schwerde drein schlägt, oder auch wankend stehen bleibt: der Grund ist falsch: der Unterschied ist vermuthlich zu fein ꝛc. Doch wir wären bey dem Mangel neuer Erklärungen und richtiger eigenen Urtheile zufrieden, wenn H. W. uns nur nach dieser in der That schönen Methode dasjenige hätte in einiger Vollständigkeit liefern wollen, was seine Vorgänger bereits zur Erklärung gesagt haben. Cujaz, Faber und zuweilen Donellus sind am mehresten genutzt, andere Aeltere selten und die Neuern fast gar nicht. Man darf nur die Blätter des Buchs auseinander fallen lassen, um sich hievon zu überzeugen; z. B. S. 146. führt er zur Vereinigung des l. 24. §. 1 ff. de reb. auct. iud. poss. und lib. 1 ff. in quib. caus. pign. in einem anscheinenden Widerspruche den Westenberg an. Hätte er die Böhmersche Abhandlung de jure merced. opif. in conc. credit. §. 9. und f. hierüber nachgeschlagen, so würde die Erklärung anders ausgefallen seyn, auch würde er nicht selbst behauptet haben, es sey aus diesen Gesetzen ersichtlich, daß Kaiser Marcus zwey Verordnungen zur Sicherheit dessen, der Geld zur Wiederherstellung eines Gebäudes herschießt, gemacht habe. Daß dem Herrn Verf. einige Gesetze, worinn außer den gewöhnlichen Titeln vom Pfandrechte die Rede ist, entwischt sind, z. B. so viel uns nur gleich beyfallen. l. 238. §. 2. ff. de V. S. l. 2. §. 5. ff. de relig. verdient weniger Tadel; aber daß er auch wichtige bestrittene und interessante Rechtsfragen vorbeygelassen, die nicht bloß aus einem idealischen Streite der Rechtslehrer, (denn diese

bleis

bleiben mit Recht bey dieser Lehrart ganz weg) sondern aus Gesetzen selbst entstehen, ist ihm nicht zu vergeben; z. B. ob auch derjenige, welcher zur Besserung eines Schiffes Geld hergeliehen, unter Begünstigung der Nov. 97. c. 3. eine stillschweigende Hypothek habe; ob auch unbewegliche Sachen, die nur gemeiniglich mit Hypotheken belegt werden, verpfändet werden können; ob unter den verhypothecirten beweglichen und unbeweglichen Gütern auch die Befugnisse und ausstehende Geldforderungen mit begriffen sind u. s. w. Im dritten Capitel hätte das Wesen des Pfand- und Hypothekenvertrages und deren Unterschied näher gezeigt werden sollen. Wie Hr. W. 211. den sonderbaren Satz: „die Begräbnißkosten gehen einer oder der andern Hypothek vor, keinesweges aber allen Hypotheken,„ vertheidigen kann, sehen wir nicht ein. Der angeführte l. 14. §. 1. ff. de relig. enthält nur einzelne Fälle, da die Miethgelder und die Begräbnißkosten und ein Vermächtniß und diese Kosten mit einander concurriren. Beyde Fälle werden zur Bestärkung der Regel des l. 45. ff. eod. entschieden, daß die Begräbnißkosten *omni credito* vergehen sollen. Hr. W. sagt zwar in der Erklärung dieses Gesetzes: „*omne creditum* ist ein Ausdruck, der nur Personalgläubiger andeutet; „ wie ungegründet diese Auslegung aber sey, weiß ein jeder, der sich nur des weiten Begriffs von den Worten: creditor und creditum erinnert. Doch wir würden zu weitläuftig werden, wenn wir von der Unvollständigkeit und Uebereilung im Urtheile mehrere Beyspiele, die der bedachtsame Leser in Menge findet, anführen wollten. Bey den vielen Hauptmängeln ist der Mangel eines Registers (außer einem beygedruckten Verzeichnisse der erklärten Gesetze) noch der geringste Mängel. Unser unpartheyisches und von der Tadelsucht entferntes Urtheil soll Hr. W. nur in fernerer Bearbeitung Römischer Rechtsmaterien nach dieser Methode erinnern, mehr Kritik bey Erklärung der Gesetze anzuwenden, seine Vorgänger besser zu nutzen, richtiger zu denken und lieber mehrere Jahre zu arbeiten, als unvollständig zu seyn.

Mn.

3. Arzneygelahrheit.

Morbona in duas partes divisa, seu enumeratio morborum, quos quinquaginta annorum intervallo sustinuit Io. Iacobus Ritter, Med. D. eiusdemque Practicus Peilaviae Silesiorum. Norimbergae. Impensis Schwartzkopfii. 1773. in 4. zehn Bogen.

Der Pendant zur Lebensbeschreibung des hypochondrischen Mag. Behrend. Daß dergleichen Krankengeschichte, die den Leibes- und Gemüthszustand eines stets kränklichen, schwermüthigen, grübelnden, und auf die allerkleinsten Umstände seines Zustandes aufmerksamen Unglücklichen, tagtäglich beschreiben, so ermüdend sie auch für manche Leser, und so lächerlich sie oft für andre seyn mögen, dennoch für einen forschenden Philosophen und Arzt lehrreich genug sind, daran läßt sich nicht zweifeln. Herr R. der selbst ein denkender Arzt ist, hat sein Tagebuch freylich mit übertriebenem Fleiße, aber auch mit güter Einsicht und Reflexion zusammengesetzt, und giebt seinem Arzneykundigen Leser oft Anlaß zum Nachdenken. Wer sich überwinden kann, seine Schrift in Geduld durchzulesen, der wird am Ende doch finden, daß es nicht ohne Nutzen geschehen sey. Man merkt gar deutlich, daß Herr R. auch der Verfasser der Zweifel über einige in der ausübenden Arzneykunst im nordlichen Deutschlande bemerkte Gegenstände sey, welche 1772. in Bunzlau, in 8. herausgekommen sind.

Gz.

Nachricht von dem jetzt herrschenden Fleck- und Friesselfieber von D. W. H. S. Bucholz ꝛc. Weimar, bey Hofmann. In 8. 5½ B. 1772.

— Zwote vermehrte und verbesserte Auflage, nebst angehängtem Berichte vor den gemeinen Mann, u. s. w. gestellet durch Otto Flosserum und Mag. Simonem Wildten, Churf. Hofärzten in Weimar, im Jahre 1554. Ebendas. in 8. 9 Bog. 1773.

Durch diese Nachricht suchte H. B. bey den damals grassirenden Fiebern den unmedicinischen Lesern, besonders den Landpredigern, verschiedene nützliche Verhaltungsregeln bey-

beyzubringen, und ſie vor mancherley ſchädlichen Misbräuchen zu warnen. Er fügte bey der erſten Auflage des berühmten Zimmermanns Aufſatz von der Windepidemie in gleicher Abſicht bey, und man lieſet in der zwoten Auflage mit Vergnügen, daß der löbliche Zweck vielfältig erreicht worden. Dieſe zwote Auflage iſt mit einigen Anmerkungen, mit einem Nachtrage von ſpätern Bemerkungen, und mit dem auf dem Titel angeführten Berichte zweener alter weimariſcher Aerzte bereichert, welcher ſchon verdiente, aufbehalten zu werden, um den damaligen Zuſtand der Kunſt mit dem jetzigen zu vergleichen. Herr B. iſt ein guter Arzt und ſeine Anmerkungen ſind nicht unbeträchtlich. Im Nachtrage finden wir unter mehrern einen lehrreichen Fall von der Nützlichkeit der Brechmittel in ſpätern Perioden der faulen Krankheiten, der aber, um nicht zu ſchädlichem Misbrauche Anlaß zu geben, mit nöthiger Warnung vorgetragen iſt. Nächſtdem ſind in der Folge die neuern günſtigen Verſuche mit dem Extracte aus der wilden Kaſtanienbaumrinde in Fiebern, ſtatt der Fieberrinde, aller Aufmerkſamkeit würdig. Auch ſind ein paar einheimiſche Beobachtungen von dem gelben Fieber wichtig. Vieles iſt freylich bekannt, aber doch immer zweckmäßig.

Gz.

Wahrnehmungen zum Behufe der Wundarzneykunſt in Deutſchland. Von Johann Philipp Hagen, Sr. Durchl. des Herzogs in Curland geweſenen erſten Leibchirurgus. Mietau, bey Hinz, 1772. 8. 164 Seiten.

Der Verf. welcher ſich jetzt in Berlin aufhält, gehört unter die denkenden Wundärzte. Einige ſeiner Wahrnehmungen ſind merkwürdig. Eine Geſchwulſt am Fuße, welche nach einem unglücklichen Wochenbette entſtanden war, wurde nach dem wiederholten Gebrauche eines kalten Fußbades, wodurch man ſie zu heben ſuchte, ſo groß, daß ihr Umfang in der Gegend der Wade 46 Zoll betrug. Verſchiedne innre und äuſſere Mittel wurden umſonſt gebraucht. Endlich zeigte ſich in der Gegend der Wade ein Beutel, in welchem man ganz deutlich ein Schwappern bemerkte. Man öffnete ihn, und es floß eine große Menge Waſſer aus. Aber bald darauf entſtand ein ſtarkes Fieber, ein heftiger Schmerz in der Geſchwulſt: die

Kranke verlohr die Kräfte, und starb nach der Operation an einem allgemeinen kalten Brande.

Ein Brand am vordern Theile des männlichen Gliedes verursachte eine heftige Hämorrhagie, die der Verfasser sogleich durch ein stark klebendes Pflaster, welches er fest um die Wurzel der Ruthe legte, stillte.

Sehr wunderbar ist die Geschichte eines jungen Menschen, dem ein spitziger Pfahl unter der Brustwarze in die Brust drang, die rechte Lunge durchbohrte, und am Rükken zwischen der dritten und vierten Ribbe wieder zum Vorscheine kam. Man schaffte sogleich die Luft aus der Brusthöhle, vereinigte die Stücken einer zerbrochenen Ribbe, so gut als möglich, bedeckte und befestigte die äußere Wunde mit einem Heftpflaster, und ließ zwölfmal innerhalb wenig Tagen zur Ader. Dieß alles geschahe mit einem so guten Erfolge, daß weder Schmerz noch Beängstigung, ja nicht einmal ein Husten entstand, der Kranke nach 26 Tagen vollkommen wieder hergestellet war, und noch überdieß während der Cur einen kurzen Othem verlohr, den er von Jugend auf gehabt hatte.

Bey krebsartigen, phagedänischen und alten Geschwüren braucht der Verf. ein gewisses Merkurialmittel mit großem Nutzen. Dieß Mittel ist eine sehr gesättigte Auflösung des lebendigen Queckſilbers in Scheidewasser, wovon 12 Tropfen mit einer Unze Kalkwasser vermischet werden. — Ein alter hartnäckiger Beinfraß am Schienbeine eines jungen Menschen, wurde durch den äußern Gebrauch eines Infusums von Wermuth, Schaafgarbe, Stabwurz und Beyfuß, in welchem man ein glühendes Eisen auslöschte, innerhalb drey Wochen ohne alle Abblätterung vollkommen geheilt.

Herrn Sue des jüngern Chirurgisches Lexicon, welches alle sowol theoretische als praktische Kenntnisse der Wundarzney enthält. Aus dem Französischen übersetzt, und mit Zusätzen vermehrt von D. Johann Georg Krünitz. Zwey Theile. Mit Kupfern. Berlin, bey Lange. 1773. 8. 891 S.

Ein chirurgisches Lexicon schreiben, heißt eigentlich eine zusammenhängende systematische Wissenschaft zerreissen, und in unendlich vielen unter einander geworfnen Brocken auftragen. In Frankreich, dem Vaterlande so vieler Dictionairs, mag diese Weise vielleicht gefallen, wir aber finden keine Ursache sie zu empfeh-

empfehlen. Dieß angezeigte Lexicon können wir desto weniger empfehlen, da wir es sehr unvollständig gefunden haben. — Die Uebersetzung ist mit vielem Fleiße verfertigt.

Nl.

Sendschreiben an H. Franz Lorenz Marschall, geschwornen Wundarzte der königl. freyen Stadt Straßburg, betreffend einen von Johann Arnold Isengarth, Wundarzte zu Straßburg, verbesserten Tourniquet. Straßburg bey König. 1772. 8. 1 Bogen.

Wir können von dieser Erfindung nicht urtheilen, da uns weder die Beschreibung noch das Kupfer einen genugsamen Unterricht davon giebt.

Nl.

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche praktischer Aerzte. Erstes Stück, von den Krankheiten, die von der zurückgetretenen Milch entstehen. Leipz. Dyck. 1774. 8. 192. S.

Nach der in der Vorrede angezeigten Absicht, soll diese Sammlung die besten und neuesten Abhandlungen und Beobachtungen der Ausländer enthalten, die zur praktischen Arzneykunst gehören und entweder in grössern Werken eingerückt oder an sich schon selten sind. Jedes Jahr will man 4 ähnliche Stücke liefern, und von 1770 anfangen. Die Absicht ist lobenswürdig und wann die Wahl mit Geschmack geschiehet, wird sie auch Beyfall finden. Dieses erste Stück enthält folgende Abhandlungen: 1) Nicol. Puzos von den Milchversetzungen. 2) Davids Abhandlung von den Mitteln, die Milch bey Weibern zu verringern, zu vertreiben ꝛc. 3) And. Levret von den Krankheiten, die von der zurückgetretenen Milch entstehen. 4) F. A. Deleurye von den Krankheiten, die bey Kindbetterinnen von der zurückgetretenen Milch entstehen.

Hätte der Herausgeber außer dem angezeigten Zweifel von Hr. Meckel auch die Schriften der Engländer Leake und Hulme gelesen, so würde er mit wenig prophetischem Geiste der französischen Modekrankheit von Depots laiteux ein baldiges Ende vorhergesagt, und sich weniger gewundert haben, daß

die Engländer derſelben keine Erwähnung thun. Ueberhaupt wäre alsdenn dieſe ſonſt nützliche Sammlung vielleicht nicht mit einer ſtreitigen Materie angefangen worden.

Sr.

D. M. E. Blochs medicinische Bemerkungen; nebſt einer Abhandlung vom Pyrmonter Augenbrunnen. Berlin. Bey Himburg. 1774. in 8. 15 Bogen.

Wir haben die hierinn enthaltenen 24 wolgeſchriebenen Aufſätze mit Vergnügen geleſen, und wünſchen ſie in aller Aerzte Hände, beſonders ſolcher, die uns ebenfalls ihre Wahrnehmungen mittheilen wollen, damit ſie daraus erſehen mögen, wie mediciniſche Caſus hinlänglich und doch kurz, lehrreich und doch nicht im Präceptortone, praktiſch ohne Geſchwätz und Pralerey, ungeſucht gelehrt ohne Citationen und ohne Kritik, und vor allen immer intereſſant abgefaßt werden können, ohne die Schreibart der aſiatiſchen Baniſe- oder eines empfindſamen Poeten zu Hülfe zu nehmen. Herr Bl. zeigt überhaupt eine geſunde Beurtheilungskraft, einen ſcharfſinnigen Unterſuchungsgeiſt, viel praktiſche Uebung, und keine Anhänglichkeit an irgend ein Modeſyſtem; er ſchließt mehrentheils behutſam und ſicher aus ſeinen Erfahrungen und weiß ſie uns oft neu und fruchtbar vorzuſtellen, ob ſie gleich im erſten Anblicke nur ziemlich gemeine Bemerkungen zu ſeyn ſcheinen. Es wird nicht unrecht ſeyn, ſich bey dieſem kleinen nützlichen Werke ein wenig zu verweilen, da es an guten Sachen ſo reich iſt.

1. **Länglichte Pupillen.** Ein Mann in Berlin und ſeine Kinder, ja auch Geſchwiſterkinder haben dieſe beſondre Abweichung der Natur, und ihre Augen ſind hier im Kupferſtiche zu ſehen. Hr. Bl. nimmt dabey Gelegenheit, von den Wirkungen der Einbildungskraft der Schwangern auf ihre Frucht ſein Urtheil zu ſagen, worinn wir ihm völlig beypflichten. Diejenigen, welche allen Zuſammenhang der Nerven und das Zuſammenſtoßen der Blutgefäſſe der Mutter und des Mutterkuchens leugnen, können ſich aus Herrn Meckels Verſuche eines beſſern belehren, als welcher durch ein Gefäß der Gebärmutter nicht nur den ganzen Mutterkuchen, ſondern auch das ganze Kind mit der eingeſpritzten Materie, ohne alle Zerreiſſung angefüllt hat.

2. Mancherley Urſachen des **intermittirenden Pulſes.** Blähungen im Magen und die hypochondriſche Empfindlichkeit

keit der Nerven sind doch wohl die Ursachen, die unter den ungefährlichen am häufigsten vorfallen. Daß er nicht immer eine Anzeige von versteckter Gichtmaterie sey, weiß der Rec. aus Erfahrung gewiß. Ein hypochondrischer Gelehrter von beynahe 30 Jahren, der nie eine Spur von gichtischen Zufällen gehabt, und dessen Vorältern dergleichen auch nie gekannt hatten, ward über ein Jahr lang von einem Pulse, der jeden vierten Schlag außenblieb, in Furcht gesetzt. Nachdem seine Hypochondrie curirt worden, verließ ihn dieser Zufall, und dieß ist zwanzig Jahre her, ohne daß sich auch seit diesem die geringste Spur von Gichtmaterie oder Zufällen bey ihm geäussert hätte.

3. Eine zwiefache Reihe Zähne. Herr Bloch bestreitet den Wahn bey dieser Gelegenheit, daß die Milchzähne keine Wurzeln hätten, da er sie bey Kindern unter sechs Jahren verschiedentlich mit Wurzeln gefunden.

4. Ein verwachsener Muttermund, der die monatliche Reinigung gefährlich zurückgehalten. Uns ist ein solcher Fall bekannt, da durch künstliche Oeffnung dem Uebel abgeholfen wurde. Hier ist es durch 18stündige erweichende Bähungen und Umschläge, ohne Schnitt, zum Durchbruche gekommen.

5. Gallensteine aus einem Geschwüre unter den kurzen Rippen. Ein merkwürdiger Fall. Es wurden 59 Gallensteine aus dem Geschwüre gezogen, und die Kranke genas. Beym Verbinden, das täglich zweymal geschahe, flossen 14 Tage lang, jedesmal 2 bis 3 Unzen Galle aus dem Geschwüre, wobey doch weder die Eßlust, noch die Verdauung der Kranken, noch die Farbe des Unraths eine Veränderung litte. Die Fisteln, welche nicht selten nach dieser Operation zurückgeblieben sind, leitet Herr Bl. sehr wahrscheinlich davon her, daß man einige Steine hat sitzen, und die Wunde zu früh zuheilen lassen. Die frischen Kräutersäfte hat er in hartnäckiger Gelbsucht vergeblich gebrauchen sehen. Der Vorschlag, die Gallenblase durch eine künstliche Entzündung zum Anwachsen zu bringen, um die Operation verrichten zu können, möchte doch wohl in der Ausführung schwieriger seyn, als es in der Theorie scheint.

6. 7. Nutzen des kalten Wassers bey Convulsionen, Krämpfen, Glieder- und Nervenschwäche u. s. w. An einem gelähmten Arme verursachte die Berührung des Wassers unerträgliche Schmerzen, da er doch Blasenpflaster, die Nesselgeitsche und das Electrisiren ertragen hatte, und die Heilung erfolgte in kurzer Zeit. Die Geschwulst, welche an den zer-

brochenen Beinen zurück zu bleiben pflegt, verschwindet sehr bald nach dem kalten Bade. Bey eingeklemmten Brüchen, und wider die Gicht erlaubt es der Verf. nur mit vieler Behutsamkeit. Und doch legte er Tücher mit kaltem Wasser auf den Kopf wider eine Schlafsucht von aufgetretener Gicht, und schlägt dasselbe beym Blutschlagflusse vor. Was S. 59. gelegentlich von der Unnützlichkeit der Blutigel bey Augenentzündungen gesagt wird, ist nur Theorie. Der Rec. hat zu mehrmalen augenscheinlichen Nutzen davon gesehen, wo reichliches Aderlassen nichts gefruchtet hatte. Die Nachricht von der Krankheit eines berühmten Gelehrten S. 60. und f. ist merkwürdig. Man hat uns aber versichert, daß der Kranke, ob er gleich sehr erleichtert worden, dennoch auch beym Gebrauche anderer Mittel, leider! noch nicht so völlig hergestellt sey, als hier S. 69. erzählt wird.

8. **Nutzen des Eises bey Nasenbluten.** Auf die Stirne und Nase applicirt, auch den ganzen Kopf damit bedeckt, und den Füßen ein laues Bad zugleich gegeben. Es versteht sich bey unmäßigem Bluten.

9. **Gebrauch des Mohnsafts und Vitriolöls im Bluthusten.** Der Mohnsaft dient nur, wenn ein scharfer Reiz in der Luftröhre sitzt, oder Krämpfe den Umlauf hindern: doch werden schleimigte und ölichte Mittel vorhergeschickt. Hier wären doch wol noch mehr Cautelen anzuführen gewesen, um den so gefährlichen Misbrauch zu verhüten. Die Art, wie der Verf. die Vitriolsäure giebt, ist wohl ersonnen.

10. **Verbindung der betäubenden und ausleerenden Mittel**; hauptsächlich bey hartnäckigen Leibesverstopfungen mit Erbrechen. Die Erklärungsart des Verf. daß das Opium schon verflogen sey, und ausgewirkt habe, ehe die Purgantzen wirken, will uns nicht gefallen. Was aber dagegen zu sagen wäre, wissen wir hier nicht kurz genug zu fassen.

11. **Nutzen der Ochsengalle bey zu wäßriger Galle und Magensäure.** Der Verf. hat sie täglich wol dreymal zu einem halben oder ganzen Quentlein gegeben. Einen Bandwurm, der wohl tausend Ellen lang war, hat er damit nach und nach abgetrieben. Der Rec. hat sie in gleicher Menge bey verschiedenen, ganze Monate lang täglich verordnet, aber ohne Wirkung, so gut sie auch purgirte. Daß die Vortheile, den Rosenstein wider den Bandwurm angepriesen, nicht glücken, ist nur allzuwahr.

12. **Blasenpflaster auf Flechten gelegt**, bringen sie zur Eiterung und Heilung.

13. Beob-

13. Beobachtung kleiner Umstände bey Krankheiten. Man könnte deren noch eine große Menge hinzufügen. Eiternde Augenlieder vom Waschen derselben mit eignem Urine. Der Kranke hatte vor einigen Jahren die venerische Gonorrhoe gehabt.

14. Metallene Kugeln bey hartnäckiger Leibesverstopfung zu verschlingen, statt des Queckſilbers, hat verschiedentlich bey verhärteten Excrementen geholfen. Sollten ein paar Schrotkörner dieß durch ihre Schwere verrichten?

15. Eine durch den Speichelfluß geheilte Wassersucht. Wie selten!

16:18. Blindheit von verhaltener monatlicher Reinigung. Von dreyen ward nur eine wieder sehend. Seltsame Verwachsungen. Ein polypöses Gewächs im Mastdarme, das eine tödtliche Leibesverstopfung verursachte. Mislungene Versuche, das polypöse Gewächs aufzulösen.

19. Tödtliche Wasserscheue vom Zorne. Der Fall an sich, und die Reflexionen des V. darüber sind merkwürdig. Aber alles dessen ungeachtet, was S. 146 u. f. davon gesagt wird, möchten wir doch nicht jeden unüberwindlichen Abscheu vor flüßigen Sachen eine Hydrophobie nennen. An sich betrachtet wäre freylich der Name gleichgültig, wenn man zuvor festgesetzt hat, was man darunter verstehen wolle. Allein wenn man sich doch an die einmal eingeführten Begriffe halten soll, so scheint es uns ein allzugewöhnlicher Ausdruck zu seyn, wenn man von Leuten, die wegen einer Verengerung des Schlundes, wegen eines im Schlunde feststzenden fremden Körpers, oder wegen einer sehr schmerzhaften Bräune, das Trinken äußerst fürchten, sagen wollte, daß sie die Hydrophobie hätten, obgleich der Ausdruck grammaticalisch richtig wäre.

20. Geschichte einer durch eine Aussaugerin auf viel Familien verbreiteten venerischen Krankheit und ihrer Cur. Ein abermaliges schreckliches Beyspiel von der Ausbreitung des venerischen Gifts über unschuldige Personen, wenn unreine Personen die Milch der Brüste aussaugen. Uebrigens enthält dieser Aufsatz viel praktisch wichtiges. Schwangere können einen nicht zu lange anhaltenden Speichelfluß wohl ausstehen, ohne sich oder der Frucht zu schaden. Das Queckſilber scheint sich nicht mit der Muttermilch zu vermischen, noch auf den Säugling fortzupflanzen. Vorzüglicher Gebrauch des Zuckermohrs (aethiops saccharatus) bey venerischen Geschwüren im Munde und Halse.

Ein eines venerischen Kindes mit der Milch einer Ziege, die mit Queckſilberſalbe täglich gerieben worden. Das Queckſilber kann hülfreich ſeyn, ohne irgend eine Ausführung zu befördern. Verſchiedene Verſetzungen deſſelben mit andern Arzneyen. Die Plenkiſche Solution verhütet nicht immer den Speichelfluß. Die eigene Curart des Verf. S. 174. Beyſpiele von langer Verhaltung des veneriſchen Giftes im Körper, u. ſ. w.

21. Verſetzungen der Milch. Sie ſind gemeiner als man glaubt.

22. Von der Pockenepidemie 1766. Herr Bl. hält die Einſchnitte und trocknen Schröpfköpfe an den äußern Gliedmaßen zum Ableiten der Pocken vom Haupte ſchicklicher und wirkſamer vor dem Ausbruche, als die Blaſenpflaſter. An kurz zuvor verwundeten Stellen kommen die Pocken am häufigſten zum Vorſcheine. Die Rinde unterdrückt den Speichelfluß nicht. Die blauen Flecke zwiſchen den Pocken, die man gemeiniglich für Petechien hält, ſind, nach H. Bl. Meynung, nichts anders als Pockenflecke, die wegen des faulen Bluts misfarbig ausſehen. Zuweilen verwandeln ſie ſich noch ſpät in guteiternde Pocken. Den Beſchluß machen ein paar lehrreiche Krankengeſchichte.

23. Ein periodiſcher Speichelfluß. Er kam alle Frühjahre, und vergieng vom Gebrauche friſcher Kräuterſäfte und der Molken. Nutzen der Blaſenpflaſter im Nacken hierbey.

24. Vom Pyrmonter Augenbrunnen. Mancherley neue und praktiſch nützliche Nachrichten. Er kann zum innerlichen Gebrauche das theurere Spawaſſer erſetzen.

Einige kleine Sprachfehler ſind uns bey dieſer ſonſt ſo gut geſchriebenen Schrift anſtößig geweſen. z. E. S. 7. Man glaubt, daß die Gefäße in keine unmittelbare Verbindung ſtehn. S. 17. Ich richte meine Prognoſis mehr nach andere als nach dieſes Zeichen ein. S. 57. In kaltem Waſſer getunkte Lappen ꝛc. Nach welcher Regel mag wol Herr Bl. das Nach bald mit dem Dativo, bald mit dem Accuſativo conſtruiren? Blos S. 62. 63. finden ſich folgende Beyſpiele von beyden: Nach dem Erwachen; nach das Gehirn geleitet; nach unzähligen Erfahrungen; nach dieſen Gründen; nach den Kopf; nach die äußern Theile.

Freye Briefe über einige in die Medicin einschlagende Materien. 1772. Ohne Anzeige des Orts und Verlegers. 5 ½ Bogen. in 8.

Ein superficielles Werkgen, voller unverdauter Gedanken, das kaum angemerkt zu werden verdiente, wenn nicht der V. darinn auf das Churſächsiſche Sanitätskollegium, und auf das K. Preußiſche Ober-Collegium Medicum in Berlin, wegen der von ihnen bekanntgemachten Anweiſungen, wie man ſich bey der graſſirenden Ruhr zu verhalten habe, einige unanſtändige Ausfälle gethan hätte. Wegen des erſtern iſt von einem Ungenannten, der ſich für einen Sächſiſchen Feldwundarzt ausgiebt, eine

Antwort an den Verfaſſer der freyen Briefe ꝛc. 1772. in 8. 3 Bogen, auch ohne Benennung des Druckorts und Verlegers,

ans Licht getreten, worinn der armſelige V. der Briefe ziemlich hart mitgenommen wird. Obgleich der Verf. der Antwort ſeinen Gegner unſtreitig weit überſieht, ſo müſſen wir doch geſtehen, daß wir vieles von dem, was er in Abſicht der Theorie und Cur der faulen Fieber und der Ruhr, in einem ſehr zuverläſſigen Tone ſagt, ja auch noch verſchiedene andere ſeiner Sätze, die Nebenſachen betreffen, nicht für ſo bündig halten, als er es zu glauben ſcheint: allein bey Gelegenheit eines ſo bittern Zanks, worinn man ſich nicht gern einreden läßt, wollen wir unſre Anmerkungen nicht vorbringen, ſondern ſie lieber bis zu einer etwanigen andern Veranlaſſung verſparen. Selbſt der V. der Antwort hätte unſers Erachtens beſſer gethan, das elende Geſchmiere ganz unbeantwortet zu laſſen, da es in aller Abſicht unter der Kritik iſt.

Gz.

4. Schöne Wissenschaften.

Martin Welten, eine komische Oper in 3 Aufzügen. Leipzig, bey J. S. Heinsius. 1773. 7½ B. 8.

Das Schnupftuch, eine komische Oper in Einem Aufzuge von Karl Franz Henisch. Prag, 1772. 3 Bogen. 8.

Wilhelm und Röschen, oder die Hollandgänger, eine Operette in 3 Aufzügen. Zelle, bey C. Gsellius. 1773. 4½ Bogen. 8.

Die Jubelhochzeit, eine komische Oper in 3 Aufzügen. Leipzig bey Dyk. 1773. 208 S. 8.

Man könnte die Geschichte unsrer Poesie (wie einige bey der Universalhistorie gethan haben) leicht in decennia abtheilen, und jedem seinen Namen von der Art Gedichten geben, die damals am meisten Mode waren. Denn kaum darf ein Genie eine Bahn betreten, worauf es sich Ehre erwirbt, so wird in 10 Jahren gewiß jeder Anfänger seine Leyer bloß zu demselben Tone stimmen; bis eine neue Gattung von Gedichten ihr Glück macht, und die erstere verdrängt. Geistliche Epopeen, Nachtgedanken und Einsamkeiten, anakreontische Lieder, Fabeln, scherzhafte Heldengedichte u. a. m. sind so auf einander gefolget, und haben, jedes zu seiner Zeit, den ganzen deutschen Parnaß beherrschet. Itzt ist die Zeit der komischen Oper. — Woher schickt denn unsre Sprache sich eben besser zur komischen, als zur ernsthaften Oper? Und ist es denn so leicht, witzig und komisch zu seyn, daß jeder glaubt, hieran seine Kräfte versuchen zu können? Es ist wol harte Strafe, ein Gedicht zu lesen, das invitis Musis eraſſaque Minerva gemacht ist, aber, will jemand gar invitis Gratiis scherzen und lachen, wie ekelhaft ist vollends der! Il est bien difficile de faire rire un honnête homme, sagt *Perrault*, und er hat wol Recht. Aber unsre Dichterlein müssen den Satz entweder nicht für wahr, oder ihre Leser nicht für honnêtes gens halten.

Die drey ersten der sogenannten Stücke sind alle in der Erfindung, im Stile, im Dialog, in den Versen schlecht; nicht Eine artige Situation, nicht Ein gefallender Zug. Doch ist ohne Rangstreit das zweyte Stück das elendeste unter den elenden, so daß man es nicht ohne den größten Ekel und Widerwillen lesen kann.

Das

Das Sujet des ersten ist: — Ein liederlicher und dummer, oder wie er hier heißt, ein lustiger Schuhflicker bildet sich ein, mit einer gräflichen Familie verwandt zu seyn. Der Edelmann des Guthes (denn auch darinn weicht nicht einmal der Schwarm der Nachahmer ab, daß er die Scene anders als aufs Land verlegen sollte) schickt ihm einen erdichteten Brief von einem Grafen, wodurch er es denn im Ernste glaubt; er fängt lauter, nicht einmal närrisches, sondern blos dummes, Zeug an, u. s. w. Einer, der ihn beleidigt hatte, wird in effigie geviertheilt; dabey wird der ganze Prozeß des Grafen Struensee nachgemacht, bis auf die Anklage des Daumenbeissens. Endlich entdeckt sich alles, man verlacht ihn, und das Mädchen, das der Vater ihm erst als einem Grafen geben wollte, bekömmt den längst geliebten Michel. Und bloß dazu hatte der Edelmann den Spaß gemacht. Welche Fiction. Es ist doch auch gar nicht eine Stelle darinn, die man gut nennen könnte. Spaß von der Art, wie S. 52. und S. 94, kann wol nur die oberste Gallerie zu lachen machen, der Parterre wird sich entweder ärgern oder roth werden. Ein Theater, das von solchen Dingen erschallet, ist des Besuches ehrlicher und gesitteter Leute unwerth. — Sehr artig ist das Titelkupfer gewählt, wo ein Amerikaner mit seiner ganzen Rüstung an einem Palmenbaume liegt. Die Charaktere des Stücks mögen auch eben so leicht amerikanisch als deutsch seyn, denn eigentlich sind sie — nichts.

Das zweyte Stück ist Zachariä's Schnupftuch, in Dialog gebracht. Die Maschinen der Epopee mußten also wegfallen. Strom heurathet zuletzt Lisetten, und Graf von Hold Belinden. — Es ist gänzlich unter aller Kritik; das langweiligste, niedrigste, ekelhafteste Gewäsch, das man lesen kann.

Das dritte: Ein junger Bauerkerl geht weg; seine Braut wird beynahe gedrungen, einen andern zu heirathen; just den Tag, da dieß geschehen soll, kömmt der erste wieder. Das Uebrige, wie sich von selbst versteht. — Es ist noch das erträglichste von allen; aber doch auch gänzlich ohne Spur von Genie, ohne Kenntniß des Herzens, ohne Charaktere, ohne allen Reiz. Die Sprache der Arien ist zu hoch gegen die Prosa.

Das vierte unterscheidet sich gar sehr von den vorhergehenden. Das Sujet ist beynahe eben dasselbe, das im dritten ist; nur daß an eben dem Tage, da das Mädchen heurathen soll, und da auch der erste Liebhaber wieder kommt,

ihres Großvaters Jubelhochzeit ist, wovon das Stück den Namen erhält. Die Charaktere zeigen sich gut im Handeln und Reden; auch sind recht feine gefallende Züge im Stücke; man findet komische und auch rührende Situationen, die Sprache ist den Charakteren gemäß, und der Dialog ist zwar nicht sehr lebhaft, aber doch unterhaltend. Gut aufgeführt und gut gesungen, wird dieses Stück gefallen.

Me.

Des Freyherrn von Gebler theatralische Werke. Erster Band, Prag und Dresden, bey Walthers. 1772. 376 Seiten, in 8. — Zweyter Band, ebend. 1772. 384 S. in 8. Dritter Band, ebend. 1773. 404 S. in 8.

Der Erste Band enthält: I. das Prädikat, oder der Adelsbrief, ein Lustspiel in drey Aufzügen. II. Die abgenöthigte Einwilligung, ein Lustspiel in Einem Aufzuge, aus dem Französischen des Guyot von Merville nachgeahmt. III. Der Minister, in fünf Aufzügen. IV. Das Bindband, oder die fünf Theresen, ein Lustspiel in Einem Aufzuge. V. Die Freunde des Alten, oder, Ehedem waren gute Zeiten, ein Lustspiel in drey Aufzügen. VI. Die Uebereilung, eine freye Uebersetzung der Etourderie des Fagan.

Im Zweyten Bande sind befindlich: I. Darf man seine Frau lieben? Ein Lustspiel in fünf Aufzügen, aus dem Französischen des Nivelle de la Chaussee für die deutsche Schaubühne eingerichtet. II. Die Kahala, oder das Lotteglück, ein Lustspiel in einem Aufzuge. III. Klementine, oder das Testament, ein Drama in fünf Aufzügen. IV. Die Wittwe, ein Lustspiel in zween Aufzügen. V. Der Stammbaum, ein Lustspiel in fünf Aufzügen.

Da diese Stücke schon zu ihrer Zeit in dieser Bibliothek angezeigt und beurtheilt sind, so wollen wir uns bey denselben nicht aufhalten, sondern nur anmerken, daß der Verf. durchgehends dieselben zu verbessern gesucht hat. Er fährt fort, die Muße, welche er bey den wichtigsten Staatsgeschäften gewinnen kann, theatralischen Arbeiten zu widmen, und liefert uns in dem dritten Bande fünf neue Stücke, die auch vorher schon zu Wien einzeln gedruckt waren: I. Leichtsinn und gutes Herz, ein Lustspiel in fünf Aufzügen, das viele gute Scenen und sehr abstechende Charaktere hat. Zwar

erins

erinnern wir uns in Ansehung des Kontrastes, den gutherziger Leichtsinn, und heuchlerische Bedachtsamkeit machen, einiger Aehnlichkeit dieses Stücks mit dem von Brandes: der Schein betriegt; indeß hat unser Verf. sowohl in Erfindung des Plans, als in der ganzen Ausführung viel Eigenthümliches: nur wünschten wir mehr Abwechselung der Situationen, um die Charaktere in ein abwechselndes Licht zu setzen. II. Die Osmonde, ein Drama in fünf Aufzügen. Es sind zwey Grafen dieses Namens, Vater und Sohn, nach welchen dieß Stück benannt ist. Die Scenen sind wiederum recht gut bearbeitet, und die Situationen oft sehr rührend und interessant. Das Heroische, welches in der Handlung dieses Stücks ist, schickt sich für den Stand und die Würde der Personen wohl nicht genugsam; man sieht immer die unbeschränkte Macht nicht ab, die der Statthalter einer Gränzprovinz zu so gewaltsamen Unternehmungen haben kann. Verlohrne Papiere, vertraute Korrespondenz, aufgefangene Briefe scheinen dem Verf. zu gewöhnliche Mittel zu seyn, Geheimnisse zu entdecken, und die Handlung der Entwickelung näher zu bringen, zu welcher hier außerdem noch eine Mittelsperson, als Schiedsrichter, herbeykommen muß. Karlson hätte mehr gewonnen, wenn er sich nicht in seiner Hitze so weit vergangen hätte, an Wallmorn Hand anzulegen, der wahrscheinlich an seiner Wunde stirbt, ob der Verf. gleich den Ausgang zweifelhaft läßt. Auch die Rosa hätte ihre Entdeckung doch eher machen, und die arme Emilie, ihren Eduard, und ihren Vater nicht durch die schreckliche Furcht einer begangnen Blutschande quälen sollen. Aber dem Dichter scheint an der Erhaltung der dadurch veranlaßten Scenen gelegen gewesen zu seyn.

III. Die Versöhnung, ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Nicht bloß der Vorstellung, wie die Bescheidenheit des Verf. im Vorberichte muthmaßt, auch der Güte des Stücks hat er die gute Aufnahme desselben zu verdanken. Wenn gleich die Charaktere und Situationen dieses Stücks, so wenig als die Triebfedern, wodurch alles in Bewegung gesetzt wird, wenig Neuheit haben, so mangelt es doch nicht an Interesse, die es anziehend machen, und an einem leichten, lebhaften Dialog, der den Mangel der Schnelligkeit in Fortrückung der Handlung ziemlich verbergen hilft.

IV. Thamos, König in Egypten, ein heroisches Drama in fünf Aufzügen, ist dem Verf. vorzüglich geglückt. Das Subjekt ist ungemein theatralisch, und mit der weisesten Oekonomie behandelt; vielleicht hätten sich noch einige interessan-

te

te Situationen mehr heraus ziehen lassen; aber man sieht doch überall, daß der Verf. seinen Plan mit Einsicht überdacht und benutzt hat. Der Ausdruck ist sehr wohl gewählt, und hält das Mittel zwischen der gewöhnlichen Sprache des gemeinen Lebens, und einem geschmückten halbpoetischen Vortrage, in den gewiß mancher Dichter, der dieß Subjekt bearbeitet hätte, gar leicht übergegangen, und durch diesen Uebergang fehlerhaft geworden wäre. Etwas mehr hätte vielleicht die Sprache, nach den verschiednen Charakteren der redenden Personen, nuancirt werden können, um abstechender und mannichfaltiger zu werden. Mit Gesinnungen und spruchreichen Reden ist dieß Stück nicht überladen, obgleich Priester und Priesterinnen darinn reden; ein Verdienst mehr für den Dichter, der doch auch da, wo es schicklich ist, manche edle Gesinnung kurz und edel ausgedrückt hat. Auch die Chöre und Gesänge zu Anfange des ersten und letzten Akts haben ihren Werth. Uebrigens wünschten wir, daß Mirza ihr Schicksal nicht durch den Selbstmord entschieden hätte, da das Stück doch nach der ganzen Anlage ein Trauerspiel seyn sollte; und daß die Bestrafung des Pheron, am Ende des Stücks nicht durch einen Donnerschlag geschehen wäre, der allemal das Ansehen eines Behelfs hat, dessen ein Mann, wie unser Verfasser, überhoben seyn konnte.

La Veuve, Comédie en deux Actes, par *Mr. le Baron de Gebler* — — traduite par *Madame de F* * ** à Vienne chez Kurzböck, 1773. pp. 59. 8.

Clementine ou le Testament, Drama en cinq Actes, par *M. de Bar. de Gebler* — — traduit par *Mr. de Jevigny*, ancien Officier etc. à Vienne, chez Trattnern, 1773. pp. 168. 8.

Uebersetzung zweyer in der eben angezeigten Sammlung enthaltnen Schauspiele. So viel wir verglichen haben, sind dieselben dem Originale getreu, und dabey doch dem Idiom der französischen Sprache gemäß, gerathen.

Dz.

Stephas

Stephanie des jüngern sämmtliche Lustspiele. Mit Kupfern. Wien, bey von Ghelen, 1771. 23 Bogen in gr. 8.

In diesem Bande sind folgende vier Lustspiele enthalten: die Werber; die abgedankten Officiers; die Wohlgeborne; die Wirthschafterinn. Da wir dieselben nicht in ihrer ersten Neuheit anzeigen, und voraussetzen können, daß sie, wenn nicht den meisten unsrer Leser, doch wenigstens denen unter ihnen, welche ein deutsches Theater zu sehen Gelegenheit haben, schon genugsam bekannt seyn werden; so können wir bey dieser Anzeige um so viel kürzer seyn. Auch wüßten wir zum Lobe derselben kaum so viel zu sagen, als der Verfasser selbst schon in der Vorrede gesagt hat, „Sie sind, wie er uns bezeugt, mit ungewöhnlichem Beyfalle aufgenommen; sind beklatscht, beklatscht, und bey oftmaliger Wiederhohlung in zahlreicher Menge besucht! Liebhaber, Kenner, und sogar Kunstrichter des Theaters, haben sich daran im Lesen ergötzt! Man hat die Werber ein Stück genannt, um welches man unsere Bühne beneidete! „ — Was will man mehr? Und sollte man, nach allen diesen Bezeugungen, nicht glauben, ein neues, außerordentliches Originalgenie aufstehen zu sehen, dessen Gleichen noch nie für unsre Bühne geschrieben hätte? Beym Lesen, oder Ansehen dieser Stücke möchten vielleicht diese hohen Begriffe von Neuheit und Originalität ziemlich herabgestimmt werden; wir würden manche geraubte Feder auszurupfen finden; wir würden z. E. in den abgedankten Officiers den unterliegenden Plan der Minna so sichtbar durchschimmern finden; aber das alles würden wir uns doch nicht getrauen, offenherzig heraus zu sagen, wenn wir nun weiter in der Vorrede die harten Anlassungen des Verf. gegen diejenigen gelesen hätten, die ihm, oder seinem ältern Bruder, oder Herrn Brandes, die Originalität streitig machen wollen. Es ist, wie wir hier lesen, Unwissenheit oder böser Wille, dieses zu thun; es sind auslachenswerthe Beschuldigungen! — Wir wollen also lieber alles, was wir zu sagen hätten, auf dem Herzen behalten, und einmal dem gebietrischen und selbstzufriednen Tone des Verf. in der Vorrede den Triumph gönnen, uns abgeschreckt zu haben. Mag doch das Wienerische, und, wenn es so seyn soll, das ganze deutsche Publikum, sich immerhin an diesen Stücken belustigen! Mag es sich doch die feinere, versteckte Arbeit der wahren dramatischen Kunst, durch eine Reihe seltsamer Auftritte, und durch den Kunstgriff ersetzen

lassen, jedem Stücke, so langweilig es sonst wäre, durch viele Geschäfftigkeit auf der Bühne, und durch eine Person, die zu lachen macht, einen Juden, Landjunker, u. s. f. aufzuhelfen! Wer weiß, was dieß Publikum alle für Schönheiten in den Stephanischen Stücken gewahr wird, die wir armen, kurzsichtigen Kunstrichter nicht sehen können. Nur Schade, daß so scharfsichtige Augen nicht von langer Dauer zu seyn pflegen!

D.

Musenalmanach. MDCCLXXI. Göttingen, bey Dieterich, 200 Duodezseiten. — MDCCLXXII. Ebendas. 230. S. — MDCCLXXIII. Ebendas. 234. S.

Ebendieselben, ohne Kalender, unter der Aufschrift: Poetische Blumenlese auf das Jahr 1771, 1772, 1773.

Der Geschmack und die feine Auswahl, welche dem Herausgeber dieses Almanachs gleich in dem ersten Jahre so viel Beyfall erworben hat, bezeichnet auch diese Fortsetzung auf die vortheilhafteste Weise, und es kann Kennern und Liebhabern unsrer Dichtkunst nicht anders als angenehm seyn, beym Schlusse eines jeden Jahrs eine solche Sammlung auserlesner Stücke von unsern besten Dichtern und aufblühenden Genies in die Hände zu bekommen. Freylich können nicht alle Blumen von gleichem Werthe und Reize seyn; man ziert einen Strauß oder Blumenkorb auch mit solchen, die wenigstens das Auge an sich ziehen, und mit den übrigen abstechen. Dergleichen Gedichte haben wir auch in diesen Sammlungen gefunden, die sich mehr durch die Anmuth und Neuheit der Wendung, durch die geschickte Einkleidung einer glücklichen Idee, als durch bewährte Güte und Reichhaltigkeit empfehlen. Auch ist diese Blumenlese ja hauptsächlich für das andre Geschlecht bestimmt; diese Rücksicht wird es rechtfertigen, daß die meisten Gedichte mehr auf einen modischen, süßen und gefälligen, als männlichen und eindringenden Ton gestimmt sind. Wir wollen aus jedem Jahrgange die vorzüglichsten auszeichnen, ohne jedoch denen, die wir vorbeylassen, ihren anderweitigen Werth im geringsten streitig zu machen.

Den würdigsten Anfang des Almanachs von 1771. macht eine wahrhaftig horazische Ode unsers Ramlers auf die Geburt

burt des Prinzen Friedrich Wilhelms von Preußen; vor beynahe dreyßig Jahren geschrieben, und doch schon voller Schönheiten. — Die Erzählung, Gellerts Tod, hätten wir nicht vermißt. — In dem Gedichte, Rosalia, herrscht viel Empfindung, und es hat manchen glücklichen dichterischen Zug. — Gleims Epistel an Denis hat das Gepräge, in Gedanken und Ausdrucke, welches diesem Dichter Originalität giebt. — Die Empfindungen bey einer unglücklichen Liebe sind ungemein wahr und rührend. — Die Nänie auf den Tod einer Wachtel ist eine glückliche Nachahmung des bekannten Katullischen Gedichts. — Die Erzählung von Löwen S. 97. finden wir in dieser Sammlung, ihrer schon gedachten Bestimmung wegen, nicht schicklich und unanstößig genung. — Gleims Romanze, Philaidilis, ist voll Anmuth, Nachdruck und Naivetät. — Die Gottersche Uebersetzung der bekannten Elegie von Gray, auf einem Dorfkirchhofe geschrieben, hat ihr Verdienst, erreicht aber bey weitem ihr Original nicht. — Das Hochzeitlied S. 136 verräth eine Meisterhand; und man weiß itzt, daß es Hrn. Ramler zum Verfasser hat. — Die sanfteste Harmonie und Empfindung belebt Jakobi's Lied des Orpheus, als er in die Hölle gieng. — S. 192 die herrliche Ramlersche Ode an die Venus Urania. — Von der Frau Karschinn haben wir gleichfalls einige beyfallswerthe Stücke gefunden; auch verdienen einige unter den kleinern Gedichten Aufmerksamkeit und Ruhm, vorzüglich die, welche mit einem Q. bezeichnet sind.

Die Sammlung für das Jahr 1772 wird abermals mit einer Ode von Ramlern, an die Könige, eröffnet, einem feuervollen, ernsten und edelmüthigem lyrischen Stücke. — S. 15 steht eine sehr reizende Idylle von Blum. — An die weiße Rose, von Schmitt; eine schöne Idee, glücklich ausgeführt — Die Elegie an Dorinde ist aus dem Herzen geschrieben — Phidile, eine Romanze, ist von unvergleichlicher Naivetät. — Ramlers Ode an Philibert zeichnet sich durch sich selbst aus. — Die Petrarchische Ode, S. 89 ff. verräth einen Verfasser, der ganz mit dem Geiste, der Fassung, und der Vorstellungsart des Dichters, dem er nachahmte, vertraut war, und dem daher die Nachahmung nicht mißlingen konnte. — Die Freundschaft, von Gotter, ist schön, und macht dem Herzen des Dichters eben so viel Ehre, als seinem Talente, das besonders im Versbau sehr glücklich ist. — Eben diesem Verfasser ist der scherzhafte Ton und die leichtgläubige Treuherzigkeit des Mährchenerzählens in der

Romanze, Blaubart, ungemein gelungen. — Das Dörfchen, hat viel Anmuth, und außer seinem innern Werth, auch das Verdienst eines sehr geglückten Mechanismus in der viersylbigen Versart — Der Romanze, Lykas und Myrtha, hat ihr Verf. den feyerlichen und grausenvollen Anstrich des Originals zu geben gesucht; doch mangelt ihr die nervichte Kürze desselben. — Die Freyheit, eine Nachahmung des Grazie agl' inganni tuoi, ist an sich sehr gut, verliert aber, mit dem Originale verglichen, ungemein viel. — Manches artige kleine Gedicht ist hie und da eingestreut; die mit Q. bezeichneten nehmen sich abermals vorzüglich aus.

Vom Jahre 1773 sind uns folgende Stücke die angenehmsten gewesen: Die Mutterlehren, von Denis, an einen reisenden Handwerksburschen; nur ist der Schluß etwas zu platt. — An die Hoffnung, von Bürger, sanft und empfindungsvoll. — Das Klagelied eines Bauren, so wahr, so unschuldig, und so herzinnig empfunden! — Petrarca's Wiedererinnerung in Vaucluse ist nichts weniger als petrarchisch. — Die abgeschmackte chinesische Elegie ist schon überall ausgepfiffen. — Die Gedanken bey einem schlafenden Endymion, ein Fragment von Wieland, sind meisterhaft, und lassen uns nichts, als die Unvollständigkeit, vermissen. — An Stella, von Schmitt, ist lauter Ausdruck des innigsten Gefühls. — Die Minne von Bürger, und die Idylle, Philaide von Blum, haben gleichfalls ihre Schönheiten. — Die Gesichte, eine petrarchische Ode von Schmitt, ist ein würdiges Gesellschaftstück der Ode von ihm im vorjährigen Almanach. — Sehr lebhaft und leicht ist die Sprache der Epistel an Madame Hensel von Gotter; sie enthält einige sehr treffende Wahrheiten, mit Laune, und vermuthlich um so viel wirksamer, vorgebracht. — Ein schönes Danklied von Bürger, und manche andre kleinere Stücke, zärtlichen oder scherzhaften Inhalts, die der Gesellschaft der übrigen, und der besten unter ihnen, nicht unwerth sind.

Mb.

Die Schlacht bey Tschesme, ein Heldengedicht in fünf Gesängen; herausgegeben von Herrn Cheraskoff. Nebst einer Rede über die russische Poesie, von eben demselben Verfasser. Aus dem Russischen

fischen übersetzt. St. Petersburg 1773. Gedruckt und verlegt in der Buchdruckerey des kaiserl. adel. Ingen. Kadett. Korps, bey J. K. Schnorr. 154 S. in 12.

Von dem großen Beyfalle, mit welchem man dieses Heldengedicht in St. Petersburg aufgenommen hat, werden einige von unsern Lesern bereits durch eine französische Zeitung Nachricht erhalten haben. Nach einem von dorther erhaltenen Briefe heißt es nämlich: Notre nation, qui commence à exercer les arts, vient d'accueillir avec transport, un poeme russe en cinq chants, intitulé la Tschemeyade. Il a pour objet la victoire navale remportée par notre Flotte auprès de Tscheme. Aux eloges flatteurs du public, l' imperatrice a joint l' honneur de son suffrage. Elle a magnifiquement récompensé le poete. Journal politique de Bouillon, année 1773. Aout, premiere Quinzaine, art. Russie. Mit gutem Vorbedachte führen wir diese Stelle an: so viel es sich thun läßt, wollen wir den Leser in Stand setzen, das Gedicht kennen zu lernen, vorher aber die im Titel angezeigte Rede kurz durchgehen. Sie enthält von S. 7. bis 26. eine kurze Geschichte der rußischen Dichtkunst. Ein Auszug mit des Uebersetzers eignen Worten wird hoffentlich manchem angenehm seyn, da wohl nur die wenigsten Teutschen von der rußischen Dichtkunst und deren Geschichte eine Kentnis haben.

„Die Sclavonier feyerten zu allererst ihre Thaten durch Gesänge. Es finden sich noch einige Ueberbleibsel dieser Poesie, als die Lieder über den Elias, Muromets, über die Feyerlichkeiten des Wladimirs. u. a. m. Hätten diese Zeiten Sänger erzeugt, welche dieses Namens würdig gewesen wären, so würde unsre (die rußische) Dichtkunst gänzlich dem Geschmacke der morgenländischen gleich gewesen seyn. Der beständige Krieg erstickte die Stimme der Musen. Nur die gemeinen Soldaten machten Lieder, die sie, einander aufzumuntern, sangen. Rußland nahm die christliche Religion an. Die mit einer heiligen Poesie angefüllten Bücher wurden ins Rußische übersetzt, und in der Zeit, als der größte Theil von Europa dem höchsten Wesen sein Gelübde in einer fremden Sprache darbrachte, sangen die Russen schon die Kirchenlieder in ihrer eignen Sprache. Der plötzliche Ueberfall der Tartarn (Tatarn) drückte den Muth der friedlichen Russen nieder. Das Joch wurde ab-

geschüttelt; aber noch konnten die Musen nicht in Rußland erscheinen: die Wissenschaften erwarteten Peters des Großen Regierung. Vor und während derselben gab es eine Art Dichter; allein ihre Schriften hatten bloß den Namen von Versen. Unter des Alexei Michailowitsch Regierung brachte der Mönch Simon Polotzky die Psalmen in Verse, welche weder Sylbenmaaß, noch Ton, noch Annehmlichkeiten hatten, sondern bloß den Reim enthielten. Er hat auch andere Werke in eben dem Geschmacke verfertiget. Es fanden sich Nachahmer. Obgleich der Fürst Kantemir und Herr Trediakoffsky ihre Verse einigermaßen verbesserten, so beobachtet man hier dennoch weder die Mischung der männlichen Verse mit den weiblichen, noch die Theilung der Strophen, noch eine wirkliche Harmonie, und bisweilen (zuweilen) mangelt sogar das erforderliche (erfoderliche) Sylbenmaaß. Diese zwey (zween) Dichter schrieben in choreischen Versen. Trediakoffsky in wirklichen choreischen, jambischen und daktylischen. Endlich folgte Lomanossoff; während seiner Studien in Halle verfertigte er schon eine Ode über die Einnahme von Chotyn 1739. Dieses Werk zeigte den Russen die Regeln der wahren Scandirung — ist in jambischen Versen von 4 Füßen. Seine von einem göttlichen Feuer und erhabenen Bildern erfüllten Oden, seine Ueberschriften (im Original mag wohl Epigram stehen,) sein Heldengedicht Peter der Große, welches zu Ende zu bringen ihm sein Absterben versagt hat, bereicherten unsre Sprache, und stellten erhabene Muster dar. Hr. Soumarokoff schrieb zärtliche und verliebte Werke, Schäfergedichte, auch Fabeln, die man denen von la Fontaine gleichachten kann; und war der erste, der durch seine Trauerspiele die Herzen rührte und uns Thränen vergießen ließ. Sie sind in alexandrinisch-jambischen Versen. Die Anfangsgründe zu einem guten Geschmacke waren gelegt. H. Rscheffsky that sich durch die Klagen der Elegie hervor. H. Popoffsky übersetzte die Oden des Horaz und den Versuch über den Menschen von Pope, in einer reinen und erhabenen Schreibart in Verse. Hr. Maykoff verfertigte ein belustigendes Gedicht der Lombrespieler, nachher gab er ein Gedicht aus, der erzürnte Bachus. In der scherzhaften und kurzweiligen Schreibart besaß besonders Hr. Barkoff eine große Stärke. Unsre jambischen Verse unterscheiden sich vielleicht von dem Jambus, welcher von dem Archilogus erfunden worden: allein sie haben eben denselben Nachdruck, Accent und Sylbenmaaß, welche die teutschen (deutschen) Musen

in

in ihren Gedichten beobachten. Unser Chöreus und Daktylus ist derer (der) alten lateinischen Poeten ihren vollkommen gleich. — — Soumarokoff schrieb die ersten rußischen Lustspiele und zwar in ungebundener Rede; nach ihm Hr. von Wiesin ein gleichfalls sehr vortreffliches Lustspiel, worinn er eigentlich die rußischen Sitten schilderte. In dieser Art haben sich etliche rußische Schriftsteller geübt, besonders Hr. Alexander Wolkoff und Hr. Toukin. Ein Ungenannter hat durch seine fünf dramatischen Gedichte allgemeinen Beyfall erworben, eins darunter, unter dem Titel: O Zeiten! ist schon vorgestellt und gedruckt; sie sind in ungebundener Schreibart. Ein Lustspiel in Versen (das erste in Rußland) unter dem Namen (Titel) der Feind der Verdienste, wird bald auf unsrer Schaubühne vorgestellt werden. Junge Schriftsteller und Damen üben sich in der Dichtkunst, deren Werke verdienen in fremde Sprachen übersetzt zu werden, um desto deutlicher das Genie und die Schönheiten unsrer Dichtkunst zu zeigen. „

Das ist das Wesentliche der Rede über die rußische Poesie, bey dessen Auszuge wir nach unserm Versprechen des Uebersetzers eigne Worte treulich beybehalten haben. Aus des letzten Vorrede sieht man, daß Hr. Cheraskoff auch der Verfasser ist des angezeigten Lustspiels in Versen, das Beyfall gefunden hat. Vielleicht sind auch die fünf berührten dramatischen Gedichte eines Ungenannten, seine Arbeit. Denn daß er Trauerspiele geschrieben hat, sagt der Vorredner, der auch des Hn. Cheraskoffs Oden, Idyllen, anakreontische Gedichte und Fabeln, besonders den heroischen Roman Numa, aber das blühende Rom, rühmt und es dem Belisaire des Hn. Marmontel an die Seite setzt. — — Jetzt kommen wir auf das Heldengedicht selbst, welches bereits im J. 1771 ist verfertiget worden. Es leidet keinen Auszug: selbst den Inhalt der Gesänge können wir nicht füglich angeben, da sie bey ihrer Kürze wenig Handlung, hier und dar eine Beschreibung, großen Theils Reden und noch mehrere Lobreden auf die beyden Brüder Grafen Orlow enthalten, welche sich damals bey der rußischen Flotte befanden, sonderlich auf den älteren als Oberbefehlshaber, den wir etwa als den Helden des Gedichts, wenn durchaus einer sollte genannt werden, ansehen würden. Wir werden unsere Leser mit dem Geiste und dem Feuer unsers rußischen Dichters, folglich auch mit der neuern rußischen Dichtkunst einigermaßen bekannt

machen, wenn wir etliche Stellen abschreiben; wir hoffen, daß die Uebersetzung möglichst getreu sey, da sie in der Residenz gemacht und gedruckt ist.

Erster Gesang. Die Ursachen des angefangenen Kriegs. Der Dichter fängt sein Gedicht S. 35. also an: „Dir Nachwelt singe ich die Seeschlacht, deren Ruhm sich „über den ganzen Erdball verbreitet und auf uns zurückfällt. „Mein Gesang bedarf keiner Auszierungen; und die Musen „schweigen da, wo herrliche Thaten selbst Stimmen sind. „O Rußland! dein Donner fährt allenthalben auf deine „Feinde herab. Alle Gewässer und Länder sind von deinem „Ruhme erfüllt. — Es sind keine Erdichtungen, die meine „Leyer besingen will; sie wiederholt nur den Ruf, der durch die „ganze Welt ertönt; und sollten sich Auszierungen in meinen „Liedern finden, so erzeugte solche der Eifer und nicht die „Schmeicheley. Ich liebe mein Vaterland; ich schätze; un„sern Ruhm; nicht diesen will ich verherrlichen, nein, mein „Gesang soll durch ihn verherrlicht werden. Ich ergreife die „Ruhm verbreitende Leyer.„

Die Beschreibung des Kriegs S. 41. wollen wir auch abschreiben: „Schon richtet der blutige Krieg seinen Flug „vom Orient an bis zu den mitternächtlichen Gegenden. In „seiner Hand hält er sein grausames Schwert und seine Fa„kel des Zorns. Zerstörungen, Hunger und Tod sind sein Ge„folge. Die Felder werden verwüstet, die Gebäude von „Flammen verzehrt, und die heitern Himmel von dicken „Staubwolken verdunkelt. Alles wird von Winseln erfüllt: „das Blut fließt in Strömen zusammen: die schrecklichen Fu„rien folgen ihm nach. Gleich einem in der Ferne daher „rauschenden ungestümen und wüthenden Sturmwinde, wel„cher das Wasser des Meers von seinem Grunde zu hohen „Wogen aufschwellt; oder gleich einem aufsteigenden Donner „mitten aus dem schwarzen Dunkel der Wolken, welche den „Augen den Glanz der Sonne rauben, so verbreitet sich fern „her, da wo der Krieg ausfährt, dessen Getöse und Krachen „in die umliegenden Gegenden. Das Blut, ein Zeichen sei„nes Grimmes, tröpfelt aus seinem unersättlichen Rachen. „Ganz Europa bemerkt dieses, und zittert; Rußland tritt „auf und hält das Ungewitter zurück. Schon längst würde „sonst die Schmeicheley, welche gewünscht den ganzen Erd„kreis zu entkräften, triumphiren; und die vom allgemeinen „Blutvergießen sich sättigenden Lilien hätten schon längst sich „mit dem blutigen Monde vereint. Gleich einer dicken Staub„wolke

„wolke erhebt sich das Heer der Saracenen gegen Mitter„nacht; halt ein, verwegenes Geschlecht!„

Leser, die hier für ein Heldengedicht etliche zu schwache oder schon verbrauchte Pinselzüge finden und tadeln wollen, mögen sich erinnern, daß in der rußischen Dichtkunst, die noch nicht zu ihrer völligen Größe gestiegen ist, manches schön und neu seyn kann, was uns weniger gefällt. Inzwischen zeigt unser Dichter eine Anlage. Beliebte, gewünschte, treffende Stellen, deren hier und im Folgenden etliche vorkommen, verschaffen oftmals einem Gedichte grössern Beyfall, als die Stärke der Gedanken und die Neuheit der Bilder. Schon in Hinsicht auf jene konnte also wohl der Uebersetzer das gegenwärtige Heldengedicht ein vortrefliches Werk nennen. Es liefert gewiß einen guten Beytrag zur Verbesserung des Geschmacks in Rußland.

Von der rußischen Flotte sagt unser Dichter S. 48. „Rußland, verherrlicht durch seine Thaten, erzeugt mitten „auf den Wassern aus einer kleinen Seemacht eine große. „Kleine Schiffe erheben sich aus den Bäuchen der größern, *) „und der ganze Erdkreis erstaunt. Europa verwundre dich nicht „unserer Thaten: Minerva herrscht selbst in Norden. Sie ist „es, die mit Allmacht auf ihrem Throne glänzet; es ist Cathas„rina und ich schweige. Alle Länder sind von dem Ruhme „ihrer herrlichen Thaten erfüllt; ihr Geist leitet ihre Helden „mitten auf den Wassern; durch Klugheit verherrlicht Sie „sich auf dem ganzen Erdboden; und wie soll Minerva nicht „bewundert werden.

Der zweyte Ges. beschreibt die Furcht, welche die Ankunft der russischen Flotte verbreitete, und die Helden, welche auf dieser sich hervorgethan. Obenan steht der Kriegsgott Alexius Orloff, „gekrönt mit einer Heldenkrone, ver„breitet sich Heiterkeit auf seiner Stirne; aber sein Herz ist „entflammt von Tapferkeit und Ruhm.„ Auf ihn folgt sein jüngerer Bruder Friedrich. „Jugendlicher Held, mäßi„ge deinen Eifer; Unternehmungen voller Gefahren sind dein „Vergnügen; allein du bist die Freude deiner Brüder; Or„loff! schone deine blühenden Tage. Vernimm die eifernde „Stimme der um dich zitternden Natur, welche auf dir voll „himmlischer Schönheit glänzet.„ Nun folgen Spiridoff,

*) Die rußische Flotte führte fertige leichte Schiffe bey sich, welche auf den mittelländischen Wassern angesetzt wurden. (Note des Verfassers.)

te Situationen mehr heraus ziehen lassen; aber man sieht doch überall, daß der Verf. seinen Plan mit Einsicht überdacht und benutzt hat. Der Ausdruck ist sehr wohl gewählt, und hält das Mittel zwischen der gewöhnlichen Sprache des gemeinen Lebens, und einem geschmückten halbpoetischen Vortrage, in den gewiß mancher Dichter, der dieß Subjekt bearbeitet hätte, gar leicht übergegangen, und durch diesen Uebergang fehlerhaft geworden wäre. Etwas mehr hätte vielleicht die Sprache, nach den verschiednen Charakteren der redenden Personen, nuancirt werden können, um abstechender und mannichfaltiger zu werden. Mit Gesinnungen und spruchreichen Reden ist dieß Stück nicht überladen, obgleich Priester und Priesterinnen darinn reden; ein Verdienst mehr für den Dichter, der doch auch da, wo es schicklich ist, manche edle Gesinnung kurz und edel ausgedrückt hat. Auch die Chöre und Gesänge zu Anfange des ersten und letzten Akts haben ihren Werth. Uebrigens wünschten wir, daß Mirza ihr Schicksal nicht durch den Selbstmord entschieden hätte, da das Stück doch nach der ganzen Anlage ein Trauerspiel seyn sollte; und daß die Bestrafung des Pheron, am Ende des Stücks nicht durch einen Donnerschlag geschehen wäre, der allemal das Ansehen eines Behelfs hat, dessen ein Mann, wie unser Verfasser, überhoben seyn konnte.

La Veuve, Comédie en deux Actes, par *Mr. le Baron de Gebler* — — traduite par *Madame de F* * ** à Vienne chez Kurzböck, 1773. pp. 59. 8.

Clementine ou le Testament, Drama en cinq Actes, par *M. de Bar. de Gebler* — — traduit par *Mr. de Jevigny*, ancien Officier etc. à Vienne, chez Trattnern, 1773. pp. 168. 8.

Uebersetzung zweyer in der eben angezeigten Sammlung enthaltnen Schauspiele. So viel wir verglichen haben, sind dieselben dem Originale getreu, und dabey doch dem Idiom der französischen Sprache gemäß, gerathen.

Oz.

Stephas

Stephanie des jüngern ſämmtliche Luſtſpiele. Mit Kupfern. Wien, bey von Ghelen, 1771. 23 Bogen in gr. 8.

In dieſem Bande ſind folgende vier Luſtſpiele enthalten: die Werber; die abgedankten Officiers; die Wohlgeborne; die Wirthſchafterinn. Da wir dieſelben nicht in ihrer erſten Neuheit anzeigen, und vorausſetzen können, daß ſie, wenn nicht den meiſten unſrer Leſer, doch wenigſtens denen unter ihnen, welche ein deutſches Theater zu ſehen Gelegenheit haben, ſchon genugſam bekannt ſeyn werden; ſo können wir bey dieſer Anzeige um ſo viel kürzer ſeyn. Auch wüßten wir zum Lobe derſelben kaum ſo viel zu ſagen, als der Verfaſſer ſelbſt ſchon in der Vorrede geſagt hat, „Sie ſind, wie er uns bezeugt, mit ungewöhnlichem Beyfalle aufgenommen; ſind beklatſcht, beklatſcht, und bey oftmaliger Wiederholung in zahlreicher Menge beſucht! Liebhaber, Kenner, und ſogar Kunſtrichter des Theaters, haben ſich daran im Leſen ergötzt! Man hat die Werber ein Stück genannt, um welches man unſere Bühne beneidete! „ — Was will man mehr? Und ſollte man, nach allen dieſen Bezeugungen, nicht glauben, ein neues, außerordentliches Originalgenie aufſtehen zu ſehen, deſſen Gleichen noch nie für unſre Bühne geſchrieben hätte? Beym Leſen, oder Anſehen dieſer Stücke möchten vielleicht dieſe hohen Begriffe von Neuheit und Originalität ziemlich herabgeſtimmt werden; wir würden manche geraubte Feder auszurupfen finden; wir würden z. E. in den abgedankten Officiers den unterliegenden Plan der Minna ſo ſichtbar durchſchimmern finden; aber das alles würden wir uns doch nicht getrauen, offenherzig heraus zu ſagen, wenn wir nun weiter in der Vorrede die harten Anlaſſungen des Verf. gegen diejenigen geleſen hätten, die ihm, oder ſeinem ältern Bruder, oder Herrn Brandes, die Originalität ſtreitig machen wollen. Es iſt, wie wir hier leſen, Unwiſſenheit oder böſer Wille, dieſes zu thun; es ſind auslachenswerthe Beſchuldigungen! — Wir wollen alſo lieber alles, was wir zu ſagen hätten, auf dem Herzen behalten, und einmal dem gebietriſchen und ſelbſtzufriednen Tone des Verf. in der Vorrede den Triumph gönnen, uns abgeſchreckt zu haben. Mag doch das Wieneriſche, und, wenn es ſo ſeyn ſoll, das ganze deutſche Publikum, ſich immerhin an dieſen Stücken beluſtigen! Mag es ſich doch die feinere, verſteckte Arbeit der wahren dramatiſchen Kunſt, durch eine Reihe ſeltſamer Auftritte, und durch den Kunſtgriff erſetzen

lassen, jedem Stücke, so langweilig es sonst wäre, durch viele Geschäfftigkeit auf der Bühne, und durch eine Person, die zu lachen macht, einen Juden, Landjunker, u. s. f. aufzuhelfen! Wer weiß, was dieß Publikum alle für Schönheiten in den Stephanischen Stücken gewahr wird, die wir armen, kurzsichtigen Kunstrichter nicht sehen können. Nur Schade, daß so scharfsichtige Augen nicht von langer Dauer zu seyn pflegen!

Dh.

Musenalmanach. MDCCLXXI. Göttingen, bey Dieterich, 200 Duodezseiten. — MDCCLXXII. Ebendas. 230. S. — MDCCLXXIII. Ebendas. 234. S.

Ebendieselben, ohne Kalender, unter der Aufschrift: Poetische Blumenlese auf das Jahr 1771, 1772, 1773.

Der Geschmack und die feine Auswahl, welche dem Herausgeber dieses Almanachs gleich in dem ersten Jahre so viel Beyfall erworben hat, bezeichnet auch diese Fortsetzung auf die vortheilhafteste Weise, und es kann Kennern und Liebhabern unsrer Dichtkunst nicht anders als angenehm seyn, beym Schlusse eines jeden Jahrs eine solche Sammlung ausgesuchter Stücke von unsern besten Dichtern und aufblühenden Genies in die Hände zu bekommen. Freylich können nicht alle Blumen von gleichem Werthe und Reize seyn; man ziert einen Strauß oder Blumenkorb auch mit solchen, die wenigstens das Auge an sich ziehen, und mit den übrigen abstechen. Dergleichen Gedichte haben wir auch in diesen Sammlungen gefunden, die sich mehr durch die Anmuth und Neuheit der Wendung, durch die geschickte Einkleidung einer glücklichen Idee, als durch bewährte Güte und Reichhaltigkeit empfehlen. Auch ist diese Blumenlese ja hauptsächlich für das andre Geschlecht bestimmt; diese Rücksicht wird es rechtfertigen, daß die meisten Gedichte mehr auf einen modischen, süßen und gefälligen, als männlichen und eindringenden Ton gestimmt sind. Wir wollen aus jedem Jahrgange die vorzüglichsten auszeichnen, ohne jedoch denen, die wir vorbeylassen, ihren anderweitigen Werth im geringsten streitig zu machen.

Den würdigsten Anfang des Almanachs von 1771. macht eine wahrhaftig horazische Ode unsers Ramlers auf die Geburt

kurt des Prinzen Friedrich Wilhelms von Preußen; vor beynahe dreyßig Jahren geschrieben, und doch schon voller Schönheiten. — Die Erzählung, Gellerts Tod, hätten wir nicht vermißt. — In dem Gedichte, Rosalia, herrscht viel Empfindung, und es hat manchen glücklichen dichterischen Zug. — Gleims Epistel an Denis hat das Gepräge, in Gedanken und Ausdrucke, welches diesem Dichter Originalität giebt. — Die Empfindungen bey einer unglücklichen Liebe sind ungemein wahr und rührend. — Die Nänie auf den Tod einer Wachtel ist eine glückliche Nachahmung des bekannten Katullischen Gedichts. — Die Erzählung von Löwen S. 97. finden wir in dieser Sammlung, ihrer schon gedachten Bestimmung wegen, nicht schicklich und unanstößig genung. — Gleims Romanze, Philaidilis, ist voll Anmuth, Nachdruck und Naivetät. — Die Gottersche Uebersetzung der bekannten Elegie von Gray, auf einem Dorfkirchhofe geschrieben, hat ihr Verdienst, erreicht aber bey weitem ihr Original nicht. — Das Hochzeitlied S. 136 verräth eine Meisterhand; und man weiß itzt, daß es Hrn. Ramler zum Verfasser hat. — Die sanfteste Harmonie und Empfindung belebt Jakobi's Lied des Orpheus, als er in die Hölle gieng. — S. 192 die herrliche Ramlerische Ode an die Venus Urania. — Von der Frau Karschinn haben wir gleichfalls einige beyfallswerthe Stücke gefunden; auch verdienen einige unter den kleinern Gedichten Aufmerksamkeit und Ruhm, vorzüglich die, welche mit einem Q. bezeichnet sind.

Die Sammlung für das Jahr 1772 wird abermals mit einer Ode von Ramlern, an die Könige, eröffnet, einem feuervollen, ernsten und edelmüthigem lyrischen Stücke. — S. 15 steht eine sehr reizende Idylle von Blum. — An die weiße Rose, von Schmitt; eine schöne Idee, glücklich ausgeführt — Die Elegie an Dorinde ist aus dem Herzen geschrieben — Phidile, eine Romanze, ist von unvergleichlicher Naivetät. — Ramlers Ode an Philibert zeichnet sich durch sich selbst aus. — Die Petrarchische Ode, S. 89 ff. verräth einen Verfasser, der ganz mit dem Geiste, der Fassung, und der Vorstellungsart des Dichters, dem er nachahmte, vertraut war, und dem daher die Nachahmung nicht mißlingen konnte. — Die Freundschaft, von Gotter, ist schön, und macht dem Herzen des Dichters eben so viel Ehre, als seinem Talente, das besonders im Versbau sehr glücklich ist. — Eben diesem Verfasser ist der scherzhafte Ton und die leichtgläubige Treuherzigkeit des Mährchenerzählens in der

Romanze, Blaubart, ungemein gelungen. — Das Dörfchen, hat viel Anmuth, und außer seinem innern Werth, auch das Verdienst eines sehr geglückten Mechanismus in der viersylbigen Versart — Der Romanze, Lykas und Myrtha, hat ihr Verf. den feyerlichen und grausenvollen Anstrich des Originals zu geben gesucht; doch mangelt ihr die nervichte Kürze desselben. — Die Freyheit, eine Nachahmung des Grazie agl' inganni tuoi, ist an sich sehr gut, verliert aber, mit dem Originale verglichen, ungemein viel. — Manches artige kleine Gedicht ist hie und da eingestreut; die mit Q. bezeichneten nehmen sich abermals vorzüglich aus.

Vom Jahre 1773 sind uns folgende Stücke die angenehmsten gewesen: Die Mutterlehren, von Denis, an einen reisenden Handwerksburschen; nur ist der Schluß etwas zu platt. — An die Hoffnung, von Bürger, sanft und empfindungsvoll. — Das Klagelied eines Bauren, so wahr, so unschuldig, und so herzinnig empfunden! — Petrarca's Wiedererinnerung in Vaucluse ist nichts weniger als petrarchisch. — Die abgeschmackte chinesische Elegie ist schon überall ausgepfiffen. — Die Gedanken bey einem schlafenden Endymion, ein Fragment von Wieland, sind meisterhaft, und lassen uns nichts, als die Unvollständigkeit, vermissen. — An Stella, von Schmitt, ist lauter Ausdruck des innigsten Gefühls. — Die Minne von Bürger, und die Idylle, Philaide von Blum, haben gleichfalls ihre Schönheiten. — Die Gesichte, eine petrarchische Ode von Schmitt, ist ein würdiges Gesellschaftstück der Ode von ihm im vorjährigen Almanach. — Sehr lebhaft und leicht ist die Sprache der Epistel an Madame Hensel von Gotter; sie enthält einige sehr treffende Wahrheiten, mit Laune, und vermuthlich um so viel wirksamer, vorgebracht. — Ein schönes Danklied von Bürger, und manche andre kleinere Stücke, zärtlichen oder scherzhaften Inhalts, die der Gesellschaft der übrigen, und der besten unter ihnen, nicht unwerth sind.

Mo.

Die Schlacht bey Tschesme, ein Heldengedicht in fünf Gesängen; herausgegeben von Herrn Cheraskoff. Nebst einer Rede über die russische Poesie, von eben demselben Verfasser. Aus dem Russischen

ſiſchen überſetzt. St. Petersburg 1773. Gedruckt und verlegt in der Buchdruckerey des kaiſerl. adel. Ingen. Kadett. Korps, bey J. K. Schnorr. 154 S. in 12.

Von dem großen Beyfalle, mit welchem man dieſes Heldengedicht in St. Petersburg aufgenommen hat, werden einige von unſern Leſern bereits durch eine franzöſiſche Zeitung Nachricht erhalten haben. Nach einem von dorther erhaltenen Briefe heißt es nämlich: Notre nation, qui commence à exercer les arts, vient d'accueillir avec tranſport, un poeme ruſſe en cinq chants, intitulé la Tſchemeyade. Il a pour objet la victoire navale remportée par notre Flotte auprès de Tſcheme. Aux eloges flatteurs du public, l' imperatrice a joint l' honneur de ſon ſuffrage. Elle a magnifiquement récompenſé le poete. Journal politique de Bouillon, année 1773. Aout, premiere Quinzaine, art. Ruſſie. Mit gutem Vorbedachte führen wir dieſe Stelle an: ſo viel es ſich thun läßt, wollen wir den Leſer in Stand ſetzen, das Gedicht kennen zu lernen, vorher aber die im Titel angezeigte Rede kurz durchgehen. Sie enthält von S. 7. bis 26. eine kurze Geſchichte der rußiſchen Dichtkunſt. Ein Auszug mit des Ueberſetzers eignen Worten wird hoffentlich manchem angenehm ſeyn, da wohl nur die wenigſten Teutſchen von der rußiſchen Dichtkunſt und deren Geſchichte eine Kentnis haben.

„Die Sclavonier feyerten zu allererſt ihre Thaten durch Geſänge. Es finden ſich noch einige Ueberbleibſel dieſer Poeſie, als die Lieder über den Elias, Muromets, über die Feyerlichkeiten des Wladimirs. u. a. m. Hätten dieſe Zeiten Sänger erzeugt, welche dieſes Namens würdig geweſen wären, ſo würde unſre (die rußiſche) Dichtkunſt gänzlich dem Geſchmacke der morgenländiſchen gleich geweſen ſeyn. Der beſtändige Krieg erſtickte die Stimme der Muſen. Nur die gemeinen Soldaten machten Lieder, die ſie, einander aufzumuntern, ſangen. Rußland nahm die chriſtliche Religion an. Die mit einer heiligen Poeſie angefüllten Bücher wurden ins Rußiſche überſetzt, und in der Zeit, als der gröſte Theil von Europa dem höchſten Weſen ſein Gelübde in einer fremden Sprache darbrachte, ſangen die Ruſſen ſchon die Kirchenlieder in ihrer eignen Sprache. Der plötzliche Ueberfall der Tartarn (Tatarn) drückte den Muth der friedlichen Ruſſen nieder. Das Joch wurde ab-

geschüttelt; aber noch konnten die Musen nicht in Rußland erscheinen: die Wissenschaften erwarteten Peters des Großen Regierung. Vor und während derselben gab es eine Art Dichter; allein ihre Schriften hatten bloß den Namen von Versen. Unter des Alexei Michailowitsch Regierung brachte der Mönch Simon Polotzky die Psalmen in Verse, welche weder Sylbenmaaß, noch Ton, noch Annehmlichkeiten hatten, sondern bloß den Reim enthielten. Er hat auch andere Werke in eben dem Geschmacke verfertiget. Es fanden sich Nachahmer. Obgleich der Fürst Kantemir und Herr Trediakoffsky ihre Verse einigermaßen verbesserten, so beobachtet man hier dennoch weder die Mischung der männlichen Verse mit den weiblichen, noch die Theilung der Strophen, noch eine wirkliche Harmonie, und bisweilen (zuweilen) mangelt sogar das erforderliche (erfoderliche) Sylbenmaaß. Diese zwey (zween) Dichter schrieben in choreischen Versen. Trediakoffsky in wirklichen choreischen, jambischen und daktylischen. Endlich folgte Lomanossoff; während seiner Studien in Halle verfertigte er schon eine Ode über die Einnahme von Chotyn 1739. Dieses Werk zeigte den Russen die Regeln der wahren Scandirung — ist in jambischen Versen von 4 Füßen. Seine von einem göttlichen Feuer und erhabenen Bildern erfüllten Oden, seine Ueberschriften (im Original mag wohl Epigram stehen,) sein Heldengedicht Peter der Große, welches zu Ende zu bringen ihm sein Absterben versagt hat, bereicherten unsre Sprache, und stellten erhabene Muster dar. Hr. Soumarokoff schrieb zärtliche und verliebte Werke, Schäfergedichte, auch Fabeln, die man denen von la Fontaine gleichachten kann; und war der erste, der durch seine Trauerspiele die Herzen rührte und uns Thränen vergießen ließ. Sie sind in alexandrinisch-jambischen Versen. Die Anfangsgründe zu einem guten Geschmacke waren gelegt. H. Rscheffsky that sich durch die Klagen der Elegie hervor. H. Popoffsky übersetzte die Oden des Horaz und den Versuch über den Menschen von Pope, in einer reinen und erhabenen Schreibart in Verse. Hr. Maykoff verfertigte ein belustigendes Gedicht der Lombrespieler, nachher gab er ein Gedicht aus, der erzürnte Bachus. In der scherzhaften und kurzweiligen Schreibart besaß besonders Hr. Barkoff eine große Stärke. Unsre jambischen Verse unterscheiden sich vielleicht von dem Jambus, welcher von dem Archilogus erfunden worden: allein sie haben eben denselben Nachdruck, Accent und Sylbenmaaß, welche die teutschen (deutschen) Musen

in

in ihren Gedichten beobachten. Unser Chöreus und Daktylus ist derer (der) alten lateinischen Poeten ihren vollkommen gleich. — — Soumarokoff schrieb die ersten rußischen Lustspiele und zwar in ungebundener Rede; nach ihm Hr. von Wiesin ein gleichfalls sehr vortreffliches Lustspiel, worinn er eigentlich die rußischen Sitten schilderte. In dieser Art haben sich etliche rußische Schriftsteller geübt, besonders Hr. Alexander Wolkoff und Hr. Toukin. Ein Ungenannter hat durch seine fünf dramatischen Gedichte allgemeinen Beyfall erworben, eins darunter, unter dem Titel: O Zeiten! ist schon vorgestellt und gedruckt; sie sind in ungebundener Schreibart. Ein Lustspiel in Versen (das erste in Rußland) unter dem Namen (Titel) der Feind der Verdienste, wird bald auf unsrer Schaubühne vorgestellt werden. Junge Schriftsteller und Damen üben sich in der Dichtkunst, deren Werke verdienen in fremde Sprachen übersetzt zu werden, um desto deutlicher das Genie und die Schönheiten unsrer Dichtkunst zu zeigen. „

Das ist das Wesentliche der Rede über die rußische Poesie, bey dessen Auszuge wir nach unserm Versprechen des Uebersetzers eigne Worte treulich beybehalten haben. Aus des letzten Vorrede sieht man, daß Hr. Cheraskoff auch der Verfasser ist des angezeigten Lustspiels in Versen, das Beyfall gefunden hat. Vielleicht sind auch die fünf berührten dramatischen Gedichte eines Ungenannten, seine Arbeit. Denn daß er Trauerspiele geschrieben hat, sagt der Vorredner, der auch des Hn. Cheraskoffs Oden, Idyllen, anakreontische Gedichte und Fabeln, besonders den heroischen Roman Numa, oder das blühende Rom, rühmt und es dem Belisaire des Hn. Marmontel an die Seite setzt. — — Jetzt kommen wir auf das Heldengedicht selbst, welches bereits im J. 1771 ist verfertiget worden. Es leidet keinen Auszug: selbst den Inhalt der Gesänge können wir nicht füglich angeben, da sie bey ihrer Kürze wenig Handlung, hier und dar eine Beschreibung, großen Theils Reden und noch mehrere Lobreden auf die beyden Brüder Grafen Orlow enthalten, welche sich damals bey der rußischen Flotte befanden, sonderlich auf den älteren als Oberbefehlshaber, den wir etwa als den Helden des Gedichts, wenn durchaus einer sollte genannt werden, ansehen würden. Wir werden unsere Leser mit dem Geiste und dem Feuer unsers rußischen Dichters, folglich auch mit der neuern rußischen Dichtkunst einigermaßen bekannt

machen, wenn wir etliche Stellen abschreiben; wir hoffen, daß die Uebersetzung möglichst getreu sey, da sie in der Residenz gemacht und gedruckt ist.

Erster Gesang. Die Ursachen des angefangenen Kriegs. Der Dichter fängt sein Gedicht S. 35. also an: „Dir Nachwelt singe ich die Seeschlacht, deren Ruhm sich „über den ganzen Erdball verbreitet und auf uns zurückfällt. „Mein Gesang bedarf keiner Auszierungen; und die Musen „schweigen da, wo herrliche Thaten selbst Stimmen sind. „O Rußland! dein Donner fährt allenthalben auf deine „Feinde herab. Alle Gewässer und Länder sind von deinem „Ruhme erfüllt. — Es sind keine Erdichtungen, die meine „Leyer besingen will; sie wiederholt nur den Ruf, der durch die „ganze Welt ertönt; und sollten sich Auszierungen in meinen „Liedern finden, so erzeugte solche der Eifer und nicht die „Schmeicheley. Ich liebe mein Vaterland; ich schätze; un„sern Ruhm; nicht diesen will ich verherrlichen, nein, mein „Gesang soll durch ihn verherrlicht werden. Ich ergreife die „Ruhm verbreitende Leyer.„

Die Beschreibung des Kriegs S. 41. wollen wir auch abschreiben: „Schon richtet der blutige Krieg seinen Flug „vom Orient an bis zu den mitternächtlichen Gegenden. In „seiner Hand hält er sein grausames Schwert und seine Fa„kel des Zorns. Zerstörungen, Hunger und Tod sind sein Ge„folge. Die Felder werden verwüstet, die Gebäude von „Flammen verzehrt, und die heitern Himmel von dicken „Staubwolken verdunkelt. Alles wird von Winseln erfüllt: „das Blut fließt in Strömen zusammen: die schrecklichen Fu„rien folgen ihm nach. Gleich einem in der Ferne daher „rauschenden ungestümen und wüthenden Sturmwinde, wel„cher das Wasser des Meers von seinem Grunde zu hohen „Wogen aufschwellt; oder gleich einem aufsteigenden Donner„mitten aus dem schwarzen Dunkel der Wolken, welche den „Augen den Glanz der Sonne rauben, so verbreitet sich fern „her, da wo der Krieg ausführt, dessen Getöse und Krachen „in die umliegenden Gegenden. Das Blut, ein Zeichen sei„nes Grimmes, tröpfelt aus seinem unersättlichen Rachen. „Ganz Europa bemerkt dieses, und zittert; Rußland tritt „auf und hält das Ungewitter zurück. Schon längst würde „sonst die Schmeicheley, welche gewünscht den ganzen Erd„kreis zu entkräften, triumphiren; und die vom allgemeinen „Blutvergießen sich sättigenden Lilien hätten schon längst sich „mit dem blutigen Monde vereint. Gleich einer dicken Staub„wolke

„wolke erhebt ſich das Heer der Saracenen gegen Mitter„nacht; halt ein, verwegenes Geſchlecht!„

Leſer, die hier für ein Heldengedicht etliche zu ſchwache oder ſchon verbrauchte Pinſelzüge finden und tadeln wollen, mögen ſich erinnern, daß in der rußiſchen Dichtkunſt, die noch nicht zu ihrer völligen Größe geſtiegen iſt, manches ſchön und neu ſeyn kann, was uns weniger gefällt. Inzwiſchen zeigt unſer Dichter eine Anlage. Beliebte, gewünſchte, treffende Stellen, deren hier und im Folgenden etliche vorkommen, verſchaffen oftmals einem Gedichte gröſſern Beyfall, als die Stärke der Gedanken und die Neuheit der Bilder. Schon in Hinſicht auf jene konnte alſo wohl der Ueberſetzer das gegenwärtige Heldengedicht ein vortrefliches Werk nennen. Es liefert gewiß einen guten Beytrag zur Verbeſſerung des Geſchmacks in Rußland.

Von der rußiſchen Flotte ſagt unſer Dichter S. 48. „Rußland, verherrlicht durch ſeine Thaten, erzeugt mitten „auf den Waſſern aus einer kleinen Seemacht eine große. „Kleine Schiffe erheben ſich aus den Bäuchen der gröſſern, *) „und der ganze Erdkreis erſtaunt. Europa verwundre dich nicht „unſerer Thaten: Minerva herrſcht ſelbſt in Norden. Sie iſt „es, die mit Allmacht auf ihrem Throne glänzet; es iſt Catha„rina und ich ſchweige. Alle Länder ſind von dem Ruhme „ihrer herrlichen Thaten erfüllt; ihr Geiſt leitet ihre Helden „mitten auf den Waſſern; durch Klugheit verherrlicht Sie „ſich auf dem ganzen Erdboden; und wie ſoll Minerva nicht „bewundert werden.

Der zweyte Geſ. beſchreibt die Furcht, welche die Ankunft der ruſſiſchen Flotte verbreitete, und die Helden, welche auf dieſer ſich hervorgethan. Obenan ſteht der Kriegsgott Alexius Orloff, „gekrönt mit einer Heldenkrone, ver„breitet ſich Heiterkeit auf ſeiner Stirne; aber ſein Herz iſt „entflammt von Tapferkeit und Ruhm.„ Auf ihn folgt ſein jüngerer Bruder Friedrich. „Jugendlicher Held, mäßi„ge deinen Eifer; Unternehmungen voller Gefahren ſind dein „Vergnügen; allein du biſt die Freude deiner Brüder; Or„loff! ſchone deine blühenden Tage. Vernimm die eifernde „Stimme der um dich zitternden Natur, welche auf dir voll „himmliſcher Schönheit glänzet.„ Nun folgen Spiridoff,

*) Die rußiſche Flotte führte fertige leichte Schiffe bey ſich, welche auf den mittelländiſchen Waſſern ausgeſetzt wurden. (Note des Verfaſſers.)

Greik, *) Dolgorucky, Kruße. In den folgenden Gesängen wird noch einiger namentlich gedacht, als des Fürsten Koßloffsky, des Stepanoff, Dougdahl, Klokatscheff, Iliyn. Von den übrigen heißt es S. 66. „Ihr aber, die meine Lieder „nicht nennen, verzeiht mir dieß Stillschweigen! eure Verdienste sind mir verborgen; ich würde nur deren Größe vermindern, wenn meine Leyer euch unvollkommen besingen „sollte. Allein, eure Thaten können von den Musen nicht „vergessen seyn: eure Namen werden gleich denen (den) übrigen verherrlicht werden.„ u. s. w.

Der dritte Gesang beschreibt die Schlacht. Das Schiff der Eustachius geräth in Brand, fliegt auf; der Graf Alexius Orlow hält seinen Bruder, der sich darauf befand, für verlohren, und ist voll Schmerz.

S. 75. „Die Ordnung der Natur hört auf, der Tod „streckt seine gierigen Arme aus, und der blutige Streit hebet an. — Die Göttin des Glücks schwingt sich von da „in die Lüfte hinweg; ihr Beystand ist hier vergeblich. Die „Russen trachten nicht nach ihrer Krone; nur unerschrockene Herzen sind ihr Verdienst und ihre Stütze: von diesen „erwarten sie ihre Lorbeern. Göttin des Glücks, Göttin „der Ruhe, überlasse den Streit der Göttin des Kriegs!„

Vierter Gesang. Der Befehlshaber der russischen Flotte erhält die Nachricht, daß sein Bruder Friedrich gerettet ist; kurz darauf umarmt er ihn. Die türkische Flotte eilt nach Tschesme, verbirgt sich da, erblickt mit Schrecken die ankommenden russischen Schiffe, und besetzt die Ufer mit Geschütze.

Fünfter Gesang. Das Schrecken der Türken wird größer. Durch Hülfe eines brennenden Schiffs weichen die Russen einer gefährlichen Batterie aus. Aehnlichkeit zwischen Orlow und Jason S. 131. „Die Russen durchschwimmen ohne Zittern die Strecke der flüssigen Ebene, „umgeben von tausendfachen Schrecken des Todes. Es war „kein Zauberstab der Medea, welchen sie bey sich führten; sie „fürchteten weder Donner noch Abgründe; Catharina ist „ihr Stab, ihr Vertrauen, ihre Gottheit; Sie ist ihr Schild „auf den Wassern, und ihre Brustwehr auf dem Lande.„

Von

*) Daß der Rec. die Namen ohne Aenderung abschreibt, wird man bereits bemerket haben. Das w am Ende der russ. Namen ist hier durchgängig mit einem ff verwechselt.

Von der Anzündung der feindlichen Flotte S. 132. führen wir nur etwas an: „Ihyn (der den Brander anzündete, wodurch die türkische Flotte in Brand gerieth) gleich „als trüge er das Haupt der furchtbaren Gorgone zu den „Feinden dahin, so sehr schrecket er selbige; er wirft die „Blitze in ihre schwimmenden Schlösser, und es brüllen von „allen Seiten der Russen die Donner. Dort fällt eine „Bombe auf ein feindliches Schiff, und fährt auseinander; „der in ihrem Eingeweide verschlossene Tod stürzt wüthend „heraus, und verbreitet sich in Funkengestalten; mit der einen Hand ergreift er die Schiffe, und mit der andern „die Krieger; alles was er berührt, wird ein Raub der „Flammen und kommt um: auflodernde Gluten färben die „Himmel, und Blut die Abgründe. Die Türken entlösen „die Anker, und fliehen den ihren Schritten ganz nahe folgenden Tod; sie fliehen die Flammen, und verbreiten sie selbst „unter sich. Ein klägliches Jammern und wildes Geschrey „erfüllen den Luftkreis: es scheint, als stünde Erde und Wasser in Flammen: gleich als näherte sich der ganze Weltkreis seinem Untergange. „ — — S. 138. „Also wurde durch den Ausspruch des erzürnten Himmels die türkische „Flotte in einer einzigen Nacht von Flammen verzehret.„ — — S. 141. „Durch alle Jahrhunderte merkwürdiger Sieg! Welches Volk wird diesem Siege einen andern entgegen stellen? Rußland übertrifft alle Muster des Heldenmuths. — — Acht Schiffe verbrennen „eine schreckliche Flotte.„

Jetzt folgt S. 143. u. f. das Mitleiden der Orloffe, welche bey dem traurigen Anblicke der feindlichen Niederlage die schrecklichen Folgen des Kriegs verwünschen. „Ihr eigner „Ruhm tröstet sie kaum. „ — Betrachtungen über das Unglück, welches sich die Türken selbst zugezogen haben. Ermunterungen an die russischen Heere. Vorherverkündigung der künftigen Vortheile und Eroberungen. Schluß: „Ihr (Helden) denen ich meinen Gesang und meine Leyer „weihe, euch verspreche ich gewiß einen ewigen Ruhm. — „Als Bewunderer und Sänger eurer herrlichen Thaten, „werde ich durch euch den Lorbeer des Parnasses verdienen. „

Aus guten Gründen haben wir blos abgeschrieben: das Urtheil überlassen wir dem Leser. Mit dem Uebersetzer hätten wir wegen etlicher Sprachfehler und der Rechtschreibung ein Wort zu reden, davon wir etliche blos zur Erinnerung angezeigt haben.

Zu

Zu jenen gehöret noch S. 51. „Versicherungen, welche der „Verfasser von denen (den) besingenden (besungenen, oder „zu besingenden) Helden selbst zu vernehmen, das Glück „gehabt.„ Zu diesen das ß statt ſſ. Doch anstatt Kleinigkeiten zu rügen, die er bald vermeiden kann, wollen wir ihn lieber zu mehrern ähnlichen Arbeiten ermuntern.

Lustspiele. Arist. Der alte Freyer. Der Wittwer. Frankf. am Mayn, bey J. G. Garbe. 1772. 263 Octavseiten.

Der Töpfer, eine komische Oper in einem Aufzuge. Verfertigt und in die Musik gesetzet von Johann Andre. Frkft. und Leipz. 1773. 8. 6. B.

Der Verfasser Johann Andre, hat seine Stücke an Hrn. Marchant dedicirt. Ein schlechtes, plattes, langweiliges Gewäsch. Die Späße sind von der Art der niedrigsten Leute, und auch nur für die niedrigste Art Leute, die Arietten — da ist zur Probe gleich die erste:

O Schüssel, glücklich ist der Mann,
Der seine Hausgenossen
In frohem Kreis um dich versammlen kann!
Er wird mit Freude dich erblicken,
Du wirst wohlthätig ihn erquicken
Mit Speisen, die er nie ausschlug,
Weil sie sein eignes Feld ihm trug.

Die Hauptgeschichte ist: daß des Töpfers Frau in die Lotterie gesetzt hat, ihren Mann hinschickt, um beym Ziehen zugegen zu seyn, ihm befiehlt, wenn er das größte Loos bekömmt, sich zurücktragen zu lassen; er bekömmt nichts, fällt in Ohnmacht, und man trägt ihn in einer Sänfte zurück. — Doch schon zu viel Worte von diesem Stücke.

Arist. In 3 Aufzügen. Ist eine sehr schwache Kopie von Diderots Pere de Famille, obgleich A. ihn nicht nennt. Arist, der Hausvater, hat keine Kinder, sondern nur adoptirte, einen Sohn und eine Tochter, auch einen bösen Bruder, völlig wie den Komthuren, Leander ist Germeuil. Arists Bruder will auch die unschuldigen Kinder in Arrest nehmen lassen, und wird auch zuletzt als ihr Vater entdeckt. Der gute Arist hat noch eine böse Schwester und andere kleine Aenderungen mehr. Vom Sujet ist hier also nicht die Rede; aber, wie hat ers ausgeführt? — Zu seinem Schaden hat uns der V. an Diderot erinnert, wie tief sinkt er gegen

gegen den? Er läßt Arists Bruder sich in Amalien (seine eigne Tochter, wie sich nachher zeigt), und Arists Schwester sich in Valeren verlieben; dieß zeigt Armuth der Erfindung, daß er sonst nicht Triebräder finden konnte, um die beyden Geschwister zu Werkzeugen des Unglücks der jungen Leute zu machen. Welch ein langweiliges, niedriges Gewäsch ist die zweyte Scene des ersten Akts zwischen der alten Jungfer und ihrer Magd! Welche unangenehme Vertraulichkeit zwischen dem ehrlichen Arist und seiner alten Köchin Susanne, so ein braves Mensch er uns auch darunter vorstellen will. Von seinen, edeln Zügen weiß der Verf. nichts, die Sprache der zärtlichen Liebe unter den jungen Leuten ist ihm äußerst misglückt; — aber das wäre noch zu verzeihen; nur leider finden wir auch keine Kenntniß des innersten Herzens, keine starke Charakterzüge, nichts Komisches, nichts Rührendes, keine besondere Situation, und endlich keinen Dialog! Man schlage auf, wo man will. 2. Akt, 1. Scene. Leander lobt den Arist aufs unbescheidenste ins Gesicht, und dieser antwortet mit pedantischer Kälte:

„Ich habe meine Schuldigkeit gethan. Die Güter, die „ich besitze, sind nicht für mich allein, der Nothdürf„tige hat Theil daran.

Leander fährt im Loben fort, und Arist im Antworten:

„Ich suche meiner Pflicht als Mensch nachzuleben.„

Wie frostig! — Der böse Bruder bekehrt sich am Ende, von der bösen Schwester erfahren wir aber nichts. — Die Errettung der jungen Leute geschieht durch den wundervollesten Coup de théatre.„

Der alte Freyer. In einem Aufzuge. Fast unter der Kritik. Ein impertinentes Mädchen, ein alter Geizhals, der aber leider sehr dumm gerathen ist (er verspricht dem Mädchen seiner Liebsten, die er wegen ihrer 50000 Gulden heirathen will, einen halben Gulden, und bietet schon zum voraus einen Groschen an,) und der Vater ein Liebhaber der Lotterie. Der alte Freyer wird abgewiesen, weil der junge viel Geld in der Lotterie gewinnt.

Der Wittwer. In einem Aufzuge. Die zweyte Scene (die aber aus den proverbes dramatiques genommen ist) spottet sehr gut der verstellten Betrübniß eines Wittwers. Der Wittwer liebt sein Mündel, muß sie aber doch ihrem Liebhaber geben, da er sich schon selbst mit einer schlechten Person zu weit eingelassen. Kleant ist überflüßig, und wir kriegen Anfangs die sonderbare Idee von ihm, daß er der

begünstigte Liebhaber der verstorbenen Frau gewesen. Dieß hat hernach gar keinen Einfluß, und er zeigt sich ganz vernünftig.

Kurz, der Versuch mit diesen Stücken ist so mislungen, daß wir dem V. aufrichtig rathen, künftig sich nicht mehr mit dem Theater zu beschäfftigen.

Me.

Naivetäten und Einfälle.

— Sue stil leggiadro, e raro. Petrarca. Göttingen, bey Dietrich. 1773. in 8. 2. Bogen.

Neue Naivetäten und Einfälle.

— Per cui si ride e si piagne. Petrarca. Ebendas. 1773. in 8. 2. Bogen.

Der Verfasser ist Hr. Ludwig August Unzer, der kürzlich gestorben ist. Er war sonst durch die Briefe über den Werth den deutschen Dichter, und durch einen Brief über Wielands Schriften in den Braunschweigischen Zeitungen eben nicht in gutem Geruche.

Er erklärt das Naive durch den richtigsten und lebhaftesten Ausdruck der natürlichen Empfindung alles desjenigen, was man sanft zu nennen pflegt, worunter so wohl traurige, als scherzhafte Empfindungen begriffen werden. Wir lassen es dahin gestellt seyn, ob diese Erklärung die Probe halten möchte, und halten uns blos an den Eindruck, den diese kleinen Gedichte bey uns gemacht haben. Sie sind weder feurig, noch brillant, und sollen, wie der V. selbst will, auch nicht witzig seyn. Aber viele derselben haben uns gleichwohl durch die sanfte Empfindung, die darinn herrscht, durch die Art, wie sie gesagt sind, und zuweilen blos um des Einfalls willen gefallen. So z. E. das An einen Modecriticus.

Wem gleichst du, neidisch finstrer Mann?
Dem türkischen Verschnittnen gleichest du.
Selbst kannst du nichts, und wer da kann, den störest du.

Gl.

Die Kirschen. Ludentem verba lasliva. Berlin 1773. 5 Bogen. 8.

Der V. versetzt die Scene dieser Erzählung des Dorat nach Berlin, und nimmt überhaupt die Miene des Originals an. Offenbar hat er Dorat vor sich gehabt; wo er kopirt,

ist

ist er glücklich, einige Härte der Versification ausgenommen. Aber er will sein Original auch verschönern, geräth darüber ins Schwatzen, packt sein Bißchen Vorrath von hieher gehöriger Griechischer u. a. Wissenschaft aus, und wird überlästig. Seine Sprache soll komischer, launigter seyn, als beym Dorat, und ist derber; er will lebhaftere Farben auftragen, und alles wird grell; er will eine freyere Mine annehmen und wird ein paarmal unverschämt. S. 40. Z. 4. S. 65. letzte Zeile.

Bey allen dem ist der deutsche Erzähler nicht ohne Talente; jedoch sehn wir nicht ein, was ihn nöthigen könne uns künftig Bandweise mit solchen Erzählungen heimzusuchen.

Br.

Die Feyer des letzten Abends des Jahres 1772. Ein Gedicht. Leipzig, bey Dyck. 3. Bogen in 8.

Wie der Anfang zeigt, ist der V. derselbe Telynhard, von dem Gedichte im Leipziger Musenalmanach sind; auch ist in der Feyer selbst der Gesang der Polonia, der auch dort steht. — In dieser Feyer ist die Erzählung selbst in Hexametern, allein die lyrischen Stellen sind in lyrischem Metrum. Das Gedicht eröffnet sich mit einem schönen Gesange an den Genius des verflossenen Jahres, worinn sehr starke Stellen, vornemlich über das Kriegführen sind.

„Also sang ich dem Engel am Abend des fliehenden Jahres,
„Als er sich in die Vergangenheit wand, u. s. w.

Dann wieder ein Danklied an die sinkende Sonne des Jahres, für die Freuden, die er genossen. — Er erzählt weiter. Der Mond steigt auf,

„Einsam wandelt' ich noch, und überdachte noch einmal
„Die Geschichten vergangener Tage mit Blute bezeichnet,
„Und mit Thaten der Ewigkeit unwerth; die Frevel, an Fürsten
„Und an Hirten begangen. Soll ich sie zählen? Sie sind ja
„Unwerth des Liedes! Und soll, soll unsere Schande die Nachwelt
„Hören? Sie würde dem Liede nicht glauben! — — Nur wenig große Thaten.
„Eine nennet mein Lied! „ —

Schwedens Staatsveränderung. Schönes Lob des Königs und des verewigten Tessins. Der König,

„— — — er stammt aus deutschen Geschlechten.

„Gleich

„Glichen die Fürsten Germaniens ihm, dann würde kein Höfling
„Zum Verderben des Volks, dem Ohre des Fürsten sich nahen,
„Und von Sclaven umringt und vergöttert, das Laster den Nacken
„Frey im Volk empören, noch in Palästen und Hütten,
„Wie die Seuche des Mittags mit tausendfachem Verderben
„Ausgerüstet, im krümmenden Gange sich Diener mehr sammlen;
„Unbelohnet blieb' nicht, wer seinem Vaterland hold war
„Und sich Feslein erkohr, eh er die Wahrheit verleugnet! —
„Sollte die Nachwelt die That des Fürstenerzeugten nicht glauben,
„Und verdächtig mein Lob dem späten Enkel erscheinen?
„Nein, o Harfe, du fürchtest umsonst! Gerecht ist dein Lobspruch,
„Unverdächtig der Griff des Sängers; — und sollt' ich ihm heuchein,
„Diesem Fürsten? Ich bin ein Fremder, mich weidet sein Stab nicht.
„Wär' ich auch einer der Bürger des Landes, doch sollte die Harfe
„Eh verstummen, als feiler Gesang die Saite bezittern!

Er hört Germanien selbst singen; ein schöner Gesang, Lob und Empfehlung der Schweizer zur Nachahmung. Noch ein Lied von ihr an ihre Schwester Gallien. Noch ein Gesang von ihr an die edle Schwester Britannien. Dann die Klagen Poloniens. Dann ist die Sonne schon ganz gesunken, der Abend ist vorüber, und das Gedicht hört auf.

Der Anhang enthält: 1) Vaterlandslied, dem Barden Sined gewidmet. Es ist recht gut, stolz auf unsre Sprache und Dichtkunst. 2) Teiynhard an den Barden Rhingulph. Die letzte Strophe ist:

„Werde mein Lied, wie Rhingulphs Lied ist,
„Dem Rosenstrauche gleich an Schönheit,
„Und, wie er, mit Dornen bewaffnet!

Der V. nennt sich selbst an einigen Stellen einen Jüngling, und uns dünkt, dieß sieht man ihm auch an. Aber wie viel verspricht er nicht schon! Vornemlich welche männliche deutsche Stärke in Gedanken und Worten! Er hat auch einige vortreffliche Wörter, als: Schlachtendenker; die Krieger schwanden vor der Seuche Dünstebildern gleich; Friedensherr-

herrscher; der Sänger, ergrauet im Lied'; in fehdebes freyeten Hütten; das Gemeng der Schlacht; des Leben nicht thatenlos hinstrich; der Völkerneider u. s. w. Sein Stil und die ganze Ausführung mag immer Nachahmung seyn; immer besser, als die Nachahmung der anakreontischen Liederchen, die einst so sehr Mode waren.

Ta.

5. Schöne Künste.

Der Krieg, eine komische Oper in drey Akten, in Musik gesetzt von J. A. Hiller. Leipzig, gedruckt bey Breitkopf und Sohn. 1773. in klein Querfolio 24 Bogen.

Die Jubelhochzeit, eine komische Oper in drey Akten, in Musik gesetzt von J. A. Hiller. Leipzig, bey J. F. Junius. 1773. in kl. Querfolio. 1 Alph. 6½ Bogen.

Beydes sind Auszüge der Musik auf zween Notenplanen, wie man sie an Hrn. Hillers und andrer komischen Opern schon gewohnt ist. Hr. Hiller behält auch in diesen beyden, seinen schönen, erfindungsreichen, ausdrückenden, fließenden, zuweilen aber immer zu rechter Zeit sich etwas mehr erhebenden, zuweilen aber auch drolligen Gesang, noch standhaft bey. Die Zuhörer sind ihm dafür verbunden.

Im Kriege zeichnen wir, aber doch ohne den übrigen Arien zu nahe zu treten, folgende besonders aus. S. 24. Die Kriegesmusik ist ꝛc. wegen des Prächtigen, das sie enthält; die S. 48. Ein armes Mädchen ꝛc. als sehr naiv. Die S. 52. Ich fürchte nicht das Duelliren ꝛc. welche in einem etwas mehr erhabenen Stile geschrieben ist. Die S. 58. Ein jeder Mensch ꝛc. S. 61. Das Duett: Liebe diese Freudenzähren ꝛc. als sehr angenehm und unschuldig; Die Arie S. 76. Zittre vor des Weibes Rache ꝛc. als sehr feurig. Die Worte des Krieges sind von dem Hrn. Kreißsteuereinnehmer Weiße aus einer Komödie des Goldoni umgeschmolzen, die von der Jubelhochzeit aber ganz neu gedichtet worden.

Diese Jubelhochzeit ist ein in mancher musikalischen Betrachtung in ihrer Art vorzüglich schönes Stück. Die nach Fugenart eingerichtete Arie, O welch ein Tag ꝛc. S. 86. welche der alte Jubelbräutigam, der aber doch jetzo eine ehrwürdige Galanterie zeigen soll, singet, ist die glücklichste Besonderheit, die an diesem Orte hätte angebracht werden können.

Ka.

Georg Michael Telemanns, ehemaligen Accompagnisten am Hamburgischen musikalischen Kirchenchore, und jetzigen Kandidaten der h. Gottesgelahrtheit, Unterricht im Generalbaß-Spielen, auf der Orgel, oder sonst einem Clavier-Instrumente. Hamburg, gedruckt und verlegt von Michael Christian Bock. 1773. 14 Bogen in Quart.

Auf der Orgel oder sonst einem Clavierinstrumente. Der Hr. V. muß also in der Art der Ausführung keinen Unterschied unter Orgel und andern Clavierinstrumenten statuiren: sonst hätte er sie auf dem Titel schon nicht so untereinander geworfen, und lieber nur den allgemeinen abstracten Begriff vom Generalbaßspielen, welcher die allgemeinen Regeln desselben ohne Rücksicht auf die Instrumente, auf denen er ausgeführt wird, lehret, beybehalten. Denn das ist doch eigentlich die Absicht des V. Hätte er darnach die besondern Modificationen, welche jedes Instrument, nach seiner Natur, bey der Ausführung desselben verlangt, auch besonders angezeigt: so würde er desto nützlicher geworden seyn.

Der Generalbaß ist eigentlich nichts weiter, als die simplificirte reine wesentliche Harmonie, die zu jeder Bewegung der Töne eines Stücks gehöret, sie mag nun entweder völlig melodisch ausgearbeitet, in allen zu jedem Stücke nöthigen Stimmen, als in einem Trio, Quatuor, Quinque, ausdrücklich da seyn, oder, als in einem Solo, großen Theils darunter verstanden werden. Folglich ist ein Unterricht im Generalbaßspielen nichts weiter, als ein Unterricht in den Gründen der reinen simpeln Harmonie.

Was die verschiedenen Einrichtungen der Stimmen, in einem Stücke, für verschiedene Einrichtungen, der bey der Begleitung mit dem Generalbasse zu gebrauchenden Stimmen erfodern, das sind Zugaben, welche zwar bey der vollstän-

ständigen Kenntniß der Harmonie nöthig sind, aber doch sie an sich selbst voraussetzen, und wenn man auch diese Zugaben recht gebrauchen will, eine vollständige Kenntniß der Harmonie an den Accompagnisten erfodern.

Aus dem, was bisher gesaget worden, folget auf das natürlichste, daß, wer das Generalbaßspielen lehren will, zuerst wenigstens die praktische Harmonie vollständig lehren müsse.

So lehrte, um auch ein merkwürdiges Beyspiel zum Beweise dieser Behauptung zu geben, den Generalbaß der größte bis jetzo bekannte Meister der Harmonie, der sel. Kapellmeister Johann Sebastian Bach, welcher nach wohl erklärten Regeln, seine Schüler, die bey dem Generalbaßspielen anzubringenden Töne, in vier reinen Stimmen zu Papiere bringen ließ. Der Vortheil davon war dieser, daß seine Schüler, nach geendigten Lectionen, wenn sie anders Achtsamkeit genug bewiesen hatten, so ziemlich sicher in Setzung einer reinen vierstimmigen Harmonie und also mit wichtigen Gründen der Composition selbst bekannt waren. Es ist überhaupt lächerlich, Accompagnirungskunst und Kunst zu componiren, von einander trennen und Gränzen zwischen ihnen bestimmen zu wollen. Die Regeln des Accompagnements, lehren ja den rechten Gebrauch der con- und dissontirenden Intervalle. Folglich sind sie schon Composition, oder wenigstens das A B C derselben. Eben so vollständig als Hr. J. S. Bach, lehret auch sein Sohn Hr. C. P. E. Bach, den Generalbaß im zweyten Theile seines Versuches über die wahre Art das Clavier zu spielen: und setzet das, was Geschmack, und wenn man will, auch Mode, für Veränderung in neuern Zeiten dabey erfodern, noch überall reichlich dazu.

Wider dergleichen Veränderungen und Zusätze zwar haben unsere ganz neuen Generalbaßlehrer nichts einzuwenden. Vielmehr nehmen sie daher, sobald ihnen die Lust ankömmt, mit einem neuen Generalbaßwerke in die Welt zu treten, den scheinbarsten Vorwand der Nothwendigkeit ihres Unternehmens. Aber der Vollständigkeit gehen sie gern aus dem Wege.

Man sagt, dergleichen harmonisch vollständige Generalbaßanweisungen, als die des Hrn. C. P. E. Bach und irgend noch eine und andere nach ihm herausgekommene, welche letztern aber von mancherley noch nicht bewiesenen Hypothesen nicht frey sind, die wir hier an ihren Ort gestellet seyn lassen, wären für Anfänger zu schwer, und zu

weitläuftig. Ist die Vollständigkeit die Ursache dieser Schwere und Weitläuftigkeit: so ist die Wissenschaft selbst Schuld daran, daß sie so einen weiten Umfang hat. Die Lehrlinge selbst sind Schuld daran, daß sie so wenig Geduld haben, und lieber für immer Stümper bleiben, als etwas mehr Zeit und Fleiß auf eine recht zu erlernende schöne Wissenschaft wenden wollen, welche ihnen doch dafür doppeltes Vergnügen gewähren würde. Ueberdem ist es ja der Beurtheilungskraft eines jeden vorsichtigen Lehrmeisters über ein vollständiges Lehrbuch überlassen, das leichteste, obgleich in einem gewissen richtigen Zusammenhange, zuerst durchzunehmen, und das schwerere, auch wieder zusammenhängend, auf ein- auch wohl zweymal nachzuholen. Hierdurch wird das leichtere zugleich recht wiederholet, und das Wissen endlich so viel möglich vollständig. Anstatt daß nach den verschnittenen Compendien an allen Orten und Enden Lücken bleiben, und der Lehrmeister zwar Anfangs mit seinem leichter scheinenden Compendio, worüber er lesen will, zwar weniger Grauen erreget, und dagegen mehr Lust gemacht hat, ihm was zu verdienen zu geben, aber am Ende desto weniger gelehret hat. In Bachs Versuche selbst ist immer das Nothwendige im ersten Abschnitte, und das Feine im zweyten Abschnitte eines jeden Capitels ausgeführt, und auch dieses im Buche selbst, ja schon in dessen Vorrede gesagt. Wer hindert den Lehrer, diesem Winke zu folgen.

— Man rühme sich nicht, wie wohl oft geschieht, bey den itzt getadelten Compendien der Simplicität. Unvollständigkeit und Mangelhaftigkeit, werden in Ewigkeit nicht wahre Simplicität werden. Vielmehr wird eine solche vermeynte Simplicität immer einer der wichtigsten Fehler bleiben.

Und endlich ist es nicht einem angehenden Componisten selbst desto mehr Vortheil und Vergnügen, wenn er dabey selbst an Einsicht in die Composition täglich wächst?

Es ist überdieß ein sonderbares Vorurtheil, wenn man, wie man sagt, den Liebhabern zu Gefallen, alles, NB. zum Schaden der Wissenschaft, so gar federleicht machen will. Also muß man den Liebhabern nicht jede Wissenschaft in ihrem ganzen Umfange zeigen? — Welche niedrige Voraussetzung! Wer einmal nichts lernen will, wird auch nach dem besten Lehrbuche nichts lernen. Dagegen können andre Liebhaber, die wohl was zu lernen Lust gehabt hätten, durch ein solches Verfahren desto schändlicher betrogen, und der Kunst

oder Wissenschaft selbst desto größerer Schade zugefüget werden.

Außer dem Schaden, welcher der Musik selbst, und denen, die sie recht studiren wollen, aus solchen bequem gemachten Lehrbüchern erwächst, entsteht aus dem Betragen solcher Herren Leichtmacher, Absonderer und Gränzenbestimmer, wo nichts abzusondern und in neue Gränzen zu zwingen ist, selbst eine Beleidigung der allgemein zugestandenen bürgerlichen Gerechtsame, in Ansehung der Ehre sowohl als des zu ersetzenden Schadens, und dagegen billigen belohnenden Nutzens, der dem Verfasser eines vollständigen Lehrbuchs dadurch entzogen wird. Es ist in der That ein eigen Unglück, wenn jemand Mühe und Fleiß, und wohl noch dazu, als Verleger, nicht wenig Unkosten an ein Werk gewendet hat, dessen gleichen man in seiner Art noch nicht gehabt hat, (und dieß ist besonders bey den beyden Bachischen Versuchen über die wahre Art das Clavier zu spielen pünktlich der Fall) oder wenn das Aufwenden der Unkosten auch ein Verleger übernommen hat, es ist einerley; wenn dieser Verf. sich bald hernach, wohl gar durch mehr als ein Paar ungebetene Hände, welche, ohne das vorher herausgekommene Werk sich nach aller Wahrscheinlichkeit nicht gerege haben würden, nunmehr epitomiret, simplificiret, reduciret, wohl gar an wichtigen Stellen copiret u. s. w. sehen muß. So was sollte so wenig in schönen als in andern Wissenschaften vorkommen.

Dieß ungefähr haben wir wider das Unternehmen des jungen Hrn. Telemann überhaupt einzuwenden. Laßt uns jetzt das Buch desselben stückweis etwas näher beleuchten, und sehen, wie die Richtigkeit seiner Lehren beschaffen ist.

S. 11. des Vorberichts vertheidiget sich der Verf. wider die Beschuldigung des Ausschreibens aus Bachen, die ihm gemacht worden. Es ist wahr, wenn ihrer zween über einerley Materie schreiben, so isis nicht möglich, daß nicht beyde zuweilen eben dasselbe sagen sollten, ja müßten. Aber die Bedingungen, unter welchen solches geschehen kann, sind ohne unser Erinnern auch bekannt. Leider paßt sich dieses erlaubte Abschreiben auf unsern Verf. sehr schlecht. S. 74. 86 ꝛc. sind beynahe ganze Seiten aus Bachs Versuche ohne Absatz ausgeschrieben. Die ersten 6 Notenexempel S. 76. stehen in eben der Ordnung bey Bachen S. 303. nur hier mit den accompagnirenden Stimmen. Sehr vieles im Kapitel von Baßnoten ohne Ziffern hat Hr. J. M. Telemann manchs

mal mit, manchmal ohne Anführung Bachs, bisweilen mit einiger Veränderung, bisweilen Wort für Wort abgeschrieben. Abgeschriebener Exempel findet man noch mehrere.

Bach hat seine Gesetze der Begleitung der durchgehenden Noten, wie er 304 deutlich sagt, nach den Tactbewegungen eingerichtet, die jetzo in Berlin eingeführet sind. Davon möchte eines und das andere, in andern Gegenden, wo die Tactbewegungen anders genommen werden, bey gewissen Stellen wohl Ausnahmen leiden; welches aber die Beurtheilungskraft eines Studierenden leicht der Absicht des Tonsetzers gemäß einrichten kann. Dieß hätte Hr. Telemann, bey Entlehnung dieser Regeln, nothwendig auch mit anmerken sollen; oder er fällt hier schon wirklich in den Fehler in Ansehung der aus dem nöthigen Zusammenhange gerissenen Stellen, und ihrer widrigen Wirkung, welcher ihm in dem Avertissement im Hamburger Correspondenten, über welches er sich S. 11. seines Vorberichts beklaget, aufgerückt worden.

S. 17. Der Calichon ist wegen seiner Schwäche, und weil er nur zwey Saiten hat, gewiß ein erbärmliches Instrument zum Accompagniren. Die Davidsharfe mit dem Pedale hingegen, ist ein desto besseres.

S. 18. Das sogenannte getheilte Accompagnement, hat seinen eigentlichsten Sitz auf der Orgel.

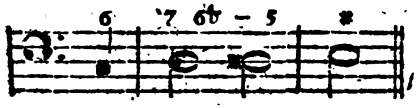
Ebendas. Das aus Bachen entlehnte, und von ihm bey gewisser Veranlassung angeführte Exempel c., ist im vierstimmigen Satze eigentlich ganz falsch, und geht nur in fünf Stimmen an. Hr. Bach nennet es auch deswegen sonderbar. Hrn. Telemanns Ausführung ist wegen des Hinaufspringens in die Quarte und wegen der springenden Quinten in der Mittelstimme, in gerader Bewegung, noch verwerflicher.

S. 25. u. f. Die Benennung der Intervalle, nach dem sogenannten Telemannischen System, hat sehr unsern Beyfall.

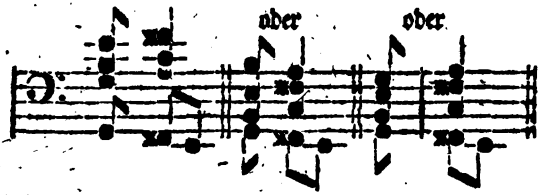
Die springenden Auflösungen der Dissonanzen, wobey keine wirkliche Auflösung, und die der Verf. selbst erfunden zu haben scheint, z. E. S. 42. 47. 51. möchten genauere Tonsetzer, vielmehr für grobe Fehler ansehen. S. 42. §. 7. (b) $\overline{g\ \ fis}\ 9\ \overset{\frown}{—}\ 9\ e$ ist eine durchgehende, nicht vorbereitete Secunde. Die eben daselbst gegebene Regel von

der

der nicht vorzubereitenden großen Secunde, wenn sie die große Quarte bey sich hat, macht aus einer Freyheit eines aus guten Ursachen so verfahrenden Componisten, mit Unrecht ein Gesetz. Der Accompagnist muß vielmehr immer nach der Strenge der Regeln verfahren. Das Exempel (b) S. 43. gehöret in die Lehre von der Secunde. Ebendas. ist das unterste Exempel sehr ungeschickt. Diese besondere Aufgabe hat einer lindernden Vorbereitung sehr nöthig. Bach hat sie deswegen so:



S. 44. ist der Schluß des Beyspiels (d) falsch, weil er die 7 nicht in der gehörigen Stimme bindet, auch nicht auflöset. Das hinaufwärtsgehende Auflösen der kleinen Quarte, und das Ex. dazu S. 46. unten, sind auch falsch. S. 61. und 62. sind alle mit also bezeichneten Exempel falsch. Die Ausführung muß so seyn:



Der Verf. hat just die ungeschickteste gewählt, und viermal beybehalten. So viel halten wir jetzo für nöthig.

Der H. V. dieses Unterrichts wird nun, bey seinem vor kurzem erhaltenen Amte, als Director des musicalischen Chores in Riga, Muße und Antrieb genug erhalten, die in diesem Buche begangenen Jugendsünden durch desto regelmäßigere eigentlich praktische Ausarbeitungen wieder gut zu machen. Lieber über ein schon allgemein bewährt gefundenes Lehrbuch, wenn es ja seyn muß, richtige Lectionen gegeben, oder Vorlesungen gehalten, als ein neues fehlerhaftes Lehrbuch zusammengeschrieben! Der seel. Grosvater des Verf. der würdige alte Telemann, war überhaupt als selbst beständig Original, ein merkwürdiger Feind von allem musikalischen und

gelehrten Abhorgen und Zusammenschreiben. Vortreffliches Muster für den Enkel, und für alle andere junge Componisten.

Z.

6. Mathematik.

Johann Georg Büsch, Prof. in Hamburg, Versuch einer Mathematik zum Nutzen und Vergnügen des bürgerlichen Lebens, welcher das Nutzbarste aus der abstrakten Mathematik und eine practische Mechanik enthält, 35 Bogen gr. 8. Schreibpapier mit 18 Kupfertafeln. Hamburg, auf Kosten des Verfassers.

Der Herr Prof. Büsch, der sich bereits durch verschiedene nützliche und in die Handlung einschlagende Schriften vornemlich um seine Vaterstadt verdient gemacht hat, liefert hier einen Theil seiner mathematischen Vorlesungen, welche seine Landsleute schon seit einigen Jahren mit Verlangen erwartet haben. Wir können überhaupt sagen, daß dieser Versuch, zum Nutzen des handelnden Bürgers oder derjenigen, die sich den Wissenschaften nicht ausdrücklich widmen wollen, eine Mathematik zu schreiben glücklich gelungen ist, da er einem Manne unter Händen gekommen, den Beruf und Erfahrung dazu vorzüglich geschickt gemacht haben. Es giebt außer den Mathematikern von Profeßion und denjenigen, die sich nun einmal vorgesetzt haben, nichts zu lernen, viele, denen es an Gelegenheit gefehlt hat, sich frühe mit den mathematischen Wissenschaften bekannt zu machen und die gleichwohl in bürgerlichen Geschäften so häufige Veranlassung finden, die Mathematik zu nutzen, aber in den gewönlichen Lehrbüchern keine für sie dienliche Anleitung finden, da die mehresten derselben den Zweck haben, daß der mathematische Schüler entweder alles in der größten mathematischen Schärfe, oder nichts begreifen soll. Diesen Ungelehrten, worunter auch sehr viele Künstler gehören, die ohne alle Theorie und bloß handwerksmäßig arbeiten, und mehrere Progressen in ihrer Kunst machen würden, auch manche fehlgeschlagene Versuche vermeiden könnten, wenn sie sich die mathematischen Wahrheiten, die ihr Gewerbe eigentlich fordert, bekannt machten, ist eigentlich dieses Buch gewidmet, daraus

sie

sie nemlich, ohne ein zusammenhängendes Studium der ganzen Wissenschaft dasjenige, was sie am meisten brauchen, einsehen und practisch anwenden können, wozu auch der faßliche Vortrag des Herrn Verfassers sehr vieles beytragen wird. Freylich werden diejenigen, welche den Werth der Mathematik vornemlich in den strengen Beweisen setzen, wodurch die Wahrheiten festgesetzt und der Verstand überzeugt und geübt wird, gegen dies Buch einen erheblichen Einwurf zu machen glauben, da der Herr V. diese Beweise, auch selbst bey der Geometrie, wo. man dieselben selten vermißte, mehrentheils wegläßt, allein, wenn man nicht zu strenge urtheilen will, so glauben wir, daß sich dieses nach dem dießmaligen Plane des V. und dem Endzwecke des ganzen Werks ziemlich entschuldigen läßt. Wir wollen den Inhalt dieses brauchbaren Buchs noch hersetzen. Die erste Abtheilung enthält, nach einer vorhergehenden Abhandlung von den Theilen der Mathematik und deren Verbindung unter einander: Die Arithmetik, wobey der Herr V. die gemeine Rechenkunst, so wie sie in Schulen gelehrt wird, voraussetzt. Er bringt die Arithmetik unter 5 Abschnitte: Von dem Verhältnisse und dessen verschiedenen Arten. Erläuterung der Bruchrechnung und insbesondere der zehntheiligen Brüche. Von den Progreßionen. Von den Logarithmen. Von den Quadraten und Potenzen und deren Berechnung. Es folgt: die Geometrie, welche 6 Abschnitte hat: Von dem Maaße, der Ausdehnung, und insbesondere von der unmittelbaren Messung der Längen. Von der Messung solcher Längen, die nicht unmittelbar können gemessen werden. Von der Messung der Flächen. Von der Vergleichung ähnlicher Flächen. Von der Messung der soliden Räume. Von der Vergleichung der soliden Figuren mit einander. Die Trigonometrie ist schon in dem geometrischen Unterrichte und nicht weiter abgehandelt, als in so ferne sie zur Berichtigung der Maaße grosser Welten dienen kann. Bey der Geometrie scheint der Herr Verf. sich nicht selten Leser zu gedenken, welche schon die ersten Anfangsgründe der Mathematik begriffen haben, um ihn verstehen zu können, wenn er Auflösungen von solchen Aufgaben giebt, die im gemeinen Leben vorkommen können. Der Herr Verf. giebt nun eine allgemeine Erläuterung der Algebra, wobey er blos durch einige Aufgaben ihre Absicht und Brauchbarkeit zeigt. Der folgende Anhang enthält Zusätze von den Progreßionen oder Reihen; von der Quadratrechnung; von der Berechnung der Cubikwurzel. Die zwote Abtheilung enthält die Mechanik. Da

dieſelbe im bürgerlichen Leben ohnſtreitig einen weit gröſſern Nutzen als die abſtracten Theile der Mathematik hat, ſo iſt die Mechanik hier am vollſtändigſten abgehandelt, und von dem Hrn. V. nach einem neuen Plane ſehr ſchön ausgearbeitet. Es iſt eigentlich eine phyſiſche Machanik, wo der Hr. V. die Erſcheinungen bey der Bewegung der Körper und ihre Geſetze beſchreibt, auch die neueſten Bemerkungen in einen angenehmen und populären Vortrag einkleidet. Die Mechanik hat 8 Abſchnitte: Von den vornehmſten Grundgeſetzen der Bewegung. Gründe zur Vergleichung der Kräfte, durch welche die Bewegungen hervorgebracht werden. Von dem Hebel und den einfachen Maſchinen, welche ſich daraus erklären laſſen. Von der ſchrägen Fläche und den daraus zu erklärenden Maſchinen. Von der Zuſammenſetzung der Maſchinen. Von den Hinderniſſen, welche die Wirkung der Maſchinen ſtören. Beurtheilung der Kräfte, die zur Bewegung der Maſchinen angewandt werden. Nöthige Bemerkungen und Ueberlegungen bey dem Maſchinenweſen. — Wir ſehen der Fortſetzung dieſes nützlichen Werkes mit Verlangen entgegen, welches ſich auch durch ſaubern Druck und Papier empfiehlt.

✠

Das Licht der Natur von Eduard Search Eſq. Juvat integros accedere fontes. Lucret. **Des erſten Theils erſter Band: die menſchliche Natur.** The proper ſtudy of Mankind is Man. Pope. **Aus dem Engliſchen überſetzt von Johann Chriſt. Polykarp Erxleben, der Weltweisheit D. u. Prof. auf der Georg Aug. Univ. Des erſten Theils zweyter Band. Göttingen und Gotha bey Joh. Chriſtian Dieterich 1771 und 1772. 8. jeder Band ohngefähr 1½ Alphabeth.**

Noch immer iſt Locke in der Pſychologie der Held der Engliſchen Weltweiſen, und ſein Verſuch über den menſchlichen Verſtand hat unter ihnen beynahe das Anſehen eines ſymboliſchen Buchs erhalten. Auch Search, oder wer ſich unter dieſem Namen verſteckt hat, verehrt Locken als ſeinen Lehrer, und will nur als ein Ausleger ſeiner Grundſätze angeſehen ſeyn. Es iſt wahr, der groſſe Erfolg, mit welchem Locke philoſophirt hat, und der ungemeine Beyfall, womit ſein

Buch

Buch aufgenommen ward, hat die Englischen Philosophen auf den richtigen Weg der Beobachtung geführt, und in so fern viel Gutes gestiftet. Allein von der andern Seite ist auch die so weit getriebne Verehrung gegen den vaterländischen Weltweisen Schuld daran, daß die Englischen Philosophen sich so wenig um die Art zu philosophiren außerhalb Engelland bekümmert, mit so vieler Selbstgenugsamkeit und Nationalstolze die Arbeiten anderer Völker in diesem Fache verachtet, und manches Brauchbare, was sie so wohl in Absicht auf Form als Materie hier finden konnten, weder entdeckt noch genutzt haben. Die bekannte Schwäche der so genannten französischen Philosophen in der speculativen Weltweisheit, die seit Descartes und Mallebranche wenig Bemerkenswürdiges aufzuweisen haben, muste die Britischen Philosophen in dieser Verachtung fremder Bemühungen bestärken. Denn da es bey diesen, deren Litteratur die Engelländer noch einiger Aufmerksamkeit würdigen, so öde und unfruchtbar aussahe, so vermutheten sie vollends bey den uncultivirtern Teutschen nichts als scholastische Barbarey. Search scheint gleichfalls keine ausländische Philosophie der Neuern zu kennen, und dennoch würde eine Bekanntschaft mit Leibnitz und einigen seiner Nachfolger, ihm gewiß einige Dienste geleistet haben, wenn er auch nur von ihnen gelernet hätte, seine Beobachtungen über die menschliche Natur besser zu ordnen, sorgfältiger mit einander zu vergleichen, das, was sie Gemeinschaftliches haben, zu bemerken, und zur Berichtigung und Bestimmung fruchtbarer allgemeiner Wahrheiten anzuwenden. Ungeachtet aller Geringschätzung, die er gegen diese allgemeine Wahrheiten und die Wissenschaft derselben, die Metaphysik äußert, würde er ohne Zweifel, wenn er sie gehörig zu benutzen gewußt hätte, ein Licht der Natur angezündet haben, das aus minder heterogenen Materialien gezogen, gleichförmiger und heller geleuchtet hätte.

Locke ist indessen nicht der einzige seiner Landsleute, von dem Search gelernet hat; auch dem D. Hartley, ob er ihn gleich nur anführt, wenn er ihn tadelt, ohne ihn zu nennen, wenn er mit ihm übereinstimmt, hat er einige der schätzbarsten Ingredienten seines Lichts der Natur zu verdanken, und wer Hartleys Observations on Man gelesen, und sein System kennet, wird ihn beym Search immer wieder antreffen. Doch dem sey wie ihm wolle, sein Buch enthält das Gute, wodurch sich die besten philosophischen Schriften der Engelländer auszeichnen, in einem vorzüglichen Maaße, nemlich richtige, und

scharfe

ſcharfſinnige Beobachtungen über die menſchliche Natur und Seele, und mehr Präciſion in den Begriffen, als man in denſelben ſonſt anzutreffen pflegt. Dabey hat der Verf. einen deutlichen unterhaltenden und zuweilen launigten Vortrag, und weiß glückliche Gleichniſſe aus dem gemeinen Leben, und Erläuterungen aus andern Künſten und Wiſſenſchaften anzubringen. Zuweilen aber wird ſein Styl, vielleicht aus zu großer Sorgfalt, faßlich und populär zu ſeyn, weitſchweifig und langweilig. Hätte er dieſen letzten Fehler mehr vermieden, ſo würden wir dies Licht der Natur ſehr geſchickt halten, jungen Leuten und überhaupt Fremdlingen in der Philoſophie, denen es weder an Fähigkeit noch an Muße fehlt, einigen Geſchmack an philoſophiſchen Unterſuchungen beyzubringen, und ſie unvermerkt, und mit der möglichen Gemächlichkeit zu einiger nützlichen Kenntniß der menſchlichen Natur und der Sittenlehre zu führen. Aber auch geübtere Denker werden hier eine Menge Materialien finden, die, wie uns dünkt, ſich noch beſſer bearbeiten und nutzen laſſen, als es von dem Verf. geſchehen. Die Ueberſetzung verdient, ſo weit wir davon urtheilen können, die Lobſprüche, die man derſelben beygelegt hat.

Bm.

Abhandlungen der Churfürſtl. Bayerſchen Academie der Wiſſenſchaften, philoſophiſcher Claſſe 7ter Band 1773. München in der academiſchen Druckerey 4. 49½ Bogen. 8 Kupferbl.

In der Vorrede wird geſagt, daß einige Mitglieder der hiſtoriſchen Claſſe, welche hauptſächlich die Trennung bey der Claſſen bewirkt haben, in dem Bücherverlage dieſe Trennung auch mit den 4 erſten Bänden vorgenommen und die Titelblätter zerſchnitten haben. Die Sache mag wohl unordentlich zugegangen ſeyn, indeſſen wird nun an die Reparatur gedacht. Jeder dieſer 4 erſten Bände zerfällt in zween Theile, die bereits bisher faſt durch nichts als durch das gemeinſame Titelblatt zuſammengehangen haben. Für jeden Theil wird alſo ein beſonderer Titel gedruckt werden, der eine philoſophiſch der andere hiſtoriſch. Die hier vorkommenden Abhandlungen ſind nun folgende. 1. Hrn. Pr. Karſtens Zuſatz zu ſeiner im 5ten Bande vorkommenden Abhandlung von den Projectionen der Kugel, in Rückſicht auf

die

die damit zu verbindende Theorie der Kugelschnitte. Diese letztere wird hier vorgenommen und gezeigt, wie die Lehren der Entwerfung der Kugelfläche nach den verschiedenen Lagen des Auges ebenfalls daraus folgen. 2. Eben desselben Abhandlung von der Archimedischen Wasserschraube. Nachdem, was die Hrn. D. Bernoulli und Euler über diese Materie geschrieben haben, ist die hennertsche Preisschrift das Neueste. Sie ist aber freylich fast mehr wegen der darinn vorkommenden Versuche als wegen der Theorie brauchbar. H. K. hat demnach diese letztere hier neuerdings vorgenommen, und merkt umständlich an, wo er die hennertsche fehlerhaft befunden. 3. H. D. Buchholz bemüht sich, bey Zubereitung des Spiesglasschwefels die Arbeit abzukürzen, und alles auf einen einigen Niederschlag zu bringen. 4. H. Pr. Karsten von Saugwerken. Es wird umständlicher untersucht, wie das Wasser nach und nach steigt, bis es in den sonst gewöhnlich nur allein betrachteten Beharrungsstand kömmt, und wie die Saugwerke am vortheilhaftesten einzurichten sind. 5. Eben desselben Versuch eines evidenten Beweises der allgemeinen mechanischen Grundsätze. H. D. Bernoulli hat längst schon bemerkt, daß die Grundgleichung $dc = p \cdot dr$ eines strengen Beweises bedürfe. Man hat seitdem solche gesucht, und in der That auch so fern gefunden, als man die Umstände, welche diese Formel als Bedingungen voraussetzt, richtig bestimmt. Denn es kömmt dabey alles auf die Unterscheidung der zween Fälle an, ob nemlich die bereits erlangte Geschwindigkeit der Mittheilung fernerer Geschwindigkeiten hinderlich ist oder nicht. Beyde Fälle können statt haben, und besonders in Absicht auf die Schwere sind die Versuche noch wohl nicht fein genug, um durch die Erfahrung zu entscheiden, ob die Schwere auf bewegte Körper genau eben so viel als auf ruhende wirke. Der Unterschied mag wohl auch bey sehr großen Geschwindigkeiten nicht sehr merklich seyn, ob er aber in der That unendlich klein oder nichts ist, das bleibt, so viel wir wissen, noch unentschieden. Indessen hindert dieses nicht, diesen letzten Fall zu setzen, wo es nur die Frage ist, die Folgen dieser Voraussetzung zu beweisen. Dieses ist auch der Weg, den H. K. hier nimmt. Zum Beschlusse wird das Maaß der Kräfte ganz kurz so betrachtet, daß die darüber geführten Streitigkeiten als ein bloser Wortstreit anzusehen sind. In der That können sie, der Mechanik ohne Nachtheil, ganz in Vergessenheit gestellt werden. 6. H. Amort, daß die Exqui-

sum-

Diese Jubelhochzeit ist ein in mancher musikalischen Betrachtung in ihrer Art vorzüglich schönes Stück. Die nach Fugenart eingerichtete Arie, O welch ein Tag ꝛc. S. 86. welche der alte Jubelbräutigam, der aber doch jetzo eine ehrwürdige Galanterie zeigen soll, singet, ist die glücklichste Besonderheit, die an diesem Orte hätte angebracht werden können.

Ka.

Georg Michael Telemanns, ehemaligen Accompagnisten am Hamburgischen musikalischen Kirchenchore, und jetzigen Kandidaten der h. Gottesgelahrtheit, Unterricht im Generalbaß-Spielen, auf der Orgel, oder sonst einem Clavier-Instrumente. Hamburg, gedruckt und verlegt von Michael Christian Bock. 1773. 14 Bogen in Quart.

Auf der Orgel oder sonst einem Clavierinstrumente. Der Hr. V. muß also in der Art der Ausführung keinen Unterschied unter Orgel und andern Clavierinstrumenten statuiren: sonst hätte er sie auf dem Titel schon nicht so untereinander geworfen, und lieber nur den allgemeinen abstracten Begriff vom Generalbaßspielen, welcher die allgemeinen Regeln desselben ohne Rücksicht auf die Instrumente, auf denen er ausgeführt wird, kehret, beybehalten. Denn das ist doch eigentlich die Absicht des V. Hätte er darnach die besondern Modificationen, welche jedes Instrument, nach seiner Natur, bey der Ausführung desselben verlangt, auch besonders angezeigt: so würde er desto nützlicher geworden seyn.

Der Generalbaß ist eigentlich nichts weiter, als die simplificirte reine wesentliche Harmonie, die zu jeder Bewegung der Töne eines Stücks gehöret, sie mag nun entweder völlig melodisch ausgearbeitet, in allen zu jedem Stücke nöthigen Stimmen, als in einem Trio, Quatuor, Quinque, ausdrücklich da seyn, oder, als in einem Solo, großen Theils darunter verstanden werden. Folglich ist ein Unterricht im Generalbaßspielen nichts weiter, als ein Unterricht in den Gründen der reinen simpeln Harmonie.

Was die verschiedenen Einrichtungen der Stimmen, in einem Stücke, für verschiedene Einrichtungen, der bey der Begleitung mit dem Generalbasse zu gebrauchenden Stimmen erfodern, das sind Zugaben, welche zwar bey der voll-

ständ

ständigen Kenntniß der Harmonie nöthig sind, aber doch sie an sich selbst voraussetzen, und wenn man auch diese Zugaben recht gebrauchen will, eine vollständige Kenntniß der Harmonie an den Accompagnisten erfodern.

Aus dem, was bisher gesaget worden, folget auf das natürlichste, daß, wer das Generalbaßspielen lehren will, zuerst wenigstens die praktische Harmonie vollständig lehren müsse.

So lehrte, um auch ein merkwürdiges Beyspiel zum Beweise dieser Behauptung zu geben, den Generalbaß der größte bis jetzo bekannte Meister der Harmonie, der sel. Kapellmeister Johann Sebastian Bach, welcher nach wohl erklärten Regeln, seine Schüler, die bey dem Generalbaßspielen anzubringenden Töne, in vier reinen Stimmen zu Papiere bringen ließ. Der Vortheil davon war dieser, daß seine Schüler, nach geendigten Lectionen, wenn sie anders Achtsamkeit genug bewiesen hatten, so ziemlich sicher in Setzung einer reinen vierstimmigen Harmonie und also mit wichtigen Gründen der Composition selbst bekannt waren. Es ist überhaupt lächerlich, Accompagnirungskunst und Kunst zu componiren, von einander trennen und Gränzen zwischen ihnen bestimmen zu wollen. Die Regeln des Accompagnements, lehren ja den rechten Gebrauch der con- und dissonirenden Intervalle. Folglich sind sie schon Composition, oder wenigstens das A B C derselben. Eben so vollständig als Hr. J. S. Bach, lehret auch sein Sohn Hr. C. P. E. Bach, den Generalbaß im zweyten Theile seines Versuches über die wahre Art das Clavier zu spielen: und setzet das, was Geschmack, und wenn man will, auch Mode, für Veränderung in neuern Zeiten dabey erfodern, noch überall reichlich dazu.

Wider dergleichen Veränderungen und Zusätze zwar haben unsere ganz neuen Generalbaßlehrer nichts einzuwenden. Vielmehr nehmen sie daher, sobald ihnen die Lust ankömmt, mit einem neuen Generalbaßwerke in die Welt zu treten, den scheinbarsten Vorwand der Nothwendigkeit ihres Unternehmens. Aber der Vollständigkeit gehen sie gern aus dem Wege.

Man sagt, dergleichen harmonisch vollständige Generalbaßanweisungen, als die des Hrn. C. P. E. Bach und irgend noch eine und andere nach ihm herausgekommene, welche letztern aber von mancherley noch nicht bewiesenen Hypothesen nicht frey sind, die wir hier an ihren Ort gestellet seyn lassen, wären für Anfänger zu schwer, und zu

weitläuftig. Ist die Vollständigkeit die Ursache dieser Schwere und Weitläuftigkeit: so ist die Wissenschaft selbst Schuld daran, daß sie so einen weiten Umfang hat. Die Lehrlinge selbst sind Schuld daran, daß sie so wenig Geduld haben, und lieber für immer Stümper bleiben, als etwas mehr Zeit und Fleiß auf eine recht zu erlernende schöne Wissenschaft wenden wollen, welche ihnen doch dafür doppeltes Vergnügen gewähren würde. Ueberdem ist es ja der Beurtheilungskraft eines jeden vorsichtigen Lehrmeisters über ein vollständiges Lehrbuch überlassen, das leichteste, obgleich in einem gewissen richtigen Zusammenhange, zuerst durchzunehmen, und das schwerere, auch wieder zusammenhängend, auf ein: auch wohl zweymal nachzuholen. Hierdurch wird das leichtere zugleich recht wiederholet, und das Wissen endlich so viel möglich vollständig. Anstatt daß nach den verschnittenen Compendien an allen Orten und Enden Lücken bleiben, und der Lehrmeister zwar Anfangs mit seinem leichter scheinenden Compendio, worüber er lesen will, zwar weniger Grauen erreget, und dagegen mehr Lust gemacht hat, ihm was zu verdienen zu geben, aber am Ende desto weniger gelehret hat. In Bachs Versuche selbst ist immer das Nothwendige im ersten Abschnitte, und das Feine im zweyten Abschnitte eines jeden Capitels ausgeführt, und auch dieses im Buche selbst, ja schon in dessen Vorrede gesagt. Wer hindert den Lehrer, diesem Winke zu folgen.

Man rühme sich nicht, wie wohl oft geschieht, bey den itzt getadelten Compendien der Simplicität. Unvollständigkeit und Mangelhaftigkeit, werden in Ewigkeit nicht wahre Simplicität werden. Vielmehr wird eine solche vermeynte Simplicität immer einer der wichtigsten Fehler bleiben.

Und endlich ist es nicht einem angehenden Componisten selbst desto mehr Vortheil und Vergnügen, wenn er dabey selbst an Einsicht in die Composition täglich wächst?

Es ist überdieß ein sonderbares Vorurtheil, wenn man, wie man sagt, den Liebhabern zu Gefallen, alles, NB. zum Schaden der Wissenschaft, so gar federleicht machen will. Also muß man den Liebhabern nicht jede Wissenschaft in ihrem ganzen Umfange zeigen? — Welche niedrige Voraussetzung! Wer einmal nichts lernen will, wird auch nach dem besten Lehrbuche nichts lernen. Dagegen können andre Liebhaber, die wohl was zu lernen Lust gehabt hätten, durch ein solches Verfahren desto schändlicher betrogen, und der Kunst

oder Wissenschaft selbst desto größerer Schade zugefüget werden.

Außer dem Schaden, welcher der Musik selbst, und denen, die sie recht studiren wollen, aus solchen bequem gemachten Lehrbüchern erwächst, entsteht aus dem Betragen solcher Herren Leichtmacher, Absonderer und Gränzenbestimmer, wo nichts abzusondern und in neue Gränzen zu zwingen ist, selbst eine Beleidigung der allgemein zugestandenen bürgerlichen Gerechtsame, in Ansehung der Ehre sowohl als des zu ersetzenden Schadens, und dagegen billigen belohnenden Nutzens, der dem Verfasser eines vollständigen Lehrbuchs dadurch entzogen wird. Es ist in der That ein eigen Unglück, wenn jemand Mühe und Fleiß, und wohl noch dazu, als Verleger, nicht wenig Unkosten an ein Werk gewendet hat, dessen gleichen man in seiner Art noch nicht gehabt hat, (und dieß ist besonders bey den beyden Bachischen Versuchen über die wahre Art das Clavier zu spielen, pünktlich der Fall) oder wenn das Aufwenden der Unkosten auch ein Verleger übernommen hat, es ist einerley; wenn dieser Verf. sich bald hernach, wohl gar durch mehr als ein Paar, ungebetene Hände, welche, ohne das vorher herausgekommene Werk sich nach aller Wahrscheinlichkeit nicht geregen haben würden, nunmehr epitomiret, simplificiret, reduciret, wohl gar an wichtigen Stellen copiret u. s. w. sehen muß. So was sollte so wenig in schönen als in andern Wissenschaften vorkommen.

Dieß ungefähr haben wir wider das Unternehmen des jungen Hrn. Telemann überhaupt einzuwenden. Laßt uns jetzt das Buch desselben stückweis etwas näher beleuchten, und sehen, wie die Richtigkeit seiner Lehren beschaffen ist.

S. 11. des Vorberichts vertheidiget sich der Verf. wider die Beschuldigung des Ausschreibens aus Bachen, die ihm gemacht worden. Es ist wahr, wenn ihrer zween über einerley Materie schreiben, so ists nicht möglich, daß nicht beyde zuweilen eben dasselbe sagen sollten, ja müßten. Aber die Bedingungen, unter welchen solches geschehen kann, sind ohne unser Erinnern auch bekannt. Leider paßt sich dieses erlaubte Abschreiben auf unsern Verf. sehr schlecht. S. 74. 86 ꝛc. sind beynahe ganze Seiten aus Bachs Versuche ohne Absatz ausgeschrieben. Die ersten 6 Notenexempel S. 76. stehen in eben der Ordnung bey Bachen S. 303. nur hier mit den accompagnirenden Stimmen. Sehr vieles im Kapitel von Baßnoten ohne Ziffern hat Hr. J. M. Telemann manchs-

mal mit, manchmal ohne Anführung Bachs, bisweilen mit einiger Veränderung, bisweilen Wort für Wort abgeschrieben. Abgeschriebener Exempel findet man noch mehrere.

Bach hat seine Gesetze der Begleitung der durchgehenden Noten, wie er 304 deutlich sagt, nach den Tactbewegungen eingerichtet, die jetzo in Berlin eingeführet sind. Davon möchte eines und das andere, in andern Gegenden, wo die Tactbewegungen anders genommen werden, bey gewissen Stellen wohl Ausnahmen leiden; welches aber die Beurtheilungskraft eines Studierenden leicht der Absicht des Tonsetzers gemäß einrichten kann. Dieß hätte Hr. Telemann, bey Entlehnung dieser Regeln, nothwendig auch mit anmerken sollen; oder er fällt hier schon wirklich in den Fehler in Ansehung der aus dem nöthigen Zusammenhange gerissenen Stellen, und ihrer widrigen Wirkung, welcher ihm in dem Avertissement im Hamburger Correspondenten, über welches er sich S. 11. seines Vorberichts beklaget, aufgerückt worden.

S. 17. Der Calichon ist wegen seiner Schwäche, und weil er nur zwey Saiten hat, gewiß ein erbärmliches Instrument zum Accompagniren. Die Davidsharfe mit dem Pedale hingegen, ist ein desto besseres.

S. 18. Das sogenannte getheilte Accompagnement, hat seinen eigentlichsten Sitz auf der Orgel.

Ebendas. Das aus Bachen entlehnte, und von ihm bey gewisser Veranlassung angeführte Exempel ꝛc., ist im vierstimmigen Satze eigentlich ganz falsch, und geht nur in fünf Stimmen an. Hr. Bach nennet es auch deswegen sonderbar. Hrn. Telemanns Ausführung ist wegen des Hinaufspringens in die Quarte und wegen der springenden Quinten in der Mittelstimme, in gerader Bewegung, noch verwerflicher.

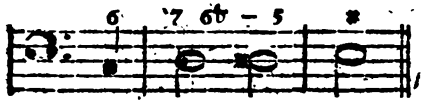
S. 25. u. f. Die Benennung der Intervalle, nach dem sogenannten Telemannischen System, hat sehr unsern Beyfall.

Die springenden Auflösungen der Dissonanzen, wobey keine wirkliche Auflösung, und die der Verf. selbst erfunden zu haben scheint, z. E. S. 42. 47. 51. möchten genauere Tonsetzer, vielmehr für grobe Fehler ansehen. S. 42. §. 7. (b) $\overset{\frown}{9 \quad 9}$ ist eine durchgehende, nicht vorbereitete Secunde. Die eben daselbst gegebene Regel von

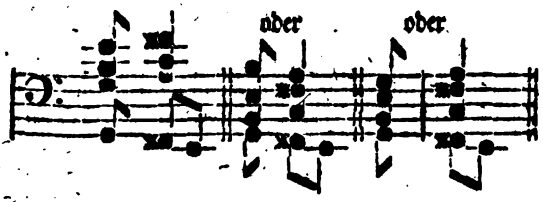
g fs e

der

der nicht vorzubereitenden großen Secunde, wenn sie die große Quarte bey sich hat, macht aus einer Freyheit eines aus guten Ursachen so verfahrenden Componisten, mit Unrecht ein Gesetz. Der Accompagnist muß vielmehr immer nach der Strenge der Regeln verfahren. Das Exempel (b) S. 43. gehöret in die Lehre von der Secunde. Ebendas. ist das unterste Exempel sehr ungeschickt. Diese besondere Aufgabe hat einer lindernden Vorbereitung sehr nöthig. Bach hat sie deswegen so:



S. 44. ist der Schluß des Beyspiels (d) falsch, weil er die 7 nicht in der gehörigen Stimme bindet, auch nicht auflöset. Das hinaufwärtsgehende Auflösen der kleinen Quarte, und das Ex. dazu S. 46. unten, sind auch falsch. S. 61. und 62. sind alle mit also bezeichneten Exempel falsch. Die Ausführung muß so seyn:



Der Verf. hat just die ungeschickteste gewählt, und viermal beybehalten. So viel halten wir jetzo für nöthig.

Der H. V. dieses Unterrichts wird nun, bey seinem vor kurzem erhaltenen Amte, als Director des musicalischen Chores in Riga, Muße und Antrieb genug erhalten, die in diesem Buche begangenen Jugendsünden durch desto regelmäßigere eigentlich praktische Ausarbeitungen wieder gut zu machen. Lieber über ein schon allgemein bewährt gefundenes Lehrbuch, wenn es ja seyn muß, richtige Lectionen gegeben, oder Vorlesungen gehalten, als ein neues fehlerhaftes Lehrbuch zusammengeschrieben! Der seel. Grosvater des Verf. der würdige alte Telemann, war überhaupt als selbst beständig Original, ein merkwürdiger Feind von allem musikalischen und

gelehrten Abborgen und Zusammenschreiben. Vortreffliches Muster für den Enkel, und für alle andere junge Componisten.

Z.

6. Mathematik.

Johann Georg Büsch, Prof. in Hamburg, Versuch einer Mathematik zum Nutzen und Vergnügen des bürgerlichen Lebens, welcher das Nutzbarste aus der abstrakten Mathematik und eine practische Mechanik enthält, 35 Bogen gr. 8. Schreibpapier mit 18 Kupfertafeln. Hamburg, auf Kosten des Verfassers.

Der Herr Prof. Büsch, der sich bereits durch verschiedene nützliche und in die Handlung einschlagende Schriften vornemlich um seine Vaterstadt verdient gemacht hat, liefert hier einen Theil seiner mathematischen Vorlesungen, welche seine Landsleute schon seit einigen Jahren mit Verlangen erwartet haben. Wir können überhaupt sagen, daß dieser Versuch, zum Nutzen des handelnden Bürgers oder derjenigen, die sich den Wissenschaften nicht ausdrücklich widmen wollen, eine Mathematik zu schreiben glücklich gelungen ist, da er einem Manne unter Händen gekommen, den Beruf und Erfahrung dazu vorzüglich geschickt gemacht haben. Es giebt außer den Mathematikern von Profeßion und denjenigen, die sich nun einmal vorgesetzt haben, nichts zu lernen, viele, denen es an Gelegenheit gefehlt hat, sich frühe mit den mathematischen Wissenschaften bekannt zu machen und die gleichwohl in bürgerlichen Geschäften so häufige Veranlassung finden, die Mathematik zu nutzen, aber in den gewönlichen Lehrbüchern keine für sie dienliche Anleitung finden, da die mehresten derselben den Zweck haben, daß der mathematische Schüler entweder alles in der größten mathematischen Schärfe, oder nichts begreifen soll. Diesen Ungelehrten, worunter auch sehr viele Künstler gehören, die ohne alle Theorie und bloß handwerksmäßig arbeiten, und mehrere Progressen in ihrer Kunst machen würden, auch manche fehlgeschlagene Versuche vermeiden könnten, wenn sie sich die mathematischen Wahrheiten, die ihr Gewerbe eigentlich fordert, bekannt machten, ist eigentlich dieses Buch gewidmet, daraus

sie

sie nemlich, ohne ein zusammenhängendes Studium der ganzen Wissenschaft dasjenige, was sie am meisten brauchen, einsehen und practisch anwenden können, wozu auch der faßliche Vortrag des Herrn Verfassers sehr vieles beytragen wird. Freylich werden diejenigen, welche den Werth der Mathematik vornemlich in den strengen Beweisen setzen, wodurch die Wahrheiten festgesetzt und der Verstand überzeugt und geübt wird, gegen dies Buch einen erheblichen Einwurf zu machen glauben, da der Herr V. diese Beweise, auch selbst bey der Geometrie, wo man dieselben selten vermißte, mehrentheils wegläßt, allein, wenn man nicht zu strenge urtheilen will, so glauben wir, daß sich dieses nach dem dießmaligen Plane des V. und dem Endzwecke des ganzen Werks ziemlich entschuldigen läßt. Wir wollen den Inhalt dieses brauchbaren Buchs noch hersetzen. Die erste Abtheilung enthält, nach einer vorhergehenden Abhandlung von den Theilen der Mathematik und deren Verbindung unter einander: Die Arithmetik, wobey der Herr V. die gemeine Rechenkunst, so wie sie in Schulen gelehrt wird, voraussetzt. Er bringt die Arithmetik unter 5 Abschnitte: Von dem Verhältnisse und dessen verschiedenen Arten. Erläuterung der Bruchrechnung und insbesondere der zehntheiligen Brüche. Von den Progreßionen. Von den Logarithmen. Von den Quadraten und Potenzen und deren Berechnung. Es folgt: die Geometrie, welche 6 Abschnitte hat: Von dem Maaße, der Ausdehnung, und insbesondere von der unmittelbaren Messung der Längen. Von der Messung solcher Längen, die nicht unmittelbar können gemessen werden. Von der Messung der Flächen. Von der Vergleichung ähnlicher Flächen. Von der Messung der soliden Räume. Von der Vergleichung der soliden Figuren mit einander. Die Trigonometrie ist schon in dem geometrischen Unterrichte und nicht weiter abgehandelt, als in so ferne sie zur Berichtigung der Maaße grosser Weiten dienen kann. Bey der Geometrie scheint der Herr Verf. sich nicht selten Leser zu gedenken, welche schon die ersten Anfangsgründe der Mathematik begriffen haben, um ihn verstehen zu können, wenn er Auflösungen von solchen Aufgaben giebt, die im gemeinen Leben vorkommen können. Der Herr Verf. giebt nun eine allgemeine Erläuterung der Algebra, wobey er blos durch einige Aufgaben ihre Absicht und Brauchbarkeit zeigt. Der folgende Anhang enthält Zusätze von den Progreßionen oder Reihen; von der Quadratrechnung; von der Berechnung der Cubikwurzel. Die zwote Abtheilung enthält die Mechanik. Da

dieſelbe im bürgerlichen Leben ohnſtreitig einen weit gröſſern Nutzen als die abſtracten Theile der Mathematik hat, ſo iſt die Mechanik hier am vollſtändigſten abgehandelt, und von dem Hrn. V. nach einem neuen Plane ſehr ſchön ausgearbeitet. Es iſt eigentlich eine phyſiſche Machanik, wo der Hr. V. die Erſcheinungen bey der Bewegung der Körper und ihre Geſetze beſchreibt, auch die neueſten Bemerkungen in einen angenehmen und populären Vortrag einkleidet. Die Mechanik hat 8 Abſchnitte: Von den vornehmſten Grundgeſetzen der Bewegung. Gründe zur Vergleichung der Kräfte, durch welche die Bewegungen hervorgebracht werden. Von dem Hebel und den einfachen Maſchinen, welche ſich daraus erklären laſſen. Von der ſchiefen Fläche und den daraus zu erklärenden Maſchinen. Von der Zuſammenſetzung der Maſchinen. Von den Hinderniſſen, welche die Wirkung der Maſchinen ſtören. Beurtheilung der Kräfte, die zur Bewegung der Maſchinen angewandt werden. Nöthige Bemerkungen und Ueberlegungen bey dem Maſchinenweſen. — Wir ſehen der Fortſetzung dieſes nützlichen Werkes mit Verlangen entgegen, welches ſich auch durch ſaubern Druck und Papier empfiehlt.

*

Das Licht der Natur von Eduard Search Eſq. Juvat integros accedere fontes. Lucret. Des erſten Theils erſter Band: die menſchliche Natur. The proper ſtudy of Mankind is Man. Pope. Aus dem Engliſchen überſetzt von Johann Chriſt. Polykarp Erxleben, der Weltweisheit D. u. Prof. auf der Georg Aug. Univ. Des erſten Theils zweyter Band. Göttingen und Gotha bey Joh. Chriſtian Dieterich 1771 und 1772. 8. jeder Band ohngefähr 1½ Alphabeth.

Noch immer iſt Locke in der Pſychologie der Held der Engliſchen Weltweiſen, und ſein Verſuch über den menſchlichen Verſtand hat unter ihnen beynahe das Anſehen eines ſymboliſchen Buchs erhalten. Auch Search, oder wer ſich unter dieſem Namen verſteckt hat, verehrt Locken als ſeinen Lehrer, und will nur als ein Ausleger ſeiner Grundſätze angeſehen ſeyn. Es iſt wahr, der groſſe Erfolg, mit welchem Locke philoſophirt hat, und der ungemeine Beyfall, womit ſein

Buch

Buch aufgenommen wird, hat die Englischen Philosophen auf den richtigen Weg der Beobachtung geführt, und in so fern viel Gutes gestiftet. Allein von der andern Seite ist auch die so weit getriebne Verehrung gegen den vaterländischen Weltweisen Schuld daran, daß die Englischen Philosophen sich so wenig um die Art zu philosophiren außerhalb Engelland bekümmert, mit so vieler Selbstgenugsamkeit und Nationalstolze die Arbeiten anderer Völker in diesem Fache verachtet, und manches Brauchbare, was sie so wohl in Absicht auf Form als Materie hier finden konnten, weder entdeckt noch genutzt haben. Die bekannte Schwäche der so genannten französischen Philosophen in der speculativen Weltweisheit, die seit Descartes und Mallebranche wenig Bemerkenswürdiges aufzuweisen haben, muste die Brittischen Philosophen in dieser Verachtung fremder Bemühungen bestärken. Denn da es bey diesen, deren Litteratur die Engelländer noch einiger Aufmerksamkeit würdigen, so öde und unfruchtbar aussahe, so vermutheten sie vollends bey den uncultivirtern Teutschen nichts als scholastische Barbarey. Search scheint gleichfalls keine ausländische Philosophie der Neuern zu kennen, und dennoch würde eine Bekanntschaft mit Leibnitz und einigen seiner Nachfolger ihm gewiß einige Dienste geleistet haben, wenn er auch nur von ihnen gelernet hätte, seine Beobachtungen über die menschliche Natur besser zu ordnen, sorgfältiger mit einander zu vergleichen, das, was sie Gemeinschaftliches haben, zu bemerken, und zur Berichtigung und Bestimmung fruchtbarer allgemeiner Wahrheiten anzuwenden. Ungeachtet aller Geringschätzung, die er gegen diese allgemeine Wahrheiten und die Wissenschaft derselben, die Metaphysik äußert, würde er ohne Zweifel, wenn er sie gehörig zu benutzen gewußt hätte, ein Licht der Natur angezündet haben, das aus minder heterogenen Materialien gezogen, gleichförmiger und heller geleuchtet hätte.

Locke ist indessen nicht der einzige seiner Landsleute, von dem Search gelernet hat; auch dem D. Hartley, ob er ihn gleich nur anführt, wenn er ihn tadelt, ohne ihn zu nennen, wenn er mit ihm übereinstimmt, hat er einige der schätzbarsten Ingredienten seines Lichts der Natur zu verdanken, und wer Hartleys Observations on Man gelesen, und sein System kennet, wird ihn beym Search immer wieder antreffen. Doch dem sey wie ihm wolle, sein Buch enthält das Gute, wodurch sich die besten philosophischen Schriften der Engelländer auszeichnen, in einem vorzüglichen Maaße, nemlich richtige, und

scharf-

scharfsinnige Beobachtungen über die menschliche Natur und Seele, und mehr Präcision in den Begriffen, als man in denselben sonst anzutreffen pflegt. Dabey hat der Verf. einen deutlichen unterhaltenden und zuweilen launigten Vortrag, und weiß glückliche Gleichnisse aus dem gemeinen Leben, und Erläuterungen aus andern Künsten und Wissenschaften anzubringen. Zuweilen aber wird sein Styl, vielleicht aus zu großer Sorgfalt, faßlich und populär zu seyn, weitschweifig und langweilig. Hätte er diesen letzten Fehler mehr verwiesen, so würden wir dies Licht der Natur sehr geschickt halten, jungen Leuten und überhaupt Fremdlingen in der Philosophie, denen es weder an Fähigkeit noch an Muße fehlt, einigen Geschmack an philosophischen Untersuchungen beyzubringen, und sie unvermerkt, und mit der möglichen Gemächlichkeit zu einiger nützlichen Kenntniß der menschlichen Natur und der Sittenlehre zu führen. Aber auch geübtere Denker werden hier eine Menge Materialien finden, die, wie uns dünkt, sich noch besser bearbeiten und nutzen lassen, als es von dem Verf. geschehen. Die Uebersetzung verdient, so weit wir davon urtheilen können, die Lobsprüche, die man derselben beygelegt hat.

Bm.

Abhandlungen der Churfürstl. Bayerschen Academie der Wissenschaften, philosophischer Classe 7ter Band 1773. München in der academischen Druckerey 4. 49½ Bogen. 8 Kupferbl.

In der Vorrede wird gesagt, daß einige Mitglieder der historischen Classe, welche hauptsächlich die Trennung bey der Classen bewirkt haben, in dem Bücherverlage diese Trennung auch mit den 4 ersten Bänden vorgenommen und die Titelblätter zerschnitten haben. Die Sache mag wohl unordentlich zugegangen seyn, indessen wird nun an die Reparatur gedacht. Jeder dieser 4 ersten Bände zerfällt in zween Theile, die bereits bisher fast durch nichts als durch das gemeinsame Titelblatt zusammengehangen haben. Für jeden Theil wird also ein besonderer Titel gedruckt werden, der eine philosophisch der andere historisch. Die hier vorkommenden Abhandlungen sind nun folgende. 1. Hrn. Pr. Karstens Zusatz zu seiner im 5ten Bande vorkommenden Abhandlung von den Projectionen der Kugel, in Rücksicht auf

die

die damit zu verbindende Theorie der Kugelschnitte. Diese letztere wird hier vorgenommen und gezeigt, wie die Lehren der Entwerfung der Kugelfläche nach den verschiedenen Lagen des Auges ebenfalls daraus folgen. 2. Eben desselben Abhandlung von der Archimedischen Wasserschraube. Nachdem, was die Hrn. D. Bernoulli und Euler über diese Materie geschrieben haben, ist die hennertsche Preisschrift das Neueste. Sie ist aber freylich fast mehr wegen der darinn vorkommenden Versuche als wegen der Theorie brauchbar. H. K. hat demnach diese letztere hier neuerdings vorgenommen, und merkt umständlich an, wo er die hennertsche fehlerhaft befunden. 3. H. D. Buchholz bemüht sich, bey Zubereitung des Spiesglasschwefels die Arbeit abzukürzen, und alles auf einen einigen Niederschlag zu bringen. 4. H. Pr. Karsten von Saugwerken. Es wird umständlicher untersucht, wie das Wasser nach und nach steigt, bis es in den sonst gewöhnlich nur allein betrachteten Beharrungsstand kömmt, und wie die Saugwerke am vortheilhaftesten einzurichten sind. 5. Eben desselben Versuch eines evidenten Beweises der allgemeinen mechanischen Grundsätze. H. D. Bernoulli hat längst schon bemerkt, daß die Grundgleichung dc = p. dc eines strengen Beweises bedürfe. Man hat seitdem solche gesucht, und in der That auch so fern gefunden, als man die Umstände, welche diese Formel als Bedingungen voraussetzt, richtig bestimmt. Denn es kömmt dabey alles auf die Unterscheidung der zween Fälle an, ob nemlich die bereits erlangte Geschwindigkeit der Mittheilung fernerer Geschwindigkeiten hinderlich ist oder nicht. Beyde Fälle können statt haben, und besonders in Absicht auf die Schwere sind die Versuche noch wohl nicht fein genug, um durch die Erfahrung zu entscheiden, ob die Schwere auf bewegte Körper genau eben so viel als auf ruhende wirke. Der Unterschied mag wohl auch bey sehr großen Geschwindigkeiten nicht sehr merklich seyn, ob er aber in der That unendlich klein oder nichts ist, das bleibt, so viel wir wissen, noch unentschieden. Indessen hindert dieses nicht, diesen letzten Fall zu setzen, wo es nur die Frage ist, die Folgen dieser Voraussetzung zu beweisen. Dieses ist auch der Weg, den H. K. hier nimmt. Zum Beschlusse wird das Maaß der Kräfte ganz kurz so betrachtet, daß die darüber geführten Streitigkeiten als ein bloßer Wortstreit anzusehen sind. In der That können sie, der Mechanik ohne Nachtheil, ganz in Vergessenheit gestellt werden. 6. H. Amort, daß die Erque-

sum-

ſungen der Flüſſe in Bayern vom Aufhäufen des Sandes herrühren. Dieſen müßte man nun freylich wegräumen, und die Flüſſe beſſer einſchränken. 7. H. P. Grubers analytiſche Beyſpiele der verſchiedenen Wendungen der krummen Linien, ſo fern dieſe nach Cramers Art durch Gleichungen beſtimmt werden. 8. Ebendeſſelben Grundſätze der Theorie der Centralkräfte. Der Vortrag iſt ſynthetiſch mit Zuziehung des Halbmeſſers des Krümmungskreiſes. 9. Ebendeſſelben Schreiben an einen Freund von Berechnung des Cometen 1769. Dieſer Freund hatte ſich nach der la Cailleſchen und Lalandeſchen Methode zwar nicht zu Tode, doch ſehr müde und verdrüßlich gerechnet. H. P. Gr. zeigt ihm, wie man nach Newtons Art ziemlich genau und ohne durch Verſuche zu gehen, die Bahn des Cometen beſtimmen könne. Man hat aber bereits noch genauere Methoden. 10. H. C. A. Scheid Verſuch von dem unterirdiſchen Baue bey Bergwerken, beſonders von einer dauerhaften Schachtzimmerung und Mauerung. 11. H. D. Brunnwiſer von Ausziehung der Farben aus Hölzern mittelſt ſaurer Mineralgeiſter, und wie daraus die Farben der Kräuter und Blumen zu erklären ſeyn möchte. 12. Ebendeſſelben Entdeckung verſchiedener vegetabiliſchen Farbenmaterialien, Seiden- und Wollenzeuge damit ſchön und dauerhaft gelb zu färben. Dieſe Farbe kann von den meiſten Bäumen genommen werden, z. E. gemeine weiße Weide, Birnbaum, Taxus, Eiche, Erle ꝛc. 13. H. P. Cl. Mayer Gedanken von dem faſt jährlichen Austreten der Flüſſe und Steuerung deſſelben durch Leitung und Einſchränkung des Waſſers.

Sw.

Aſtronomiſches Jahrbuch oder Ephemeriden für das Jahr 1776; nebſt einer Sammlung der neueſten in die aſtronomiſche Wiſſenſchaften einſchlagenden Beobachtungen, Nachrichten, Bemerkungen und Abhandlungen. Unter Aufſicht und mit Genehmhaltung der Kön. Ak. d. W. zu Berlin verfertiget. Mit 6. Kupfertafeln. Berlin in der Haude und Spenerſchen Buchhandlung 1774. groß 8. Die Ephemeriden und Tafeln 144 S. Erklärung derſelben 44. S. Sammlung 127 S.

Der

Der astronomische Kalender, den die Kön. Ak. vor vielen Jahren herausgab, war Liebhabern der Sternkunde, nicht nur als Kalender, sondern auch besonders wegen der Untersuchungen und Formeln, die Hr. Euler und Hr. Kies ihm beyfügten, sehr wichtig. Die Akademie erneuert jetzo ein ähnliches Unternehmen, mit einigen ihm zum Vorzuge gereichenden Aenderungen. Die Ephemeriden sollen allemal zwey Jahre im Voraus erscheinen, so bleibt wenigstens das Geld in Deutschland, das Kalenderschreiber sonst für die Connoissance des Tems oder den Nautical Almanac übers Wasser schicken mußten. Denn daß von diesem Gelde nichts nach Oesterreich gieng, versteht sich daraus, weil der Wiener Kalender für jedes Jahr, im nordlichen Deutschlande oft um Ostern desselben Jahres noch nicht zu haben ist. (Der Recensent kennt gleichwohl den Verfertiger eines Kalenders für ein sächsisches Fürstenthum, der seine Kalender unmittelbar aus Mayers u. a. Tafeln berechnet hat.) Die angezeigte Sammlung ist offenbar viel lehrreicher, als die Formeln ohne Beweis, im vorigen Kalender waren.

Von den Ephemeriden selbst ist wohl nicht nöthig viel zu reden, weil man weiß, was in astronomischen Kalendern zu stehen pflegt. Doch müssen folgende Einrichtungen angezeigt werden, dadurch viel in wenig Raum ist gebracht worden, und die Rechnungen, die zum Gebrauche der Eph. erfodert werden, sind erleichtert worden. Der Sonne Ort ist aus der gewöhnlichen ekliptischen Theorie berechnet. Die kleinen Ungleichheiten wegen der Attractionen des Mondes und der Planeten stehen in einer eignen Columne daneben. Die täglichen Unterschiede der angezeigten Oerter der Sonne, der Rectascensionen und Abweichungen sind beygefügt, die Berechnung der Proportionaltheile zu erleichtern. Nebst der bekannten astronomischen Dämmerung, ist noch eine gemeine Dämmerung angegeben, wenn die Sonne 6 Gr. 23 ½ M. unter dem Horizonte ist, da man in Zimmern, welche nicht genau gegen die untergehende Sonne gekehrt sind, Licht anzündet. Herr Lambert hat diese Bestimmungen in seiner Photometrie gelehrt. Des Mondes Oerter für jede Mitternacht, mit stündlichen Aenderungen der Länge und Breite, und kleine Ungleichheiten. Die Rechnungen sind von Hr. Boden, der dieser Geschicklichkeit wegen mit Ruhme bekannt ist. Er zeigt auch, wie er selbst seine Rechnungen geprüft habe. Sie sind zwar

für

für den Berliner Meridian, aber ohne die Wirkungen der Parallaxe geführt.

Außer den Tafeln, die gewöhnlichermaßen astronomischen Kalendern beygefügt werden, finden sich hier einige von Hrn. Lambert, welche er theils in der Erklärung theils in der Sammlung erläutert.

Aus Länge und Breite eines Sterns, wird bekanntermassen der Sinus der Abweichung durch eine Formel berechnet, die aus Producten von Sinussen und Cosinussen der Länge, Breite, und Schiefe der Ekliptik zusammengesetzt ist. Von diesen Producten ist berechnet worden, was auf Breite und Schiefe der Ekliptik ankömmt. So darf man nur ein Glied der Tafel, welche so entstanden ist, mit dem Sinus der jedesmaligen Länge multipliciren, und dazu ein anders Glied dieser Tafel gehörig setzen.

Nach der Erklärung folgen noch einige merkwürdige Himmelsbegebenheiten in 1774.

Die Sammlung enthält folgende Aufsätze. I. Herr Lambert über das Einschalten beym Gebrauche der Ephemeriden. Wenn man z. E. aus Stellen des Mondes, die im Kalender angegeben sind, Stellen für Zwischenzeiten suchen will, so bedient man sich dazu der bekannten Formel, ein Glied einer Reihe, aus einem gegebenen Gliede und Differenzen zu berechnen. Die Coefficienten dieser Formel sind bekanntermassen die Binomialcoefficienten, für einen Exponenten, welchen der Abstand des gesuchten Gliedes von dem gegebenen bestimmt. Für diesen Exponenten nimmt Hr. L. hier Theile des Tages an, den Tag für die Einheit genommen. So ist z. E. für zwölf Stunden, der Exponent $= 0,5$. für jeden dieser Exponenten hat er die ersten fünf Coefficienten der Reihe berechnet, und so eine Tafel gemacht, die von 10 zu 10 Minuten geht. Er sucht aber selbst die Rechnung, welche durch den Gebrauch dieser Tafel schon erleichtert ist, noch mehr zu erleichtern. II. Eben derselbe über die Nutation, vorausgesetzt, daß sich der Weltpol ekliptisch um seinen wahren Mittelpunkt bewege. Was hierdurch in Abweichungen gerader Aufsteigungen und parallactischer Winkel geändert wird, hat er in drey Tafeln gebracht, welche diese Berechnung leicht machen. III. Derselbe von der Abirrung des Lichts bey Planeten und Kometen. IV. Derselbe von der Abirrung des Lichts der Fixsterne. V. Derselbe von der Parallaxe und dem Durchmesser des Mondes in unterschiednen Höhen. Für alle diese Berechnungen giebt Hr. L. Tafeln an, die einfacher sind, als die

die gewöhnlichen mit doppelten Eingängen. Die er zur Parallaxe vorschlägt, ist auch in andern Absichten brauchbar; sie drückt die Sinus nicht in Theilen des Halbmessers, sondern in Graden, Minuten und Secunden aus. Es kommen aber oft bey astronomischen Rechnungen Bogen vor, die gewissen Sinussen proportionirt sind. VI. Ders. von der scheinbaren Gestalt des Rings vom Saturn. Er bestimmt, wo eine Axe dieses Ringes, die man durch seinen Mittelpunkt, senkrecht auf seine Ebne zieht, an die Sphäre trift. Das kann man Pole des Rings nennen, sie sind, so viel bisherige Beobachtungen zeigen, unveränderlich. Wenn man sich nun gegen des Ringes Mittelpunkt, das ist, gegen Saturns seinen, eine Linie gezogen vorstellt, die verlängert auch an die Sphäre antrift, so erscheint der Ring, einem Auge das sich in dieser Linie befindet, unter einer gewissen Gestalt, und bey dieser Gestalt kömmt nichts darauf an, in welchem Puncte dieser Linie sich das Auge befindet. Die Stelle, wo sie an der Sphäre antrift, ist Saturns geocentrischer, oder heliocentrischer Ort, nachdem das Auge auf der Erde oder in der Sonne ist. Diese Stelle, der Pol des Rings, und der Pol der Ekliptik, geben ein Kugeldreyeck, dessen Auflösung die Erscheinung des Rings bestimmt. Zu dieser Auflösung ist, weil Saturns Breite nicht über 3 Grade wächst, eine kleine Tafel zulänglich, die Hr. L. mittheilt. Diese Rechnung giebt zugleich die Bahnen der vier innersten Trabanten, weil diese Bahnen in einer Ebene mit dem Ringe liegen. VII. Derselbe, von der Mondcharte. Die Charte ist beygefügt. Er hat Lagen der Mondflecken nach Mayers Art beobachtet, welches ihn belehrt hat, daß Hevels Charte, des Riccioli seiner vorzuziehen ist. Er zeigt, wie man für jeden Augenblick, des Monds Aequator, Mittagskreise und Parallelkreise bestimmt. Ueber Aenderungen bey manchen Mondflecken, bringt Hr. L. Gedanken bey, die Aufmerksamkeit verdienen. Ob man gleich keinen Grund hat, auf dem Monde Wolken anzunehmen, so ist doch nicht wahrscheinlich, daß die vierzehntägige Erleuchtung und eben so langwierige Dunkelheit einer und derselben Mondesstelle, nicht Veränderungen darauf verursachen sollte. Regiomontan, Purbach und Walther, scheinen nach dem ersten Viertheil ziemlich von einander abgesondert, kurz vor dem Vollmonde, breiten sich beyde letztere, gegen die Mitte wo R. liegt, so aus, daß sie diesen sehr schmal machen. Noch giebt Hr. L. aus seinen Beobachtungen ein Verzeichniß unterschiedner Mondflecke nach

ihrer selenographischen Länge und Breite, die auch auf der beygefügten Mondcharte an Meridianen und Parallelen abzunehmen ist. VIII. Derselbe, wie der Auf- und Untergang des Mondes für andere Oerter aus den Ephemeriden zu bestimmen ist. IX. Derselbe, vom Gebrauche der Ephemeriden beym Mondeshorne. X. Hr. Bernoulli, wie das Rautennetz zu brauchen ist, wenn seine kleinere Diagonale der täglichen Bewegung nicht parallel steht, die Zeit nemlich verstattet nicht allemal, sie in diese Stellung zu bringen und daher sind Hrn. B. Vorschriften, in der Kunst zu observiren, wichtig. Von Hrn. Bernoulli werden auch nachstehende Aufsätze mitgetheilt, die er verdeutscht hat. XI. Des Hr. P. Hallersteins, Mandarinen und Plas. des Coll. Math. in China, Beobachtung der Sonnenfinsterniß, den 23. May 1770. zu Peckin. XII. Hr. Lexells neue Methode, beobachtete Sonnenfinsternisse zu berechnen. XIII. Hr. Lexells Beobachtung der Sonnenfinsterniß vom 23. März 1773. zu St. Petersburg. Er hat Weiten der Hörner, und leuchtende Theile mit einem Objectivmikrometer gemessen, und erinnert dabey, Weiten der Hörner würden am besten gleich nach dem Anfange und kurz vor dem Ende gemessen, da sie sich am geschwindesten ändern; um das Mittel der Finsterniß werden besser leuchtende Theile beobachtet. XIV. Hr. Bernoulli, liefert eigne, und Hr. Strudds Beobachtungen, von Finsternissen und Jupiters Trabanten. XV. Hr. Prosperin, vergleicht des Ritter Wargentins Beobachtung des zweyten Cometen 1771. mit der Theorie. XVI. Hr. Lexell giebt Tafeln der stündlichen heliocentrischen Bewegung der Planeten. Den Anfang machen die Formeln, nach denen Hr. L. sie berechnet hat. Er hält solche für bequemer, als die, welche Hr. de la Lande in der Abhandlung der Par. Al. d. W. 1762. gegeben hat. XVII. Hr. Bernoulli giebt ein Verzeichniß unterschiedner Sterne, welches dienet, den Werth der Theile eines Mikrometers zu bestimmen, besonders wenn sich das Mikrometer in einem Fernrohre befindet, das nur in einer gewissen Fläche beweglich: so wie das Fernrohr in der Mittagsfläche. Es sind Rectascensionen und Declinationen nahe nach einander folgender Sterne für den Anfang 1765. nebst den jährlichen Aenderungen, aus einem Verzeichnisse ausgezogen, das Hr. Bailly aus des Hrn. de la Caille Manuscripten genommen hat. XVIII. Hr. Hallersteins Schreiben an Hrn. Hell über den Unterschied der Mittagskreise zwischen Peckin und St. Petersburg. Dieser Unterschied ist hier nach des Hrn. Hell Vorschlage

schlage aus Vergleichung vieler Eintritte und Austritte von Jupiters Trabanten hergeleitet, wobey Hr. Hallerstein noch auf eine eigne Art hiebey arithmetische Mittel zu nehmen geräth, die ihm aber nicht so sicher scheint, als das weniger gekünstelte Verfahren. XIX. Hr. Lambert macht Anmerkungen über des Hrn. Hallerstein Art, die arithmetischen Mittel zu nehmen. XX. Hr. Lambert vom Gange der Pendeluhren, die Bemerkung nehmlich, daß sich dieser Gang mit der Wärme ändert. Hr. L. theilt Wollastons ein Jahr lang angestellte Beobachtungen mit. W. Uhr hatte eine hölzerne Pendelstange. Hr. L. erinnert, daß hiebey auch was auf die Dichte der Luft ankommen könne. Diese Dichte ist im Winter der Kälte, und der häufigern Dünste wegen grösser, als im Sommer. Aus dem Grunde müsse also ein Pendel im Sommer geschwinder gehen, als im Winter. Hiezu kömmt, daß auch das Oel, womit die Uhren eingeschmiert werden, im Sommer flüssiger ist. Hr. L. zeigt hieraus, wie man Pendeluhren mit als meteorologische Werkzeuge brauchen könnte, besonders wenn die Linse von einer leichten Materie wäre, dabey Aenderungen des Widerstandes der Luft merklichere Aenderungen im Gange der Uhr machten.

B.

7. Naturlehre, Chymie, Mineralogie und Naturgeschichte.

Briefe an eine deutsche Prinzeßin über verschiedene Gegenstände aus der Physik und Philosophie, aus dem Französischen übersetzt. Dritter Theil. 1773. 8. Petersburg, Riga und Leipzig bey Hartknoch. 22½ Bogen. 11 Blätter mit Holzschnitten.

Dieser Theil fängt mit der mathematischen Geographie und insbesondere mit dem Problem von der Länge zur See an. Die dazu dienliche Abweichungscharte der Magnetnadel giebt hierauf dem Verfasser Anlaß, die Untersuchung des Magneten selbst vorzunehmen. Hierauf folgt die ganze Dioptric, und den Beschluß machen Erläuterungen über verschiedene optische Erscheinungen; warum z. E. Sonne und Mond am Horizonte grösser erscheinen, als

wenn sie mehr erhoben sind, woher die Dämmerung, die Strahlenbrechung der Gestirne ꝛc. entstehe, wie kläglich es seyn würde, wenn die Luft vollkommen durchsichtig wäre. Vermuthlich müsten wir alsdann anders eingerichtete Augen haben, wie die Adler, die eine dicke Haut über die Augen ziehen, wenn sie gegen die Sonne fliegen.

Fm.

Coel. Steiglehner O. S. B. observationes phaenomenorum electricorum in Hohengebrachin et Prifling prope Ratisbonam factae. 4. Regensburg bey Englerth. 11 Bogen.

Die beyden Erscheinungen, die hier erzählt werden, sind folgende. Den 23sten May 1769. Abends um 10. Uhr fiel bey einem starken Ungewitter ein Blitz mit großem Knalle herunterwärts, ohne daß man finden konnte, wo er eingeschlagen. Des folgenden Morgens frühe um 4 Uhr läutete der Meßner zum englischen Gruße (Ave Maria) und da er wieder nach Hause gehen wollte, sahe er bey den Glocken eine starke Flamme zu den Fenstern heraus lodern. In Zeit von vier Stunden wurde das Feuer gelöscht. Während dem Löschen bog sich das eiserne Kreuz auf der Thurmspitze und streute Flammen um sich, die jedoch das Holzwerk des Daches nicht angriffen. Dieß geschah zu Hohengebrachin bey Regensburg. Eine Meile westwärts von dieser Reichsstadt, zu Prifling den 27. August 1770. schlug der Blitz in das Haus eines Jägers. Pfähle, die um einen Nußbaum herum gesteckt waren, wurden umgeworfen, der Baum selbst blieb unbeschädigt, jedoch da, wo seine Aeste die Mauer des Hauses berührten, wurden die Steine zersplittert. Zunächst dabey stund eine Senfte, an welcher des Jägers Hirschfänger hieng. Die Spitze desselben war geschmolzen, die Scheide selbst unversehrt. Der Verfasser führt bey diesen Anlässen aus andern Schriften mehrere ähnliche Fälle an, und sucht sie mittelst der electrischen Lehrsätze zu erklären.

Fm.

Die Philosophie der Natur. Aus dem Französischen. Zweyter und letzter Band 8. 1774. Frankfurt und Leipzig. 34. Bogen.

Wir

Wir finden hier das über den erſten Band gefällte Urtheil (Allg. d. B. XX. 1. S. 210. 211.) beſtätigt. Das gleiche Gemiſche von witzelnden Ausſprüchen, übelverdauter Beleſenheit, Hiſtörchen, Romanchen ꝛc. in ganz beſonderer Unordnung. Und doch iſt der Verfaſſer mit allen Anweiſungen zur Vernunftlehre ſo wenig zufrieden, daß er ſich getraut, eine beſſere, oder nach ſeinem Sinne die erſte, die etwas taugen ſoll, in Vorſchlag zu bringen. Sie ſoll ſich auf 30. Seiten bringen laſſen, wie die S. 416. zum Abkürzen vorgeſchlagene Art de penſer des Arnaud. Inzwiſchen giebt der Verfaſſer hier einen Abriß von ſeiner Logik, der ſich mit S. 410. anfängt und der 435ſten Seite endet.

Sw.

Entwurf zu der älteſten Erd- und Menſchengeſchichte, nebſt einem Verſuche, den Urſprung der Sprache zu finden. 1773. Frankfurt und Leipzig 8. 17½. Bogen.

Der Verfaſſer nimmt fürnemlich zweyerley Angaben, um ſich in dieſer an ſich ſehr ſchweren Sache, ſo gut es angehen will, fortzuhelfen. Einmal ſieht er ſich um die verſchiedene Beſchaffenheit der in Thüringen befindlichen Erdſchichten um, und unterſucht, durch welche Veränderungen, ſo die Erde nach und nach erlitten, ſolche Schichten haben entſtehen können. Eine Schichte von Muſchelkalk ſieht er als einen ehemaligen Grund des Meeres an. Mergelerde mit untermengten Reſten von Landthieren und Pflanzen, mag eine Folge eines Erdbebens geweſen ſeyn. Der darunter liegende Meerſand ſetzt voraus, daß ſchon vorhin das Meer müſſe da geſtanden haben ꝛc. Auf dieſe Art zählt der Verfaſſer in allem 15 Hauptveränderungen, wobey Thüringen wechſelsweiſe Land geweſen, überſchwemmt worden, vom Erdbeben eingeſunken, und zum Grunde des Meeres geworden. Die Dicke jeder Schichte, und die Art ihrer Entſtehung gebraucht er, um überhaupt vorſtellig zu machen, welche Zeiträume zu jeder von ſolchen Hauptveränderungen mögen nöthig geweſen ſeyn. Indeſſen giebt er keine beſtimmte Jahrzahlen an, ſondern giebt nur überhaupt zu bedenken, wie viele Jahre zur allmähligen Aufhäufung einer Schichte von Muſcheln, zu Verſteinerungen ꝛc. erfordert werden. Es geht freylich damit nicht geſchwinde zu. Indeſſen kann man beſonders

sonders in Absicht auf die Versteinerungen nicht wohl sagen, was die Natur für Geheimnisse besitzt, um sie in kürzerer oder längerer Zeit herfür zu bringen. Das bloße Einkrusten geht wohl mehrentheils am geschwindesten von statten. Daß hingegen ein durch Fäulniß lockerer gemachter Körper mit den Bestandtheilchen des Agaths nach und nach durchflossen, zu einer harten Masse werde, dazu könnte wol mehr Zeit nöthig seyn. Die andere Quelle, woraus der Verfasser schöpft, sind die Ueberreste der ältesten Geschichten und Ueberlieferungen, wobey besonders Herodot zu Rathe gezogen wird. Es war ganz natürlich, die fabelhaften Zeiten so weit auszudehnen, als die vielen Millionen Jahre erfordern würden, die nach dem Verfasser zur Erzeugung der funfzehn thüringischen Erdschichten nöthig zu seyn scheinen. Man kann aber hinwiederum fragen, ob nicht eine einige Sündfluth mit Erdbeben vermengt, schon viele von solchen Schichten hat aufeinander beugen können. Man nehme, wie trübe, zumal in bergichten Ländern, bey Ueberschwemmungen das Wasser ist, und wie es, was es mit sich führt, nach und nach und schichtenweise sinken läßt. Da man kaum seit hundert Jahren anfängt, diejenigen Umstände, welche in die Aenderung des Erdballs, seiner Oberfläche und Lage, einen Einfluß haben können, genauer zu beobachten, und zu sehen, ob z. E. die Polhöhe, die Schiefe der Ecliptic, die Ufer des Meeres, die Gestalt der Berge ꝛc. sich nach und nach ändert, so scheint es wol noch nicht Zeit zu seyn, in Ansehung der Hauptrevolutionen der Erde und ihrer Ursachen, etwas Bestimmtes festsetzen zu können, wenn man gleich mit ziemlicher Richtigkeit schließt, daß da, wo ganze Schichten von Muscheln sind, ehemals Meer müsse gewesen seyn. Die Sprache findet der Verfasser dem Menschen von Natur eigen, so daß er sagt, jedes Kind würde sich eine Sprache bilden, wenn es nicht angewöhnt würde, die von seinen Eltern und Gespielen zu lernen.

Sw.

---

8. Ge-

8. Geſchichte Diplomatik und Erdbeſchreibung.

Staatsverfaſſung der heutigen vornehmſten Europäiſchen Reiche und Völker u. ſ. w. von Gottfried Achenwall. Göttingen 1768 bey Vandenhoeks Wittwe. gr. 8. 621 S. Fünfte Ausgabe.

Der ſel. Hofrath Achenwall in Göttingen war ein Mann von großem Fleiße und unermüdlicher Genauigkeit; Eigenſchaften, welche dem Verf. einer Statiſtik, oder welches einerley iſt, der allerneueſten Geſchichte der Staaten, hauptſächlich nothwendig ſind. Sein Handbuch darüber iſt ungemein brauchbar, und deswegen müſſen wir die fünfte verbeſſerte Ausgabe deſſelben annoch nachholen. Da dieſe nach dem letzten Friedensſchluſſe veranſtaltet worden, ſo ſind die vornehmſten Veränderungen und Verbeſſerungen an denjenigen Stellen zu ſuchen, wo von den außerhalb Europa liegenden Beſitzthümern der Krone Großbritannien, Frankreich und Spanien gehandelt wird. Es ſind aber noch außerdem an manchen Orten verſchiedne Fehler berichtigt, verſchiedne ſchwankende Ausdrücke mehr beſtimmt, mehrere Quellen und dieſe ſorgfältiger angeführt. — Die großen ſtatiſtiſchen Veränderungen, welche ſeit 1768 in Europa vorgefallen ſind; der Umſturz des Parlaments in Frankreich; die Acquiſitionen der engliſchen oſtindiſchen Compagnie; der wahre Zuſtand der holländiſchen oſtindiſchen Compagnie, welche bey weitem ſo mächtig nicht iſt, als der Verf. ſie angiebt; der Zuwachs des rußiſchen Reichs durch die vormaligen polniſchen Provinzen; die gänzliche Umſchaffung der ſchwediſchen Staatsverfaſſung, u. ſ. w. werden bald eine neue Ausgabe dieſes Werks nothwendig machen, und wir wünſchen, daß ſie einem Manne in die Hände fallen möge, der Achenwalls Genauigkeit zum Muſter nimmt, aber deſſen oftmalige ſonderbar witzige Wendungen vermeidet und auf den wahren Zuſammenhang und das Verhältniß der europäiſchen Staaten unter ſich, mehrere Rückſicht nimmt.

E.

Kurze Geographie des Rußiſchen Reichs. Zweyte verbeſſerte Ausgabe. Reval 1773. in 8.

Gegenwärtiges unbedeutendes Werkchen würde in unſerer Bibliothek keine Anzeige erhalten, wenn wir nicht da-

durch Gelegenheit fänden, denenjenigen von unsern Lesern, welche von dem weitläuftigen rußischen Reiche eine genaue Kenntniß zu erlangen wünschen, einen kleinen Beytrag zu liefern. Diese kurze Geographie ist nicht nur i. J. 1768. dem St. Petersburgischen geographischen Kalender beygefügt, sondern auch i. J. 1773. von der Kais. Akad. d. W. zu St. Petersburg in rußischer Sprache bekannt gemacht worden: wichtige Gründe, die darinn enthaltenen Nachrichten für sicher zu halten. An einigen Stellen gehen sie von denen in des Hrn. D. Büschings Erdbeschreibung ab; welches man eines Theils den neuerlich gemachten Veränderungen beymessen muß: diese Abweichungen, und was wir in der büschingischen Erdbeschreibung vermissen, werden wir kurz anführen.

Nach der vor uns liegenden kurzen Geographie beträgt „die gerade Linie von der Stadt Riga bis zu dem Peters„Paulshafen in Kamtschatka, die beynahe die größte Länge des „festen Landes ausmacht 6700 Werste, und der kürzeste Weg „von Riga nach Anad'ürskoj s Ostrogh' 11298 Werste. Die „Breite ist an vielen Orten über 2000 Werste. Der geometrische Inhalt über 15 Millionen Quadratwerste.„ Diese letzte Zahl scheint uns etwas zu klein, ob wir sie gleich nicht nach Hn. Schmidts Berechnung, über 19 Millionen setzen möchten.

Unter den eilf großen Flüssen haben allein auf der Wolgha, welche über 3000 Werste lang ist, ungefähr eine Million Menschen von der Fracht und dem Fischfange ihre Nahrung. Schon der Kaiser Peter I. ließ bey W'äschnejs Wolotschok' Kanäle anlegen, damit man vermittelst hierdurch verbundener Flüsse aus der kaspischen See zu Wasser in die Ostsee kommen könne. Die jetzige Kaiserin sucht durch drey neue Kanäle, an welchen man jetzt arbeitet, eben diese Fahrt weit bequemer zu machen; sie wird nemlich künftig aus der Wolgha oberhalb Romanow' gehen in die Flüsse Schekssna, Suda, Kolp', dann in den kleinen ersten Kanal, den Fluß Lit aufwärts, in den zweyten Kanal, den Fluß Tissna hinunter, in den dritten Kanal, endlich in den Fluß Wolchow', der neuen Mündung des Ladoghischen Kanals fast gerade gegenüber.

Hr. Büsching zählt im rußischen Reiche nur 19 Gouvernements; nach der neuesten Einrichtung sind nun deren 22. nehmlich 1) das moskowische. Diese Geographie setzt die Anzahl aller in Moskau lebenden Menschen auf 4 bis 500,000.; von glaubwürdigen Personen haben wir gehört, daß vor der letzten Pest deren wohl 700,000 mögen gewesen seyn, davon die Pest etwa ein Achttheil aufgerieben hat.

2) Das

2) Das St. petersburgiſche; 3) Das nowgorodiſche, von welchem im J. 1772 die pleſkowiſche (die Stadt Gdow' und ihren Diſtrikt ausgenommen,) und die welikolukiſche Provinz ſind getrennet und zu dem zugleich errichteten pleſkowiſchen Gouvernement (Nr. 21) ſind geſchlagen worden. 4) Das archangelſche; 5) das ſimbirſkiſche; 6) Kleinrußland, in ſo weit es von dem kleinrußiſchen Generalgouverneur und dem kleinrußiſchen Collegio regiert, und von Koſaken bewohnt wird, beſteht aus zehn Diſtrikten, von deren Hauptſtädten die zehn Koſakenregimenter ihre Namen haben: 7) das kiewſche; 8) das bielgorodiſche; 9) das woronezhiſche 10) das nizhnejnowgorodiſche; 11) das kazaniſche (kaſaniſche) 12) das aſtrachaniſche; 13) das orenburgſche; 14) das tobolſkiſche; in Tobolſk „wohnen „in einer Vorſtadt Muhamedaner, die ihre eigenen „Moſcheen haben.„ 15) Das irkutzkiſche; 16) das neurußiſche; „die dnjeprſche Linie iſt i. J. 1770 angelegt worden und wird 7, „ungefähr 30 Werſte von einander entfernte Feſtungen enthalten, von welchen die erſte Alekſandrowſkaja am Dnjepr', „an der Mündung des Fluſſes Moſkowka, und die letzte Peſtrowſkaja an der Mündung des ſich in das azowſche Meer „ergießenden Fluſſes Berda, ſchon fertig ſind.„ 17) das ſlobodiſch-ukrainiſche (nach Herrn Büſching das charkowſche;) 18) das rigiſche; 19) das revalſche; 20) das wiburgſche. — — Nun kommen die beyden neuerrichteten Gouvernements; ſie beſtehen (die pleſkowiſche und welikolukiſche Provinz ausgenommen) aus den im J. 1772 dem ruſſiſchen Staate einverleibten polniſchen Provinzen. Beyde Gouvernements zuſammen haben einen Generalgouverneur; jedes aber ſeinen eignen Gouverneur und Vicegouverneur. „Ueber alle in dieſen Landſchaften und überhaupt im ganzen „ruſſiſchen Reiche befindliche katholiſche Kirchen und Klöſter „wird ein eigener katholiſcher Biſchof beſtellt werden.„ Die Gränzen dieſer Provinzen ſind ſchon durch öffentliche Urkunden bekannt. Die beyden Gouvernements ſind 21) das pleſkowiſche, hat 5 Provinzen, a) die pleſkowiſche (die Stadt Gdow' und deren Diſtrict ausgenommen;) Opotſchki eine kleine Stadt auf einer Inſel im Fluſſe Welikaja, 112 Werſte von Pleſkow und faſt mitten in dieſem Gouvernement, iſt der Sitz der Gouvernementskanzeley; b) die welikolukiſche, c) die witepſkiſche, d) die polotzkiſche, e) die dünaſche, vorher hieß ſie polniſch Liefland. 22) Das mohilowſche, wozu 4 Provinzen gehören a) die mohilowiſche, b) orſchaniſche, c) die mſciſlawiſche, d) die rohatſchowiſche. — —

Von dieſen 22 Gouvernements ſind abgeſondert 1) die Stadt Narva, 2) das katharinenburgiſche Gebiet.

Die Nachricht S. 23. daß Dörpat einige Feſtungswerke habe, muß man nicht von der ganzen Stadt, ſondern von einem Anfange auf der einen Seite, verſtehen. Wenn aber S. 24. von baltiſchen Hafen geſagt wird: „er hat geſalzenes Waſſer, (das iſt wohl kein Wunder) „und friert nicht zu„, ſo wundern wir uns, da wir zuverläſſig wiſſen, daß er zufriert, obgleich das Eis frühzeitig wieder losgehet. Sollte man dieſes 7 Meilen davon, in Reval, nicht wiſſen? Warum meldet man nicht zugleich, daß der dort angefangene Hafenbau ganz aufgehört, und man auf eingegangenen Befehl, alle vorhandene Materialien bereits verkauft hat? Vermuthlich hat man die Hofnung einer glücklichen Vollendung völlig aufgegeben.

9. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Deutſche Sprachlehre, zum Gebrauche der Schulen, von Johann Friedrich Heynatz. — Zweyte, vermehrte und verbeſſerte Auflage. Berlin, bey Mylius, 1772. 283 Seiten, in 8.

Zweyter Theil der Heynatziſchen deutſchen Sprachlehre, zum Gebrauche der Schulen, oder Anmerkungen über dieſelbe, mit einer Zugabe und einem Inhalte. Liegnitz, bey Siegerts Witwe. 1773. 8. 13 Bogen.

Da Herr Heynatz ſo ſehr monitoribus aſper zu ſeyn, und beſonders wider die Erinnerungen unſerer Bibliothek gehäſſige Vorurtheile zu hegen ſcheint, ſo wollen wir uns mit der bloßen Anzeige der neuen, wirklich vermehrten Ausgabe ſeiner Sprachlehre begnügen.

Eben ſo ungern möchten wir zwiſchen ihm, und dem ungenannten Verfaſſer, der den ſogenannten zweyten Theil ſeiner Sprachlehre, oder vielmehr Anmerkungen über dieſelbe geſchrieben hat, Schiedsrichter ſeyn. Indeß macht uns der Ton dieſes Mannes in ſeiner Vorrede ſchon mehr Zutrauen; und wir wollen immer einige beyläufige Bemerkungen herſetzen:

S. 2.

S. 2. Hr. Heynatz hat allerdings Recht, wenn er auf die Unterscheidung der Diphtongen äu und eu von ei und öi in der Aussprache dringt. Den Obersachsen ist dieser Unterschied freylich so hörbar nicht, als den Niedersachsen, und ihre Aussprache der Diphtongen überhaupt ist sehr entstellt und fehlerhaft.

S. 4. Wenn Hr. H. dem Rathe des Verf. folgen, und künftig die Aussprache mehrerer ausländischer Wörter mit deutschen Buchstaben angeben sollte, so wünschten wir, daß es wenigstens richtiger geschähe, als es von ihm (S. 9. seiner Sprachlehre) bey dem Englischen Namen Lowth, den er wie Lott ausgesprochen haben will, geschehen ist.

S. 11. Die Verschiedenheit, die der Verf. in Zier und hier, in Ansehung des Klanges der Aussprache findet, verräth wiederum den Obersachsen, so, wie die Meynung, das letztere würde sich zu für, Thür ꝛc. rein reimen. So auch S. 14. der Zweifel, ob sich widdern und wittern in der Aussprache unterscheiden lasse.

S. 19. thut der Verf. die gegründete und sehr richtig angewandte Frage: „Warum sollen wir mit Fleiß da ausländisch thun, wo uns die deutsche Sitte nicht verunstaltet?„

S. 21. Suchen und Fluchen sprechen doch wohl die meisten mit einem langen u; Gemach und Wuchs hingegen mit einem kurzen Vokal.

S. 24. In dem Falle, wenn zwey, drey andere Wörter, die vor dem Infinitiv stehen, mit demselben zugleich ein Substantiv werden, wäre wohl unserer Meynung nach, der große Anfangsbuchstab immer nur bey dem einfachen Infinitiv, nicht bey der Zusammensetzung anzubringen, auch die Wörter, wenn es sonst nicht schon eingeführt ist, nicht zusammenzuziehen: z. B. das zu Grunde Gehen, das in die Höhe Steigen, u. s. f. Doch wird dieser Fall nicht oft vorkommen, und von guten Schriftstellern, auch des Uebelklangs wegen, vermieden werden.

S. 40. finden wir wiederum eine sehr gute Anmerkung: „Wenn Ausnahmen, und dazu so wenige, auf dem guten Wege sind, sich der Regel zu unterwerfen, warum will man sie lieber zurück zerren, als vollends hingeleiten?

S. 42. hätte noch, so wie S. 73. der Heynatzischen Grammatik, angemerkt werden können, daß, wenn man gleich nämlich schreibt, dennoch fürnehmlich oder vornehmlich, zu schreiben sey, weil dieses nicht von Name, sondern von nehmen kömmt.

S. 45. Die Heynatzische Behauptung chs werde vollkommen wie x ausgesprochen, ist, so allgemein ausgedrückt, freylich falsch. In Wörtern, wo vor diesen Konsonanten ein langer Vokal vorhergeht, und wo Zusammenziehungen sind, als sprachs, brachs, ichs ꝛc. könnte sie leicht irre führen.

S. 61. Auch die daselbst befindliche Erinnerung gegen Hrn. Heynatz ist sehr gegründet, der nur gar zu oft in seiner Sprachlehre schlechthin sagt, was er im Sprechen oder Schreiben vorzieht, ohne weitern Grund anzugeben. „Was hilft dergleichen bloße Anzeige dem jungen Menschen? Er, oder auch wohl sein Lehrer, können das Gegentheil vorziehen wollen. Beförderte Hr. H. doch sein gröſſeres Werk, das sich in die Geschichte einläßt, Gründe gegen Gründe prüft, und nicht bloß eine Entscheidung als einen Einfall vorträgt, sobald es möglich seyn will, an das Tageslicht!„

S. 63. Die Art unsers Verf. zusammengesetzte Wörter, als an Statt, in Geheim, der hohe Priester, so getrennt zu schreiben, ist wenigstens dem Gebrauche nicht mehr gemäß, und könnte hernach leicht, zur Beschwerde der Sprache und des Lesens, auf mehrere damit unerträgliche Zusammensetzungen ausgedehnt werden. Eben so dünkt es uns ein sehr gesuchtes Ansehen zu haben, wenn er dieselben, die jenigen, schreibt.

S. 67. Hr. H. geht freylich zu weit, wenn er S. 101. die Verwandtschaft einiger deutschen Wörter mit Griechischen in Zweifel zieht, die doch den Beweis dieser Verwandtschaft so offenbar an der Stirne tragen, als die Wörter: Thier, Thüre, Tochter.

S. 78. steht eine Anmerkung, die wenigstens viel Wahrscheinliches hat: „Der zwar wirklich, aber für ein nicht genau aufmerkendes Ohr nicht viel verschiedene Klang des Nominativs, und der andern auf en ausgehenden Casuum der Wörter: Garte, Haufe, Funke, Tropfe, u. s. f. hat gemacht, daß die öfters vorkommende Endung auch im Nominativ ist geschrieben, gedruckt, und vermittelst des Druckes auch in die Aussprache einiger Provinzen, besonders unter den Gelehrten und dem Lesenden, als allein richtig eingeführet worden.„

S. 97. Wenn wir dem so bedachtsamen Hrn. H. in der Beantwortung einer ihm vorgelegten Frage vorgreifen dürfen, so gestehen wir, daß uns die Bildung des neuen Worts, der

Bedacht

Bedachtsam, sehr unnöthig scheint, da wir schon Bedachtsamkeit haben, und daß die Analogie des Worts Gehorsam es wohl eben so wenig rechtfertigen würde, als die Verwandlung der übrigen Wörter dieser Endung in Substantiven.

S. 113. „Kann kein einziges deutsches Wort die Zeiten, für welche, und die Arten, auf welche einem Subjekte eine Verrichtung oder ein Zustand zugesprochen wird, alle aus sich selbst, durch bloße Abänderung seiner selbst, machen, wie Hr. Heynatz hier erkennet, so folgt, daß die deutschen Zeitwörter, wie die Französischen ꝛc. nicht alle *tempora* und *modos* oder von Subjecten prädicirten Verrichtungen oder Zustände haben, wenn der Deutsche, wie der Franzose ꝛc. gleich im Stande ist, diese *tempora* und *modos* vermittelst anderer Zeitwörter auszudrücken. Ich habe gelobt, ich werde loben, gelobt haben, ich werde gelobt, gehören also nicht zur Konjugation oder Abänderung des Zeitworts von loben. Man setzt ja der sogenannten Hülfswörter wollen, sollen, können, mögen ꝛc. wegen nicht besondre *modos conjug.* an; warum denn besondere *tempora conjug.* ja gar ein besonderes Geschlecht der Abänderung, das sogenannte Passiv, wegen haben, seyn und werden. Man sollte die Sprachlehren doch wohl nach der eigenen Beschaffenheit derjenigen Sprachen, welche sie lehren, nicht nach der Beschaffenheit der Griechischen, Lateinischen ꝛc. einrichten.„

Auch die Lehre von der Syntax und Prosodie in der Heynatzischen Grammatik ist von dem Verfasser mit sehr brauchbaren Bemerkungen und Zusätzen begleitet, auf welche wir diejenigen Leser selbst verweisen, welche sich mit Untersuchungen dieser Art gern beschäftigen. Zum Schlusse steht eine Zugabe zu den Anmerkungen über die Orthographie, die Etymologie, und den Syntax, welche ein Verzeichniß von Wörtern liefert, die der Verf. für unrecht geschrieben, für unrecht gebildet oder abgeändert, für unrecht verbunden hält. Dieß Verzeichniß enthält, bey aller Kürze, viel Lehrreiches. Ueberhaupt verräth diese ganze Schrift einen Mann von Einsicht und Kenntniß der Sache, und Hr. H. müßte ungerecht gegen sich selbst seyn, wenn er die Belehrungen dieses Mannes so unfreundlich zurückweisen wollte, als er mit andern bisher oftmals gethan hat.

Die

Die Lehre von der Interpunktion oder dem richtigen Gebrauche der Unterscheidungs- oder Abtheilungszeichen, als eine Beylage zu seiner Deutschen Sprachlehre, herausgegeben von Johann Friedrich Heynatz. Berlin, bey Mylius, 1773. 5 Bogen in 8.

Nach der gegebenen Erklärung, was die Interpunktion sey, folgen kurze, aber brauchbare Anmerkungen über die Entstehung und Geschichte derselben, wobey diejenigen Schriftsteller angeführt sind, welche diese Materie weitläuftig abgehandelt haben. Darauf zeigt der Verf. den zweyfachen Nutzen der Interpunktion, dem lauten Vorleser die richtige Lenkung der Stimme anzugeben, und den Sinn oder die gehörige Verbindung und Trennung der Wörter zu bestimmen. Beydes wird sehr gut durch Beyspiele erläutert. Sodann werden die Abtheilungszeichen selbst angegeben, und in den folgenden Paragraphen die Regeln über ihren richtigen Gebrauch. Man muß es Hrn. H. Dank wissen, daß er sich so umständlich auf eine an sich trockne, aber doch für die Rechtschreibung und Sprachrichtigkeit so brauchbare Untersuchung eingelassen hat, ob wir ihm gleich freylich, auch hier, öfters mehr philosophischen Scharfsinn gewünscht hätten. Es wäre auch, so wie in Hrn. H. andern Schriften, also auch hier, sehr gut, wenn er sich einen gewissen Eigensinn abgewöhnte, der über unwichtige Kleinigkeiten, wie man bey uns in Sachsen sagt, tüftelt, und dem, was er herausgefunden zu haben glaubt, so wenig es oft bedeutet, ein wichtiges Ansehen zu geben sucht. z. B. Wegen der Unvollkommenheit, welche bey den bisher eingeführten Unterscheidungszeichen noch immer zurückbleibt, schlägt der Verfasser noch ein kleineres, sowohl Verbindungszeichen als Trennzeichen vor. Wir sorgen nur, daß dieselben beym Lesen eher beschwerlich als behülflich werden könnten, weil man sie zu häufig brauchen, und dadurch die Aufmerksamkeit zu sehr theilen müßte. Geübten Lesern würden sie ohnedieß ziemlich entbehrlich seyn. Endlich sind einige Beyspiele zu eigner Uebung in der Interpunktion angehängt. Unter denen Beyspielen, welche sich bey den Regeln selbst befinden, sind wohl verschiedne aus Schriftstellern, die für diesen Umstand nicht sorgfältig genug waren, und deren Ansehen folglich in diesem Falle nicht klaßisch seyn kann.

H.

Com.

Commentationes Societati Regiae Scientiarum Göttingensi per Annos 1763. 1764. 1765. et 1768. oblatae a *Io. Dav. Michaelis*, eius Societatis Directore. Bremae sumt. Ge. Ludov. Förſteri, 1769. 1 Alph. 2 B. 4.

Wir ſind annoch unſern Leſern die Anzeige dieſer ſchätzbaren Sammlung, die der zweyte Theil der im Jahre 1763. herausgekommnen Vorleſungen des Hrn. Hofr. von 1758. bis 1762. iſt, ſchuldig. Der Innhalt iſt folgender. X. Ius Leviratus Iſraeliticum explicatum. In der That iſt das Leviratsgeſetz ein wunderliches Geſetz; denn wer nimmt gerne gezwungen eine Wittwe, und zeugt Kinder für ſeinen verſtorbenen Bruder? Und doch ward die Bevölkerung vielmehr durch das Geſetz gehindert, als befördert. Hr. M. erinnert gar wohl, Moſe war nicht Urheber des Geſetzes, ſondern hat nur ein altes Gewohnheitsrecht, das doch die nützliche Grille des Volks von der Schande der Kinderloſigkeit zu unterhalten diente, gelaſſen, und in der That es geſchwächt und verbeſſert. Daß das Recht ſchon vor Moſe, und weit ſtrenger geweſen ſey, ſieht man offenbar aus 1 B. Moſe XXVIII. 8–26. Damals war der ledige Bruder, er mochte wollen oder nicht, gezwungen, ſeine verwittwete Schwägerinn zu heyrathen; Moſe erlaubt ihm Nein zu ſagen, zwar unter einer Strafe, die wirklich hart lautete; aber für einen Mann, der nicht gezwungen ſeyn wollte, war ſie doch ſo groß eben nicht. Das ſonderbare Recht iſt, wie es ſcheint, aus der Polygamie entſtanden. XI. De Menſibus Hebraeorum Commentatio. Die Abſicht iſt, zu zeigen, daß der moſaiſche Kalender nicht der jetzige jüdiſche ſey, daß die Monate im Moſe, wie bey den Syrern, immer um einen ſpäter gerechnet werden müßten, als bey den Juden. Wir müſſen bekennen, daß uns die Meynung der Einſchaltung wegen, die doch im Mondenjahre nothwendig iſt, nicht ſo wahrſcheinlich und gewiß deucht, als ſie dem Hrn. Hofr. ſcheinet. Und ſollten die Juden wohl erſt nach der babyloniſchen Gefangenſchaft ein ſo künſtlich Monden- und Sonnenjahr, als das jüdiſche iſt, erfunden, und das alte moſaiſche ſtatt deſſen verworfen haben? Joſephus redet auch gewiß nicht von den alten macedoniſchen, ſondern von den ſyromacedoniſchen Monaten. Man ſ. Moris Annus et Epochae Syromacedonum Diſſ. I.

Als ein Korollarium hat der Hr. Hofr. dieſer Abhandlung angehängt: Nomina Menſium Hebraica, Chaldaica, Arabica, Aethiopica, Coptica, ex ſchedis *Chriſt. Bened. Michaelis*. Des Mondenjahres der Araber, deſſen Monate durch alle Jahreszeiten hindurchwandeln, und der Name dieſer Monate, deren Bedeutung gleichwohl zeigt, daß die Araber ehedem ein Sonnenjahr gehabt, finden wir hier nicht gedacht. Es ſcheinet, daß der ſel. Michaelis, da er allein der Dſchumadi gedenkt, dieſe nicht gekannt. Wir verweiſen auf Pococks Not. ad Spec. Hiſt. Ar. p. 176. und des Abts von Longuevie Diſſertationes de var. Epochis et anni forma veterum Orient. p. 71. Die Sammlungen des ſel. Michaelis zum hebräiſchen Wörterbuche, die der Hr. Hofr. beſitzt, verdienen unſtreitig gedruckt zu werden. XII. De Syria Sobaëa, quam Davides ſub jugum miſit, Naſibi ac circumjecto tractu, Commentario. Zoba iſt, nach Hrn. M. Meynung, die Stadt und Gegend um Niſibis in Meſopotamien. Neu iſt der Gedanke nicht; (man ſ. Hrn. Hofr. Heynens Anm. zum teutſchen Guthrie Th. I. S. 397.) aber ſehr wahrſcheinlich. Und könnte nicht ſelbſt der Name נחור aus עבר entſtanden ſeyn. XIII Hiſtoria bellorum Davidis cum Rege Naſibeno illuſtrata. XIV. Sententia de Chronologia Moſis ante Diluvium. Die Verſchiedenheit der Zeitrechnung vor der Sündfluth iſt im hebräiſchen Texte, der ſamaritaniſchen Abſchrift und der Ueberſetzung der 70 Dollmetſcher, wie bekannt, ſehr beträchtlich. Hr. M. iſt für den hebräiſchen Text. Einige verſchiedne Lesarten können Schreibfehler ſeyn; allein die meiſten, wo nehmlich die 70 gerade 100 Jahre hinzuſetzen, und der Samaritaner ſie abnimmt, ſind, wie der Hr. Hofr. ſich ausdruckt, ſyſtematiſch, vorſetzlich und nach einer gewiſſen Abſicht gemachte Aenderungen. Hingegen iſt der hebräiſche Text zwiſchen beyden in der Mitte, und hat immer einen von beyden auf ſeiner Seite. Dazu ſind noch viele andre Zeugen für ihn, Onkelos der Syrer, Symmachus, Hieronymus, vielleicht auch Aquila und Theodotion. Selbſt die ſamaritaniſchen Handſchriften, was bisher nicht war bemerkt worden, laſen zur Zeit des Hieronymus, in den vier Hauptzahlen wenigſtens, wie der hebräiſche Text. Die noch ungedruckte äthiopiſche Verſion der 5. Bücher Moſe, die Hr. M. beſitzt, iſt aus der griechiſchen gemacht; und doch ſtimmt ſie in der Hälfte der Zahlen mit dem hebräiſchen Texte überein. Offenbar ſtand

alſo

stand ehedem auch in den griechischen Handschriften, so wie noch in den hebräischen. Die Gründe, dünkt uns, sind so überzeugend, daß nunmehr die Richtigkeit der hebräischen Zeitrechnung außer Zweifel gesetzt ist. XV. Sententia de Chronologia Moſis a Diluvio ad Abrahamum. Kainan in den 70. Dolmetschern und im Lukas, hat so viel Zeugen und kritische Gründe wider sich, daß man mit gutem Gewissen nicht anders kann, als ihn aus der Zahl der Lebendiggewesenen ausstreichen. Eine sehr sinnreiche und wahrscheinliche Vermuthung, wie er dürfte entstanden seyn, äußert der Hr. Hofr. S. 172. Die hebräische Zeitrechnung, wenn man Arpharads Jahre ausnimmt, hat auch hier so viel Zeugen für sich, daß man sie ohne Zweifel der griechischen und samaritanischen, obgleich dieser auch Stephanus Apostelgesch. VII, 4. beystimmt, vorziehen muß. Allein die Muthmaßung, daß Stephanus vielleicht nur sagen wollen, Thera sey, ehe Abraham von ihm gezogen, geistlich oder dem Abraham gestorben gewesen, dünkt uns sehr seltsam, wenn gleich die Juden so vom Thera reden. Eine merkwürdige Nachricht von der Erpenischen Ausgabe des arabischen Pentateuchs S. 178.

Kl.

10. Erziehungskunst.

Grundsätze oder Anweisung künftiger Lehrmeister in deutschen Schulen, in dem vom Königl. und Churfürstlichen Consistorio errichteten Schulmeister-Seminario, zu Hannover. Hannover, druckts H. E. C. Schlüter, 1771. — 148 Seiten in 8.

Ohngeachtet uns der Verfasser dieses Aufsatzes aus dem Titel nicht bekannt ist, so glauben wir dennoch nicht zu irren, wenn wir ein Hauptverdienst um denselben, dem Hrn. Consistorialrath Götten zu Hannover zuschreiben, unter dessen Aufsicht und Beurtheilung er gewiß geschrieben worden ist, wenn auch gleich derselbe die Feder selbst nicht geführet haben sollte. Wenigstens ist es Hr. Götten, durch dessen Eifer die ganze Anstalt, für welche dieses Buch geschrieben worden ist, erwachsen und zu der ausgebreiteten Weitläuftigkeit gediehen ist, in welcher sie sich gegenwärtig

durch Gelegenheit fänden, denenjenigen von unsern Lesern, welche von dem weitläuftigen rußischen Reiche eine genaue Kenntniß zu erlangen wünschen, einen kleinen Beytrag zu liefern. Diese kurze Geographie ist nicht nur i. J. 1768. dem St. Petersburgischen geographischen Kalender beygefügt, sondern auch i. J. 1773. von der Kais. Akad. d. W. zu St. Petersburg in rußischer Sprache bekannt gemacht worden: wichtige Gründe, die darinn enthaltenen Nachrichten für sicher zu halten. An einigen Stellen gehen sie von denen in des Hrn. D. Büschings Erdbeschreibung ab; welches man eines Theils den neuerlich gemachten Veränderungen beymessen muß: diese Abweichungen, und was wir in der büschingschen Erdbeschreibung vermissen, werden wir kurz anführen.

Nach der vor uns liegenden kurzen Geographie beträgt „die gerade Linie von der Stadt Riga bis zu dem Peters„Paulshafen in Kamtschatka, die beynahe die größte Länge des „festen Landes ausmacht 6700 Werste, und der kürzeste Weg „von Riga nach Anad'ürskoj s Ostrogh' 11298 Werste. Die „Breite ist an vielen Orten über 2000 Werste. Der geome„trische Inhalt über 15 Millionen Quadratwerste.„ Diese letzte Zahl scheint uns etwas zu klein, ob wir sie gleich nicht nach Hn. Schmidts Berechnung, über 19 Millionen setzen möchten.

Unter den eilf großen Flüssen haben allein auf der Wolgha, welche über 3000 Werste lang ist, ungefähr eine Million Menschen von der Fracht und dem Fischfange ihre Nahrung. Schon der Kaiser Peter I. ließ bey Wüschnej-Wolotschok' Kanäle anlegen, damit man vermittelst hierdurch verbundener Flüsse aus der kaspischen See zu Wasser in die Ostsee kommen könne. Die jetzige Kaiserin sucht durch drey neue Kanäle, an welchen man jetzt arbeitet, eben diese Fahrt weit bequemer zu machen; sie wird nemlich künftig aus der Wolgha oberhalb Romanow' gehen in die Flüsse Scheksna, Suda, Kolp', dann in den kleinen ersten Kanal, den Fluß Kit aufwärts, in den zweyten Kanal, den Fluß Tisina hinunter, in den dritten Kanal, endlich in den Fluß Wolchow', der neuen Mündung des Ladoghischen Kanals fast gerade gegenüber.

Hr. Büsching zählt im rußischen Reiche nur 19 Gouvernements; nach der neuesten Einrichtung sind nun deren 22. nehmlich 1) das moskowische. Diese Geographie setzt die Anzahl aller in Moskau lebenden Menschen auf 4 bis 500,000.; von glaubwürdigen Personen haben wir gehört, daß vor der letzten Pest deren wohl 700,000 mögen gewesen seyn, davon die Pest etwa ein Achttheil aufgerieben hat.

2) Das

2) Das St. petersburgiſche; 3) Das nowgorodiſche, von welchem im J. 1772 die pleſkowiſche (die Stadt Ghdow' und ihren Diſtrikt ausgenommen,) und die welikolukiſche Provinz ſind getrennet und zu dem zugleich errichteten pleſkowiſchen Gouvernement (Nr. 21) ſind geſchlagen worden. 4) Das archangeliſche; 5) das ſimbirſkiſche; 6) Kleinrußland, in ſo weit es von dem kleinrußiſchen Generalgouverneur und dem kleinrußiſchen Collegio regiert, und von Koſaken bewohnt wird, beſteht aus zehn Diſtrikten, von deren Hauptſtädten die zehn Koſakenregimenter ihre Namen haben: 7) das kiewſche; 8) das bjelgorodiſche; 9) das woronezhiſche 10) das nizhnejnowgorodiſche; 11) das kazaniſche (kaſaniſche) 12) das aſtrachaniſche; 13) das orenburgiſche; 14) das tobolſkiſche; in Tobolſk „wohnen „in einer Vorſtadt Muhamedaner, die ihre eigenen „Moſcheen haben.„ 15) Das irkutzkiſche; 16) das neu-rußiſche; „die dnjeprſche Linie iſt i. J. 1770 angelegt worden und wird 7, „ungefähr 30 Werſte von einander entfernte Feſtungen enthalten, von welchen die erſte Alekſandrowſkaja am Dnjepr', „an der Mündung des Fluſſes Moſkowka, und die letzte Peſtrowſkaja in der Mündung des ſich in das aſowſche Meer „ergießenden Fluſſes Berda, ſchon fertig ſind.„ 17) das ſlobodiſch-ukrainiſche (nach Hrrn Büſching das charkowſche;) 18) das rigiſche; 19) das revaliſche; 20) das wiburgſche. — — Nun kommen die beyden neuerrichteten Gouvernements; ſie beſtehen (die pleſkowiſche und welikolukiſche Provinz ausgenommen) aus den im J. 1772 dem ruſſiſchen Staate einverleibten polniſchen Provinzen. Beyde Gouvernements zuſammen haben einen Generalgouverneur; jedes aber ſeinen eignen Gouverneur und Vicegouverneur. „Ueber alle in dieſen Landſchaften und überhaupt im ganzen „ruſſiſchen Reiche befindliche katholiſche Kirchen und Klöſter „wird ein eigener katholiſcher Biſchof beſtellt werden.„ Die Gränzen dieſer Provinzen ſind ſchon durch öffentliche Urkunden bekannt. Die beyden Gouvernements ſind 21) das pleſkowiſche, hat 5 Provinzen, a) die pleſkowiſche (die Stadt Ghdow' und deren Diſtrict ausgenommen;) Opotſchki eine kleine Stadt auf einer Inſel im Fluſſe Welikaja, 112 Werſte von Pleſkow und faſt mitten in dieſem Gouvernement, iſt der Sitz der Gouvernementskanzeley; b) die welikolukiſche, c) die witepſkiſche, d) die polotzkiſche, e) die dünaburgiſche, vorher hieß ſie polniſch Liefland. 22) Das mohilowſche, wozu 4 Provinzen gehören a) die mohilowſche, b) orſchaniſche, c) die miſciſlawiſche, d) die rohatſchowiſche. — —

Von diesen 22 Gouvernements sind abgesondert 1) die Stadt Narva, 2) das katharinenburgische Gebiet.

Die Nachricht S. 23. daß Dörpat einige Festungswerke habe, muß man nicht von der ganzen Stadt, sondern von einem Anfange auf der einen Seite, verstehen. Wenn aber S. 24. von baltischen Hafen gesagt wird: „er hat gesalzenes Wasser, (das ist wohl kein Wunder) „und friert nicht zu„, so wundern wir uns, da wir zuverlässig wissen, daß er zufriert, obgleich das Eis frühzeitig wieder losgehet. Sollte man dieses 7 Meilen davon, in Reval, nicht wissen? Warum meldet man nicht zugleich, daß der dort angefangene Hafenbau ganz aufgehört, und man auf eingegangenen Befehl, alle vorhandene Materialien bereits verkauft hat? Vermuthlich hat man die Hofnung einer glücklichen Vollendung völlig aufgegeben.

9. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Deutsche Sprachlehre, zum Gebrauche der Schulen, von Johann Friedrich Heynatz. — Zweyte, vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, bey Mylius, 1772. 283 Seiten, in 8.

Zweyter Theil der Heynatzischen deutschen Sprachlehre, zum Gebrauche der Schulen, oder Anmerkungen über dieselbe, mit einer Zugabe und einem Inhalte. Liegnitz, bey Siegerts Witwe. 1773. 8. 13 Bogen.

Da Herr Heynatz so sehr monitoribus asper zu seyn, und besonders wider die Erinnerungen unserer Bibliothek gehässige Vorurtheile zu haben scheint, so wollen wir uns mit der bloßen Anzeige der neuen, wirklich vermehrten Ausgabe seiner Sprachlehre begnügen.

Eben so ungern möchten wir zwischen ihm, und dem ungenannten Verfasser, der den sogenannten zweyten Theil seiner Sprachlehre, oder vielmehr Anmerkungen über dieselbe geschrieben hat, Schiedsrichter seyn. Indeß macht uns der Ton dieses Mannes in seiner Vorrede schon mehr Zutrauen; und wir wollen immer einige beyläufige Bemerkungen hersetzen:

S. 2.

S. 2. Hr. Heynatz hat allerdings Recht, wenn er auf die Unterscheidung der Diphtongen äu und eu von ei und oi in der Aussprache dringt. Den Obersachsen ist dieser Unterschied freylich so hörbar nicht, als den Niedersachsen, und ihre Aussprache der Diphtongen überhaupt ist sehr entstellt und fehlerhaft.

S. 4. Wenn Hr. H. dem Rathe des Verf. folgen, und künftig die Aussprache mehrerer ausländischer Wörter mit deutschen Buchstaben angeben sollte, so wünschten wir, daß es wenigstens richtiger geschähe, als es von ihm (S. 9. seiner Sprachlehre) bey dem Englischen Namen Lowth, den er wie Lott ausgesprochen haben will, geschehen ist.

S. 11. Die Verschiedenheit, die der Verf. in Zier und hier, in Ansehung des Klanges der Aussprache findet, verräth wiederum den Obersachsen, so, wie die Meynung, das letztere würde sich zu für, Thür ꝛc. rein reimen. So auch S. 14. der Zweifel, ob sich widdern und wittern in der Aussprache unterscheiden lasse.

S. 19. thut der Verf. die gegründete und sehr richtig angewandte Frage: „Warum sollen wir mit Fleiß da ausländisch thun, wo uns die deutsche Sitte nicht verunstaltet?„

S. 21. Suchen und Fluchen sprechen doch wohl die meisten mit einem längern u; Gemach und Wuchs hingegen mit einem kurzen Vokal.

S. 24. In dem Falle, wenn zwey, drey andere Wörter, die vor dem Infinitiv stehen, mit demselben zugleich ein Substantiv werden, wäre wohl unserer Meynung nach, der große Anfangsbuchstab immer nur bey dem einfachen Infinitiv, nicht bey der Zusammensetzung anzubringen, auch die Wörter, wenn es sonst nicht schon eingeführt ist, nicht zusammenzuziehen: z. B. das zu Grunde Gehen, das in die Höhe Steigen, u. s. f. Doch wird dieser Fall nicht oft vorkommen, und von guten Schriftstellern, auch des Uebelklangs wegen, vermieden werden.

S. 40. finden wir wiederum eine sehr gute Anmerkung: „Wenn Ausnahmen, und dazu so wenige, auf dem guten Wege sind, sich der Regel zu unterwerfen, warum will man sie lieber zurück zerren, als vollends hingeleiten?

S. 42. hätte noch, so wie S. 73. der Heynatzischen Grammatik, angemerkt werden können, daß, wenn man gleich nämlich schreibt, dennoch fürnehmlich oder vornehmlich, zu schreiben sey, weil dieses nicht von Name, sondern von nehmen kömmt.

S. 45. Die Heynatzische Behauptung chs werde vollkommen wie x ausgesprochen, ist, so allgemein ausgedrückt, freylich falsch. In Wörtern, wo vor diesen Konsonanten ein langer Vokal vorhergeht, und wo Zusammenziehungen sind, als sprachs, brachs, ichs ꝛc. könnte sie leicht irre führen.

S. 61. Auch die daselbst befindliche Erinnerung gegen Hrn. Heynatz ist sehr gegründet, der nur gar zu oft in seiner Sprachlehre schlechthin sagt, was er im Sprechen oder Schreiben vorzieht, ohne weitern Grund anzugeben. „Was hilft dergleichen bloße Anzeige dem jungen Menschen? Er, oder auch wohl sein Lehrer, können das Gegentheil vorziehen wollen. Beförderte Hr. H. doch sein grösseres Werk, das sich in die Geschichte einläßt, Gründe gegen Gründe prüft, und nicht bloß eine Entscheidung als einen Einfall vorträgt, sobald es möglich seyn will, an das Tageslicht!„

S. 63. Die Art unsers Verf. zusammengesetzte Wörter, als an Statt, in Geheim, der hohe Priester, so getrennt zu schreiben, ist wenigstens dem Gebrauche nicht mehr gemäß, und könnte hernach leicht, zur Beschwerde der Sprache und des Lesens, auf mehrere damit unerträgliche Zusammensetzungen ausgedehnt werden. Eben so dünkt es uns ein sehr gesuchtes Ansehen zu haben, wenn er dieselben, die jenigen, schreibt.

S. 67. Hr. H. geht freylich zu weit, wenn er S. 101. die Verwandtschaft einiger deutschen Wörter mit Griechischen in Zweifel zieht, die doch den Beweis dieser Verwandtschaft so offenbar an der Stirne tragen, als die Wörter: Thier, Thüre, Tochter.

S. 78. steht eine Anmerkung, die wenigstens viel Wahrscheinliches hat: „Der zwar wirklich, aber für ein nicht genau aufmerkendes Ohr nicht viel verschiedene Klang des Nominativs, und der andern auf en ausgehenden Casuum der Wörter: Garte, Hauke, Funke, Tropfe, u. s. f. hat gemacht, daß die öfters vorkommende Endung auch im Nominativ ist geschrieben, gedruckt, und vermittelst des Druckes auch in die Aussprache einiger Provinzen, besonders unter den Gelehrten und dem Lesenden, als allein richtig eingeführt worden.„

S. 97. Wenn wir dem so bedachtsamen Hrn. H. in der Beantwortung einer ihm vorgelegten Frage vorgreifen dürfen, so gestehen wir, daß uns die Bildung des neuen Worts, der

Bedacht-

Bedachtsam, sehr unnöthig scheint, da wir schon Bedachtsamkeit haben, und daß die Analogie des Worts Gehorsam es wohl eben so wenig rechtfertigen würde, als die Verwandlung der übrigen Wörter dieser Endung in Substantiven.

S. 113. „Kann kein einziges deutsches Wort die Zeiten, für welche, und die Arten, auf welche einem Subjekte eine Verrichtung oder ein Zustand zugesprochen wird, alle aus sich selbst, durch bloße Abänderung seiner selbst, machen, wie Hr. Heynatz hier erkennet, so folgt, daß die deutschen Zeitwörter, wie die Französischen ꝛc. nicht alle *tempora* und *modos* oder von Subjecten prädicirten Verrichtungen oder Zustände haben, wenn der Deutsche, wie der Franzose ꝛc. gleich im Stande ist, diese *tempora* und *modos* vermittelst anderer Zeitwörter auszudrücken. Ich habe gelobt, ich werde loben, gelobt haben, ich werde gelobt, gehören also nicht zur Konjugation oder Abänderung des Zeitworts von loben. Man setzt ja der sogenannten Hülfswörter wollen, sollen, können, mögen ꝛc. wegen nicht besondre *modos conjug.* an; warum denn besondere *tempora conjug.* ja gar ein besonderes Geschlecht der Abänderung, das sogenannte Passiv, wegen haben, seyn und werden. Man sollte die Sprachlehren doch wohl nach der eigenen Beschaffenheit derjenigen Sprachen, welche sie lehren, nicht nach der Beschaffenheit der Griechischen, Lateinischen ꝛc. einrichten.„

Auch die Lehre von der Syntax und Prosodie in der Heynatzischen Grammatik ist von dem Verfasser mit sehr brauchbaren Bemerkungen und Zusätzen begleitet, auf welche wir diejenigen Leser selbst verweisen, welche sich mit Untersuchungen dieser Art gern beschäftigen. Zum Schlusse steht eine Zugabe zu den Anmerkungen über die Orthographie, die Etymologie, und den Syntax, welche ein Verzeichniß von Wörtern liefert, die der Verf. für unrecht geschrieben, für unrecht gebildet oder abgeändert, für unrecht verbunden hält. Dieß Verzeichniß enthält, bey aller Kürze, viel Lehrreiches. Ueberhaupt verräth diese ganze Schrift einen Mann von Einsicht und Kenntniß der Sache, und Hr. H. müßte ungerecht gegen sich selbst seyn, wenn er die Belehrungen dieses Mannes so unfreundlich zurückweisen wollte, als er mit andern bisher oftmals gethan hat.

Die

Die Lehre von der Interpunktion oder dem richtigen Gebrauche der Unterscheidungs- oder Abtheilungszeichen, als eine Beylage zu seiner Deutschen Sprachlehre, herausgegeben von Johann Friedrich Heynatz. Berlin, bey Mylius, 1773. 5 Bogen in 8.

Nach der gegebenen Erklärung, was die Interpunktion sey, folgen kurze, aber brauchbare Anmerkungen über die Entstehung und Geschichte derselben, wobey diejenigen Schriftsteller angeführt sind, welche diese Materie weitläuftig abgehandelt haben. Darauf zeigt der Verf. den zweyfachen Nutzen der Interpunktion, dem lauten Vorleser die richtige Lenkung der Stimme anzugeben, und den Sinn oder die gehörige Verbindung und Trennung der Wörter zu bestimmen. Beydes wird sehr gut durch Beyspiele erläutert. Sodann werden die Abtheilungszeichen selbst angegeben, und in den folgenden Paragraphen die Regeln über ihren richtigen Gebrauch. Man muß es Hrn. H. Dank wissen, daß er sich so umständlich auf eine an sich trockne, aber doch für die Rechtschreibung und Sprachrichtigkeit so brauchbare Untersuchung eingelassen hat, ob wir ihm gleich freylich, auch hier, öfters mehr philosophischen Scharfsinn gewünscht hätten. Es wäre auch, so wie in Hrn. H. andern Schriften, also auch hier, sehr gut, wenn er sich einen gewissen Eigensinn abgewöhnte, der über unwichtige Kleinigkeiten, wie man bey uns in Sachsen sagt, tüftelt, und dem, was er herausgefunden zu haben glaubt, so wenig es oft bedeutet, ein wichtiges Ansehen zu geben sucht. z. B. Wegen der Unvollkommenheit, welche bey den bisher eingeführten Unterscheidungszeichen noch immer zurückbleibt, schlägt der Verfasser noch ein kleineres, sowohl Verbindungszeichen als Trennzeichen vor. Wir sorgen nur, daß dieselben beym Lesen eher beschwerlich als behülflich werden könnten, weil man sie zu häufig brauchen, und dadurch die Aufmerksamkeit zu sehr theilen müßte. Geübten Lesern würden sie ohnedieß ziemlich entbehrlich seyn. Endlich sind einige Beyspiele zu eigner Uebung in der Interpunktion angehängt. Unter denen Beyspielen, welche sich bey den Regeln selbst befinden, sind wohl verschiedne aus Schriftstellern, die für diesen Umstand nicht sorgfältig genug waren, und deren Ansehen folglich in diesem Falle nicht klaßisch seyn kann.

H.

Com-

Commentationes Societati Regiae Scientiarum Göttingenſi per Annos 1763. 1764. 1765. et 1768. oblatae a *Io. Dav. Michaelis*, eius Societatis Directore. Bremae ſumt. Ge. Ludov. Förſteri, 1769. 1 Alph. 2 B. 4.

Wir ſind annoch unſern Leſern die Anzeige dieſer ſchätzbaren Sammlung, die der zweyte Theil der im Jahre 1763. herausgekommnen Vorleſungen des Hrn. Hofr. von 1758. bis 1762. iſt, ſchuldig. Der Innhalt iſt folgender. X. Ius Leviratus Iſraeliticum explicatum. In der That iſt das Leviratsgeſetz ein wunderliches Geſetz; denn wer nimmt gerne gezwungen eine Wittwe, und zeugt Kinder für ſeinen verſtorbenen Bruder? Und doch ward die Bevölkerung vielmehr durch das Geſetz gehindert, als befördert. Hr. M. erinnert gar wohl, Moſe war nicht Urheber des Geſetzes, ſondern hat nur ein altes Gewohnheitsrecht, das doch die nützliche Grille des Volks von der Schande der Kinderloſigkeit zu unterhalten diente, gelaſſen, und in der That es geſchwächt und verbeſſert. Daß das Recht ſchon vor Moſe, und weit ſtrenger geweſen ſey, ſieht man offenbar aus 1 B. Moſe XXVIII. 8=26. Damals war der ledige Bruder, er mochte wollen oder nicht, gezwungen, ſeine verwittwete Schwiegerinn zu heyrathen; Moſe erlaubt ihm Nein zu ſagen, zwar unter einer Strafe, die wirklich hart lautete; aber für einen Mann, der nicht gezwungen ſeyn wollte, war ſie doch ſo groß eben nicht. Das ſonderbare Recht iſt, wie es ſcheint, aus der Polygamie entſtanden. XI. De Menſibus Hebraeorum Commentatio. Die Abſicht iſt, zu zeigen, daß der moſaiſche Kalender nicht der jetzige jüdiſche ſey, daß die Monate im Moſe, wie bey den Syrern, immer um einen ſpäter gerechnet werden müßten, als bey den Juden. Wir müſſen bekennen, daß uns die Meynung der Einſchaltung wegen, die doch im Mondenjahre nothwendig iſt, nicht ſo wahrſcheinlich und gewiß deucht, als ſie dem Hrn. Hofr. ſcheinet. Und ſollten die Juden wohl erſt nach der babyloniſchen Gefangenſchaft ein ſo künſtlich Monden- und Sonnenjahr, als das jüdiſche iſt, erfunden, und das alte moſaiſche ſtatt deſſen verworfen haben? Joſephus redet auch gewiß nicht von den alten macedoniſchen, ſondern von den ſyromacedoniſchen Monaten. Man ſ. Moris Annus et Epochae Syromacedonum Diſſ. I.

Als ein Korollarium hat der Hr. Hofr. dieſer Abhandlung angehängt: Nomina Menſium Hebraica, Chaldaica, Arabica, Aethiopica, Coptica, ex ſchedis *Chriſt. Bened. Michaelis*. Des Mondenjahres der Araber, deſſen Monate durch alle Jahreszeiten hindurchwandeln, und der Name dieſer Monate, deren Bedeutung gleichwohl zeigt, daß die Araber ehedem ein Sonnenjahr gehabt, finden wir hier nicht gedacht. Es ſcheinet, daß der ſel. Michaelis, da er allein der Dſchumadi gedenkt, dieſe nicht gekannt. Wir verweiſen auf Pococks Not. ad Spec. Hiſt. Ar. p. 176. und des Abts von Longuevie Diſſertationes de var. Epochis et anni forma veterum Orient. p. 71. Die Sammlungen des ſel. Michaelis zum hebräiſchen Wörterbuche, die der Hr. Hofr. beſitzt, verdienen unſtreitig gedruckt zu werden. XII. De Syria Sobaea, quam Davides ſub jugum miſit, Naſibi ac circumjecto tractu, Commentatio. Zoba iſt, nach Hrn. M. Meynung, die Stadt und Gegend um Niſibis in Meſopotamien. Neu iſt der Gedanke nicht; (man ſ. Hrn. Hofr. Heynens Anm. zum teutſchen Guthrie Th. I. S. 397.) aber ſehr wahrſcheinlich. Und könnte nicht ſelbſt der Name נוֹבַח aus צוֹבָה entſtanden ſeyn. XIII Hiſtoria bellorum Davidis cum Rege Naſibeno illuſtrata. XIV. Sententia de Chronologia Moſis ante Diluvium. Die Verſchiedenheit der Zeitrechnung vor der Sündfluth iſt im hebräiſchen Texte, der ſamaritaniſchen Abſchrift und der Ueberſetzung der 70 Dollmetſcher, wie bekannt, ſehr beträchtlich. Hr. M. iſt für den hebräiſchen Text. Einige verſchiedne Lesarten können Schreibfehler ſeyn; allein die meiſten, wo nehmlich die 70 gerade 100 Jahre hinzuſetzen, und der Samaritaner ſie abnimmt, ſind, wie der Hr. Hofr. ſich ausdruckt, ſyſtematiſch, vorſetzlich und nach einer gewiſſen Abſicht gemachte Aenderungen. Hingegen iſt der hebräiſche Text zwiſchen beyden in der Mitte, und hat immer einen von beyden auf ſeiner Seite. Dazu ſind noch viele andre Zeugen für ihn, Onkelos der Syrer, Symmachus, Hieronymus, vielleicht auch Aquila und Theodotion. Selbſt die ſamaritaniſchen Handſchriften, was bisher nicht war bemerkt worden, laſen zur Zeit des Hieronymus, in den vier Hauptzahlen wenigſtens, wie der hebräiſche Text. Die noch ungedruckte äthiopiſche Verſion der 5. Bücher Moſe, die Hr. M. beſitzt, iſt aus der griechiſchen gemacht; und doch ſtimmt ſie in der Hälfte der Zahlen mit dem hebräiſchen Texte überein. Offenbar ſtand

stand ehedem auch in den griechischen Handschriften, so wie noch in den hebräischen. Die Gründe, dünkt uns, sind so überzeugend, daß nunmehr die Richtigkeit der hebräischen Zeitrechnung außer Zweifel gesetzt ist. XV. Sententia de Chronologia Moſis a Diluvio ad Abrahamum. Kainan in den 70. Dollmetschern und im Lukas, hat so viel Zeugen und kritische Gründe wider sich, daß man mit gutem Gewissen nicht anders kann, als ihn aus der Zahl der Lebendiggewesenen ausstreichen. Eine sehr sinnreiche und wahrscheinliche Vermuthung, wie er dürfte entstanden seyn, äußert der Hr. Hofr. S. 172. Die hebräische Zeitrechnung, wenn man Arpharads Jahre ausnimmt, hat auch hier so viel Zeugen für sich, daß man sie ohne Zweifel der griechischen und samaritanischen, obgleich dieser auch Stephanus Apostelgesch. VII, 4. beystimmt, vorziehen muß. Allein die Muthmaßung, daß Stephanus vielleicht nur sagen wollen, Thera sey, ehe Abraham von ihm gezogen, geistlich oder dem Abraham gestorben gewesen, dünkt uns sehr seltsam, wenn gleich die Juden so vom Thera reden. Eine merkwürdige Nachricht von der Erpenischen Ausgabe des arabischen Pentateuchs S. 178.

Kl.

10. Erziehungskunst.

Grundsätze oder Anweisung künftiger Lehrmeister in deutschen Schulen, in dem vom Königl. und Churfürstlichen Consistorio errichteten Schulmeister-Seminario, zu Hannover. Hannover, druckts H. E. C. Schlüter, 1771. — 148 Seiten in 8.

Ohngeachtet uns der Verfasser dieses Aufsatzes aus dem Titel nicht bekannt ist, so glauben wir dennoch nicht zu irren, wenn wir ein Hauptverdienst um denselben, dem Hrn. Consistorialrath Götten zu Hannover zuschreiben, unter dessen Aufsicht und Beurtheilung er gewiß geschrieben worden ist, wenn auch gleich derselbe die Feder selbst nicht geführet haben sollte. Wenigstens ist es Hr. Götten, durch dessen Eifer die ganze Anstalt, für welche dieses Buch geschrieben worden ist, erwachsen und zu der ausgebreiteten Weitläuftigkeit gediehen ist, in welcher sie sich gegenwärtig

befindet; er ist es auch, der noch immer, mittelst zweyer Inspectoren, welche dermaleinst Prediger werden, die vornehmste und oberste Sorge über dieselbe trägt. Denn unter diesem Schulmeister Seminario müssen sich unsere Leser nicht etwa etwas gröstentheils idealisches vorstellen, das mehr den Namen, als den Nachdruck hat, und gelehrten Gesellschaften ähnlich ist, die vielen Lärm auswärts machen, und im Orte selbst unsichtbar sind. Es ist aus sehr ansehnlichen Vermächtnissen, zum Theil auch aus einem Geschenke des Höchstseligen Königs Georg II. von Großbritannien, erwachsen, die nunmehro ein großes Capital ausmachen, davon nicht nur die beyden Inspectoren, sondern eine Anzahl von mehr als siebenzig Leuten unterhalten werden, die sich zu guten Schulmeistern der Landjugend vorbereiten lassen wollen. Die Unterhaltung selbst geschiehet in einigen geräumigen Gebäuden, welche der Anstalt eigenthümlich zugehören, auf eine so wohlthätige Weise, daß nur selten die Dienste, zu welchen diese Leute vorbereitet werden, gleich einträglich mit dem Seminaristengehalte sind. Aber eben dieß vereitelt sehr den guten Erfolg dieser sonst ungemein löblichen Anstalt. Gar oft soll es, wie wir hören, geschehen, daß der Seminarist sich aus dem Pflanzgarten nicht versetzen lassen mag, weil das Erdreich, für welches er bestimmet wird, allzutrocken und unmilde ist. Und Männer, welche die Umstände kennen, versichern uns, daß eher nicht ein beträchtlicher Nutzen dieses Schulmeister-Seminarii zu hoffen sey, als bis gleich große Vermächtnisse zur Verbesserung der Schulmeistergehalte gemachet würden. Wir lassen solches dahin gestellt seyn, und zeigen den Inhalt des angekündigten Buches an.

Das ganze Buch ist in drey Hauptstücke abgetheilet, davon das erste von der bequemsten Lehrart in deutschen Schulen, und denjenigen Dingen, die der Landjugend gelehret werden sollen; das zweyte von den Eigenschaften und Pflichten eines guten Schulmeisters, und das dritte von einigen in dem vorhergehenden nur kurz berührten Stücken, handelt.

Die Regeln, darinn künftigen Schulmeistern die Methode vorgeschrieben wird, enthalten alles, was sie enthalten sollen, auf eine sehr faßliche Art. Sie sind theils allgemeine, theils besondere; und diese sind immer mit in die Abschnitte eingeflochten, darin einzeln von den der Landjugend nöthigen Kenntnissen gehandelt wird. Der hier vorgeschriebene Unterricht selbst ist zwar ausgebreiteter, als er gewöhnlich

lich in Landschulen zu seyn pfleget, doch gleich weit entfernet von den unbilligen Forderungen einiger Theoristen der Erziehungskunst, denen die Erfahrung fehlet, die eine Menge von Wissenschaften, welche den Schein des nützlichen haben, in die Landschulen eingeführet wissen wollen, aber nicht bedenken, daß erstlich von einem einzigen Manne, der ohnedem sehr schlecht belohnet wird, unter einer großen und ganz rohen und unwissenden Menge von Kindern nicht verlanget werden kann, daß er gelehrte Landleute ziehe, hernach aber auch, daß, wenn die beyzubringende Kenntnisse so sehr vervielfältiget werden, über dem blos nützlichen und angenehmen gar zu leicht das nothwendige verabsäumet werde. — Das Lesen in der Muttersprache, welches den Anfang in dem Unterrichte ausmachet, wird noch nach den gemeinen Operationen gelehret, da erst die Namen und Kennzeichen der Buchstaben bekannt gemachet, hernach buchstabiret und endlich zusammengelesen wird. Der Verf. gestehet, daß man abgekürztere Methoden habe, die sich aber nicht mit eben der Sicherheit hier anwenden lassen. Und wir müssen rühmen, daß der Verfasser, ohngeachtet er das Buchstabiren beybehält, dennoch eine verbesserte Lehrart vorschreibet, bey welcher viele Zeit erspart wird. — Nach diesem ist der Unterricht in der Christlichen Religion die vornehmste und fast einzige Sache, womit die Landjugend unterhalten werden soll. Der Landes Catechismus liegt zum Grunde, den der Schulmeister nicht just weitläuftig erklären, aber doch so beybringen muß, daß ihn die Kinder mit Verstande lernen, und die Hauptwahrheiten des Christenthums, die darinn enthalten sind, deutlich und richtig erkennen und zur Gottseligkeit anwenden: Wie dieß geschehen könne, lehrt der Verf. von S. 15. an. Bey dieser Gelegenheit wird vom Auswendiglernen, vom Bibellesen, von der biblischen Geschichte, zugleich aber auch von den Uebungen der Andacht, dem Beten und Singen gehandelt. — Die Dinge, welche noch zum deutschen Unterrichte der Landschulen gerechnet werden, sind das Schreiben, das Rechnen, eine Anweisung, was Kinder aus den Predigten merken und aufzeichnen sollen, der Gebrauch der römischen Zahlen, Uebung, geschriebene Briefe zu lesen, ingleichen Briefe zu schreiben, der rechte Gebrauch des Calenders, eine Anleitung zu guten äußerlichen Sitten, das Nöthigste und Brauchbarste von der Welt, deren Haupttheilen, Gegenden u. s. w. von der Beschaffenheit und Eintheilung des Landes, darinn sie wohnen,

nen, dessen Regierung und Obrigkeiten; eine Erklärung undeutscher und veralterter Wörter, die im gemeinen Leben vorkommen, zuletzt eine kleine Naturlehre für Kinder.

Das zweyte Hauptstück, von den Eigenschaften und Pflichten eines guten Schulmeisters, ist deswegen wichtig, weil es nicht blos philosophisch abgefaßt ist, sondern zugleich Auszüge aus alten und neuen Landesherrlichen Verordnungen enthält, welche die Landschulen der Hannöverschen Lande betreffen, und, nach der verschiedenen Beschaffenheit der Provinzen und Kirchsprengel, oft sehr von einander abgehen.

Das dritte Hauptstück enthält 1) eine Probe von Kernsprüchen. 2) Tabellen von der heil. Schrift, von Gott, von den biblischen Büchern und deren Inhalte, von den Tugenden des Herrn Jesu. (Es werden darinn die vornehmsten Sätze u. s. w. kurz zergliedert und durch Stellen der heil. Schrift erläutert und bestätiget.) 3) Biblische Beyspiele des Bösen und Guten nach den 10. Geboten. (Dieß soll eine kurze Sittenlehre für die Landjugend seyn.) 4) Ein Register undeutscher und veralterter Worte. 5) Ein Gebet und Lied für den Schulmeister.

M.

11. Kriegswissenschaft.

Militarische Briefe, aus dem Italiänischen übersetzt. Berlin 1770. bey G. J. Decker und G. L. Winter 8. 18½ Bogen.

Die ersten zwanzig von diesen Briefen betreffen die Kriegswissenschaft des berühmten Nikol. Machiavell. Der Verfasser derselben, der Graf Algarotti, dessen Verdienste der gelehrten Welt hinlänglich bekannt sind, bemüht sich darinnen das Vorurtheil umzustürzen, welches ein Kriegsverständiger aus dem Grunde, daß der Secretair von Florenz kein Soldat gewesen, gegen dieselbe fassen könnte. Er entwickelt daher kürzlich das Lehrgebäude dieses Kriegslehrers, vergleicht die Grundsätze desselben mit den Grundsätzen verschiedener neuer Tactiker, zeigt, daß sie mit denselben vollkommen übereinstimmen, und daß der glückliche Erfolg verschiedner Unternehmungen in den neuern Zeiten sich vollkommen erklären läßt, wenn man dieselben darauf anwendet. Diejenigen, welche

che die Arte della Guerra des Italiäners nicht gelesen haben oder nicht lesen können, sehen wenigstens aus dieser Uebersetzung, die ohnedem sehr wohl gerathen ist, daß Machiavell in der That über verschiedne Gegenstände richtig gedacht und die Kriegswissenschaft so ziemlich in ihrem Umfange gekannt hat. Denn er handelt von der Stellungs- Lagerungs- und Befestigungskunst, beurtheilt die Waffen, und sucht ein Mittel zwischen den Waffen der Alten und Neuern zu treffen, und dadurch das beste Gewehr für die Infanterie hervorzubringen. Natürlicher Weise kommt er auch auf den Lieblingsvorwurf einiger, besonders französischer militarischer Schriftsteller, ich meyne auf die Vergleichung des Geschützes der Alten und Neuern, und Folard, der ihn verachtet, hätte dem Herrn Secretair wohl mit mehrerer Bescheidenheit begegnen können, da er völlig seiner Meynung ist, und wie man leicht urtheilen kann, auch dem Geschütze der Alten den Vorzug giebt.

Die übrigen Briefe betreffen andre Vorwürfe aus der Kriegswissenschaft, die Intervallen in einer Schlachtordnung, die Folardsche Colonne, die Kenntniß des Andreas Palladio von der Kriegswissenschaft, die Unternehmung Cäsars gegen die Parther, die Kriegswissenschaft Virgils, und endlich das Gedicht des Weltweisen von Sans Souci, die Kriegskunst. Unter der Menge militarischer Schriften, womit das Publikum heut zu Tage beschenkt wird, werden sich diese Briefe allemal wegen der Richtigkeit und Schönheit der Gedanken, und der darinnen herrschenden feinen und gründlichen Beurtheilung vorzüglich auszeichnen.

D.

12. Finanzwissenschaft.

Ueber die Abstellung des Herrendienstes. Lemgo, in der Meyerschen Buchhandlung. 1773. 64 S. 8.

Eine Schrift, welche von der Societät der Wissenschaften in Göttingen, im Nov. 1772. den Preis erhalten hat. Sie ist bereits im Hannöverschen Magazine abgedruckt gewesen. Der V. beantwortet darinn die Frage: ob es rathsam sey, in einem Lande die Frohndienste abzuschaffen, und wie diese Abschaffung etwa am besten einzurichten sey. — Der Verlust an Zeit für

die arbeitende Classe des Volks, die Vermehrung der Consumtion, die Verhinderung der guten Cultur, machen die nachtheiligen Folgen der Frohndienste aus, welchen von keinem einzigen Vortheil für den Staat, das Gegengewicht gehalten wird. Die Frohne ist zwar dem Dienstherrn vortheilhaft, aber nicht in dem Grade, in welchem sie den Dienstmann belästigt. Es wird also auf die Abschaffung oder wenigstens auf die Verminderung der Frohndienste gestimmt, jedoch in der Maaße, daß der Herr nicht darunter leide und der Pflichtige den obenangeführten unnützen Aufwand gewinne. Wie dieses am besten einzurichten sey, wird darauf mit vieler Einsicht und Behutsamkeit gezeigt. — Unleugbar ist es, daß der Verf. seinen Satz so weit vollkommen erwiesen hat, daß es sich bey ein und anderm dienstherrlichen Guthe, wo überhaupt die Umstände darnach beschaffen sind, gewiß der Mühe verlohnte, Versuche damit zu machen. Aber gleich anfangs weiter zu gehen, möchten wir vornehmlich in dem Lande, für welches die Frage eigentlich aufgegeben worden, um desto weniger rathen; da der Umstand, woher der Dienstmann die Summe des zu erhöhenden Dienstgeldes nehmen solle? dessen, was S. 35 und 36. darüber gesagt worden, unerachtet noch große Schwierigkeiten hat: und der Landmann seine gewonnene Zeit schwerlich zu einer würklich beträchtlichen Verbesserung des Ackerbaues anwenden würde.

L.

Präliminartikel zu einem ewigen Frieden zwischen dem französischen Auteur der moiens d'arrêter la misère etc. und seinem deutschen Anmerkungenmacher von Letzterm. 1773.

Dem possierlichen Anmerkungen- und Friedenspräliminarienmacher schreibt zum Zeitvertreib ein mitleidiger Mediateur. Dietlingen, im September. 1773.

Zwo Schriften, davon die erstere sehr platt, die andere nicht sehr erheblich, doch nicht so gar ohne Salz ist, und keine sonderlich erwähnet zu werden verdienet. Wir zeigen sie nur an, weil sie zu dem Processe über das System des Hrn. Schletweins gehören.

Pl.

Der

Der freye Kornhandel, als das beste Mittel, um Mangel und Theurung zu verhüten. Zur Warnung auf künftige Zeiten, aus der Erfahrung und aus neuen Gründen erwiesen von dem Verf. des Hausvaters. Nebst einigen Anmerkungen von den schädlichen Folgen des verbotenen Branntweinbrennen: von Vereinzelung großer Pachtungen: und von Aufhebung der Leibeigenschaft und Naturaldienste. Auch einer Vorrede von den Folgen der gewöhnlichen Einschränkungen der Handlung überhaupt. Hannover. 1773.

Das Titelblatt dieses Unternehmens kann schon allein für eine Vorrede und für eine Anzeige dienen. Es hat indessen, den Fehler der überladenen Titelblätter nicht, das es viel verspricht und nichts hält. Diese Schrift des Hrn. von Münchhausen ist eine der wichtigsten, welche über ihren Gegenstand in Deutschland erschienen ist. Neue Gründe glauben wir zwar nicht darinn gefunden zu haben, aber desto mehr gute Gründe. Das Zeugniß eines rechtschaffenen und einsichtsvollen Mannes, der (S. 5.) eine dreyßigjährige Erfahrung für eine Meynung anführet, ist schon allein von einem großem Gewichte. Die Folgen aller Fruchtsperrungen sind nach Hrn. v. M. S. 22. 42. 52. 108. größere Theurung und größerer Mangel gewesen, und die Folgen der Freyheit auch bey den Verheerungen des Krieges 50. waren immer verhältnißweise Wohlfeile und Ueberfluß. Hingegen kennet Hr. v. M. kein Beyspiel, daß eine Sperrung die Hungersnoth abgehalten und den Ueberfluß erzeuget hätte. S. 39. Wir müßten allzuweitläuftig seyn, und vieles wiederholen, das in der allgemeinen Bibliothek schon über diesen Gegenstand angeführt worden ist, wenn wir einen vollständigen Auszug aus dieser Schrift machen wollten. Sie verdienet von allen Freunden wirthschaftlicher Wahrheiten ganz gelesen zu werden. Doch können wir nicht umhin einiges anzumerken. Aller Achtung sind die Einwendungen würdig, welche S. 8 f. wider die Grundsätze einer übelverstandenen Sparsamkeit gemachet werden. Das, was der größern Zahl der Bürger nützlich ist, ist deshalben nicht allemal der Gerechtigkeit gemäß, obwohl es Hr. v. M. S. 11. zuzugeben scheinet. Wir haben wider die S. 23. angeführte Erfahrung gesehen, daß

in ein gesperrtes Land Getraide von außenher gebracht worden ist. Aber es war durch Schleichhandel und zu einer Zeit, da gar auf alle Zeiten gesperret war. Der Satz S. 98. daß große Länder nicht leicht sperren werden, ist nicht richtig. Frankreich und Engelland haben es gethan, aber gewiß zu ihrem Schaden. Die S. 124. 125. 126. angegebene Regeln sind vortreflich. Nicht weniger scheinen uns die Anmerkungen über das Verbot Branntewein zu brennen und wider die Vereinzelung großer Pachtungen sehr gründlich. Die Engländer schreyen zwar sehr nach dieser Vereinzelung, aber, daß sie so heilsame Folgen haben würden, als sie glauben, das scheinet uns noch zweifelhaft. Der Vortheil der großen Cultur ist durch eine allgemeine Erfahrung erwiesen und nicht leicht wird man einen Ort finden, wo nicht wahr wäre, was Hr. v. M. S. 152. sagt. „Wenn jemand zu mir „auf mein Gut kommt, so kann ich ihm zeigen, daß auf meinem „Acker dreymal so viel Frucht steht, als auf dem unmittelbar darneben liegenden und von einerley Güte seyenden „Bauernfelde.„ Die Einwendungen des Hrn. v. M. wider die Abschaffung der Leibeigenschaft und die Verwandlung der Frohndienste in andere Abgaben, verdienen eine nähere Erwägung, und scheinen nicht so gründlich zu seyn als das übrige dieser nützlichen Schrift.

E.

Wahres Mittel, eine Fruchttheurung auf ewig von einem Staate abzuhalten, in einer Rede untersuchet und bestimmet von Johann Philipp Breidenstein, der hohen Schule zu Hanau Rentenadministrator. Frkf. und Leipzig, bey Kochendörfer. 1773.

Die Magazine sind, um die Theurung abzuhalten, ein allzukostbares, die Sperrungen ein unnützes und schädliches, und die Freyheit des Kornhandels ein unzureichendes Mittel. Das beste, das einzige Wahre ist die Bestrebung, den Getraidebau auf den höchsten möglichen Grad der Vollkommenheit zu bringen. Dieser Zweck wird erhalten, durch Urbarmachung alles sumpfigten oder sandigten Landes, durch die Abschaffung der Allmande, durch das Verbot, die Felder in zu kleine Stücke zu vertheilen, durch die Errichtung neuer Bauernhöfe auf den Gränzen der Dorfhänne, durch die

Besol-

Befolgung der Maxime, daß ein Landmann sich nicht mit allzuvielen Gütern beladen soll; durch die Abschaffung der Frohndienste, durch die Verwandlung der Verpachtung der Domanialgüter in Verwaltungen: durch die bey guter Besorgung der Waldungen, vermehrte Mastung der Schweine, und endlich durch die Abschaffung der Brache. Dieses ist der Inhalt der Rede, welche Hr. Breidenbach an seine Mäcenaten, so nennt er in einer Stelle seine Zuhörer, über die Mittel, die Fruchttheurung abzuhalten, gehalten hat. Viel Gutes ist darinn, aber woher der Landmann die Kräfte nehmen soll, alles zu thun, was von ihm gefodert wird, und wie jeder dieser Vorschläge auszuführen sey, wird nicht gesagt. Wenn man die Schriften eines Fischers, eines v. Münchhausen, und eines Reimarus gelesen haben wird, so wird man diese ziemlich flüchtig finden.

E.

C. H. H. Fischers, Hochgräflich Wied-Neuwiedischen Canzleydirectors Gedanken über das Reichsgutachten vom 3ten Februar 1770. die Getraidesperre betreffend. Frankfurt am Mayn, bey Franz Varrentrapp 1773.

Diese Gedanken beleuchten die drey in dem Reichsgutachten vom 7. Hornungs enthaltenen wichtigen Sätze.

I. Daß die Fruchtsperren, welche die Reichsstände gegen einander angelegt hatten, das Uebel, das sie zernichten sollte, eher verstärket und vermehret haben, und daß sie also aufgehoben werden sollten.

II. Daß die Einfuhr des Getraides aus andern Reichen und Staaten begünstiget und erleichtert und

III. daß die Schwierigkeiten, welche wider die Durchfuhr solcher Früchte gemachet zu werden pflegen, abgestellet werden sollten.

Herr Fischer hat das Vergnügen, durch den ersten Theil dieses Gutachtens die Meynung bestätiget zu sehen, welche er in seinen von uns bereits angezeigten patriotischen Anmerkungen über die Fruchtsperre behauptet hat. Er erläutert und befestiget dieselbe hier ferner durch das Beyspiel der Neuwiedischen Lande, welche bey der Freyheit sich besser befunden haben, als diejenachbarten Länder bey der Sperre. In den Anmerkungen hatte er bereits das Beyspiel der Reichsstadt

Cöln angeführet. Es verdienen aber die Beyspiele des Stiftes Münster und des Fürstenthums Göttingen erwogen zu werden, von denen jenes durch die Sperre große Vortheile erhalten und dieses durch die Freyheit großen Schaden erlitten haben soll. Sollte es nicht möglich seyn, daß bey der Freyheit die Münsterischen Lande noch grössere Vortheile genossen und bey der Sperre die Göttingischen noch grössere Uebel erlitten hätten. Wenn indessen auch diese Untersuchung zu Gunsten der Sperre ausfielen, so bleibt uns immer der Zweifel übrig, mit welchem Rechte der Landesherr einem Unterthan einen Theil seines Eigenthumes nehmen und solchen einem andern geben könne.

Herrn Fischers Betrachtungen über den andern Satz dieses Gutachtens stellen die Lehre von dem Getraidhandel in ihrem wahren Lichte dar. Sie sind äußerst gründlich und einleuchtend. Sie bekämpfen auf eine sieghafte Weise die Vorurtheile, womit das Publicum diesen Handel verabscheuet, von dessen Freyheit doch allein es die Vortheile mit Grunde erwarten kann, die es sich umsonst von Sperrungen und von andern solchen Mitteln versprochen hat. Insonderheit verdient erwogen zu werden, was Hr. F. sagt, daß bey dem freyen Fruchthandel der Kaufmann nicht auf die Erwartung eines einsmaligen großen Gewinnstes, den eine Theurung allein versprechen kann; sondern auf eine öftere Umsetzung bey einem mäßigen Preiße, seine Hoffnung setze. Er wird lieber in einem niedern Preise uns mit einem geringen Gewinnste oft verkaufen, als mit der Hoffnung eines großen Gewinnstes, der doch nimmer fehlen kann, seinen Umsatz aufschieben. Daß er aber bisweilen in Hoffnung eines grössern Gewinnstes mit dem Verkaufe zurück halte, sehen wir auf einer andern Seite als einen nicht geringen Vortheil für den Staat an, in dem er lebet. Ohne diese Vorsicht würde oft gar zu geschwind alles Getraid aus einem Lande gehen, *) oder auch der Preis dieser Waare zu sehr fallen. — Diese Furcht einer plötzlichen und voreiligen Ausfuhre scheinet uns immer der wichtigste Grund zu seyn, den man wider die Freyheit des Getraidhandels kann gelten machen, und deshalben scheinen uns die öffentlichen Getraidvorräthe unumgänglich nöthig, bis eine

*) Diese Besorgniß ist auch ein starker Grund, allen Sperrungen auf ewig zu entsagen. Weil eben die Furcht einer Sperrung machen kann, daß man zur Unzeit alles Getraid aus einem Lande schaffet.

eine allgemeine Freyheit unter allen europäischen Nationen eingeführet seyn wird.

Dasjenige, was Herr Fischer über die Anstalten anmerket, welche während der letzten Theurung den Neuwiedischen Landen vor vielen andern beträchtliche Vortheilen gewähret haben: verdient von allen denjenigen erwogen zu werden, welche etwas zu Policeyanstalten zu sagen haben. Vielleicht wäre es indessen noch weit besser gewesen, wenn an statt der Festsetzung einer Brodtaxe, allen Einwohnern erlaubet worden wäre, Brod zu backen und zu verkaufen.

Ueber den dritten Theil des von dem Kaiser gutgeheissenen Gutachtens ist Hr. F. sehr kurz. Er wünschet mit allen wahren Freunden der Menschheit die Abschaffung der Zölle, der Abgaben, und aller andern Hindernisse, durch welche der Getraidhandel in Deutschland so sehr erschweret wird und welche mehr als alles andre die Uebel vergrössert haben, welche Deutschland einige Jahre hindurch erlitten hat.

Pl.

Schutzschrift für unsere Mitbürger im Reiche der Möglichkeit. Breslau und Leipzig bey Gutsch 1772. 8. 124 S.

Viele kräftige Wahrheiten, wahr gedacht und gesagt. Der Schutz für die Mitbürger, davon die Schrift den Namen haben soll, beziehet sich auf die Bevölkerung, die der Verf. empfiehlt, die von vielen aus einem falschen Lichte betrachtet und für eine Ursache der Theurung, des Mangels und des Elends angesehen wird. Diese auf solche Art unterdrückte Embryonen sind die Mitbürger im Reiche der Möglichkeit, für welche dieses Stück geschrieben ist. Aber auch für die jetzt lebende Väter der Embryonen ist es höchst interessant; alle Gegenstände der Bevölkerung, die Einflüsse der Religion, der Sitten, die verschiedene Situationen im Kriege, in Städten, auf dem Lande, die entgegengesetzte Erscheinungen der Entvölkerung, die Berechnung derselben und die Mittel dagegen sind mit vieler Wärme und mit edler brittischer Freymüthigkeit behandelt.

Das Kapitel von den Sitten verdiente in Metall gegraben zu seyn. Schlechte Sitten verderben Land und Leute. Von unsern aufgeklärten Zeiten gewinnt die Tugend nichts, unsere große Städte sind ein sichtbarer Beweis davon, obgleich

so

ſo viele Männer darinn hergehalten werden, die Tugend vorzuexerciren. Wenn der Vater ein Taugenichts iſt, wird der Sohn ſelten etwas beſſers; auch der beſſere Vater unterrichtet den Sohn von dem point d' honneur, und ein Böswicht wirft den erzürnten Jüngling und die ganze Hoffnung der Familie über den Haufen. Unglauben und Laſter ſtählen das Herz gegen die Furcht des Todes; aber dann werden Einbruch, Todſchlag, Selbſtmord, ꝛc. Kinderſpiele. Die Pracht der Weiber und ihre Ausſchweifungen ſchröcken uns vom Heyrathen ab, und die Obrigkeiten belegen die fruchtbaren Ehen noch darzu mit ſchwerern Abgaben als die unfruchtbaren und eheloſen. Das ſchöne Geſchlecht wird zur feinen Buhlerey, und um ſich anbeten zu laſſen, erzogen. Die Anbetungen des Mannes werden dem Weibe zu einförmig und alltäglich, er muß alſo fremde Anbeter zulaſſen, und ſich vergnügt anſtellen, ſo oft ſie ein Kind gebieret und ihn zum Vater ernennet. Greiſe und Unbärtige gehen auf den Raub aus, heilige Oerter ſcheuen ſie nicht, um Jungfrauen zu erobern und Ehebetten zu beflecken; öffentliche Gaſſen und Spatziergänge ſind mit Phrynen beſetzt; indeſſen da die Aerzte heilen, ſieht der Staat mit gefalteten Händen auf die Bemühung der Sterblichen herab, ohne die Hände zur Hülfe auszuſtrecken, gerade als wenn kein Zügel vorhanden wäre, die Frechheit und das Laſter im Laufe aufzuhalten, oder als wenn das nur leichte Verbrecherinnen gegen den Staat wären, die Schanddirnen, welche das veneriſche Uebel verbreiten und ganze Familien erlöſchen machen; das Hurengewerb iſt das allerſchwerſte Verbrechen gegen den Staat und doch duldet man dieſen beſudelten Götzen. Das iſt ein klägliches Gemählde unſerer Zeiten, wo man Gott und Tugend verkennet. Wiſſet, Götter dieſer Erden, daß die Aufſicht über die Sitten, euer herrliches Eigenthum, eines eurer heiligſten Vorrechte iſt? Kein Uebel läßt ſich ſchwerer heben, als welches aus dem Verfalle der Sitten herrühret. Alle eure Geſetze ſind zu kraftlos und nur allein Einſicht, Zucht und Beyſpiel ſind dem kranken Körper verordnet. ꝛc.

Und eben ſo patriotiſchfreymüthig ſpricht er auch von den übrigen Gegenſtänden; nicht in dem Tone eines ſchmähenden Gazettier cuiraſſé oder eines melancholiſchen Quäkers, ſondern eines freyen Deutſchen, der ſein Vaterland und ſeinen König wahrhaftig liebt.

Gm.

13. Handlungswissenschaft.

Samuel Jacob Schroekh Einleitung zu einer allgemeinen Erkenntniß aller Handlungswissenschaften, als der Geschichte und Verfassung der Handlung und Schiffahrt zu allen Zeiten, den Geld- und Wechselgeschäften, öffentlichen Geldbanken, Handlungsbücher u. s. w. Zweyter Theil. Frankfurt am Mayn, 1770. bey Johann Joachim Keßler. 8.

Wenn man die Zueignungsschrift an den Hrn. Gerhard in Hamburg, die Vorrede und den summarischen Inhalt dieses zweyten Theils wegnimmt, so wundert man sich, wie auf den noch übrig bleibenden 429. Octavseiten alle das erfüllt werden soll, was der Verf. auf dem Titel verspricht. Wenn man aber das Buch durchgelesen, so wundert man sich, daß er es hat versprechen können. Denn wer möchte wohl zusammengetragene, und noch dazu ohne richtige Auswahl zusammen getragene Nachrichten und Beschreibungen von dem Betriebe derjenigen, die Kaufleute genannt werden, für eine Einleitung aller Handlungswissenschaften, als der Geschichte ꝛc. halten.

Wer einen Savarie nur kennt, der wird sich schon mit uns über den V. verwundern, obgleich nicht so sehr mit Unwillen vermengt, als derjenige Leser zugleich empfinden muß, der einen Ludovici, Reimarus, Büsch, und Kruse kennt. Auch scheint uns das Richtige, so dieser Theil etwa enthält, aus dem Savarie, Kruse und May nachgeschrieben zu seyn.

Wir wollen daher von einem Werke, das gar nichts neues, außer prächtige Eingänge einiger Artikel und übrigens nichts weiter, vielweniger nahrhaftes für den Leser hat, die Anzeige nicht unnütz verlängern, und damit schließen, daß wer gut über diese Materie schreiben will, die durch eignes Erfahren, Beobachten, Nachfragen und Denken erlangte Kenntniß so zu nutzen wissen muß, wie wir an den ebengenannten Originalschriftstellern zu bemerken gewohnt sind; sonst bleibe man ganz davon.

Samuel Jakob Schroekh, Einleitung zu einer allgemeinen Erkenntniß aller Handlungswissenschaften, als der Geschichte und Verfassung der Handlung und Schiffahrt zu allen Zeiten, den Geld- und Wechselgeschäften, Manufacturen, Waarenhandlungen, Handlungsgesellschaften, öffentlichen Geldbanken, Handlungsbüchern u. s. w. Dritter Theil, Frankf. am Mayn, 1770. bey Johann Joachim Keßler.

Dieser Theil ist in 22 Kapitel eingetheilt. Die ersten 14 handeln vom Wechsel- und Münzwesen, nach dem gemeinsten und weitschweifigsten Schlendrian; dann 4 Kapitel vom Bankerotte und Rechnungswesen, die auch nichts neues enthalten; das 19te und 20ste Kapitel von den moralischen Eigenschaften und Pflichten eines Kaufmanns; das 21ste von der Einrichtung eines Comtoirs und endlich das 22ste von den Pflichten der Handlungsdiener und Lehrlinge.

Alles hübsch weitläuftig auf 444. Octavseiten zusammengetragen. Der Recensent gesteht gerne, daß der Verf. das Wechselgeschäft und was dahin einschlägt, noch weit ordentlicher und unterrichtender eingekleidet und vorgetragen, als alles andre, was er zur allgemeinen Erkenntniß aller Handlungswissenschaften in 3 Theilen gesagt. Dieser 3te Theil hat übrigens das Gute, daß er der letzte ist, und der Verf. hat sehr Recht, daß er sich nunmehro vergebens rechtfertigen würde, daß sein Werk herausgegeben ist. Denn es ist nun einmal da. Nichts ist merkwürdiger an diesem Werke, als daß es dem Hrn. Verf. der ein Kaufmann von Metier seyn soll, nicht selbst gereuet hat, solche sinnlose Arbeiten, da man diese Materie überdem schon hinlänglich bearbeitet findet, so weitläuftig vorzutragen. Einem Gelehrten möchte dergleichen Weitläuftigkeit noch eher zu verzeihen seyn, weil diese Herren in der Entfernung, in der sie leben, sich das, was man Handlungswissenschaft nennt, weit anders vorstellen, als es dem Kaufmanne bey der täglichen Ausübung scheint und ihnen die Materie dieserwegen noch einigermaßen reizend und neu ist.

Zm.

Beru-

Beruhigende Gedanken vom Geldmangel in Deutschland. Frankfurt und Leipzig. 1771. 88 Seiten.

Nach einer Einleitung ist dieses Werk in zwey Abtheilungen getheilt, die erste Abtheilung enthält sieben Abschnitte. Erster: von dem jetzigen Werthe des Geldes gegen die vorigen Zeiten. Zweyter: Ob Geldmangel beym Baurenstande sey? Dritter: Ob Geldmangel bey den Bürgern und vornehmlich bey den Handwerkern sey? Vierter: Vom Geldmangel bey den Kaufleuten. Fünfter: Vom Geldmangel des gelehrten Standes. Sechster: Vom Geldmangel bey dem Adel. Siebenter: Vom Geldmangel bey den Höfen. Achter: Allgemeine Kennzeichen des Geldmangels.

Die zweyte Abtheilung handelt sowol von den Ursachen des Geldmangels, als auch, wie solchen zum Theil abzuhelfen sey, und ist in sechs Abschnitte getheilt. Erster: Von allgemeinen Ursachen desselben durch den Nationalverlust im Handel. Zweyter: Allgemeine Ursachen des Geldmangels, durch Vernichtung des Goldes und Silbers, und Gebrauch des Silbergeschirres. Dritter: Allgemeine Ursachen des Geldmangels in dem großen Soldatenstande. Vierter: Besondere Ursachen des Geldmangels, die Vernachläßigung des Ackerbaues und Bedruckung des Baurenstandes. Fünfter: Besondere Ursachen der schlechten Umstände und Arbeiten der Handwerker. Sechster Abschnitt: Beschluß.

Der detaillirte Inhalt dieses, größtentheils richtig durchgedachten Werkchens, möchte um so nöthiger seyn, da die guten Schriften über das Finanzwesen ꝛc. so selten sind, daß die Leser berechtiget seyn können, sich mit den wenigen Guten zu begnügen und so gar das, was die Weisen in diesem Fache neues liefern, aus Ueberdruß ununtersucht zu lassen. Aus den Ueberschriften der Abschnitte aber kann schon gesehen werden, daß der Verf. keiner von der Menge ist, die nur mit laufen wollen, sondern von denen, die es sich wirklich angelegen seyn lassen, so viel an ihnen, die Ideen zu berichtigen, und der ewigen Klagen wegen, für den vernünftigern Theil seiner Mitbürger, etwas Beruhigendes und zugleich Wahres zu liefern. Um diese Absicht besser zu erreichen, hat der Verfasser nicht die ganze Welt zu seinem Standorte gewählt, sondern auf Deutschland als sein vermuthliches Vaterland sich eingeschränkt.

schränkt, und um die Fehler deutlicher vor Augen zu haben, die so viel gerechte und scheinbare Klagen hervorbringen. Die Schwierigkeit, die auch dieses deutsche Reich, seiner mindern oder mehr mächtigern Reichsstände wegen bey solchen Untersuchungen unvermeidlich macht, da jeder Reichsstand sein eigenes Interesse hat, und deswegen seine am allgemeinen Reichskörper mit verbundene nicht schonet, hat der Verf. wohl eingesehen und nach dieser Maßgabe seinen Gegenstand behandelt.

Der Verf. will hauptsächlich beweisen, daß die Klagen größtentheils ungegründet sind; und daß allenfalls nur dem Kaufmanne nachgesehen werden muß, wenn der darüber Klagen führt. In dem ersten Abschnitte der zweyten Abtheilung, wird über die Handlung und das Gleichgewicht derselben sehr richtig raisonnirt, und hat der Verf. in dieser Sache eben so wohl, als was über den Geldumlauf, vom Werthe des Goldes und Silbers bey ihm zu lesen ist, viel Richtiges und bescheiden Wahrscheinliches.

Was die nicht allemal ganz ungegründete Klagen dieser oder jener einzelnen Provinz ist Deutschland über Geldmangel betrift, schlägt der V. das einzige und wahreste Mittel zu deren Abhelfung vor, welches, wenn es auch nicht ausgeführt wird, doch das einzige wahre Mittel für Deutschland ist, das von so vielen mindern und mehr mächtigen Reichsständen regiert wird, die, wie schon gesagt, sich unter einander nicht schonen, ungeachtet sie auch ein allgemeines Interesse haben.

Unsere Leser werden, wenn sie das Werk selbst gelesen, gestehen, daß der V. nicht unrecht bewiesen hat, daß Deutschland an sich selbst keinen wahren und eigentlichen Geldmangel weiter hat, als daß es der Kaufmannschaft zur stärkern Betreibung des auswärtigen Handels daran fehle, welchem nicht durch Credit allein abzuhelfen ist, und nachdem wir noch gesagt, daß der Stil munter und passend ist, wollen wir zum Schlusse den Vorschlag, den der V. S. 87. giebt, hierher setzen.

„Wenn man in einer ruhigen Gemüthsstille dem sinnlichen Verlangen nach mehrerm umlaufenden Gelde nachdenken, und solches, einfolglich die unverwendlich damit verbundene Theurung, nöthig finden wird: so lasse man die patriotischen Vorschläge auf dem Reichstage zur Deliberation, zum Reichsgutachten, ferner zum allerhöchsten Kaiserlichen Commissionsdekret und endlich zu einem solchen festen

„festen Reichsschlusse gelangen, welchem alle Reichsstände ohne einigen Unterscheid thätig nachkommen. Dieß kann „Deutschland mit Geld anhäufen.

Zm.

14. Haushaltungskunst.

Allgemeine Grundsätze der Bienenzucht. Berlin bey G. J. Decker. 1773. in 8. 128 Seiten.

So sehr wir eine geraume Zeit her von einer Messe zur andern mit Bienenbüchern gleichsam verfolget wurden, so angenehm werden wir jetzt zu Zeiten überrascht, indem seit einigen Jahren unter den wenigern und kürzern Schriften weit nützlichere Bemerkungen von diesem landwirthschaftlichen Zweige, und nun auch in unserm Vaterlande aufkeimen. Gegenwärtige kurze, unsern Landsleuten gewidmete Schrift dürfen wir unter die guten Bienenbücher zählen, und solche des H. P. Sprengers Einleitung in die neuere Bienenzucht, gerade zur Seite setzen; doch nur erst alsdenn den allgemeinen und vom Verfasser verabzielten Nutzen erwarten, wenn die Privatbienenzucht in Gemeinheiten verwandelt seyn wird. Eine Gemeinheit unter einerley Aufsicht, die bereits von der Fränkischen und andern ökonomischen Gesellschaften ihren Gliedern und Gemeinden zur allgemeinen Ausführung anempfohlen worden, und wodurch die Bienenzucht sich in ihrem alten Glanze hervorthun, und in einem Gleichgewichte auf immer erhalten kann.

Wir wollen unsere Landsleute von dem Inhalte dieser Schrift, sowol dem lobens- als tadelnswerthen, näher unterrichten. Der unbekannte Verfasser läßt uns wegen seiner eignen Erfahrung in Ungewißheit, und nennt uns vierzehn Bienenschriften, die er zu Rathe gezogen habe. — Ob es gleich, so spricht der Verfasser, von dieser Lehre noch mehrere Schriften gäbe, glaube er doch, daß man die benannten nicht einmal alle nöthig habe. Aus dem Ganzen sehen wir, daß Dücherts, vorzüglich aber Riems Bienenpflege am meisten genutzet worden. Der Verf. hat aber auch hie und da einige neue und nützliche Erfahrungen hinzugefüget.

Das erste Kapitel enthält allgemeine Anmerkungen über die Bienen, bey welchen der Verf. wohl hin und wie-

der für den Landmann noch kürzer, S. 14. aber bestimmter von den gläsernen Bienenstöcken reden können. Die Anatomie des Bienen- und Elephantenrüssels; die Abzählung der Flügel und Füße der Bienen, sind dem Landmanne auch ein entbehrlicher Dienst. — Die Bienen überziehen auch niemals gläserne Stöcke, die man mit Läden oder Schiebern verdunkeln kann. S. 25. hätte der Verf. seinen neuern Schriften zufolge nicht vergessen sollen, daß die gemeinen Bienen nicht blos die Arbeit und das Einsammlen des Wachses und Honigs verrichten, sondern auch Drohneneyer legen. — Begierig sind wir aber, zu wissen, wie der Verf. beweisen will, daß die Königin nach S. 28. auch Drohneneyer lege, und zwar in besondere etwas grössere Zellen?

Zweytes Kapitel, handelt von den Bienenhäusern, welche uns der Verf. mit Worten kurz und gut vorzeichnet.

Drittes Kapitel. Von den Bienenkörben. Der Verf. thut wohl, daß er blos Körbe beschreibt: allhier schildert er die in der Riemischen Bienenpflege im Kupfer befindlichen Halb- und Viertelskörbe, und so, wie wir bemerken, ganz ohne Fehler: er bereichert aber auch dieses Kapitel mit wichtigen und neuen Verbesserungen. Der Abt (Kapellan) Dücher, so saget der Verf., mache vermöge seinem Bienenbuche, S. 36. auf jeden obersten Ring seiner Körbe, 6 bis 7 Rollen von Stroh, je einen 1 Zoll vom andern, um durch diese Beyhülfe die Aufsätze desto leichter trennen zu können, wenn man einen mit Honig abnehme. Wiewohl diese Erfindung nicht Dücheten zukömmt, auch in seinem Kapitel von Körben, blos von Zwischenböden mit vielen kleinen und grössern Löchern gehandelt wird, so ist sie doch allerdings vortreflich, und wir wenden zu gleicher Absicht und auf gleiche Weise bloße Zwischenstäbe an. Dücher ist aber nicht einmal mit jenen Böden Original, denn außer ihm haben noch zween Schweizer, die Herren von Gelieu, Vater und Sohn, sich deren schon seit 40. Jahren bedienet. Der Verfasser muß uns vermuthlich, um erst abzuwarten, wie seine Strohrollen aufgenommen werden, aus Bescheidenheit diese seine eigene Erfahrung, so wie seinen Namen haben verschweigen wollen.

Viertes Kapitel. Vom Ankaufe der Bienen. Hierinn wird auch der Kunstgriff ausgezeichnet, die besten Stöcke durch etlichmaliges Einblasen zum Flugloche ohne vieles Gekäusch auszuwählen, wovon im XVIII. B. 1. St. unsrer Bibliothek schon breitere Erwähnung geschehen ist. Aus wa-

was für Gründen soll es aber im Herbste besser als im Frühjahre zu kaufen seyn? Für wohlfeiler halten wir den Herbstkauf gegen dem, so im Sommer geschiehet, aber nicht besser denn im Frühjahre.

Fünftes Kapitel. Vom Schwärmen — der Bienen. Das meiste ist aus obenbenannter Bienenschrift genommen, und richtig vorgetragen. Einige Zusätze des Verf. sind aber falsch. Z. B. daß die Bienen eines jungen Schwarmes sehr selten nach Nahrung ausfliegen. Ein Schwarm, dem nichts mangelt, schicket sich schon in der ersten Stunde dazu an. Und der Verf. wird doch hierunter keine mangelhafte Schwärme verstehen, oder die kurz vor einem Regen, oder auch dem einbrechenden Abende gefasset worden sind? Weiter S. 52. sollen die Bienen zu Zeiten zum Mutterstocke zurückkehren, wenn die Königinn nach etlichen Wochen gestorben. Nein, das Volk verliehrt sich nach und nach, weil ihm die Vermehrung fehlt, oder wenn solche von Raubbienen überwältiget werden, gehen sie mit diesen nach Haus. Dieß können auch Bienen des Mutterstocks gewesen seyn, wodurch der Verfasser wohl auf seine Vermuthung gebracht werden können.

Sechstes Kapitel. Von dem Ablegen der Bienen. Dieser Auszug ist wohl gerathen; und daher, wie der Verf. saget, geübten Händen anzurathen. Wir erinnern hier unsere Leser an noch eine leichte Gattung Ableger von Magazinsstöcken, worüber wir uns im XIX. B. 2. St. schon erkläret haben.

Siebendes Kapitel. Von der Wartung in Magazinen. Wir sind mit dem V. ganz einig, daß dieses die ungekünstelte und am wenigsten mühsame Wartung sey. Seine Kopie ist bis S. 70. recht gut ausgefallen. Hier müssen wir aber erinnern, daß die auf dieser Seite beschriebene Vereinigung nur mit zween gerade neben einander stehenden Stöcken, nie aber mit entferntern, zwischen welchen ein oder mehrere Bienen stehen, so vorgenommen werden dürfe. Hingegen müssen wir dem Verf. Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er dem Publikum S. 73. eine ganz neue und nützliche Vereinigung vortrage. „An einem recht kalten Tage, so saget der Verf., erbricht man den schwachen „Stock, nimmt ihm alle leere Untersätze, bis auf den oberssten, worinn der Honig ist, hinweg, und setzet diesen gleich „auf den, wozu er soll. Die Kälte hindert alle Feindschaft „unter ihnen, und in zween Tagen wird eine Königinn ge-

„tödtet seyn.„ Ob wir schon selbst verschiedene Jahre her eben solche Vereinigung vorgenommen haben, indem wir uns zufällig allemal nach der Lage richten, worin unsere Stöcke ein oder das andere möglich seyn lassen, so gebühret doch M. doch die Ehre der ersten Bekanntmachung: und es überzeugt uns dieselbe von der Geschicklichkeit und Einsicht, die er in der Bienenwirthschaft besitzet, wesfalls er ganz und gar keine Ursache hat, sich versteckt zu halten.

Achtes Kapitel. Von Veränderung des Aufenthaltes der Bienen. Dieß will so viel sagen, wenn eine Gegend den Bienen nicht den ganzen Sommer über hinreichende Nahrung liefert, so soll man sie im Spatjahre in die Heide oder sonst an einen blumenreichen Ort verführen, in so fern man wahren Vortheil dieser Zucht ärnten wolle. S. 76. wird aus den Abhandlungen der Oberlaußnitzischen Bienengesellschaft erzählt, wie dieses Verfahren in Italien an dem Ufer des Pooflusses auf Kähnen verrichtet werde, und empfiehlet diese Weise mit allem Rechte auch andern Gegenden.

Neuntes Kapitel. Von den vornehmsten Feinden der Bienen. Ist mehrentheils ganz passend aus mehrbenannter Bienenpflege ausgezogen, aber wie im Original, so ist auch hier der Storch vergessen worden. Hingegen wird den Schwalben aus Dücheten eine Schutzrede gehalten.

Zehntes Kapitel. Von den Raubbienen. Wir freuen uns über den Menschenfreund, und diese so vortreffliche Nachahmung. Ein jeder darf hier dem Verf. kühnlich nachfolgen.

Eilftes Kapitel. Von den Krankheiten und Mitteln dagegen. Auch von diesem Kapitel müssen wir dasselbe sagen. Der Verf. sieht überhaupt auf beprobte Erfahrungen, und weiß die schädlichen Künsteleyen zu unterscheiden, die er ganz mit dem Rücken ansiehet.

Zwölftes Kapitel. Von Fütterung und Verpflegung im Winter. Die Grundsätze dieses Kapitels sind meistentheils gut. Daß man aber nach S. 104. die Stöcke um diese Zeit alle Wochen, oder höchstens alle 14. Tage visitiren und reinigen solle, ist nicht im Winter, vielmehr aber im Frühjahre anzurathen. Die Bienen würden durch die öftere Beunruhigung zu viel Appetit bekommen, und daher weit mehr als in ihrer Ruhe zehren. — Der Verf. will auch im Winter die Fluglöcher nach Norden gerichtet wissen. Diese Behandlung erfordert aber eine genaue Aufsicht; so bald

ein

ein gelinder Tag einbricht, und wir vergessen, die Stöcke umzudrehen, so gehen viele Bienen verlohren. Indem wir den Bienen im Winter durch Wetterläden Schatten verschaffen, so ziehen wir dieses jenem Verdrehen vor.

Dreyzehntes Kapitel. Von Anpflanzung verschiedener Gewächse. Der Verf. beschreibt hier das, was am meisten Nahrung liefert; und um kürzer zu seyn, empfiehlt er die weitern in den Bemerkungen der Churpfälzischen Oekonomischen Gesellschaft 1771. nachzusuchen.

Vierzehntes Kapitel. Von Entdeckung der Bienen in Hölzern und Gebäuden. In diesem Kapitel geht der V. zu andern Erfahrungen über. „Diese Bienen auszuführen, „so saget er, soll man aufgelößten Ocker auf die Grashalmen sprengen, wo die Bienen sich aufsetzen, und davon „zeichnen würden; aus dem kürzern oder längern Wiederkommen derselben könne man schließen, ob die Bienen entfernt wohnen.„ Aber hiedurch hat man doch den Schwarm noch so geschwind nicht entdeckt? Wer sein Taglohn mit dergleichen Aufsuchungen zu verdienen glaubt, dem wollen wir einen bessern Weg zeigen. An den Quellen, wo diese Waldbienen häufig hinkommen, Wasser zu holen, da fange man sich eine Anzahl Bienen auf, und verschliesse solche in eine Röhre: alsdann lasse man eine heraus, sehe ihrem Fluge nach, und verfolge sie, so lange man sie siehet; ist diese unsern Augen entgangen, so lasse man eine neue heraus, und fahre so fort, bis wir zu ihrer Wohnung gelangen. Dieses hat uns ein uralter Bienenautor gelehrt, und verdient als bewährt nachgeholt zu werden.

Funfzehntes Kapitel. Von der Absonderung des Honiges vom Wachse. Dieses verrichtet der V. nach der riemischen Methode.

Sechszehntes Kapitel. Von der Art, das Wachs zu bleichen. Ist eine gemeine Entlehnung von Wachsbleichern, die gar wohl genutzet werden kann.

Siebenzehntes Kapitel. Vom Meth zu bereiten. In Belehrung vom Methe ist der Verf. ganz irre, wenn er ihn S. 122. von den Trestern bereiten will, nachdem Honig und Wachs ausgepreßt worden. Wir erinnern daher den Verf., und mit ihm die Leser seiner Grundsätze, daß sie hiezu ja nicht die Trester nach dem Wachsauspressen anwenden, sondern diejenigen, wovon der Verf. selbst S. 117 gesaget, „dasjenige, was in der Seyhe (wohl gemerkt, nach dem Ablaufen des Honiges) zurückbleibt, wird in einen Kessel ge-

„than, und die Süſſigkeit davon abgewaſchen, welches zu „Meth oder Eſſig gebraucht werden kann.„

Dieß iſt es, wodurch wir unſere Leſer auf dieſes kurze, jedoch nützliche Büchlein aufmerkſam machen wollten.

Zs.

Joh. Grüwels Brandenburgiſche Bienenkunſt.

Mit Kupfern, neue und verbeſſerte Auflage. Berlin, verlegts Arnold Wever 1773. in 8. 1 Alph. 2 Bogen ohne den Vorbericht.

„Wenn im Herbſte Tag und Nacht gleich ſind — ſo müſ„ſen alle Bienen — beſehen werden. — Wenn „man über 30 Körbe voll Bienen hat, ſo tödtet man die ge„ringſten und beſten (denn auf der 360 S. ſtehet die Rechts„fertigung) und die Mittelmäßigen behält man zur Zucht.„ Dieß finden wir S. 393. durch die menſchenfreundliche Vorſorge des Hrn. Verlegers anjetzt unter einem beſondern Abſchnitte, auch in dieſem 1773ſten Jahre noch nachgeführet, was doch von Grüwein, dem es zu ſeiner Zeit wohl zu verzeihen geweſen, nur im Vorberichte eingeſchaltet war. Im Jahre 1761. erſchien ſchon eine neue Auflage, der man auch noch dergleichen Dummheiten ein wenig konnte hingehen laſſen: aber jetzt ſehen wir den Beruf nicht ein, der den Hrn. Verleger bewogen, ein altes Buch ſamt den alten Fehlern mit Ehren neu aufzulegen. — Hätte er ſich doch wohl merken ſollen, was Hr. Haſe in ſeinem 3ten Theile Anweiſungen S. 289 angezeiget, daß nämlich: „durch ſeine Schriften der „Abgang des noch ſo werth gehaltenen, aber größten theils vergriffenen grüwelſchen Bienenbuches wieder erſetzet ſeyn.„ Oder iſt der Hr. Verleger vielmehr dadurch zur neuen Auflage ermuntert worden, indem er glauben mögen, die 1761ger Auflage ſey wirklich vergriffen; ſo verſichern wir ihn, daß mancher Buchhändler noch mehr davon hat, als ihm lieb iſt.

Ob ſchon in dieſer neuen Auflage manches überflüßige weggelaſſen worden, ſo hätte doch noch gar vieles ausgemerzet werden können; wenn anders ſolcher Verlag einem Verleger jetziger Zeit hätte Ehre machen ſollen. Auch die beſten Geräthſchaften unter den reichhaltigen Kupfern ſind ſchon oft genug von neuern Schriftſtellern genützet, und bekannt gemachet worden: und wofür dieſe Menge? Doch was ſollen

wir

wir mehrere Fragen an den Herrn Verleger niederschreiben; er wird diese kaum zu beantworten wissen.

Zs.

Die wohl unterwiesene Landwirthin — aus dem Französischen des Herrn L. R. v. B. in das deutsche übersetzt. 8. Wien 1771. 11½ Bogen.

Muß der Franzose nicht lachen, wenn er siehet, daß wir Deutschen einfältig genug sind von einem solchen abgeschmackten Buche eine Uebersetzung und so gar eine zweite Auflage zu veranstalten! Die erste kam im Jahre 1767 heraus und wenn sich der Leser die Mühe geben will, so kann er in dieser Bibliothek B. VI. Stck. 2 S. 289. unser damaliges Urtheil davon finden, welches wir zu ändern keine Veranlassung haben.

So.

Praktische Anleitung zu einem verbesserten Ackerbau. — 8. Wien 1771. 8 Bogen.

Ist eine gute Anweisung zur Bestellung der Felder für Anfänger; wer aber schon weiter ist, kann das Buch ungelesen lassen.

Anfangsgründe der Forstwissenschaft. Gesammlet von F. A. E. v. St. des H. R. R. R. 8. Im Jahr 1771. 9 Bogen.

Enthalten zuerst einige allgemeine kurze Regeln aus der Forstwissenschaft, die sehr richtig sind. Hernach werden die mancherley Arten der Waldbäume nach der Reihe vorgenommen, und bey jedem, dessen Bau, Wartung und Nutzung kürzlich gezeiget. Wer ein Collegium über die Forstwissenschaft lesen will, kann diese Schrift zu einem bequemen Lesebuche gebrauchen und bey seinem Vortrage zum Grunde legen.

V.

Johann Bernhard von Fischer Liefländisches Landwirthschaftsbuch. — Neue, verbesserte und um vieles vermehrte Auflage. 8. Riga und Leipzig 1772. 2 Alphabet 9 Bogen.

Wie aus der Vorrede erhellet, so ist der Herr von Fischer nunmehr 87 Jahr alt, und also vermuthlich der älteste lebende ökonomische Schriftsteller in der Welt. Diese neue Ausgabe hat er noch selbst mit seinen Erfahrungen und Anmerkungen bereichert. Es hat dies Buch nach der vorigen Ausgabe bereits viele Leser gefunden, und ist bey den besten praktischen Landwirthen immer in großem Ansehen gewesen, weil man hier vieles findet, was andere ökonomische Schriften nicht enthalten, und das in der Erfahrung bewähret ist. Ob es zwar eigentlich für die Landwirthschaft in Liefland und die angränzenden Gegenden eingerichtet ist, so kann es doch einem Liebhaber derselben in andern Ländern nicht anders als angenehm seyn, zu sehen, wie sie alldorten betrieben wird, zumal er zugleich viele kleine Vortheile erlernet, die in Deutschland nicht üblich sind. Das vorzüglichste in diesem Werke ist die Lehre von der Viehzucht überhaupt und von der Cur der Krankheiten des Rind- und Pferdeviehes. Bey der Pest und bösartigen Fiebern der Menschen ist der Verf. weitläuftiger, als man es in einem ökonomischen Buche verlanget. Die gegenwärtige vermehrte Ausgabe unterscheidet sich von der vorigen unter andern dadurch, daß viele von den neuesten und besten Wirthschaftsbüchern darinn angezogen sind, die dem Liebhaber Gelegenheit geben, weiter nachzulesen. Es wird keinem Landwirthe gereuen, wenn er sich dies nützliche und äußerst praktische Werk anschaffet.

L.

Ver-

Vermiſchte Nachrichten.

A. G. Käſtner Vorleſungen in der K deutſchen Geſellſchaft zu Göttingen gehalten. Zweyte Sammlung. 1773. 8. Altenburg in der Richterſchen Buchhandlung. 7½ Bogen.

Mit dem bloßen Abſchreiben der Ueberſchriften jeder einzelen Stücke dieſer Sammlung, die übrigens von eben dem Werthe iſt als die erſte, würde unſern Leſern wenig gedient ſeyn. Wir wollen nur etwas anführen. Das zweyte betrift z. E. die Frage: ob die Aſtronomen klug daran gethan haben, daß ſie ehrlich geweſen ſind? das will ſagen, daß ſie alles gethan haben, um die Sterndeuterey abzuſchaffen. Es wird aber hiebey bewieſen, daß man dieſe Kunſt in unſern aufgeklärten Zeiten ohne alle Mühe wieder in Aufnahme bringen könnte, wenn man nur wollte. Denn Paris, die Hauptſtadt der erſten Nation der Erdfläche, erſchrack noch ganz neulich vor einem blos als möglich angekündigten Cometen. Wie dann erſt, wenn der Sterndeuter eine zuverſichtlichere Miene angenommen hätte? Das erſte Stück raiſonirt über das, was Cicero bey dem Grabe des Archimedes raiſonirte. Es läßt ſich in der That viel darüber ſagen. Inzwiſchen hat der Graf von Schaumburg die Figur der archimediſchen Grabſchrift auf eine Medaille bringen laſſen, die hier im Kupfer vorgeſtellt wird, und die Worte: Fructus litterarum mens ſana, zur Inſchrift hat. III. Ob die meiſten Thiere in beſtändiger Furcht leben, wird verneint. IV. V. VI. ſind Stücke aus Wochen- und Monatſchriften. VII. Eine Sammlung von einzelen Gedanken und kürzern Aufſätzen. Z. E.

Der Höllen Ewigkeit, die Stauz *) ſo eifrig lehrt,
Weichherzig wie ich bin, doch willig zuzugeben,
Bewegt, mehr als ſein Wort mich noch, des Lehrers Leben,
Das iſt ja ew'ger Strafen werth.

*) Auf lateiniſch Stauzius.

Sw.

Johann Chriſtian Senkenbergs, Med. Doctoris und Phyſici ordinarii in Frankfurt Stiftungsbriefe zum Beſten der Arzneykunſt und Armenpflege; ſamt Nachricht wegen eines zu unternehmenden Bürger- und Beyſaſſenhoſpitals zum Behufe der Stadt Frankfurt. Nebſt Vorbericht Renat. Chriſtian Carl Freyherrn von Senkenberg. Mit Beylagen und zween Kupfertabellen. Gedruckt mit Brönnerischen Schriften. 1770. Fol. 76 S.

Kommt herbey, ihr Herren Patrioten und Anti-Patrioten, und lernet, wie groß oder wie klein ein Vaterland ſeyn müſſe, um für daſſelbe patriotiſch zu ſeyn, und noch in ſeinem Leben die Wonne des Patriotismus und ſeines Ruhmes vorzuempfinden! Das iſt die Sprache der Wahrheit, nicht etwan der Zweydeutigkeit. Dieſer Biedermann, von der Liebe zu ſeiner Vaterſtadt, in den Strom ſeiner Verdienſte und der Verdienſte ſeines Geſchlechtes um dieſelbe hingeriſſen, ſchenkt ihr ſein ganzes anſehnliches Vermögen von mehr als 100000. Gulden zum Vortheile der Armen ſeiner Stadt und zur Aufnahme des mediciniſchen Studiums ſowohl überhaupt, als beſonders der nahegelegenen Fürſtl. Heſſendarmſtädtiſchen Univerſität Gieſſen und vornehmlich des mediciniſchen Collegiums zu Frankfurt. Haus, Bibliothek, Garten, Naturaliencabinet, baare und ausgeliehene Gelder ſind hierunter begriffen, dieſes alles giebt der Patriot noch bey ſeinem Leben in die Hände des Vaterlands und ſeiner Obrigkeit, ohne ſich weiter etwas als die Rente davon zu 4 pro Cent vorzubehalten. Sein Bruder, der Reichshofrath Freyherr von Senkenberg, dieſer um die deutſche Rechtsgelehrſamkeit ſo verdiente Patriot, deſſen Gedächtnis im Segen blühet, iſt dergeſtalt mit dieſer patriotiſchen Freygebigkeit zufrieden geweſen, daß er vielmehr beklagte, nicht ſelbſt eine ähnliche Stiftung hinterlaſſen zu können, und ſein Sohn, der junge Freyherr von Senkenberg, erzählet dieſes alles in ſeinem Vorberichte mit einem Tone von Wahrheit und Edelmuth, der einem Greiſe Ehre machen würde; der Freyherrl. Senkenbergiſchen Familie ſind die medicin. und jur. Facultäten zu Gieſſen als Coexecutores ſubſtituirt, und die ganze Univerſität hat dem Stifter ſchon 1766. durch Ab-

ords-

ordnung sowol als durch ein sehr verbindliches Schreiben für die auf eine so vorzüglich schätzbare Weise geäusserte Liebe und Vertrauen gedanket. Die Stiftung ist jedoch so eingerichtet, daß der Stifter seinen Ruhm gerne theilen will, und alle milde Patrioten zu Bereicherung der Stiftung einladet. Er hat darin etwas besonders gesucht, der einst einmal in seinem Garten begraben zu werden, und der Magistrat hat ihm das auch verwilliget, aber mit sehr sorgfältiger Verwahrung gegen alle Consequenz für andere. Diese Verwahrung halten wir jedoch für überflüßig: denn außer einem solchen reichen Stifter, der die Idee haben kann, in seinem Saatlande zu ruhen, würde es für einen jeden andern zweydeutig seyn, der mit der christlichen Kirche singt: dem Leib ein Räumlein gönn' bey frommer Christen Grab, damit er seine Ruh' an ihrer Seite hab'.

Es ist Zeit, daß die Deutschen einmal anfangen, sich auch ihren Nachbarn respectabel zu machen, von denen sie immer beschuldiget werden, daß sie so gar keine Empfindungen für das Große und Edelmüthige in der Freygebigkeit hätten, daß sie lieber ihr Vermögen einem unbekannten Urneffen oder dem Eigennutze der Gerechtigkeitsdiener hinterlassen, als bey ihren Lebzeiten zum Besten des Vaterlandes anwenden wollten. Das ist nun in neuern Zeiten, die Uffenbachische Schenkung für die Universität Göttingen mit einbegriffen, das zweyte Beyspiel einer besondern patriotischen Edelmüthigkeit für Deutschland, das uns aus der Stadt Frankfurt gegeben worden, und zwar in den letzten Zeiten, wo alles gegen die Stiftungen und die todte Hand schreibt und peroriret. Vielleicht reitzt dieses Beyspiel mehrere Deutsche an, ihre Gedächtnisse nicht blos fortzupflanzen, sondern im Segen zu erhalten und zu Quellen des Wohlstandes für ihre Vaterländer zu machen. Eine besondere historische Anekdote können wir unberührt nicht lassen, die beyläufig und als ein argumentum ad hominem mit vorkommt, daß dergleichen Privatstiftungen in der spätern Zeit zu großen politischen Körpern erwachsen können. Der Prof. Golius zu Leiden hatte einen Pergamentnen Codex aus dem gelobten Lande mitgebracht, und Christoph Arnolden geliehen, der nachher Professor in Altorf wurde und Excerpten daraus machte. Diese Excerpten kamen in die Hände des seel. Freyherrn von Senkenberg. Arnold intitulirte den Codex: Codex Msc. pergamenus, in quo praeter Chronicon ordinis, Calendarium Ecclesiae

cleſiae Romanae, deauratus et eleganter compactus, inſcripto compactionis anno 1595. quem *Golius* e terra Palaeſtina ſecum attulerat. Capita ſemper rubrica erant diſtincta. Hieraus wird ein Auszug aus einer plattdeutſchen Urkunde mitgetheilt, welcher beweißt, daß der mächtige deutſche Ritterorden ſeinen allererſten Urſprung von der Mildthätigkeit einzelner Bürger aus Bremen und Lübeck im J. 1190 genommen habe. Die beweiſende Stelle iſt nach hochdeutſcher Ueberſetzung folgende: „— thun — kund und zu wiſſen, wie „und von wem, auf welche Weiſe und zu welcher Zeit der „Orden des Spitals St. Maria des deutſchen Hauſes zu „Jeruſalem entſtanden iſt. Von der Geburt unſers Herrn „im Eintauſend, einhundert und neunzigſten Jahre geſchehen: Zu der Zeit, da Akre (Ptolemais) von den Chriſten „belagert und mit Gottes Hülfe aus den Händen der Ungläubigen wieder gewonnen ward. Um dieſe Zeit war „in dem Heere ein Theil guter Leute von Bremen und „Lübeck, die von der Mildthätigkeit unſers Herrn gerührt, „ſich über die Menge der Gebrechen erbarmten, welche die „Kranken im Heere hatten, und beförderten das vorgenannte Spital unter dem Seegel eines Schiffes, das ein „Kocher hies, dadurch ſie die Kranken mit geweihter Andacht unterbrachten und ſie mit Fleiß warteten und pflegten. Dieſes kleine Beginnen gefiel dem Herzog Friedrich von Schwaben und andern hohen Herren, deren „Nahmen hier nachfolgen: Der ehrſame Patriarch von „Jeruſalem, und der König Heinrich deſſelben Reichs und „der Herzog Heinrich von Brabant, welcher Hauptmann „des Heeres war und der Meiſter vom Spitale St. Johannis und der Meiſter von dem Tempel, die Erzbiſchöffe „und hohe Leute deſſelben Reiches. Mit Einrathen der „vorbenannten ſendete der Herzog von Schwaben Boten „über Meer an ſeinen Bruder König Heinrich, der hernach „Kayſer ward, daß er dem P. Cöleſtinus*) vortrüge, das „vorgenannte Spital zu beſtätigen und das Lehen verleihe „über die Kranken, wie dem Spitale St. Johannis (Johanniterorden) „und die Ritterſchaft nach dem Orden des „Tempels (Tempelherren) ꝛc.„ Wer hätte doch ſich einfallen laſſen, daß der deutſche Orden ſo nahe mit dem hanſeati-

*) Dieſer Papſt Cöleſtin III. und Kayſer Heinrich IV. haben den Orden auch wirklich beſtätigt, nach der Regel des h. Auguſtins.

seatischen Bunde verwandt wäre, mit den Städten Bremen und Lübeck, wo der erste Bürgermeister, so tapfer er auch seyn möchte, rund würde abgewiesen werden, wenn er irgend einmal den Gedanken hätte, sich zum deutschen Ritter schlagen zu lassen.

Fz.

Ueber die Knechtschaft. Von Joseph Freyherrn von Aichlburg. Wien bey Kurzböck. 1773. 88 Seiten in 8.

Wenn der Verfasser, welcher ein junger angehender Autor zu seyn scheint, mit der Zeit seinen Ideen mehr Präcision giebt, keine Facta in die Historie hinein philosophirt, sich nicht übereilt, sondern wenn er seiner Sachen nicht gewis ist, die bewährtesten Schriftsteller kaltblütig nachschlägt, dem Declamationstone entsagt, und sich noch manche Provinzialismen abgewöhnt, so kann seine gute Anlage dereinst ihm und seinem Vaterlande Ehre bringen. Nur einige Stellen zum Beweise des, was wir gesagt haben. Derjenige Mensch ist, nach dem Verf. im Stande der Knechtschaft, über dessen Leben, Gut und Freyheit ein anderer Mensch Meister ist. — Das ist aber nach unserm Sprachgebrauche nicht Knechtschaft, sondern die härteste Sclaverey. Die Unbestimtheit, worin der Verf. diese Ideen gelassen hat, macht durch den ganzen Aufsatz eine sonderbare Verwirrung. — Nach einer kurzen sogenannten philosophischen Geschichte der Knechtschaft, folgt die Anwendung derselben auf die würkliche Geschichte. — Was heißt das? — S. 17. In den ersten Zeiten Roms, war doch nach den Gesetzen der Zustand der Knechte am härtesten. Die Gesetze milderten ihn nach und nach. S. Wieland. Diss. de ortu et progressu servitutis. Leipz. 1762. wo die ganze Folge des Zustandes der Knechte aus den Quellen hergeleitet ist. — S. 73. und 74. finden wir außer einer übertriebenen Declamation, eine Stelle, wo der Verf. sich sehr übereilt haben muß. Es heißt: man findet solche Ungeheuer nicht in America allein, sondern auch in der übrigen Welt. Wie martert nicht der Iroquese den Huronen u. s. w. Unsers Wissens wohnen die Huronen und Iroquesen nirgends anderswo

als

als in America. — Die Vignette am Schlusse ist recht artig erfunden und ausgeführt.

E.

August Willhelm Hupel vom Zwecke der Ehen, ein Versuch, die Heyrath der Kastraten und die Trennung unglücklicher Ehen zu vertheidigen. Riga bey J. F. Hartknoch. 1771. 11 Bogen in 8.

Seit beynahe sechstausend Jahren haben die Menschen gefreyet und sich freyen lassen, und noch wird darüber gestritten, was eigentlich der Zweck der Ehen sey. Sonderbar genug! Der Verfasser zeigt, daß die gewöhnliche Theorie vom Zwecke der Ehen manchen Schwierigkeiten unterworfen ist, die ein jeder Casuist fühlt, wenn nach derselben gewisse Ehefragen beantwortet werden sollen. Er hat diesen Schwierigkeiten durch eine andere Bestimmung des Zwecks der Ehe abzuhelfen gesucht. Er setzt zuförderst fest, was er unter dem Zwecke der Ehe verstehe, nemlich nicht die verschiednen Absichten, warum Menschen heirathen, die oft thöricht und unsittlich genug sind, sondern die Absicht, wozu Gott die Ehe verordnet hat, und die des Menschen vorzüglicher und einziger Bewegungsgrund bey einer Heirath seyn soll. Nachdem er darauf im zweyten Abschnitte gezeigt hat, daß bey Theologen, Philosophen und Juristen die herrschende Meynung die Kinderzeugung zum Hauptzwecke der Ehe mache, ob sie gleich in den daraus gezogenen Schlüssen in Absicht auf die Zulässigkeit und Unzulässigkeit solcher Ehen, bey welchen dieser Zweck nicht statt findet, nicht gänzlich übereinstimmen: so bemüht er sich, im dritten Abschnitte zu zeigen, daß die Kinderzeugung der Hauptzweck der Ehe wohl nicht seyn möge. Er geht die gewöhnlichen Beweise für diese Meynung durch: zuerst die biblischen. 1 B. Mos. 1, 28 findet er zwar eine Verheißung von dem Vermögen sich zu vervielfältigen, welches auch den Thieren gegeben ist, v. 22. aber gar keine Spur davon, daß hier der eigentliche Zweck der Ehe habe angegeben werden sollen, von welcher noch nichts erwähnt war. 1 Tim. 5, 14. stehet zwar Freyen und Kinderzeugen beysammen, es steht aber auch das Haushalten und dem Widersacher keine Ursache

zum

zum Schelten geben dabey. Also auch hier kein Beweis, daß Kinderzeugen der eigentliche Hauptzweck der Ehe sey. Die übrigen biblischen Stellen beweisen noch weniger. Vergeblich sucht man diesen Erweis durch das Zeugniß der Kirchenväter zu unterstützen, da sie selbst nicht unter sich eins sind. Man kann sich auch nicht auf die Uebereinstimmung der Praxis der Völker berufen, da zwar die Römer den Eunuchen die Ehe untersagten, und nach dem de la Porte im Reiche des Moguls ein Mädchen und ein Verschnittener, in dessen Armen man sie fand, mit einer fürchterlichen Strafe belegt sind, weil auch Irthümer sehr allgemein werden können, und dagegen zum Beyspiele in Rußland unter dem gemeinen Volke die bekannte Sitte herrscht, daß ein Vater seinem noch ganz unerzogenen Sohne ein Weib aussucht, die zuweilen noch ein oder zweymal älter ist als ihr kindlicher Gatte, den sie selbst erzieht und wol gar noch auf ihren Armen trägt. Der Zweck solcher Verbindung kann wol nicht die Vermehrung des Geschlechts seyn.

Daß das Naturrecht nicht das Kinderzeugen zum Hauptzwecke der Ehe mache, will der Verf. daraus erweisen, weil alle Zwecke Gottes auf das Wohl der Geschöpfe abzielen müssen, und Tausende durch ihre Kinder unglücklich sind. Hier sehen wir aber keinen Beweis: denn die Kinderzeugung befördert doch unstreitig im Ganzen das Wohl der menschlichen Gesellschaft, wenn gleich auch Bösewichter geboren werden, und manche Aeltern (sehr wenige immer im Verhältnisse gegen die weit grössere Zahl derer, denen ihre Kinder Freude machen — und zwar diese wenigen noch immer grösstentheils durch ihre eigne Schuld, wegen vernachläßigter Erziehung) an ihren Kindern Herzeleid erleben. Der Verf. schließt weiter, obgleich die Bevölkerung des Erdbodens ein Endzweck Gottes sey, so folge doch daraus eben so wenig, daß dieß der Zweck eines jeden Menschen in der Ehe seyn müsse, als daß alle Menschen, die diesen Zweck erfüllen können, schlechterdings heirathen müssen. Er setzt diesem angenommenen Zwecke auch noch andere Schwierigkeiten entgegen. 1. Unfruchtbare Ehen müßten als zweckwidrig, getrennt werden. 2. Die Vielweiberey müßte starken, gesunden Männern erlaubt seyn, weil sie mit mehr Weibern mehr Kinder zeugen können, als mit einer. (Dieß folgt doch nicht, weil die

Viel-

Vielweiberey bey dem erwiesenen Verhältnisse beyder Geschlechter, immer dem Rechte eines dritten entgegen ist, und im Ganzen doch weniger Geburten bringt.) 3. Das Scheiden von Tisch und Bette und 4. die in Praxi erlaubten Heirathen abgelebter, augenscheinlich unfruchtbarer Personen, widersprechen diesem angenommenen Zwecke.

Der vierte Abschnitt handelt nun von dem wahren Hauptzwecke und Begriff der Ehe. „Was bewegt uns zur „Heyrath? fragt der Verf. Wenn wir uns nicht belügen „wollen, so werden wir gestehen, daß das Gefühl eines „oder mehrerer Bedürfnisse uns den Entschluß eingab; „wir folgten ihm, weil wir durch die gehoffte Gehülfschaft „unsern Zustand zu verbessern glaubten. Der Wunsch, beerbt zu seyn, kann mit darunter stehen, aber mit andern „Bedürfnissen so durchflochten, daß er kaum und am wenigsten vor der Heirath ganz merkbar wäre. Nun die Bibel. „Wir gehen am sichersten, wenn wir auf die Ehestiftung „sehen, diese finden wir nicht 1 Mos. 1, 28. sondern Kap. „2, 18–25. — Adam wünschte eine Gesellin, das war „sein Bedürfniß: dem hilft Gott ab, und stiftet die Ehe, „weil es nicht gut ist, wenn der Mensch allein bleibt, „V. 18. — Der einzelne Mensch befindet sich nicht wohl, „durch eine Gehülfin wird sein Zustand verbessert und sein „Wohl befördert. Der Zweck der Ehe ist die Hülfleistung „zu beyderseitiger Wohlfahrt. So lehrt die Bibel, so sagt „die Erfahrung. — 1 Kor. 7, 3–5. Ebr. 13, 4. Sir. 40, „23. Eph. 5, 33. Diese Hülfleistung suchen wir ohne Bedenken in allen Bedürfnissen; denen die Ehe abzuhelfen „im Stande ist; Versorgung, gemeinschaftliche Arbeit, „Rath, Triebe zum Beyschlaf, Beförderung des Glücks, „Erlangung zeitlichen Vermögens, Kinderzeugen (Kinderziehen, sollte nicht ausgelassen seyn) Pflege, geselliger „Umgang, Zeitvertreib, zärtliche Freundschaft, alles findet hier seinen Platz. Man nenne diese Dinge, was sie „ihrer Natur nach seyn können, untergeordnete oder Nebenzwecke, einige sind nur Nutzen der Ehen; die Hülfleistung steht oben an, begreift alles andere in sich; es bedarf keines fernern Beweises, sie ist der Hauptzweck. „Pred. Sal. 4, 9–12. Sir. 36, 26.„

Wir haben den V. selbst reden lassen. Er zeigt nun weiter, daß diese Bestimmung des Ehezweckes allen den Schwierigkeiten entweiche, die mit der gemeinen Mey-

nung

nung verbunden sind. Auch die Frage: Wer darf, wer soll heyrathen? (fünfter Abschnitt) ist leicht entschieden. Man kann Personen, die zum Kinderzeugen unfähig sind, man kann abgelebten Alten, selbst Castraten, deswegen das Recht zu heyrathen nicht absprechen, weil nicht das Kinderzeugen, sondern die Hülfleistung der Hauptzweck der Ehe ist. (Sollte es aber nicht dennoch das Interesse des Staats erfordern, die Ehen, wo auf einer Seite eine offenbare Unfähigkeit ist, mit gewissen Lasten zu belegen, damit sie nicht zu sehr einreissen, weil doch dadurch immer fruchtbare Ehen gehindert werden?)

Der sechste Abschnitt handelt ziemlich ausführlich und eben nicht in leichter Ordnung von Ehescheidungen. Die Hauptsache kömmt darauf an, daß der Verf. unter die bürgerlichrechtmäßigen Gründe der Ehescheidung auch unversöhnlichen Haß und Widerwillen setzt, weil dabey der Zweck der Ehe, die Hülfleistung, nicht bestehen kann. Es ist dieß auch schon vielfältig von andern gesagt worden, und würde vermuthlich allgemeiner eingesehen werden, wenn man erwöge, daß Jesus Matth. 5. kein bürgerliches Recht, sondern evangelische Moral vorgetragen hat.

Fl.

Das Landleben von C. C. L. Hirschfeld. Dritte verbesserte Auflage. Leipzig, bey S. L. Crusius. 1771. 17 Bögen in 8.

Eine neue niedliche Ausgabe einer Schrift, die immer in den Bibliotheken auf dem Lande einen vorzüglichen Platz verdient.

Gr.

Herr Bode in Hamburg kündigt eine neue Uebersetzung des Tristram Schandy an. Von dem Uebersetzer der empfindsamen Reisen, und des Humphrey Klinkers, kann man sich versprechen, daß er dieses sehr schwere Unternehmen sehr glücklich ausführen werde.

Auszug eines Schreibens aus Augspurg.

Die Söhne des vor einigen Jahren verstorbenen, berühmten hiesigen Künstlers und Thiermahlers, Joh. Elias Riedingers, haben angefangen ein Werk herauszugeben, welches er bereits entworfen hätte, nemlich: Abbildungen der vierfüßigen Thiere in ihren natürlichen Farben. Es ist bekannt, wie groß die Kunst des seel. Mannes in dieser Art gewesen ist, und wie getreu und zierlich er darinn die Natur nachzuahmen gewußt hat. Durch diese seltene Gabe nun suchte er auch in diesem Werke gemeinnützig zu werden, damit etwas zur Verherrlichung des Schöpfers beyzutragen, und zugleich einen Beytrag zur Naturgeschichte des Thierreiches zu liefern. Er würde sich zwar durch die Arbeiten anderer, die ihm vorgegangen, und die er nicht für geringer als die seinige hielte, leicht haben abhalten lassen, dieses Werk, welches man leicht für überflüßig halten möchte, zu unternehmen, wann er nicht durch viele Gönner und Liebhaber seiner Arbeit öfters und anhaltend wäre dazu aufgemuntert worden. Sie wußten es, daß man sich Hofnung machen könnte, von ihm Abbildungen zu erhalten, worinn die häufigen Fehler der andern verbessert, und die Wahrheit der Natur, in der Stellung und Zeichnung, sowol als in der Farbe der Thiere, würde gefunden werden. So schwer das Unternehmen war, so setzte ihn doch eine vieljährige und emsige Bemühung endlich in den Stand, eine starke Sammlung, besonders von Europäischen Thieren, die von ihm selbst nach der Natur gezeichnet worden, zusammenzubringen, welche aber durch eine anderweite Sammlung, von ausländischen und fremden Thieren, eine so starke Vermehrung erhalten hat, als nach seinen Umständen nur immer möglich gewesen ist, indem er keine Gelegenheit ungenützt vorbey streichen ließ, um solche Zeichnungen den erstern beyfügen zu können. Außerdem wurde seine Sammlung von auswärtigen Gönnern und Freunden mit Zeichnungen vermehret, auf deren Richtigkeit man sich verlassen kann. Es gehört hieher die ungemein schöne Sammlung des P. Kleins, aus der Ludolphischen Verlassenschaft, die ihm zukam, welche lauter Original-Stücke enthält, und davon nur einige

weni-

wenige, doch sehr unvollkommen, in den Ludolphischen Schriften gefunden werden. Bey der Abbildung, sowohl der inländischen als ausländischen Thiere, hat er hauptsächlich diejenigen gewählet und ausgesucht, bey welchen die Natur etwas Seltenes und Besonderes gezeiget hat. Diejenigen Thiere aber, deren sich die Menschen, nachdem sie abgerichtet worden, zum Gebrauche und Nutzen bedienen, besonders die ausländischen dieser Art, hat er auch mit ihrem fremden Zeuge und Aufzuge abgebildet und vorgestellt. Zu diesem Ende scheuete er nun keine Kosten, wiewol sie beträchtlich waren, und nahm nur allein die besten Vorstellungen in seine Sammlung auf, die schlechten aber verwarf er. Da dieser würdige Künstler, noch ehe er mit Herausgebung dieses Werkes einen Anfang machen konnte, d. 10. Apr. 1767. gestorben, fuhren seine hinterlassene Söhne, Martin Elias und Joh. Jac. Riedinger, und besonders, was die Arbeit betrift, der ältere, mit allem Eifer daran fort, und diese liefern nunmehr die erste Ausgabe von 12. Blättern, so wie auch alle folgende seyn werden. Sie besteht aus folgenden Thieren: 1. Das Pferd. 2. Der Kranich zu Oldenburg in Westfriesland, ein Pferd mit besonderer Mähne und Schweife. 3. Beladenes Maulthier. 4. Der große oder Müllers-Esel. 5. Der kleine Esel. 6. Afrikanischer Esel, Zebra. 7. Desgleichen liegend. 8. Aethiopischer Esel. 9. Moscov. Lappländisches Rennthier. 10. Desgl. Weibl. 11. Rennthier. 12. Africanisches Elend-Thier. Dabey ist auch ein Vorbericht, nebst einer zuverläßigen Nachricht von dem Leben des seel. Riedingers, sowol in deutscher als französischer Sprache. Diesen Abbildungen ist eine kurze Beschreibung beygefügt, in welcher nicht nur die Natur der Thiere und ihre Beschaffenheit angezeiget, sondern auch das Geschlecht, die Gattung und die Art angegeben wird, und worinn er dem P. Klein und dem von Linne gefolget ist.

Druckfehler.

XIX	1.	S.	244.	statt des Zeichens	Sz.	muß	Hm.	stehen.
XX.	;	;	51.	;	;	Z.	;	Ze.	;
;	;	;	207.	;	;	Gz.	;	Hm.	;
;	;	;	308.	;	;	Ka.	;	Zm.	;
XXI.	;	;	168.	;	;	Cl.	;	Pl.	;
;	;	;	182.	;	;	P.	;	Cz.	;
XXI.	2.	;	516.	;	;	S. u. P.		Cz.	;
;	;	;	589.	;	;	A.	;	Ä.	;
;	;	;	576.	Z. 7.	lies	keine	statt	kleine.	
;	;	;	589.	; ;	;	Serpentin	statt	Terpentin.	
;	;	;	589.	; 13.	;	Sachow	statt	Talchont.	

Allgemeine deutſche Bibliothek.

Des zwey u. zwanzigſten Bandes zweytes Stück.

Mit Königl. Preußl. Churfürſtl. Sächßl. und Churf. Brandenburg. allergnädigſten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai,
1774.

Verzeichniß

der im zweyten Stück des zwey und zwanzigsten Bandes recenſirten Bücher.

IX. von Hallers Alfred, König der Angelſachſen. S. 309
X. J. G. Roſewitz, Erziehung des Bürgers zum Gebrauche des geſunden Verſtandes und zur gemeinnützigen Geſchäftigkeit. 325
XI. C. C. *Hofacker* Inſtitutiones juris romani, methodo ſyſtematica adornatae.
Ebendeſſelben nähere Entwickelung und Vertheidigung ſeiner ſyſtematiſchen Methode im Vortrag des Röm. Rechts. 338
XII. Die Lieder Sineds des Barden mit Vorbericht und Anmerkungen von M. Denis a. d. E. J. 349
XIII. Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen, vierter, fünfter und letzter Theil. 356
XIV. Recherches philoſophiques ſur les Américains, ou Mémoires intereſſants pour ſervir à l'Hiſtoire de l'Eſpece humaine, par M. de P. T. I. et II. Nouvelle edition.
Differtat. ſur l'Amérique et les Américains, contre les Recherches philoſophiques de M. de P. par Dom Pernety.
Defenſe des Recherches philoſophiques ſur les Américains, par M. de P. Nouvelle edition.
Examen des Recherches philoſophiques ſur l'Amérique et les Américains, et de la Defenſe de cet Ouvrage. I. et II. Part. 366
XV. Des Hrn. von Juſti Natur und Weſen der Staaten als die Quelle aller Regierungswiſſ. und Geſetze, mit Anm. von D. H. G. Scheidemantel. 382
XVI. Raiſonnement über die proteſtantiſchen Univerſitäten in Deutſchland. Zweyter Theil. 397
XVII. Fr. W. Marburgs Anfangsgründe des Progreßionalcalculs überhaupt und des figürlichen und combinatoriſchen beſonders, wie auch des logarithmiſchen, trigonometriſchen, und Decimalcalculs, nebſt der Lehre von der Ausziehung der Wurzel, und der Conſtruction eckichter geometriſcher Körper. 416
XVIII. Schwediſches Staatswerk, überſetzet und mit einer Einleitung herausgegeben durch Ludwig von Heß. 423
XIX. D. J. D. Winklers Pflichten der Lehrer und Zuhörer in Anſehung der Irrthümer und falſchen Lehrer ꝛc. 456

XX. Vom wahrem Segen bey Verwaltung des Predigtamts. Erstes Stück. 436

Kurze Nachrichten.

1. Von der Gottesgelahrheit.

Fortgesetzte Betrachtung über die vornehmsten Wahrheiten der Religion. 439
Erste Jugendgeschichte Jesu. Samt Beylage und Register zu der Geschichte der drey letzten Lebensjahre Jesu. Von dem Verfasser derselben.
Geschichte der drey letzten Lebensjahre Jesu. Dritte verbesserte mit der Jugendgeschichte Jesu und einem Realregister vermehrte Auflage. 443
D. J. G. Töllners theologische Untersuchungen. Des ersten Bandes zweytes Stück. 446
Ueber die Nutzbarkeit des Predigtamts und dessen Beförderung. Zweyte vermehrte Auflage. 456
M. C. R. R. Ueber das Schädliche des Predigerordens und desselben Abänderung. 462
Neue Wunderwerke, welche sich mit dem Albertischen Lehrbuche in Hamburg und der ganzen umliegenden Gegend zugetragen haben. Aus der Handschrift des verstorb. Verf. zusammengetragen und herausgegeben von M. J. R. Schweppermann. 465
D. G. T. Zacharia paraphrastische Erklärung der beyden Briefe Pauli an die Corinther.
Ebendesselben paraphrast. Erklär. der Briefe Pauli an die Galater, Epheser, Philipper, Colosser und Thessalonicher.
Ebendesselben paraphrast. Erklär. des Briefes an die Hebräer. 466

2. Arzneygelahrheit.

Adversaria Medico practica. Vol. I. P. 1. 3. 472
— — dito — — Vol. II. P. 1. 4. 473
— — dito — — Vol. III. P. 1. 2. 3. 473
D. F. L. Keßlers Beobachtungen über die epidemischen Faulfieber in den beyden Wintern 1770. bis 1772. 474
Will. Alexanders medicinische Versuche und Erfahrungen, aus dem Englischen übersetzt. 477
D. M. J. Marx Observata quaedam medica cum fig. aen. 478

Joh. Quarin methodus medendarum febrium. S. 479
Supplementa in *I. Z. Plattneri* Inſtitutiones Chirurgiae. Auctore *Ern. Plattnero* P. I. cum fig. 480
J. W. Bauers zwo chirurchiſche Wahrnehmungen von einer Kopfwunde und einem Krebsgeſchwür. 483
Curationum chirurgicarum quae ad fiſtulam lacrymalem hucusque fuere adhibitae. Auctore *I. D. Metzger.* 483
Hrn. Guerins Verſuch über die Augenkrankheiten ꝛc. 484
Olof Acrel chirurgiſche Krankengeſchichte ꝛc. Aus dem Schwediſchen überſetzt. 484
Obſervatio eines 22 Jahrelang in der Harnröhre getragenen und mit dem apparatu minori ausgeſchnittenen Steins, von J. T. Oehmen. 488
David Sombergs chirurchiſche Krankheitsgeſchichte ꝛc. 488
J. A. Brambilla praktiſche Abhandlung von der Pflegmone. Aus dem Ital. überſetzt. 489
L. K. Schneiders chirurgiſche Geſch. 6ter Theil. 490
D. H. P. Leveling Diſquiſitio cruſtae pleuriticae &c. 491
Anweiſung zur Wundarzneykunſt. 492
J. A. Büdeſiſch kurze Anweiſung, wie ein Lehrling ſich in der Anatomie und Chirurgie die vornehmſten Anfangsgründe bekannt machen kann ꝛc. 493
Joſ. Quarin Methodus medendarum inflammationum. 493
D. J. M. Petzolds kurze Abh. von faulen Fiebern. 494
Theophilus Lobbs Anleitung zur ausübenden Arzneykunſt. Aus dem Engliſchen überſetzt. 494
D. J. P. Wids Bemerkungen über den innerlichen nützlichen Gebrauch der Krähenaugen und des weißen Vitriols in gefährlichen Krankheiten. Aus dem Lateiniſchen überſetzt 496
Neue Betrachtungen über das Verfahren bey der Inoculation der Blattern. Aus dem Franz. des Herrn Gatti. Mit Vorrede und Bemerkungen herausgegeben von D. C. G. Wagler. 498

3. Schöne Wiſſenſchaften.

Gelwine eine Rittergeſchichte. In ſechs Geſängen 504
Briefe der Marquiſin von Pompadour vom Jahre 1753. bis 1762. Aus dem Franzöſ. überſetzt. Erſter Theil. 508
Der Gleichgültige. Ein Luſtſpiel in 5 Aufzügen von H. M.
Die Feuersbrunſt. Ein Schauſpiel in 3 Aufzügen.

Die Deutſchen. Ein Luſtſpiel in 5 Aufzügen. S. 508
Cymbelline, König von Britannien, ein Trauerſpiel. Nach einem vom Shakeſpear erfundenen Stoffe. 511
J. H. F. Müllers genaue Nachrichten von beyden Kayſerl. Königl. Schaubühnen und andern öffentlichen Ergötzlichkeiten in Wien. M. K. 512
Theatralalmanach von Wien, für das Jahr 1773. Zweyter Theil. 513
J. H. F. Müllers Theatral-Neuigkeiten nebſt einem Luſtſpiele und der dazu gehörigen Muſik ꝛc. 514
Gedichte im Geſchmacke des Gretcourt. 514
Der treue Schäfer. Ein Schäferſpiel aus dem Italiän. des Baptiſta Guarini. 516
Schleſiſche Antologie, herausgegeben von D. C. F. Lenzner. Erſte Sammlung. 519
Etliche Gedichte zur Probe. Von Moſes Dobruska. 521
Rhapſodie, von Joh. Heinr. Reimhart dem Jüngern. 522

4. Schöne Künſte.

Sei Sonate per il Clavicembalo Solo, all' uſo delle Donne, compoſte da *Carlo Filippo Emmanuele Bach*, maeſtro di Capella in Hamburgo. 524
Zwölf Klavier-Sonaten von C. G. Neefe. 525
Sei Sonate per il Clavicembalo, Solo, compoſte da *Giovanni Feder. Doles*, Dilettante. 526
Sei Sonate per il Clavicembalo ſolo, compoſte da *Giovanni Godofredo Eckard*. 526
Kleine Lieder für kleine Mädchen, Text und Muſik von G. W. Burmann. 527
Herrn Gleims neue Lieder mit Melodien fürs Clavier, von J. N. Forkel. 528
D. B. Münters Erſte Sammlung geiſtlicher Lieder. Mit Melodien von verſch. Sing-Componiſten. 528
Fünf u. zwanzig Lieder mit Melodien für das Clavier. 529
Oden mit Melodien von J. P. Kirnberger. 529
Muſikaliſches Handbuch, für die Liebhaber des Geſanges und Claviers. Herausgegeben von J. A. Hiller. Erſter Theil. 530
Ausweichungstabellen, worin gezeiget wird, wie man aus einer Tonart in eine andere, ſie ſey nahe oder weit entfernt, geſchwind übergehen könne. Herausgegeben von P. J. Frick. I. Theil. 530
Sonata I, a Violino ſolo, col Baſſo dedicata &c. compoſta da *Giovanni Federigo Guilielmo Wrnhel*. 533

Variirte Choräle für die Orgel, von J. C. Vley. S. 531
Duetts für 2 Flötentraversen, von J. F. W. Wenkel. 531
Anfangsgründe zur Erlernung der Muſik ꝛc. von J. C. C. Töpfer. 532
Verſuch einer Lehrart die Harfe zu ſpielen ꝛc. von J. L. G. Wernich. 532
Das Orakel, eine Operette. In Muſ. geſ. von *F. G. Fleiſcher.* 533

5. Romane.

Humphry Klinkers Reiſen. Aus dem Engl. 3 Theile. 535
Friderike oder die Huſarenbeute. Erſter Band. 537
Der Cavalier und Menſchenfreund. 537

6. Weltweisheit.

Unterſuchungen und Erfahrungen über d. Menſchen 538
Gedanken über die Lehrmethoden in der Philoſophie. 545
C. G. Schütz Grundſ. d. Logik oder Kunſt zu denken. 546
C. Bonnet pſycholog. Verſuch ꝛc. von C. W. Dohm. 548
Ueber den Urſprung der Sprachen und der Schrift. 548
R. W. Jobels Ged. über die verſchiedenen Meynungen der Gel. vom Urſprunge der Sprachen 553
Batteux Geſch. der Meynungen der Philoſophen v. d. erſten Grundurſ. d. Dinge. Aus d. Franzöſ. überſ. 554
Batteux Moral des Epicurs, aus ſeinen eignen Schriften gezogen. 555

7. Mathematik.

Ephemerides aſtronomicae anni 1774. a *Max. Hell.* 558
Hamburgiſche Wahrenberechn. 1. 2. u. 3te Samml. 561

8. Naturlehre, Chymie, Mineralogie und Naturgeſchichte.

Caroli a Linné Syſtema naturae &c. a *I. Beckmanno.* 562
Onomatologia foreſtalis-piſcatorio-venatoria; oder vollſt. Forſt- Fiſch- und Jagd-Lexikon. Drey Bände. 563
Allgem. Blumen- Kräuter- Frucht- und Gartenbuch ꝛc. 564
Bericht vom Bergbau. 565
Monathſchrift v. nützlichen u. neuen Erfahrungen ꝛc. 566
J. C. P. Erxleben Anfangsgr. d. Naturgeſch. 2te Aufl. 566
C. Bonnets Betrachtungen über die Natur ꝛc. von J. D. Titius. 568
Neue phyſikaliſche Beluſtigungen. 1. u. 2. Band. 569
Neue Samml. von einigen alten und ſehr rar gewordenen philoſophiſch und alchymiſtiſchen Schriften ꝛc. Vierter Theil. 571

Alchymistisch Stebengestirn ꝛc. S. 572
A. Zeptichals Einleitung zu der bergmannischen Kenntniß des Erdballs. Erster Theil. 573

9. Geschichte, Geographie und Diplomatik.

G. C. Seelands Plan eines Lehrbuchs der europäischen Staatsgelehrsamkeit. 575
C. *Fleurii* Hist. ecclesiastica &c. Tom. XXVII. XXVIII. 576
P. J. Ringmüllers allg. Religions- u. Staatsgesch. 578
C. F. Stavenhagens Beschreibung von Anklam ꝛc. 581
Delaporte Reisen, 7. 8. 9. 10. und 11ter Theil. 582
D. A. F. Büschings Ausz. aus seiner Erdbeschr. 1. Th. 584
Abhandlung von den Thurnieren ꝛc. 585

10. Philologie, Kritik und Alterthümer.

K. A. Kütners Hymnen. Aus dem Griechischen des Kallimachus. Desselben Hero und Leander. Desselben die Argonauten. 588

11. Kriegswissenschaft.

de Franckeville Histoire des derniers Campagnes de Gustave Adolphe en Allemagne &c. 591

12. Erziehungswissenschaft.

M. J. p. Millers Handb. zu Bild. u. Unterw. d. Jug. 598

13. Haushaltungskunst.

C. Wargs Schwedisches Koch- u. Haushaltungsbuch. 600
Abhandlungen der Bienengesellschaft in Oberlausitz. 4te Sammlung. 600
M. Aurelia praktische Bienenzucht. 601

Vermischte Nachrichten.

Die alte Frau. 4. und 5tes Bändchen. 606
Ueber die Merkwürd. d. Litteratur. Fortsetz. 1. St. 608
Sammlungen aus der neuesten britt. Litt. 1. u. 2. Th. 613
Brittisches Museum ꝛc. 615
Einige Gedanken über die Philosophie. Nebst der Ankündigung eines neuen gelehrten Merkurs, von J. G. C. Nonne. 617
Antiquitäten. 618

IX.

Alfred, König der Angelsachsen, von Albrecht von Haller. Göttingen und Bern, bey van den Hoeks Wittwe und E. Haller. 8. 276 Seiten.

Schon als Geschichte betrachtet, ist Alfred für jeden denkenden Leser ein wichtiges Geschenk. Die wohlausgearbeitete Lebensbeschreibung eines Königs, der über den Geist seines Jahrhunderts erhoben, wider die Barbarey seiner Zeitgenossen ringet, der seine Völker von dem Joche ausländischer Unterdrücker befreyet, und durch den Versuch guter Gesetze für eine glücklichere Nachwelt den Grund zur innerlichen Freyheit leget, ist ein schönes Gemälde. Dieses Gemälde liefert uns der verehrungswürdige Verfasser des Versuches schweizerischer Gedichte, mit lehrreichen Anmerkungen und mit nicht minder wichtigen Zusätzen bereichert. Das Werk, das wir vor uns liegen haben, hat einen weit höhern Endzweck, als nur zu belustigen. Es bestehet eigentlich aus vier ganz von einander getrennten, und nur durch den Namen Alfreds mit einander vereinigten Stücken. Die drey ersten Bücher beschreiben den unseligen Zustand eines von Räubern unterdrückten, von feigen und schwachen Anführern übel beschützten Volkes, die Wunder, welche die Tapferkeit eines einzigen

Helden zur Wiederherstellung der Ehre und Unabhängigkeit eines solchen Volkes thun kann, und die weisen Bemühungen, Licht, Gerechtigkeit und mildere Sitten unter demselben auszubreiten. Das Leben Alfreds war mit nichts anderm als mit Thaten angefüllet, welche diesen großen Endzwecken und den Pflichten einer vielleicht übel verstandenen, aber doch wohlgemeynten Gottseligkeit geheiliget waren. Einen solchen Helden müssen wir billig lieben und verehren, und wir sehen es als ein wahres Verdienst um die Menschheit an, diesen Helden vor vielen andern ausgewählet zu haben, um ihn zukünftigen Monarchen als ein Muster vorzustellen. Es würde überflüßig seyn, einen Auszug von dieser Geschichte zu geben.

Das zweyte Stück dieses Werkes enthält die Vorschläge Amunds, eines weisen Scandinaviers, zu Einführung einer Staatsverfassung, welche der heutigen englischen fast in allen Stücken ähnlich ist, und welche einem Volke eine wahre Glückseligkeit und eine in der That wünschenswürdige Freyheit gewähren soll. Der Inhalt dieses Buchs ist demjenigen ziemlich gleich, was wir in dem Geiste der Gesetze über die englandische Regierungsform angemerket finden.

Man sieht wohl, auf welche Seite der V. die Wagschale sinken zu sehen wünscht, indem er dem weisen Amund so vieles zum Besten der gemäßigten Monarchie sagen läßt. Es kann seinen vielfachen Nutzen haben, daß wir bey den politischen Betrachtungen die Gründe, wodurch sie sich empfehlen kann, von Zeit zu Zeit beherzigen. In England, wo so vieles von dieser Art alt ist, was diesseits des Meeres noch immer neu scheint, ist man über die Anfangsgründe solcher Fragen, wobey die Empfindung des Werthes eines Menschen auch noch das Ihrige thut, bereits einig. Was darinn Thatsache, und eingeführt

ist,

ist, was er also beliebt und festgesetzt findet, das thut bey dem Philosophen eigentlich nichts zur Sache, so bald er blos Theorien untersucht. Aber auch in diesen gewinnt die gemäßigte Monarchie seit einiger Zeit Gegner, die man zu den edelgesinntesten rechnen darf. Man kann dem gutdenkenden patriotischen Herzen solcher Gegner und auch selbst ihren Einsichten alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen: und doch noch immer manche ihrer Urtheile ungegründet finden. An ihrer Spitze stehen die sogenannten Physiokraten oder Oekonomisten in Frankreich, die gewiß der edelste Theil der politischen Schriftsteller ihres Volkes sind. Der Weg, den sie einschlagen, der Seuche leichtsinniger, lüderlicher und tyrannischer Grundsätze unter den Großen und ihren schriftstellerischen Parasiten Einhalt zu thun, ist vielleicht der einzige, der für ihren Fall möglich ist. Sie müssen, da sie ihn nicht umschaffen können, den Körper, den sie heilen wollen, so nehmen wie er ist, und zufrieden seyn, wenn sie ihn durch weise Rathschläge zur Beherzigung seines eigenen wahren Besten, zur Enthaltsamkeit, Arbeitsamkeit, Mäßigkeit, vorsichtiger Pflege, und so zu einiger Gesundheit wieder bringen können. Wenn man ihre so wohlthätigen Ephemerides du Citoyen aus diesem Lichte ansieht, wer wollte nicht diese Männer wegen ihrer herzhaften und redlichen Bemühungen segnen? Nur denn überschreiten sie wohl das Ziel, wenn sie sich aus den Gränzen ihres eigenen Vaterlandes wagen, und die Verfassung, die sie blos durch ihre Vorschläge und Belehrungen diesem Vaterlande nutzbar machen sollten, als die einzige gute auch andern anpreisen wollen.

Die Unbequemlichkeiten, die sich, wie bey jeder Staatsverfassung, auch bey der Englischen einfinden, verkennet der Hr. v. H. selbst nicht. Vielmehr zeich-

nen sich in seinem Werke einige sehr weise und sehr wichtige Einwendungen aus, welche wider die Unfehlbarkeit der Vorschläge Amunds Alfreden in den Mund geleget werden. Dieser weise König befürchtet, unwissende Gemeinen werden durch Irthum und durch Verführung bewogen, ungeschickte oder ehrgeizige Repräsentanten wählen: diese Repräsentanten werden aus Herrschsucht oder aus Eigennutz den Vorurtheilen ihrer Wählenden das Beste des ganzen Staates aufopfern, die Gemeinen werden ihre Gewalt immer vergrössern wollen, ohne zu erwägen, wie die Stiftung des Gleichgewichtes aller Stände, welche an der Regierung Theil haben, den Staat in Gefahr setzen, und wie sehr eine solche Freyheit der Gemeinen das gute Verständniß des Staates mit auswärtigen Mächten zerrütten könne. Amund antwortet hierauf: Erstlich, daß alles dieses nicht geschehen werde, die Repräsentanten seyen nicht mehr die Bediente ihres Fleckens, sie seyen Räthe des Reichs, dessen Wohl sie zu beherzigen haben, und nicht den kleinen Eigennutzen einiger Häuser. Sie haben Gelegenheit, das Uebergewicht zu erkennen, welches das wahre Wohl der ganzen Nation über die eingebildeten Vortheile einiger Glieder derselben behaupten müsse. Die Furcht vor den Stürmen der populären Gewalt werde selbst den Fürsten vor dem Misbrauche derselben verwahren. Die einander bekämpfenden Anliegenheiten und Vortheile der verschiedenen Flecken und Provinzen werden einander das Gegengewicht halten, und das Ansehen des Fürsten beschützen. Der Stolz auf eine Verfassung, an der das Volk einen so großen Antheil hat, und das Vertrauen in dieselben, werden auch bey den größten innerlichen Stürmen die Herzen und den Muth wider jede auswärtige Macht vereinigen, welche sie antasten

würde, und endlich sey die letzte der angeführten Einwendungen schwer zu beantworten, was Alfred besorge, das werde geschehen, weil es aus der Natur des Menschen fließe. Sollte das nämliche nicht von allen Besorgnissen Alfreds gesagt werden können? und auch dieses, was Amund beyfüget: sie seyn Folgen der Freyheit, wenn sie nicht durch die Weisheit geleitet wird. Um die Verfassung vor den Fehlern der Demokratie zu bewahren, schlägt Amund dreyjährige oder siebenjährige Parlamente vor, und endlich sagt er sehr wohl: „In keiner Weisheit der Menschen ist ein Mittel, das alle Uebel heilt, „das zugleich alle Auswüchse der Freyheit zu hindern, „und dennoch dem Fürsten nicht eine Macht zu geben „wisse, die dem Volke zur Unterdrückung gereiche.„ Dieses würde vielleicht noch einleuchtender geworden seyn, wenn Alfred auch daran hätte denken können, daß die Repräsentanten selbst die Anliegenheiten des Volkes dem Ehrgeize des Ministeriums aufzuopfern, durch ihren Eigennutz und durch ihren Ehrgeiz verleitet werden können; oder gar, daß sie Absichten haben können, welche den Vortheilen des Volks und denen des Hofes gleich entgegen gesetzt seyn können.

Wenn aber auch gleich diese Unvollkommenheiten bey der englischen Verfassung sichtbar sind, und in der Folge es noch mehr werden sollten: so dürften ihr doch noch immer ein großer Ueberschuß von wirklichen Vorzügen bleiben, gesetzt daß man einen gemeinschaftlichen Maaßstab, zur genauen Ausmessung der wesentlichen Mängel einer Staatsverfassung gefunden, und bey der Anwendung desselben auf die Mängel der englischen und aller andern bekannten alten und neuen Verfassungen eine vollkommene Gleichheit wahrgenommen hätte. Man kann es bey dem so möglichen Misbrauche der

Gewalt in der Hand eines Menschen, wenigstens einer Nation nicht verdenken, wenn sie von ihren angebohrnen Rechten nur gerade so viel aufopfern will, als sie zur Erreichung des letzten Zweckes aller bürgerlichen Gesellschaft für zulänglich hält, daß sie die Kraft der Gesetze vor allem fremden Einflusse zu bewahren und ihren Einsichten den Zugang zur Lenkung und Erleuchtung des ganzen Staatskörpers zu erhalten sucht. Daß diese politische Wichtigkeit eines jeden Staatsgliedes auch für den persönlichen Charakter, die Denkungsart, die Gesinnungen, die Fähigkeiten, die Ausbildung der Geisteskräfte desselben, seinen guten Nutzen haben werde, das kann wohl nicht geleugnet werden; so wie man die Erhaltung eines solchen schätzbaren Gutes wohl eben so gut einer Regierung zum Verdienste anrechnen kann, als die oftmals nur scheinbare Ruhe, und nicht selten eben so mißliche Verschaffung der ersten Nothwendigkeiten des menschlichen Lebens, welche die Oekonomisten ihrem Systeme so hoch anrechnen. Denn, wenn sie es recht erwegen wollen, so werden sie das auch politisch wahr finden: daß der Mensch nicht von Brod allein lebe, ja daß er sein Brod und seine Ruhe, so gut als der Vogel im Bauer, ein wenig zu theuer erkaufe, wenn er sich muß, wie der, seine Flügel zerknicken lassen; wofern ihr Herz die Saiten noch nicht verlohren hat, die dem I cannot get out des Yorickschen Staars zutönen, und wofern sie es begreifen, daß, wenn es nun einmal zum Fliegen kömmt, man auch nicht einmal mehr in seinem Kefig mit zerknickten Flügeln fortkommen kann. Daß das aber kein eingebildeter Nutzen sey, sondern daß wirklich das englische Volk ihn genieße, liegt in der Erfahrung zu Tage. Alles Vernünfteln muß aufhören,

ren, so bald die Thatsachen auf allen Meeren, und in allen Welttheilen so laut reden. Man müßte sehr eigensinnig seyn, wenn man der Aufklärung über seine Vortheile, der Gewisheit seiner Rechte und Obliegenheiten, und der daraus entspringenden Geistesenergie zur Hervorbringung solcher Resultate gar nichts beylegen wollte.

Was die englische Nation durch die öffentlichen Berathschlagungen ihres höchsten Senats zur Untersuchung der wichtigsten Fragen des Naturrechts, des allgemeinen bürgerlichen Rechtes, der Staatsökonomie von je her gethan, was daraus in die Denkungsart und die Gesinnungen des übrigen Volkes, durch die jedem offenstehende Theilnehmung, und von da in ihre politischen und philosophischen Schriften gekommen ist, das wollen wir jetzt nicht erwähnen, es ist aber so heilsam und so beträchtlich, daß man sagen kann, daß diese Schriften auch für andere Nationen fast die einzigen sind, die sie, wo nicht als Bürger, doch als Menschen am nützlichsten gebrauchen können. Wir würden auch kein Bedenken tragen, sie aus dieser Ursach dem Bürger vorzüglich vor den französischen zu empfehlen. Wenn wir es den Großen nicht verdenken können, daß sie lieber nach Frankreich reisen, um da die Regeln des Hofhaltens und gewisser Regierungskünste zu holen: so wird der Privatmann, der Mensch, in England besser seine Rechnung finden, wo er sich von seinen Rechten und seinen Pflichten unterrichten kann.

Allein, das alles bey Seite gesetzt, kommen doch alle die, welche über Regierungsverfassungen philosophirt haben, gewiß darin überein, daß solche Einrichtungen, als die Einrichtung des engländischen Staats, immer dazu dienen, ein wohlthätiges

Licht durch die ganze Masse einer Nation auszubreiten, und daß sie dem Fürsten den Vortheil gewähren, den jeder gute Beherrscher sich sehnlich wünschen soll: daß sich die Stimme der Nation vor dem Throne hören läßt, und daß seine Minister durch dieselbe wenigstens zum Erröthen gezwungen werden, wenn sie unweise genung sind, die Rechte und die Vortheile des Volkes zu miskennen, und zu verrathen. Dieses ist ein dem Fürsten und dem Volke gleich kostbares Recht, jenem, daß sie die Stimme ihrer Völker hören, diesen, daß sie ihre Wünsche und ihre Vorstellungen ihren Fürsten und der ganzen Welt vortragen können.

Die ewige Weisheit des Schöpfers hat übrigens die Schranken der Macht des Fürsten, und der Rechte des Volkes richtiger bestimmt, als es alle menschliche Gesetze jemals werden thun können, und sie hat sie mit einer Strafe verwahret, die unausbleiblich ist. So bald der Fürst etwas anders thut oder verlanget, als was alle und jede seiner Unterthanen so glücklich machet, als sie es nach den Gesetzen der natürlichen Gerechtigkeit verlangen können; so bald schmälert er seine Macht, sein Ansehen, seine Ehre, und sein Einkommen. So bald das Volk etwas anders thut oder verlanget, als was die Gesetze der natürlichen Gerechtigkeit, allen und jeden in dem vollkommensten Gleichgewichte der Rechte zusprechen, sobald vermindert es den Wohlstand der ganzen Gesellschaft, und eines jeden Gliedes derselben. Bey einer Verfassung, wie die engländische ist, können die Fürsten und die Völker eher und besser über die unzertrennliche Verbindung ihrer gemeinsamen Vortheile und über eine jede geschehene oder befürchtete Verletzung derselben belehret werden,

wie

wie auch über die Mittel, das geschehene Uebel zu verbessern, und das, so geschehen könnte, zu verhüten.

Sobald es um mehreres zu thun ist, sobald die Frage ist, die Eingriffe des Fürsten oder der Minister durch Thätlichkeiten, durch einen würklichen Widerstand einzuschränken, sobald scheinet uns die engländische Verfassung in der Hauptsache den nämlichen Unbequemlichkeiten unterworfen zu seyn, wie alle andere. Amund will zwar denselben durch folgende weislich angegebene Vorschläge vorbeugen, „das einzige Mittel diese Grenze zu bestimmen, ist die genaueste Ausmessung der Grundgesetze, und der Schranken der königl. Macht. „Wenn der König keine Steuren auflegen soll, „und dennoch auflegt, wenn er sich selbst nicht „Recht schaffen soll, und dennoch aus eigener „Macht, verhaftet und hinrichtet, wenn er Gesetze „macht, die weder von den Edeln, noch von den „Ausgeschossenen des Volks, gutgeheißen worden „sind, wenn er die Gesetze, die von allen Gesetzgebenden Mächten ihre Kraft erhalten haben, „durch eigenmächtige Erlassung der Strafen entkräftet, wenn er die Freyheit der Meynungen, „und der Schlüsse der übrigen Mächte des Reiches hindert, wenn er folglich die Grundgesetze „des Reiches umstößt, so verwirkt er allerdings „sein Recht zum allgemeinen Gehorsam. Er ist „ein Feind seines Volkes geworden, und das Volk „kann seine Feindschaft erwiedern, die übrigen „Mächte sind berechtiget, ihn in die Schranken „der Gesetze zurückzusetzen —„ Vortreflich — wenn er seine Fehler anerkennet, wenn er es aber nicht thut; und wenn er Gewalt gegen Gewalt gebrauchen will, was ist da zu thun, und wird ein

weiser Repräsentant des Volks anrathen können, dem Fürsten sogleich den Gehorsam aufzusagen, sobald derselbe einigen Bürgern mehr wird abfordern lassen, als das Parlament bewilliget haben möchte? sobald ein Bürger wider die Gesetze in Verhaft gezogen, oder gar hingerichtet wird? sobald der König einen Uebelthäter begnadiget? — Wer bedenket, wie abscheulich die Folgen der Auflösung des Bandes sind, welches den Fürsten und die Unterthanen miteinander verknüpfet, wird unmöglich so geschwind einen so bedenklichen Schritt anrathen können. Ein jeder guter Bürger wird damit lieber warten, bis die Uebel des Staats so sehr angewachsen seyn werden, daß die Auflösung dieses Bandes, daß ein bürgerlicher Krieg ihnen vorzuziehen seyn wird. Und da sind unsre Engländer im geringsten nicht besser daran, als jedes andre Volk. (Es müste denn seyn, daß das Bewustseyn ihrer Rechte ihnen mehr Muth gebe, oder daß ihre stehende Armee nicht so mächtig sey.) Alle menschliche Dinge sind Misbräuchen ausgesetzet, die eingeschränkten Regierungsformen, wie die uneingeschränkten und bey beyden ist Amunds Forderung nöthig: daß die Weisheit sie leite. Doch ist es vermuthlich, und dieses ist schon viel, daß es bey den eingeschränkten eher und besser geschehen könne, als bey den uneingeschränkten.

In diesem vierten Buche hat uns übrigens dasjenige, was Amund von den Gefahren der unumschränkten Gewalt saget, sehr wohl gefallen. Niemals wird ein weiser Fürst, ein Fürst der seinen Vortheil und seine Bestimmung kennet, wünschen, ein Despot zu seyn, dieses ist schon oft gesaget worden, und es kann nicht genug wiederholet werden. Aber eben deswegen können wir nicht begreifen,

sen, warum Amund S. 137. saget. „Die Ge„schichte der Welt ist ein überzeugender Beweis, „daß ein böser Fürst mehr Macht hat, und sich „besser beschützt, als ein guter Herrscher.„ Man darf nur die römische Geschichte aufschlagen, so wird man finden, daß die guten Fürsten immer mehr Macht und Sicherheit genossen haben, als die bösen. Dieses ist auch in der Natur der Dinge gegründet, und die ganze Rede Amunds S. 137. u. 138. ist nichts als ein Compliment, welches er S. 141. als ein weiser Mann sehr nachdrücklich wiederrufet.

Ausnehmend wichtig haben wir die Anmerkung Alfreds S. 180. gefunden, daß er sein Volk unglücklich machen würde, wenn er ihm die Freyheit gewährte, ehe es fähig wäre sie zu ertragen. Nicht weniger deucht uns die Wiederholung des Vorschlages sehr gut, welcher die Fähigkeit zu wählen, und gewählet zu werden, an das Landeigenthum heften, und keinem, der nicht sechzehen Morgen Landes besitzet, das Recht, zur Erwählung der Repräsentanten seine Stimme zu geben, wie keinem, der nicht ein Eigenthümer von fünfhundert Morgen ist, das Recht gewählet zu werden, zugestehen will.

Nicht so bündig hat uns geschienen, was S. 130. 132. 168. 169. Amund von der Nothwendigkeit des Adels in monarchischen Staaten saget. Eine Klasse von Bürgern, welche ein beträchtlicher Wohlstand von niedrigen Beschäftigungen, und von einer gefährlichen Abhängigkeit befreyet, ist an allen Orten eine Zierde, und einigermaßen eine Bedürfniß des Staats. Aber grosse Eigenthümer, welche die Eigenschaften, die sie besitzen, nur ihrem Fleiße, oder dem Fleiße ihrer Voreltern zu verdanken haben, und welche ihre Rechte mit ihrem Ei-

genthume zu verliehren Gefahr laufen können, dieſe Beſtimmung noch beſſer erfüllen, als ein erblicher Adel, der ſeine Rechte beybehält, wenn er ſchon nicht mehr im Stande iſt, ſie zu behaupten, und der ſo oft dem Staate zur Laſt wird. Die Furcht, in die Niedrigkeit zurückzufallen, wenn er nicht durch eine weiſe Aufführung ſeinen Wohlſtand behauptet, ſcheinet uns ein ſehr gutes Mittel wider die Verderbniß zu ſeyn. Derjenige Adel, der nichts zu thun und für nichts zu ſorgen hätte, würde nur ein ſchädlicher Auswuchs der Geſellſchaft ſeyn.

Vorzüglich lehrreich iſt das fünfte Buch Alfreds. Es liefert uns in einer erdichteten Reiſebeſchreibung des edlen Othars einige ſehr einnehmende Gemälde aus der Geſchichte der Menſchheit, welche alle nach der Natur gezeichnet ſind, und welche die Vortreflichkeit des geſelligen Lebens, und der bürgerlichen Vereinigung, und die Uebel der Sklaverey ſehr ſichtbar machen. Das erſte ſtellet die Sitten der Grönländer dar, welche ohne Obrigkeiten und ohne Geſetzgebung, ein zwar nicht unerträgliches, aber doch ſehr unvollkommenes und reizloſes Leben führen. Das andere den Zuſtand eines Volkes, das eine Obrigkeit, einen Gottesdienſt und Sitten hat, und bey einer ſehr unvollkommenen Verfaſſung ſchon glücklicher iſt, und einer vollkommenen Glückſeligkeit ſich immer mehr zu nähern, Hoffnung hat. Ohne die lebhafteſte Rührung wird keine empfindſame Seele die Erzählung von dem Schickſale der fünf Seefahrer leſen, welche Othar auf einer öden Inſel des äußerſten Nordens gerettet hat. Sie macht unſtreitig das ſchönſte Stück des ganzen Werkes aus, und ſie ſetzet die Nothwendigkeit der Geſellſchaft und der Künſte in das voll-

vollkommenste Licht. Sehr einleuchtend zeiget das vierte Gemälde dieses Buches den unseligen Zustand eines Landes, wo die Sklaverey das Loos des größten Theils der Einwohner ist.

Das sechste Buch schildert Alfreds erste Liebe, aber nicht mit dem Geiste und dem Feuer, welches den Geschichtschreiber beseelet hat, als er seiner Doris sang.

Wir haben mit Vergnügen noch manche schöne und lehrreiche Betrachtung angezeichnet. Sie sind zwar meistens nichts weniger als neu, aber eine Stimme von dem Gewichte, wie des Herrn v. Hallers Stimme, ist für die Wahrheiten, welche entweder erst sich auszubreiten anfangen, oder welche erst wieder bestritten worden sind, immer sehr nützlich. Hieher rechnen wir, was S. 59. von der peinlichen Frage S. 61. von den wohlthätigen Einflüssen der Wissenschaften; S. 65. von der Erziehung. S. 66. von den unendlich wachsenden guten Folgen guter Handlungen. S. 77. von dem Schaden Uebelaunmosen gesagt wird. Recht schön ist diese Stelle S. 45. „ohne Beyspiel ist der Ruhm Alfreds, daß er durch keine Siege sich verleiten ließ, den Krieg zu lieben.„

Wir wünscheten sehr, daß diese Arbeit eines unserer besten Schriftsteller nicht durch viele falsche Gedanken und durch eine im höchsten Grade nachläßige Schreibart entzieret würde. — Je näher ein Verfasser dem klassischen ist, desto gröser ist die Gefahr, daß seine Beyspiele zur Nachahmung reizen — desto dringender ist die Pflicht, dafür zu warnen.

Von den Gedanken, die uns unrichtig scheinen, wollen wir folgende Beyspiele dem Urtheile der Leser auszeichnen.

S. 70.

S. 70. wird die Herrschaft der Meere das angebohrne Vorrecht der engländischen Könige genannt. Dieses würde in einer Lobrede gut lassen, aber einer in dem Geiste der Philosophie entworfenen Geschichte ist dieses angebohrne nicht angemessen. S. 79. „die Mönche waren weise, „und man hielt sie für heilig.„ Welch ein Misbrauch des Wortes Weise, um eine Anthitese anzubringen. S. 128. „Wer die Wahrheit sucht, „hat sie noch allemal gefunden.„ Es ist freylich ein großer Schritt zur Wahrheit gethan, wenn man sie würklich suchet, aber wie unendlich viel braucht es nicht noch, um sie zu finden, und welch ein ungerechter Schluß wäre es: — Er hat die Wahrheit nicht gefunden, deshalb hat er sie nicht gesucht. S. 174: „Die Glückseligkeit vieler Tausenden macht al„lerdings einen wesentlichen Theil der Glückseligkeit „des Staates aus; (Freylich die Glückseligkeit eines einzigen ist schon für das Ganze wichtig) „und diese: (die Glückseligkeit vieler Tausende? oder des ganzen Staates? denn es kann von beyden verstanden, und von beyden gesagt werden) „und diese zu besorgen, „kann niemand eifriger, niemand getreuer sich bestre„ben, als das Volk selbst, das glücklich seyn will. — „Ein Fürst hat allzuoft in der Erniedrigung des Vol„kes die Vermehrung seiner Macht gefunden.„ (Die Erniedrigung der Großen ist für die Vermehrung der Macht des Fürsten unendlich wichtiger, und der Wohlstand des Volkes ist ihm nie gefährlich. Daß aber das Volk am geschicktesten sey, für seine Glückseligkeit zu sorgen, so wahr es auch in gewisser Absicht ist, muß mit mancher Einschränkung verstanden werden.) S. 243: „wenn nicht der unüberwindliche Trieb zur „Gesellschaft den Vater und die Mutter vereinigten, „den nichts wieder vergeltenden und lauter Quaal den

„Eltern

„Eltern verursachenden neuen Menschen zärtlich zu pfle„gen, und wider die Räthe ihrer Eigenliebe, ihre „Ruhe, ihre Wollust, ihre Muße, selbst ihren Ab„scheu vor dem Schmerzen, den unvermögenden Kin„dern aufzuopfern.„ (Konnte ein Schriftsteller Vater seyn, und ein glücklicher Vater, und ein empfindsamer Vater, und konnte er das Wahre, das in diesen Zeilen liegt, auf diese Weise sagen, wie es da gesagt ist!) S. 190. „Die Gesetze sind allemal Fes„seln, wodurch die natürliche Freyheit gehemmet wird.„ (Dieses mag von schlimmen Gesetzen, wie die meisten sind, welche Menschen machen, wahr seyn; von guten dürfte es wohl falsch seyn.) „Dasjenige Volk „wird die oberste Stelle unter den Nationen einneh„men, das die Straße des Meeres am besten kennen „und die Reichthümer der unbekannten Welt sich durch „die Schiffahrt zueignen wird.„ (Konnte dieses ein Philosoph niederschreiben. Wenn die Philosophie den Rang unter den Völkern zu bestimmen hätte, so würde sie den höchsten nicht dem Volke geben, welches am meisten Schiffe und am meisten Kaufleute hätte, sie würde sie dem Volke zusprechen, welches nach Maaßgabe seiner Größe am meisten Tugendhafte, Erleuchtete, weise, gerechte, und am wenigsten lasterhafte, unweise, ungerechte Mitglieder besäße, und welches am wenigsten Ungerechtigkeiten ausgeübet hätte. Nach diesem Grundsatze könnte vielleicht mit allen Mängeln ihrer Verfassung und mit allen Fehlern ihrer Regierung, die kleine Republik Bern vor dem mächtigen Königreiche Großbritannien den Rang erhalten, und noch vor dieser Republik die engländischen Kolonien in Amerika.

Von der Nachläßigkeit der Schreibart wollen wir nur ein paar Beyspiele auszeichnen. S. 2. „So trü„gen die Wilden Tod und Unglück mit sich durch die „Welt,

„Welt, und das Land, das sie betraten, war ein Op„fer des Unglücks. S. 62. In den Schriften der „Weisen wurde ein Antonin gebildet. S. 65. Alfred „verschwendete seine Schätze zu dieser mildesten aller „Stiftungen.„ (Man verschwendet nicht, was zu einer nützlichen Anstalt verwendet wird.) S. 51. „Als „ein allgemeiner Vater der Ordnung richtete er auch „sein Haus nach den weisesten Grundsätzen ein.„ (Wie kann man von einem Menschen sagen, er sey ein Vater der Ordnung.) S. 83. „Dieser Künste „war er selbst kundig und fähig auch andere zu un„terrichten.„ (Hier ist ohne Zweifel darin weggelassen, und sollte es in der That wahr, oder wenn es wahr wäre, rühmlich seyn, daß Alfred die Künste des Goldarbeiters und Juweliers so wohl verstanden habe?) S. 85. „Sein Gottesdienst „hatte nach dem Schwunge seines Jahrhunderts, et„was mönchisches an sich.„ Ebend. „Ein für das „Beste seines Volks unausbemühter Fürst (soll „unermüdeter heißen) S. 121. So greift er die „Zucht der edelsten Frauen an, das Vermögen der „Armen an. Die Schätze der Kirche an, die „Ehre der Richter an, das Eigenthum eines jeden „Unterthans, das seinen lüsten Befriedigung er„kaufen kann.„ (Wie übelklautend!)

Wir wünschten aus wahrer Hochachtung für den vortreflichen Verfasser dieser Schrift, daß sie bey einer neuen Auflage von diesen und ähnlichen Fehlern gereinigt würde.

B.

X. Die

X.

Die Erziehung des Bürgers zum Gebrauche des gesunden Verstandes und zur gemeinnützigen Geschäftigkeit, von Friederich Gabriel Resewitz, Pastor an der deutschen Petrikirche in Kopenhagen. Kopenhagen bey Heinek und Faber 1773. 212 Seiten in 8.

Allenthalben kommen itzt Schriften zur Verbesserung der Erziehungsanstalten und der Schulen oder Schriften, welche Aeltern, Schullehrern, oder der Jugend zum Gebrauche dienen sollen, zum Vorscheine. Sehr klein aber würde noch eine Sammlung solcher Schriften werden, wenn man keine andere darin aufnehmen wollte, als welche mit der Gegenwärtigen eine gleiche Güte haben. Wer Resewitz kennt, wird viel vortreffliches in dieser Schrift suchen; aber wie vortheilhafte Erwartungen er auch davon hat: so wird er sie doch, wir wagen es, zu versichern, beym Lesen übertroffen finden. Allenthalben findet man, daß der Verfasser zwo sehr selten in dem Maaße sich bey einem Menschen vereinigende Eigenschaften besitzt, nämlich einen feurigen Trieb, sich mit allem, was ins große Gebiet der Wissenschaften und der Wahrheiten gehört, bekannt zu machen, und zugleich dabey immer auf die gegenwärtige Welt und deren Lagen zu sehen, und jede Art der erworbenen Kenntnisse nach ihrer Nutzbarkeit im gegenwärtigen menschlichen Leben zu betrachten. Wenn letztere Eigenschaft fehlt: so kann einer oft ein großer Gelehrter

ter seyn; allein, weil er bey seinem Studiren immer nur an solche Anwendungen der Wahrheiten und Kenntnisse gedacht hat, wo gewisse bestimmte Grundsätze angenommen sind: so bekömmt er nicht ein geübtes Auge in Beurtheilung der Individualumstände in jedem andern Fall, und in Bestimmung der dazu passenden Anwendung. Der gemeine Mann hat darin oft eine praktische Uebung, und zeigt in seinen Handlungen daher gesunden Verstand, wo man ihn in des Gelehrten Handlungen vermißt. Ganz anders verhält es sich mit dem Verfasser. Er hat immer nebst den erlernten Wissenschaften den Menschen, und alles, was den Menschen angeht, studirt und so eine ganz vortrefliche praktische Beurtheilungskraft bekommen. Man bemerkt auch, wenn man seine verschiedenen Schriften sorgfältig liest, daß sein Genie und sein Lieblingshang, ihn vorzüglich zu allen den Bemühungen und Kenntnissen hingelenkt hat, welche auf den Jugendunterricht und die Erziehungsanstalten abzielen, und ohne ihn selbst weiter zu kennen, dürfen wir es öffentlich zu behaupten wagen, daß dieser Mann nie in die Kirche, sondern in die Schule gegangen wäre, wenn ein Mann bey der Wahl des Schulstandes, wie es schlechterdings erforderlich ist, nicht weniger vortheilhafte Aussichten in Absicht aufs äusserliche Glück gehabt hätte. Wann werden doch die Regenten endlich eine an sich so nachtheilige und ungerechte Einrichtung einmal ändern, und so den Schul- und Erziehungsanstalten Männer schaffen, die durch ihre Bemühungen das menschliche Geschlecht möglichst zu veredeln, und dessen Glückseligkeiten auch im Aeußerlichen so sehr zu vermehren begierig und fähig sind:

Herr

Herr R. zeigt erst in einer sehr lesenswürdigen Vorrede, wie er über Schuleinrichtungen denkt, und worauf er bey diesem Werkchen vorzüglich gesehen hat. Es ist hierin nur alles in neun Abschnitte gebracht. Der erste ist überschrieben: Nothwendigkeit und Nutzen einer bürgerlichen Erziehungsanstalt. S. 1 — 10. Der zweyte: Unterschied zwischen der gelehrten Erziehung und der Erziehung des geschäftigen Bürgers. S. 11 — 53. In dem ersten zeigt der Verf. wie es mit den Schuleinrichtungen überhaupt aussieht, beweist, daß es noch, die Realschulen selbst mitgenommen, keine Schulanstalten giebt, die hinlänglich zweckmäßig für den erwerbenden und durch mannigfaltige Geschäftigkeit den Staat erhaltenden Bürger eingerichtet sind, und legt dann dem Leser vor Augen, was zu thun, und was für Vortheile ein Land von weisen Schuleinrichtungen zu erwarten hätte. Wer diesen Abschnitt durchliest, der muß nothwendig mit dem Herrn R. erstaunen, daß man bey aller Aufklärung, die sich in vieler Hinsicht äußert, so wenig daran denkt, dem Verstande der Menschen für die gemeinnützigsten Geschäfte zu Hülfe zu kommen. Der zweyte Abschnitt enthält, was man eben nicht sogleich darin vermuthet, in 34 Vorschriften eine ganz vortreffliche Anleitung, wie man es zu machen habe, dem gemeinen Menschenverstande am besten beyzukommen, und wirksam das Herz zu lenken. S. 38. glaubten wir anfänglich etwas zu finden, worin dem, was S. 35. 36. und 40. gesagt wird, widersprochen würde. Es heißt nämlich: „Die Empfindungen bekommen eine falsche Richtung auf solche Dinge, deren Werth und Beschaffenheit sich der Mensch unrichtig vorstellt. „Der Fehler liegt hier im Verstande, und nicht in

„der Empfindung„, S. 35. sagt aber der Verf. Moralische Empfindungen müssen wir aus unsern eignen Empfindungen kennen und schätzen lernen; S. 36. Moralische Wahrheiten müssen vermittelst der Empfindungen geltend gemacht werden; S. 40. die wirksamsten Irrthümer dieser Art sind wohl die unrichtigen Urtheile, welche durch starke sinnliche Eindrücke veranlaßt werden. Was hier angeführt ist, wird vortreflich ins Licht gesetzt und gründlich bewiesen; wie kann nun aber bey der falschen Richtung der Empfindungen S. 38. gesagt werden, der Fehler liege im Verstande? Wenn man alles vorhergehende und folgende genau vergleicht, so sieht man, daß Herr R. diesen Fehler so weit nur dem Verstande zuschreibt, als selbiger schon durch sinnliche Eindrücke und das Uebergewicht bekommende Empfindungen veranlaßt ist, falsche Urtheile anzunehmen, und alsdann dieses unrichtige Urtheil wieder den dadurch entstehenden Empfindungen eine falsche Richtung giebt. Dieses hätte aber deutlicher ausgedrückt werden sollen. Auf einer Seite zeigt der Verf. im dritten Abschnitte den Umfang und die Theile einer bürgerlichen Erziehungsanstalt. Es soll ein Land nämlich Ackerschulen für den Bauerstand, Handwerksschulen für die Provinzialstädte und für den niedrigen Stand in den Hauptstädten, und eine grössere Erziehungsanstalt in der Hauptstadt haben, mit welcher grössern zugleich ein Seminarium für Lehrer zu Acker- und Handwerksschulen verbunden seyn sollte. Darauf wird von S. 55 — 68. von der Einrichtung der Land- und Ackerschulen gar viel Gutes gesagt. Hier erklärt sich der Verf. S. 58. wider vieles Buchstabiren. Der Recensent hat hierüber mit Sorgfalt manche Versuche und Beobachtungen angestellt,

und

und hat am Ende gefunden, daß ziemlich lang anhaltendes Buchſtabiren doch im Ganzen die meiſten Vortheile zur Folge hat. Das Leſenlernen iſt ſonſt eine ſo erhebliche Sache, daß man ſich äuſſerſt wundern muß, wie die Verfertigung der Leſebücher bisher den mittelmäßigſten oder ungeſchickteſten Köpfen hat überlaſſen werden können. Endlich haben ſich Baſedow und beſonders Weiße auch darin ein Verdienſt erworben. Wenn S. 64. von dem in Berlin herausgekommenen Verſuche eines Schulbuchs für Kinder der Landleute geſagt wird, Ordnung und Vortrag ſeyn darin zu gelehrt, die Sprache zu abſtrakt, und das Intereſſe der Materie für den Zuſtand des Landmanns nicht genug ins Licht geſetzt: ſo iſt darin wohl zu viel geſchehen. Der verehrungswürdige Verf. dieſes Schulbuchs wird freylich noch manches in Abſicht auf eine recht faßliche und dem gemeinen Menſchenverſtande einleuchtende Einkleidung darin zu verbeſſern finden. Die Sache ſelbſt hat gar viele Schwürigkeiten; allein nach des Recenſenten Urtheile hat gedachter Verfaſſer dazu wirklich eine große Gabe. Viele abſtrakte Grundſätze und Wahrheiten ſind durch wohlgewählte Beyſpiele und faßliche Erzählungen ſehr glücklich vor die Sinne und den Verſtand gebracht. Auch giebt ſich, wie der Recenſent weis, der würdige Herr Prälat von Rochow alle erſinnliche Mühe, dieſem Büchlein alle mögliche Vollkommenheit zu geben, und er ſucht dazu jede öffentliche und Privatbeurtheilung zu nutzen. Von den Handwerksſchulen handelt der Verf. von S. 69 — 76. Der Abſchnitt von der Erziehungsanſtalt in der Hauptſtadt enthält von S. 77 — 183. eine große Mannigfaltigkeit von Sachen und auch ein Leſer, der vieles über Schuleinrichtungen

gedacht und geleſen hat, kommt nie in Verſuchung, eine Seite ungeleſen zu laſſen. Hier wird nun geredet vom Unterrichte überhaupt, von Sprachen von der Geſchichte, von der Erdbeſchreibung, von der Naturgeſchichte, von einer Geſchichte der Handwerke und Künſte und mehrern Arten der Geſchichte, von der Mathematik, von der Chymie, von dem Land- und Gartenbau, von einer Anweiſung zur Geſundheit und zum richtigen Gebrauch des Verſtandes, von der Tugend- und Klugheitslehre, und vom Unterrichte in der Religion. S. 90. ſagt der Verf., man könnte die Erlernung fremder Sprachen ſehr erleichtern, wenn man eine harmoniſche Grammatik über die vornehmſten europäiſchen Sprachen verfertigte. Wenn ein Mann von wahrem philoſophiſchen Scharfſinn und vieler Neigung zu Sprachkentniſſen dieß thäte: ſo geſchähe damit dem Lernenden und Lehrenden unſtreitig ein ſehr großer Dienſt. Der Verf. glaubt auch, wie Ehlers in ſeiner Schrift von den Erforderniſſen zur Verbeſſerung der Schulen, es ließen ſich verſchiedene Sprachen zugleich mit einander und faſt zu eben der Zeit lernen, die ſonſt zu einer erforderlich iſt. S. 91. räth der Verf. zur Uebung in Sprachen an, daß man die Schüler über das Geleſene in der fremden Sprache examinire. Der Recenſent kennt den großen Nutzen davon aus der Erfahrung, und kann es als die vortheilhafteſte Uebung im Reden und zur Angewöhnung der guten Ausdrücke und Wendungen anpreiſen. S. 150. nennt der Verf. diejenige Operation der Seele, nach welcher ſie alles, was ſich ähnlich iſt, unter eine Klaſſe von Ideen bringt, und ſie mit einerley Namen benennet, die Vernunft. Wie uns däucht, läßt der Sprachgebrauch es gar nicht zu, daß die Vernunft irgend eine Operation der Seele

le bedeute. Ueberhaupt sind die deutschen Gelehrten in der Erklärung des Worts Vernunft und Verstand nicht leicht glücklich. Wenn man auf den allgemeinen Gebrauch sieht: so scheint Vernunft die unterscheidende Eigenschaft des Menschen zu seyn, da er als ein moralisches Geschöpf etwas erkennen und nach Erkenntniß handeln kann. Man nennt ihn schon wegen dieses Vermögens vernünftig, und man zählt ein Kind deswegen in die Klasse vernünftiger Geschöpfe. Handelt der Mensch nach Erkenntniß: so sagt man auch, weil er dann das Merkmal eines vernünftigen Geschöpfs sichtbar zeigt, daß er vernünftig handelt. Beym Verstande nimmt man aber blos Rücksicht auf das Erkenntnis vermögen ohne auf die demselben gemäße Lenkung seines Willens oder seiner Neigungen zu sehen. S. 151. wird das gut genannt, was mit unsern Erfahrungen und Empfindungen übereinkommt. Das kann man wohl wahr oder wirklich nennen; aber gut kann wohl nicht so erklärt werden. Daß nach S. 157. zur Beybringung der Tugend und Klugheitslehre kurze Sätze oder Sentenzen gebraucht werden mögen, ist ein sehr schöner Rath, so wie das, was von Erklärung derselben durch Beyspiele gesagt wird, nicht genug zu empfehlen ist. Einem angelegentlichen Bezeigen um die Wohlfahrt der Jugend beym Vortrage und Tadel wird mit Recht eine große Wirkung zugeschrieben. Das Wort Bezeigen dürfte aber wohl nicht leicht so gebraucht werden. S. 94. erwähnt der Verfasser der Landesgesetze, und in diesem sechsten Abschnitte kommt er S. 161. erst eigentlich auf diese Materie. Wir wünschten, daß der Verf. die großen Vortheile, welche ein Staat davon zu erwarten hätte, wenn in einem mit vieler Einsicht abgefaßten Lehrbuche die Landesgesetze enthalten

halten und in allen Schulen, wo nicht erklärt, doch durch Lesen allen bekannt gemacht würden, noch ins Licht gestellet hätte. Auch bey den größten Gymnasien und Schulen suchet man vergeblich eine Stunde, worin die Landesgesetze gelehrt werden. Und wie viele Vergehungen der Menschen gegen Landesgesetze, und wie viele Betrügereyen unrechtschaffener Advocaten rühren nicht von der gänzlichen Unwissenheit her, worin fast alle Einwohner in Absicht auf Gesetze und rechtskräftige Handlungen, sich befinden! S. 162. scheint in folgenden kein deutlicher Zusammenhang zu seyn. „Die meisten Menschen sind nicht so, als sie scheinen. Gieb „also Acht auf ihre Handlungen, und beurtheile sie „nach diesen und nicht nach ihrem Worten und „ihrem Bezeigen. Aber laß kein Mistrauen blicken: man kann doch offen seyn in allen minder wichtigen Dingen.„ S. 165. haben wir einen Absatz, welcher sich anfängt: „doch ich bin „hier nicht Prediger; ich will nur als guter Bürger sprechen„ u. s. w. mit dem größten Vergnügen gelesen. S. 168. redet der Verf. von einer Abtheilung im Religionsunterrichte nach Jahren. Jahre sollten, däucht uns, nie in solchen Fällen genannt werden. Man nenne nun die Anzahl der etwa nöthigen Abtheilungen. Manches achtjährige Kind leistet in aller Absicht mehr, als ein Bursch von sechszehn bis achtzehn Jahren. Wir wissen wohl, daß der Verf. dieß erkennt, und auch die Jahre nicht genau in der Absicht nennt; allein, wir wissen auch, daß mancher dadurch irre gemacht wird. S. 169. sollte es wohl mit Einschränkung gesagt werden, daß Menschen, so lieb sie uns immer haben, nicht leben, Gesundheit und Kräfte u. s. w. geben oder erhalten können. Der Gelehrte versteht

dieß

dieß leicht recht, nicht aber der Leser von bloß gesundem Verstande. Was in dem Artikel von der Religion vorkommt, ist, wie überhaupt alles, unvergleichlich gut. Der siebente Abschnitt handelt von dem Seminarium S. 184—187. daß ein Seminarist bis zur Beförderung bey einer Handwerks- oder Ackerschule nach geendigten Lehrjahren abgehe, und eine Kunst oder Profeßion lerne, können wir nicht billigen, vielweniger dieß, daß er sich dadurch etwas nebenher verdienen soll. Daß er sich Kunstfertigkeiten erwerbe, und künstliche Arbeiten machen könne, das ist zu rathen und zu billigen, aber daß er damit Geld verdiene, gar nicht. Wenn sie gleich nicht gemeine Profeßionisten sind: so vernachläßigen sie ihr Amt doch dadurch leicht, und berauben sich dadurch der Achtung, welche jeder Jugendlehrer haben muß. Auch ist es sehr bedenklich, wenn man einen künftigen Schulmann auf eine Weile ohne Uebung seyn läßt. Freylich müßte die Einrichtung der Schulen eine Landesangelegenheit werden, die man mit Eifer und muthiger Wegräumung aller Hinderniße ausführte. Dann werden immer für recht geschickte Subjecte Vacanzen seyn, und es würden im Seminarium nicht leicht überflüßige Personen bleiben dürfen. Gingen aber auch nicht alle bald genug ab: so erwieße ein Regent dem Lande den wichtigsten Dienst, wenn Personen, die sonst schon Schulmänner werden können, durch einige Unterstützung in den Stand gesetzt werden, ihr eignes Studiren und ihre Uebung im Unterrichte so lange fortzusetzen, bis sich eine erledigte Stelle fände. Das Amt selbst muß hernach selbigem ja die erforderlichen Einkünfte geben, damit sie nicht für Geld Künstler und Handwerker seyn dürfen. Auch wird jedem Schulmann, der allein einer Schule vorsteht,

sein Amt Geschäfte im Ueberflusse geben. Allenthalben und auch im achten Abschnitt von der Disciplin, dringet der Verf. mit vielem Grunde darauf, daß der Unterricht immer mit Vorzeigung der Sache selbst durch Kupfer oder Modelle verbunden, und daß alles, was Tugend und Laster, Glück und Unglück betrifft, auf Erfahrung, Beyspiel und Empfindungen zurückgeführt werde. Was S. 190. von Belohnungen und Strafen gesagt wird, ist ungemein gut. S. 191. wird auch mit Recht verlangt, daß keine Vorbereitung zum Examen statt finden müsse. Die Wahl der Lectionen mag von den Vorgesetzten abhängen; nur müssen diese Lectionen den Lehrern so zeitig gegeben werden, daß sie selbst Zeit genug zur Vorbereitung haben. Man sollte sonst dem Lehrer die Wahl so lange überlassen, als er davon zur Vorbereitung der Schüler keinen Gebrauch macht. Ein Jugendlehrer muß nothwendig ein sehr tugendliebender und gewissenhafter Mann seyn, und man sollte ihm also in diesem Stück Redlichkeit genug zutrauen. Wachen müssen aber die Vorgesetzten sorgfältig über die ganze Sache. Höchst wunderbar und abgeschmackt ist es aber, wenn selbst es Schulgesetze giebt, die eine solche Vorbereitung dem Lehrer zur Pflicht machen, und wenn es selbst Vorgesetzte giebt, die aus dem Examen eine Komödie gemacht haben wollen. Der Recensent hat von Beydem Beyspiele. S. 192. werden Bänder, als Belohnungen des Fleißes empfohlen, und diese Idee ist schön. Auch werden daselbst Leibesübungen mit Recht angepriesen. So angenehm ließen wir sie aber nicht gerne werden, daß beym Lernen darauf, als auf angenehme Ergötzungen Rücksicht genommen, und dadurch, wie durch eine

angenehme Hofnung, eine ernste Aufmerksamkeit erhalten würde, wie dieß S. 193. angerühmt wird. Im letzten Abschnitte von der übrigen Einrichtung der Erziehungsanstalt nehmen wir S. 198, wo von Büchern, Modellen und Instrumenten die Rede ist, folgendes: „Zu dieser Absicht, wie auch zur „innern Schuleinrichtung und zur Besoldung der Leh„rer ist anfangs ein guter Freund erforderlich, den „ich aber nicht genau bestimmen kann.„ Dieß verstehen wir nicht. S. 202. wird von Aufsehern und Vorgesetzten geredet. Es wäre unstreitig besser, wenn einige Personen, die erfahrne und sehr einsichtsvolle Schulmänner seyn müßten, Aufseher und Vorsteher zugleich wären, und die Sache ganz regierten. Selbige müßten selbst täglich etwa eine Stunde haben, aber auch täglich ein Paar Stunden zur Besuchung der Klassen verwenden. Wir wissen, wie die Menschen sind, und wie leicht sonst durch kleine Cabalen ein Misverständniß unter Aufsehern und Vorstehern wegen der mehrern oder mindern Macht, womit Einrichtungen gemacht würden, erregt würde, und wie dann leicht alles in Unordnung käme. Damit aber diese Direktores der Anstalt wieder Anlaß bekämen, vorsichtig und wirksam zu seyn: so müßten selbige, wie alle Schulen im Lande unter einem Oberschulcollegium stehen, worin Schulmänner vom ersten Range zu setzen wären, welches alles zu Schulsachen Gehörige zuletzt entschiede, bloß vom Regenten abhienge, und demselben unmittelbar über Schul- und Erziehungsanstalten Vorstellungen zu thun Erlaubniß hätte. Diesen von Ehlers gethanen Vorschlag hat hernach Basedow ebenfalls gebilliget, und den Zeitungen zu Folge ist ein Oberschulcollegium in Altona errichtet, von dessen Macht und Wirksamkeit aber nichts

weiter

weiter bekannt geworden ist. Wir wüßten wenigstens nicht, ob irgend etwas erhebliches gegen eine solche Einrichtung gesagt werden könnte. Welch ein Sporn würde die Aussicht auf eine solche Ehrenstelle nicht zugleich für junge Personen werden können, um sich dem Schulamte zu widmen und im Amte sich äußerst zu bestreben, möglichst vieles zu leisten! Man verachtet solche Anspornungsmittel nicht bey bürgerlichen Stellen und Kirchenbedienungen, und wo sind sie mehr nöthig, als auf der mühseligen Bahn, worin Schulmänner gehen, und worauf durchaus die vortreflichsten Menschen und besten Köpfe bloß gut und nützlich sind? Endlich denken wir noch an einen Umstand, der das Seminarium betrifft, welches mit der größten Erziehungsanstalt in der Hauptstadt verbunden werden soll. Jeder weis es, wie gefährlich grosse Oerter in Absicht auf die Sitten, und wie wenig sie der Unterhaltung eines feurigen Triebes im Studiren günstig sind. Die Unschuld und Redlichkeit, womit einer, der dahin kommt, die Tugend und alles Anständige liebt, das gläubige Vertrauen, womit er sich nach den göttlichen Geboten als guten und heilsamen Vorschriften zu richten sich bestrebt, gehen leicht da verlohren, wo es immer unter denen, welche eine glänzende Figur machen, eine Menge leichtsinniger, ungläubiger und selbst ruchloser Menschen giebt. Die Menge der Dinge, welche Aufmerksamkeit erregen, und die Menge der Vergnügungen, welche sich daselbst allenthalben zeigen, zieht gar zu leicht die Seele zu einer Gleichgültigkeit gegen das Studiren hin, oder giebt viele Zerstreuungen, welche dem Studiren gefährlich sind. Auf solche Art können leicht die Mängel und Laster der Hauptstadt durch die aus derselben

ben ins Land gehenden Lehrer überall verbreitet wer-
den. Auf der andern Seite hat ein solcher Ort
auch gar viele Vortheile. Man hat daselbst Ge-
legenheit, in die Werkstäte der Künstler und Hand-
werker zu gehen, erhält eher einen guten Anstand
in den äußerlichen Sitten, lernt die gute Aussprа-
che der Landessprache, und findet leichter alles, was
nöthig ist. Damit man aber diese Vortheile er-
hielte, und jenen Nachtheil nicht fürchten dürfte,
wäre vorzüglich dahin zu sehen, daß in einem ein-
samen Quartiere der Stadt diese Landesschule angelegt,
und alles dazu gehörige in Mauern eingeschlossen
würde; daß jeder, der nicht im Orte selbst die
Seinigen hätte, in diesem Bezirke, als Pensionist,
wohnte, und daß besonders jeder, der sich dem
Schulamte widmete und den man ins Seminarium
aufnähme, unter der allgenauesten Aufsicht stünde,
und nie nach Gefallen im Orte herumwandern und
Vergnügungen suchen könnte. Wäre von Anlegung
einer vortreflichen Pensionsanstalt die Rede: so
würden wir dazu einen sehr angenehmen Platz auf
dem Lande, der etwa eine kleine Meile von der
Stadt läge, vorschlagen.

G.

XI.

Caroli Chriſtoph Hofacker, Iur. Doct. in academ. Georg. Aug. inſtitutiones iuris romani, methodo ſyſtematica adornatae. Goetting. ſumt. vid. Vandenhoek. 1773. 1 Alph. 7. B. gr. 8.

Ebendeſſelben nähere Entwickelung und Vertheidigung ſeiner ſyſtematiſchen Methode im Vortrag des römiſchen Rechts. Ein Progr. Ebendaſ. 44. S. gr. 8.

Wer vernünftige Lehrmethode zu beurtheilen, und ihren Werth zu ſchätzen weiß; wer die Mängel der juriſtiſchen Lehrbücher von dieſer Seite empfunden, und ſich nach beſſern geſehnt hat, der wird jeden Verſuch einer Verbeſſerung willkommen heiſſen, ſollte er auch nach genauerer Prüfung nicht ganz damit zufrieden ſeyn. Wann zehen Verſuche mislingen: ſo wird doch der elfte vielleicht gerathen, und die zehen mislungenen, werden gewiß zum Gerathen des elften vieles beygetragen haben.

Sind unſre Leſer hierin mit uns einſtimmig: ſo werden ſie es nicht misbilligen, wann wir den angezeigten beyden Schriften, die einen nicht ſchlechten Verſuch in dieſem Fache enthalten, eine umſtändliche Kritik widmen.

Da in dem Programm die Momente, auf welche der Herr Verf. bey Beurtheilung ſeines Lehrbuches reflectirt haben will, richtig und gut angegeben ſind: ſo ſollen ſie der Leitfaden unſers Urtheils ſeyn.

I. „Wie

I. „Wie steht es in Rücksicht auf die Summe „der Wahrheiten, die der V. hat liefern wollen? „Was sind die Ingredienzien des Systems; wie „viel Materie hat der V. herein genommen und „warum just so viel und nicht mehr? Wann die „Absicht nicht litte, alles, was zu einem voll„ständigen Systeme gehört, herein zu tragen, was „hat er für eine Auswahl getroffen?„

Bey diesem Punkte finden wir wenig zu erinnern. Daß Hr. H. blos reines römisches Recht, ohne Beymischung vom usu hodierno vorgetragen hat, wollen wir nicht tadeln. Daß er mehr in sein Buch gebracht hat, als Justinian in seine Institutionen, ist vernünftig. Daß er indessen nur die Grundlehren vortrug, war nothwendig. Einige wichtige Materien aber sind doch, dünkt uns, zu kurz abgefertiget, z. E. von der Präscription, Intestatfolge. Eine kurze Rechtsgeschichte und ius publicum antiquum romanum voranzusetzen, war ebenfalls ein guter Gedanke. Denn eigne Vorlesungen über die Rechtshistorie mögen in unsern Tagen nur wenige, und über die Rechtsalterthümer fast niemand mehr anhören. Aber wie der Hr. V. in der gewöhnlichen halbjährigen Zeit sein Buch erklären könne, dafür lassen wir ihn sorgen. Die juristische Bibliographie hätten wir ausgeschlossen. Der Anfänger faßt wenig oder nichts daraus. Also noch zur Zeit sind Autor und Recensent gute Freunde. Ein Glück, wenn sie es bey der zweyten Frage bleiben werden.

II. „In was für einer Lehrart hat er dieß al„les vorgetragen? 1) Wie ist die Anordnung des „Generalplans beschaffen? 2) Wie sind die ein„zelnen Materien angeordnet? 3) Sind die ein„zelnen Sätze gehörig abgetheilt, in gehöriger Fol„ge

„ge vorgetragen, mit Präcision bestimmt und „gründlich bewiesen?„

1) Die Grundregeln des V. bey Anordnung des Generalplans, sagt er, war, die Sachen nicht nach der Nominal- sondern Realverbindung zu ordnen, vom Einfachen zum Zusammengesetzten, von Principien auf Principiata zu schreiten. Gut. Aber wird durch diese Regel die Zertrennung so vieler Materien und die Versetzung so vieler andern gerechtfertiget? Der Rec. zweifelt sehr. Beyspiele zu geben: Die Abhandlung vom Processe ist zwischen das ius in personam und das ius personarum eingeschoben. Von der quarta falcidia ist nicht in der Tractation de legatis, sondern in der Section de iuribus et obligationibus ex immediata legis dispositione gehandelt. Die Lehren de testamento parentum inter liberos, de substitutione pupillari et quasi pupillari, suis et necessariis heredibus, legitima, exheredatione, querela inofficiosi sind von der Testamentsmaterie getrennt, und im iure personarum vorgetragen. War dieses alles wohlgethan? So wenig der Recensent mit dem Vorurtheile des Ansehens behaftet ist, und den kleinen Struv für das Muster einer guten Methode hält, so aufmerksam und unpartheyisch er die Gründe des Hrn. V. für sein Verfahren gelesen hat, so kann er doch diesen Reformen seinen Beyfall nicht geben. Er kann nicht finden, daß der Realzusammenhang die Trennungen so vieler Materien rechtfertiget, und daß sie bisher durch die bloße Nominalverbindung zusammengehalten worden sind. Die substitutio pupillaris gehört nicht allein um des Namens willen zur vulgari und zu den Testamenten; die Intestatfolge, der Pflichttheil, das Testament der Eltern unter den Kindern ꝛc. können der Realconnexion unbeschadet ganz füglich an der Stelle stehen bleiben, wo

sie

ſie ſtanden. Es iſt wahr, ſie können auch in dem Perſonenrechte ſtehen, aber warum ſollen ſie das? Iſt die neue Methode beſſer als die alte? Was gewinnen wir dabey, daß wir uns unſern alten Gang abgewöhnen und einen neuen lernen? Das gewinnen wir, ſagt Hr. H. „daß das Perſonenrecht aufhört „eine bloße Fragmentenſammlung zu ſeyn, und zum „vollſtändigen Gebäude wird, und daß die Sätze des „Perſonenrechtes durch die Zuſammenſtellung unter „allgemeinere Geſichtspunkte und durch die Ueberſicht „über das Beſondere durch die Gegend des Allgemeinen, in einem viel helleren Lichte erſcheinen, als wenn „ſie wie lauter einzelne von ihrem Stamme abgeriſſene Partikeln bald hier bald dort herumſchwimmen.„ Noch bin ich, der Rec., nicht überwunden. Iſt denn das Perſonenrecht bisher eine bloße Fragmentenſammlung geweſen? Wie kann man das behaupten? Hat nach der alten Methode keine allgemeine Ueberſicht ſtatt gefunden, und wird, dieß bitten wir den Hrn. V. vorzüglich zu bedenken, nicht gerade ſo viel von der allgemeinen Ueberſicht im iure rerum verhindert, als im iure perſonarum gewonnen wird? Schwimmt jetzo nicht die Lehre von der Erbfolge im Syſtem wie die Ruinen eines zerſcheiterten Schiffes herum? Gewinnen wir aber nichts durch die neue Anordnung, ſo erfordert es die Prudenz, bey der vorigen zu bleiben. Jung und Alt iſt nun einmal dergeſtalt an den Juſtinianeiſchen Plan gewöhnt, daß es ein halbes Wunderwerk ſeyn würde, wenn man ihn gegen einen ſo ganz verſchiedenen vertauſchte.

Auch der allerdings vernünftige Uebergang von Principien zu Principiaten, vom einfachen zum zuſammengeſetzten, ſcheint mir des Hrn. V.

Neuerungen, z. E. die Voraussetzung des iuris rerum vor das ius personarum, und der Lehre vom Processe vor das Personenrecht nicht zu rechtfertigen. Ist es denn in einem Elementarbuche nöthig, was Hr. H. zu seiner Vertheidigung anführt, daß man im Personenrechte sage, ein Vater könne mit seinem Sohne nicht stipuliren, der tutor in emtionibus, venditionibus, locationibus, conductionibus, mandatis, depositis des Pupillen auctoritatem interponiren müsse, daß ein Pupill ohne diese keine bonorum possessionem bitten, kein Fideikommiß annehmen dürfe? das glaube ich nicht. Was aber im Personenrechte von solchen Begriffen und Wörtern, die eigentlich zum Sachenrechte gehören, beyläufig vorgetragen werden muß, ist wenig und theils aus notionibus communibus schon bekannt, theils mit ein paar Worten deutlich gemacht.

Setzt man das Sachenrecht voraus: so ist es eben so wenig möglich, sich aller Wörter zu enthalten, die im Rechte der Personen erst völlig deutlich werden. Unser Verf. spricht z. E. im iure rerum §. 374. von der potestate domestica, von der man keine Idee hat, ehe man das ius personarum versteht. Auch ist die Zerreißung einzelner Materien, die mir, wie gesagt, nicht gefällt, und die ich für eine der größten Sünden gegen die Methode halte, eine nothwendige Folge dieser Translocation des Personen- und Sachenrechtes. Die Abhandlung vom Processe, der Grund, um deswillen der H. V. dem Rechte der Personen prämittirt hat, weil nehmlich z. E. in diesem letztern gefragt wird, ob ein minor ein filius familias Advocat oder Procurator seyn könne, diese Wörter aber im Proceßrechte erklärt würden; dünkt mir noch weit weniger erheblich; denn diese Wörter versteht jeder, der auch kein Ju-

rist

rist, und hat er gleich keine ganz distincte Begrife davon, was schadets? Kurz das Sachenrecht enthält Principien für das Personenrecht, das Personenrecht Principien für das Sachenrecht. Also ist nun zu untersuchen: soll man deswegen beydes durcheinander werfen, damit das Ding nur recht Euclidisch aussehe, oder soll man beyde Rechte separirt lassen? Will man das letzte thun, so fragt sichs, soll man das erste dem andern, oder das andere dem ersten vorgehen lassen? Und hier bin ich immer noch der Meynung: Personenrecht voran. Fehlet immer einigemal gegen die Regel: keinen terminum zu brauchen, der erst im folgenden vollständig erklärt wird, wann ihr mir nur das wichtigere Gesetz beobachtet: Zusammengehörige Lehren nicht zu zerstückeln.

2) Wie sind die einzelnen Materien angeordnet? Zuweilen gut, zuweilen nach meiner Einsicht viel zu willkührlich, viel zu abweichend von der Anlage der Gesetzbücher. Wer ein System des Naturrechts entwirft, hat freye Schöpfermacht. Er kann ordnen wie er will. Aber nicht so der, welcher ein Syskem des römischen Rechts schreibt. Wo der Plan des Gesetzgebers die Grundlage der Legislation, und nicht fehlerhaft ist, da soll der neue Autor ihn nicht verlassen. Und das hat gleichwohl Hr. H. zuweilen gethan. Man sehe z. E. die Abhandlung von den Kontrakten an. Das römische Recht theilt, wie ein Schüler weis, die Conventiones in pacta und contractus, die contractus in verbales literales, consensuales und reales, die pacta in nuda und non nuda &c. ein. Und auf diesem Grundrisse ruhet das ganze Gebäude. Herr H. verläßt ihn gänzlich. Er theilt also:

Conventiones sunt:

I. Principales
1) simplices
A. circa res
AA. de rebus ipsis transferendis.
a) beneficae
b) onerosae
aa) permutatio
bb) emtio
cc) mutuum
dd) contractus chirographarius
ee) pacta iusoria
BB. de iuribus circa res transferendis
a) realibus
b) personalibus
aa) beneficae
bb) onerosae
α) commodatum
β) precarium
B. circa facta
Aa. beneficae
a) mandatum
b) depositum
2) compositae
A. Societas
B. contractus aestimatorius
II. Accessoriae &c.

Diese Neuerung kann ich unmöglich gut heißen. Wer das römische Recht lernen will, muß doch einmal schlechterdings wissen, welcher Vortrag pactum, welcher contractus, welches pactum legitimum, welches prætorium, welches adiectum, welcher Contract verbalis, literalis, realis, consensualis ist. Wie unendlich schwerer aber ist es, dieß alles mit dem Gedächtnisse fest zu halten, wann man nach Hr. H. Methode

Methode unterrichtet wird, als bey der gemeinen! Auch muß man dennoch sich immer noch mit dem Plane der römischen Rechtsgelehrten bekannt machen, wann man ihre Lehrgebäude durchwandern und übersehen will. Und was hat man zum Gewinne für diese doppelte Mühe?

Warum hat unser V. sich bey der Intestatfolge so genau an die Ordnung der 118ten Novelle gebunden, und nicht den Weg vorgezogen, den ein mir unbekannter Autor in den vier Versen Descendens omnis &c. bezeichnet, und den Hr. Vicecanzler Koch in seinem Traktat de successione ab intestato mit so vortrefflichem Succesſe betreten hat.

Die Abweichung von dem römischen Systeme in der Lehre von den modis adquirendi und von den Verbrechen macht weniger Verwirrung, doch würde der Rec. auch da lieber den Alten getreu bleiben. Soviel von diesem Punkte.

3) „Sind die einzelne Sätze gehörig abgetheilt, in einer der Natur der Sache angemessenen Folge und Ordnung vorgetragen, mit Präcision bestimmt, und gründlich aus den Gesetzen bewiesen?

Größtentheils ja! doch hier und da hätte eines oder das andere meines Glaubens noch besser geschehen können. z. E. im 215. §. würde ich die Servituten also geordnet haben: Servitus vel realis est, vel personalis, vel anomala. Anomala est servitus operarum servi. Realis vel urbana vel rustica est. Personalis vel essentialiter vel accidentaliter talis.

Essentialiter personales vel sunt nominatae vel innominatae. Nominatae sunt vsusfructus, vsus habitatio. Innominatae iura quaedam in alieno solius voluptatis causa constituta. Accidentaliter

personales sunt omnes, quæ realiter constitui possunt, per pactum autem expresse ad personam restrictæ sunt.

Die Possession hätte ich §. 147. u. f. ff. auf diese Art erklärt: Detentio est facultas physica de re disponendi. Possessio est detentio rei cum animo sibi habendi. Ratione *animi* vel est *civilis*, quæ coniuncta est cum animo rem tamquam suam habendi, vel *naturalis*. Haec *naturalis sensu proprio* dicitur, si quis rem tamen ex iure in re habet, *nuda detentio*; si ex iure ad rem. Ratione *obiecti* vel est *vera*, vel *analogica* sive quasi possessio. Ratione *modi* vel *corporalis*, (aliis naturalis) quousque res in sensus meos agit, vel *iuris* (aliis civilis). Ratione *fundamenti* vel *iusta* vel *iniusta*. Auch ist, dünkt mir, die possessio, ius possessionis und ius possidendi nicht deutlich genug unterschieden.

Die Materie von der Specification sollte etwas umständlicher und richtiger vorgetragen seyn. Der Recensent würde gesagt haben: Specificatio vel significat *actum* vel *modum adquirendi*. Priori significatu est actus, quo quis ex materia novum corpus producit. Posteriori, est adquisitio novi corporis, quod quis suo nomine mediante actu specificationis vel ex aliena et propria materia, vel, vel ex propria sola ita fecit, ut ad priorem formam reduci non possit. Die alte Rechtsgelehrten nehmlich disputirten, ob der actus specificationis ein modus adquirendi sey. Die Proculianer behaupteten, die Sabinianer leugneten es. Justinian gieng einen Mittelweg, und nach seiner Verordnung ist die Specification zuweilen ein Acquisitionsmittel, zuweilen keines.

Man

Mangel von Präcision findet der Rec. z. E. im 125. §. „Adquiritur ius in re, heißt es dort, „per modum adquirendi siue per factum, quo ad„quiritur acto ipsa res, *in quam constitutum est ius* „*reale.* Neque vero *sola adquisitione rei adquiri*„*tur ius in re* nisi fiat ex causa legibus agnita &c. „Im 49. §. Privilegium est constitutio, qua dero„gatur intuitu personæ cuiusdam vel rei obligatio„ni lege constitutæ.„ Diese passet ganz auf die Dispensation, die doch vom privilegio verschieden ist. Im 79sten: „Conditio est adiectio eventus futu„ri et incerti, qua *existentia actus* alicuius suspendi„tur.„ Diese Erklärung begreift die conditionem resolutivam nicht in sich. Im 80sten: „Error „est, cum res quidem non ignoratur, sed de qua„litatibus eius non satis constat.„ Bey einem Irrthume ist immer eine Ignoranz und oft mehr als eine bloße nicht hinlängliche Kenntniß der Eigenschaften einer Sache. Das Pfandrecht erfordert nicht immer debitum und creditorem, wie die Definition im 234. §. sagt. Der Miethsmann kann sich zur Sicherheit, daß ihm die Miethzeit ausgehalten werde, die vermiethete Sache verpfänden lassen.

III. In was für einem Verhältnisse stehet die Litteratur gegen die Hauptabsicht des V. und ist sie in dieser Rücksicht zweckmäßig ausgewählt?

Herr H. hat, wie er sagt, keine andere als elegante Juristen angeführt, weil sie die Gesetze gelesen und verstanden haben, keinen von den sogenannten praktischen, keinen Lauterbach, Brunnemann ꝛc. Im Ganzen habe ich nichts dagegen. Daß ich aber zuweilen aus einer Disputation Lauterbachs mehr, nicht nur praktische, sondern gründliche theoretische Kenntniß geschöpft habe, als aus zehen von Majansius, das kann ich pflichtmäßig bezeugen, und jeder,

der eine Probe machen will, wird sich so gut, wie ich, davon überführen. Unter den eleganten Juristen giebt es höchst seichte Schwätzer, die selbst in der Theorie (ein bischen kritisches Gelalle heißt nicht solide Theorie) manchem Praktiker weit nachstehen. Ich würde daher jene nicht ohne Wahl anführen, und diese nicht ohne Unterschied verwerfen.

IV. Wann das Buch in jeder oder einigen dieser Betrachtungen Fehler hätte, was für einen Einfluß haben sie auf das ganze; hindern sie seine Brauchbarkeit, und ist das nun überhaupt der Weg, auf welchem man ungeachtet seiner Krümmungen in der Bearbeitung der Wissenschaft weiter fortgehen könnte?

Manche Fehler hindern allerdings die Brauchbarkeit des Buches in seiner jetzigen Gestalt, z. E. die Umschmelzung der Kontraktsmaterie, das Zerreißen verschiedener andern ꝛc. Manche werden wenigstens seine Reception in die Auditorien hindern. Dergleichen ist die so auffallende Verschiedenheit seiner Anlage von den Justinianeischen Institutionen.

Auf diesem Wege also, so wie er jetzt da vorgezeichnet ist, rathe ich nicht fortzugehen. Aber Hr. H. hat Einsicht genug, Architekt eines neuen Gebäudes zu werden, das die Vorzüge seines jetzigen ohne dessen Mängel hat, das brauchbar und bequem ist, ohne daß seine Bauart mit der gewöhnlichen einen zu starken Kontrast macht. In den Streit mit den Frankfurter Zeitungen, der einen Theil des Programms anfüllt, mische ich mich nicht. Denn ich bin kein Antikritikus.

Bz.

XII.

Die Lieder Sineds des Barden mit Vorbericht und Anmerkungen von M. Denis, aus der G. J. Wien bey Trattnern. 1772. 8.

Sined ist Denis. Schon diese Namenverkleidung giebt dem Titel dieser Gedichtsammlung ein fremdes Ansehen. Es ist nicht ein Dichter, der in dem Ueblichen unserer Zeit, es ist ein Barde, der in dem veralteten Ueblichen der dunkelsten Vorzeit singt. Als ein solcher Barde ist uns Hr. D. längst bekannt, er ist längst von einem Uebersetzer Ossians, selbst ein Barde, wie er, geworden. Der Gebrauch der nordischen Mythologie, die eigentlich den Hauptcharakter der Denisischen Gedichte ausmacht, ist für die deutsche Poesie allerdings eine merkwürdige Begebenheit. Sie wird auch für ihr Gebiet eine Eroberung seyn, wenn man, statt sie auf die Trümmern der Griechischen zu bauen, (S. drittes Lied S. 223.) die eine wie die andere bey ihrer Nutzbarkeit erhalten will. Die Begeisterung, womit die nordische Mythologie bisher von einigen Dichtern in die Wolken erhoben, und die griechische in den Abgrund verbannt worden, kann man aus der Kraft erklären, womit der menschliche Geist auf alles Neue hingetrieben wird. Wir haben ihr indeß einige vortrefliche Gedichte zu danken, wir haben ihr auch viele Schönheiten in dieser Sammlung zu danken, und das ist immer Gewinn genug. Nur die Gründe, worauf man die Meynung bauet, daß,

die nordische Mythologie ausschließend für uns gehöre, haben uns noch überzeugen können.

Wenn man auch über den historischen Theil derselben nicht schwierig seyn wollte, so würden doch ihre enthusiastischen Freunde noch wenig gewonnen haben. Gleichwohl setzen sie auf diesen historischen Theil kein geringes Gewicht. Wir sind Deutsche, und sollen eine deutsche Mythologie haben. Allein weder die Barden noch die Skalden sind die Dichter unserer Vorfahren. Jene gehören den Celten, welche in der Kultur einen sichtbaren Vorsprung vor den alten heidnischen Deutschen hatten. Ihre Mythologie ist sehr einfach, und vermuthlich der deutschen Mythologie in den ältesten Zeiten ähnlich, aber sicherlich nicht wegen einer gemeinschaftlichen Abstammung; sondern aus der ganz einfachen Ursach, weil sich die Theologie aller Völker in ihrer Kindheit ähnlich sieht. Immerhin mag diese patriarchalische Mythologie die Mythologie unserer Dichter werden. Warum sollte man nicht viele erhabene Schönheiten aus den Ideen eines Allvaters, und mit den guten Menschen vertrauter Zwischengeister, man mag sie Engel, Heldenseelen, Götter und Göttinnen nennen, ziehen können.

Die Skaldentheologie gehört uns noch weniger als die Celtische. Die Verwandschaft der Deutschen mit den Skandinaviern und Isländern ist noch weniger dargethan. Und wie, wenn bey tiefern Nachforschen die schon ziemlich weitgetriebenen Vermuthungen über den asiatischen Ursprung der Edda, endlich ganz wahr werden sollten? Wenn wirklich die Geschichte Odins, der Asen, Asgards u. s. w. verkleidete griechische und trojanische Fabel wäre, die gelehrte Isländer von ihren Reisen, und zwar ziemlich spät, zurückgebracht? Alsdann würden

den wenigstens alle chimärischen Gründe fallen, und man müßte blos bey der Frage stehen bleiben, ist die nordische Mythologie guter poetischer Stoff? Im Grunde wird sich auch der Virtuose blos bey dieser Frage aufhalten, unbekümmert in welcher Verwandtschaft er mit den Leuten stehen mag, die Hunderte oder Tausende von Jahren schon vor ihm sie gedacht, geträumt oder gefabelt haben. Für ihn giebt es eine ganz andere Art der Blutsfreundschaft, als die darüber das Heroldsgericht urtheilt. Da kann er denn nach zweyerley fragen: ist überhaupt in der Eddamythologie brauchbare Bildung, Farbe, Sprache, Gesinnung, und ist sie für mich und mein Zeitalter darinn. Ob in dem zweyten Stücke die nordische Mythologie dem Dichter bessere Dienste, wenigstens überall leiste, darüber kann noch gestritten werden. Allein gesetzt auch, daß die Nordische gesiegt hätte, so kann ihr dreister Sieg doch nichts helfen. Sie ist uns eine ganz fremde Sprache, und ein Gedicht, bey dessen Lesung ich erst die Bedeutung jedes Wortes aus dem Wörterbuche lernen muß, wird schwerlich eine grosse Wirkung auf mich thun. Man versuche es nur bey der Uebersetzung der Voluspa, die uns H. D. in dieser Sammlung liefert, und die grosse poetische Verdienste hat. Sie ist so mit Anmerkungen überladen, daß sie H. D. selbst Noten ohne Text nennt. Das Auge muß bey jeder Zeile aus dem Texte in die Erklärung springen, der Faden der Aufmerksamkeit zerreißt, aus einem Vergnügen wird Arbeit, und am Ende steht kein ganzes Bild, keine ganze Geschichte vor der Einbildungskraft, ich erwarte vergebens entflammt zu werden, und Theil nehmen zu können. Im Grunde könnte man also wohl weit besser mit Einer Mythologie auskommen, wenn man

nichts

nichts als Bild und Farbe ſucht; und da dieſes einmal nach unſerer klaſſiſchen Erziehung die Griechiſche iſt, warum ſollte man die Gemeinnützigkeit der Poeſie durch eine neue fremde poetiſche Sprache erſchweren?

Dabey bleibt inzwiſchen dem Virtuoſen noch immer ein ſehr anſehnlicher Nutzen aus der Barden- und Skaldenpoeſie übrig, nemlich von Seiten ihrer Geſinnungen, der aber mit der Mythologie nichts gemein hat. Muth, Unerſchrockenheit, Vaterlandsliebe, Kraft der Leidenſchaften, ihrer Aeußerungen und Ausdrücke, mit alle den Ausſchweifungen, wozu ein roher Geiſt ſeine Empfindungen treibt, ſind in dieſen Gedichten mit Zügen gemahlt, die ihm Nachdruck, Wendung, Stärke und Hoheit an die Hand geben können. Und da, wo Hr. D. in dieſem Geiſte geſungen hat, iſt er allemahl vortreflich; — vortreflich wo er ſeinen Abſtraktionen Körper und Leben, ſeinen Geſinnungen Hoheit und Muth, ſeinem Fluge Kühnheit und Neuheit, ſeinen Wendungen und Ausdrücken Ehrwürdigkeit des Alterthums, aus dem einfältigen, ehrwürdigen ſtarkempfindenden, hochſinnigen Bardenzeitalter verſchafft, zumal da, wo er es mit dem Gekünſtelten der Frivolität und der Ueppigkeit neuerer Sitten in Kontraſt ſetzt. Wer wird in dieſen Stücken die Vortreflichkeit der Bardenpoeſie verkennen? Dieſes empfunden, gedacht, gebraucht, ſo glücklich gebraucht zu haben, mit der Fülle, Wohlklang und Kühnheit ſeiner oft ſo glücklichen Sprachwendungen und Zuſammenſetzungen, machen nun gerade aus H. D. den ſchätzbaren Dichter Deutſchlandes, wofür ihn jeder Freund der Muſen erkennen wird. Auch ſind wir überzeugt, daß er ſelbſt auf die Poeſie, worinn er ſich mit ſo vielem Ruhme gezeigt, keinen

andern Werth setzen werde. Denn in der That befindet sich gegenwärtig die bürgerliche Gesellschaft unter den Deutschen auf einer Stufe der Kultur, wo sie mehr Bedürfnisse hat, als die, wofür die Barden politik sorgen kann. Man würde auch den Dichtern sehr wenig zu danken haben, wenn sie uns nur von einer Seite bearbeiten, nur eine Art der Gesinnungen stärken, eine Art der Empfindungen erregen wollte; da es augenscheinlich die Absicht der Natur, eine durch die andere einzuschränken, zu mildern, zu modificiren, so daß aus der Harmonie aller, ein vollkommneres Ganze entspringe. Selbst die Vaterlandesliebe wird Feindschaft gegen das menschliche Geschlecht, Muth wird Blutdurst, Tapferkeit Wildheit, wenn sie über ihr Maaß befeuert werden; wenn nicht auch das Herz die sanften Töne des Friedenssängers hören, und gegen die Güter und das Glück der errungenen Ruhe empfindlich seyn kann, wenn der Dichter es nicht belehrt, daß Friede und Freyheit, der Zweck, der Lohn und das Ende des Krieges seyn muß. Uns also wieder in den Geist der ungebändigten Kriegessucht zurücksetzen, hieße uns erniedrigen. Wenn wir daher gleich nicht von den mildern Griechen und Römern herstammen, so sind wir ihnen doch nach dem Geiste näher verwandt, als den Deutschen des Tacitus, von denen wir nur dem Fleische nach abstammen. Dieses macht denn, daß ihre Gedichte eine Nahrung sind, die unserer Geistesbildung zuträglicher, heilsamer ist, und sich leichter mit ihm identificirt, als die Schlachtgesänge der Söhne Theutes.

Am schwächsten sind wohl die moralischen Gründe, womit Hr. D. in seinem dritten Liede die griechische Mythologie bestreitet.

Soll

Soll er vor Manat Eukeln in Redefluß
Euern verbuhlten Donnerer nennen,
Nennen die Flutengebohrne Bethörerin
Und ihr böses geflügeltes Kind?

Hier ist wohl Immoralität gegen Immoralität. Schwerlich ist Odin, in dessen Saale man Blut aus Feindes Schädeln trinkt, besser, als der verbuhlte Jupiter. Es giebt auch einen Jupiter, der Minerven in seinem Haupte pflegt, mit seinem Winke den Olymp erschüttert, es giebt eine Venus Urania. Es kömmt auf den Dichter an, welche Farben, und wie er sie aus der griechischen Fabellehre gebrauchen will.

Zufolge dieser flüchtigen Anmerkungen müssen wir wohl in der vor uns liegenden Samlung den eigenen Liedern des H. Denis, vor den altnordischen übersetzten Gedichten den Vorzug geben. Von der ersten Gattung sind darinn enthalten: außer der neulich bekannt gemachten Bardenfeyer, die hier ganz eingerückt, und außer Josephs erster Reise, die sonst schon bekannt war, noch drey Josephs Reisen, ein Gedicht auf seine Krönung, Theresiens Genesung, sodann die Säule des Pflügers, an die wir auch schon einen Trieb gethan; Freundschafts oder Lobesgesänge an den Oberdruiden an der Rur, einen Bardenfreund, das Haupt der Starken bey den Markmännern (Feldzeugmeister Laudohn) den Obersten der Barden Teuts (Klopstock) den Bardenführer der Brennenheere, (Gleim) Friederichs Barden, (Ramler) den Oberbarden der Pleiße, (Weiße) den Beredtesten der Donaudruiden (P. Wurz) Barden Ringulphs Lied an Sined und Barden Sineds Lied an Ringulph. An einen Jüngling! Vier Vaterlandsgesänge voll edlen Inhalts! Ein Morgen-

und

und Abendlied, Gruß des Frühlings, Donnerwetter, Klagen über Gellert, über den Geschmack Einiger seines Volks, über die Erziehungsart vieler Kinder, insonderheit durch französische Erzieher, über den Tod eines seines Ordens, P. Hohenwarts, über die Armen, den Tod eines geliebten Vogels, — endlich Urlaub (wohl edler Abschied) von der sichtbaren Welt. In dieser Klasse sind die Lobesgesänge und die Lieder auf Theresien voll großer Schönheiten, am wenigsten poetisch sind wohl die Klagen, wovon die dritte insonderheit zwar vortreffliche Wahrheiten, aber auch sehr prosaische Stellen enthält. Wir müßten zu viel abschreiben, wenn wir alle schöne Stellen hersetzen wollten, als z. B. den Anfang von Theresia der Gattin, folgende in Theresien der Starkmüthigen, über den Verlust in der kayserlichen Familie:

Sie steht, und hält gespannt der Herrschaft Zügel
Mit unentnervter Hand.
Die Völker merken kaum, daß sie in Mitte
Geliebter Todten steht.
So merken in des Felsen sichrer Ritze
Des Adlers Kinder nicht,
Daß Wagen sich an seinem Fuße brechen,
Und Nordwind ihn bekämpft.

Die altnordischen übersetzten Gedichte gehen vorher, mit denen aber der Rec. ungleich weniger zufrieden ist. Die Lehren der Vola, Hagbarth und Sygna, Odins Helnfahrt, Asbiörn Prudas Sterbelied, Hakons Leichengesang, Regner und Krala, Egills Läsegesang. Unter allen diesen Stücken wollen wir nur unsern Lesern die christliche Nachrede des deutschen Dichters bemerken lassen,

worinn

worinn er den ganzen Troß sächsischer und Niederdeutscher oder zweifelhaft cimbrischer Götter zu den Asen der Vola gesellt; aus welcher Vermischung es augenscheinlich ist, wie schwankend selbst bey Hr. D. der Begriff der Bardenmythologie seyn muß. Denn auch schon aus H. Schützens Schutzschriften kann man erfahren, was die meisten spätere, fremde oder ungewisse Wesen sind.

Diese schwankenden Vorstellungen findet man bis in seinen historisch-dogmatischen Vorbericht, man weis nicht, ob von den Barden, Skalden, Angelsachsen, Franken, Cimbern oder Deutschen? Und das alles ist noch dazu aus gewöhnlichen Büchern geschöpft, ohne irgend eine neue Zugabe. Gleichwohl könnte man von dieser Art etwas von H. D. erwarten, da er einer Bibliothek nahe, von der man sich so viele schätzbare Denkmale der nordischen Dichtkunst versprechen kann, und er Geschmack, Dichtergeist besitzt, zu suchen, zu beurtheilen und zu nutzen.

B.

XIII.

Sophiens Reise von Memel nach Sachsen, vierter Theil. Leipzig bey Junius. 1772. 26 B. 8. Fünfter und letzter Theil, nebst des Verfassers Bildniß. 1772. 1 Alphab. 15 B.

Sophiens Reise ist ein Labyrinth, das der V. angelegt hat, und durch welches er die zahlreiche Gesellschaft seiner Leser begleitet. Er führet sie durch

die

des vornehmsten Irrgange, zeigt ihnen manche mit dem Vorbeygehen, und überläßt es ihnen, sich selbst ein Local davon zu machen; und nachdem er zu guter Letzt die verschlungensten Wege mit ihnen durchkreuzet, bringt er sie unweit eines Ausganges, nimmt Abschied und versichert, daß sie sich nun ohne Mühe von selbst herausfinden werden. Mit dem fünften Theile, worinne Materialien zu einigen Bänden zusammen gedrängt sind, wird das Buch beschlossen. Das wesentlichste dieser beyden letzten Theile als Geschichte betrachtet, ist folgendes. Sophie befindet sich im vierten Theile noch immer in die Netze des General Tschernoy verwickelt, aus denen sie Herr Leffe sowohl, als der ehrliche Schiffer Puf zu befreyen fruchtlos bemühet sind. Es ist nicht zu leugnen, daß hier die Geduld der Leser sehr auf die Probe gesetzt wird, sie müssen des ewigen Entführens und Herumschleppens der armen Sophie endlich satt und müde werden. Im fünften Theile nimmt Sophiens Schicksal endlich eine andere Wendung. Es glückt dem Schiffer Puf, der auf die rechte Spur kommt, durch eines seiner Schiffe, das er unter schwedischem Namen in See gehen läßt, Sophien aufzuhaschen, und sie, nachdem er ihre Wache wieder ans Land setzen lassen, aus ihrer Gefangenschaft zu befreien. Zu gleicher Zeit schafft der V. den General Tschernoy auf die Seite, daher ist nach ihr keine weitere Nachfrage. Sophie kehrt nach Königsberg zurück, aber bezieht nicht wieder das von Bergische Haus: denn ihre Liebe zu dem Herrn Leff * ist von neuem rege gemacht worden, daher sucht sie dem ehrlichen Schiffer Puf, der sich so verdient um sie gemacht hat, auf alle Weise auszuweichen. In Königsberg trifft Sophie die Majorin v. F., Tochter

der Wittwe E. an, zu der sie mit wichtigen Briefschaften nach Sachsen abgeschickt war, da sie aber dieser Officierdame diese Briefschaften nicht augenblicklich überliefern kann, muß sie sich von ihr und dem Major unendliche Grobheiten gefallen lassen. — Sie soll sogar ins Gefängniß gebracht werden, das erfährt der Hofrath Schulz, und kommt auf den Einfall, sie jetzt für seine Rechnung wegzukapern; welches ihm auch gelungen wäre, wenn nicht der Prediger Groß von Haberstroh, dem der V. in dem letzten Theile eine wichtige Rolle giebt, sie gerettet und in Sicherheit gebracht hätte. Von nun an erscheinet Sophie in einem sehr nachtheiligen Lichte, sie ist falsch, stolz, treulos, spröde, Herr Leff * macht sich von ihr los, der getreue Schiffer Puf wird ihres frostigen Betragens gegen sich auch müde, und springt ab, verschreibt sich eine gewisse Madam Richter aus Hamburg, mit der er sich rasch verbindet. Sie verliehrt alle ihre Freunde, auch die Wittwe E. will sie nicht mehr für ihre Pflegetochter erkennen, und dieses stolze Mädchen, das am Ende aus einer Engländerin ein deutsches Fräulein wird, und sich Sophie Albertine von Hohen ** nennt, wünscht bey ihrer Freundin Henriette L. als Kinderwärterin ihre Zuflucht zu finden, zweifelhaft, ob Herr Leff * nicht gar ihr verlohrner Bruder oder doch ihr Landsmann sey. Julchen ist der von dem V. am meisten geschmeichelte Charakter, der ohne zu glänzen interessirt, ihre Geschichte wird deswegen auch reine ausgeführt. Nachdem sich ihr Herz von dem unwürdigen Schulz ganz frey gemacht, wirbt der Herr von Pousaly um sie, wird von ihrer Familie begünstiget, ohne von ihr geliebt zu werden. Dem ungeachtet soll er ihr aufgedrungen werden, es kommt aber soviel Nachtheiliges von ihm an den Tag, unter andern, daß

er

er die Religion verändert, auch eben der Böswicht ist, der Sophien bey ihrer Ankunft in Königsberg in ein liederliches Haus bringen wollte, daß er, bey so bewandten Umständen, seinen höflichen Abschied bekommt. Julchens Herz nährt aber doch eine geheime Neigung zu einem Manne, von dem man nicht vermuthet, daß er ein Mädchen mit 30000 Thalern fesseln würde. Sein Rock, wie er selbst sagt, ist ein wahrer Bettelbrief; aber der V. begünstiget diesen Mann so ausserordentlich, daß, ehe man sichs versiehet, alle Ungleichheit des Verhältnisses zwischen ihm und ihr verschwindet. Das ist der junge frische Wittwer Herr Groß, Prediger in Haberstroh, es ist leicht zu erachten, daß er dieses Glück ambabus ergreift, das wird ihm auch niemand verdenken: aber die große Eilfertigkeit, mit der er zu Werke gehet, paßt nicht zu der weisen Denkungsart dieses Mannes, denn es läßt sich augenscheinlich berechnen, daß die feige hochadliche Frau desselben noch nicht zwey Monate in der Erde liegt, da Herr Groß sich schon mit Julchen verlobt hat. Von diesem Herrn Groß findet sichs, daß er der Wittwe E. verlohren gegangener Sohn ist, seine Geschichte füllt einen großen Theil des letzten Bandes, und in den ersten Brief des wiedergefundenen Sohnes an seine Mutter eingekleidet, an dem sich die gute alte Frau hat blind lesen müssen, ist hier zu vieler unnützer Detail. Den übrigen Personen in der Geschichte weist der V. eine schickliche Bestimmung an, und läßt sie nach einander abtreten. Herr Leß * ist auf der Reise nach Petersburg, dort eine angesehne Staatsbedienung anzutreten. Herr Schulz wird im Zuchthause zu seyn vermuthet. Herr Malgre, heirathet die Jungfer Mitka Julchens Putzmacherin, und Kraitor, der auch nochmals zum Vorscheine kommt, woher? das weis niemand,

mand, denn die Leser vermuthen ihn in Sibirien, erhält von Sophien noch zu guter Lezt einen Besuch.

Die lezte Hälfte des fünften Theils hat mehr Plan und Anlage als Bearbeitung, man bemerkt es deutlich, daß sich der V. hier in die Kürze zieht und schnell dem Ende zueilt, daher kommt auch wohl manche kleine Uebereilung. Einiges, das aus den vorhergehenden Theilen hier noch hätte einen Aufschluß finden sollen, ist übergangen worden.

Die eingewebten Nebengeschichte beyder Theile müssen wir übergehen, um nicht zu weitläuftig zu werden, dafür wollen wir diejenigen Stellen, die uns vorzüglich gefallen oder nicht gefallen haben, anzeigen. Im vierten Theile sind die Brüder des Herrn Leff* auf der 200 S. und vorher vortrefflich und Sophiens Situation sehr angemessen. Rührend und lebhaft ist die Schilderung, die Herr Puf von dem ausgeplünderten Dorfe macht, worinnen er anfangt (S. 312) sein gutes Herz zeichnet sich auch hier besonders aus. Die ganze Geschichte von Haberstroh aber ist überspannt, besonders hat der V. das Gemählde der Erbschaft mit zu grell abstechenden Farben geschildert. Großmuth, die hier pedantisch wird, und Niederträchtigkeit, Klugheit und Dummheit, Stolz, Grobheit und kriechende Demuth sind hier in einem so abzeichnenden Kontrast, der auf die Empfindung der Leser eine unangenehme Wirkung macht. Julchens ganze Geschichte ist lehrreich, das System, das sie sich macht, da sie sich für beschimpft ansiehet, nach Mecklenburg in ein lutherisches Kloster zu gehen, und in der Stille ihre Tage zuzubringen, auch ihr Glaubensbekenntniß zu ändern, ist der Denkungsart eines jungen Frauenzimmers in ihrer Situation sehr angemessen, die vernünftigen Rathschläge des Herrn Leff* in dieser Angelegenheit, der ihr

aus

aus guten Gründen das ganze Vorhaben widerrathen, insonderheit die Aenderung des Glaubensbekenntnisses, stehen hier an der rechten Stelle. — Also das haben wir mit Vergnügen gelesen. An komischen Situationen fehlt es auch nicht, hierunter gehört der Ritt des Schiffers Puf, um die entführte Sophie auszuspähen, in der drolligen Sprache desselben nimmt sich diese Erzählung um so mehr aus. Der Geschichte des Herrn Groß im letzten Theile sprechen wir zwar das Lehrreiche nicht ab, ein junger Wildfang, der dieses wird durch böse Beispiele und schädliche Eindrücke, die in der ersten Jugend von dem unwürdigen Vater auf das Herz des Sohnes gemacht werden, und der in den männlichen Jahren der Vernunft wieder Gehör giebt, kann immer einen schicklichen Stoff zu einem moralischen Gemählde abgeben: aber diese Erzählung setzt diesen Charakter lange nicht in das Licht, worinne ihn der V. will hier erscheinen lassen, zudem hat sie im Buche die unschicklichste Stelle, wie wir oben schon angemerkt haben. Natürlicher Weise konnte der erste Brief des Predigers Groß an seine Mutter nach der Wiedererkennung nichts anders enthalten als die Beweise, daß er wirklich der verlohren geachtete Sohn sey, und die Empfindungen seines Herzens über den glücklichen Zufall, seine würdige Mutter wieder zu erkennen. Aber was soll hier in einem ungeheuren Briefe die ganze ausführliche Lebensgeschichte mit allen kleinen Vorfallenheiten, Liebeshändeln und dergleichen? Hierauf läßt sich nichts sagen, als: der V. wollte s. Buch schließen, dieser Aufsatz war einmal vorgearbeitet, er mußte also hier eingerückt oder unterdrückt werden. Einige recht buntante Scenen hätten wir ganz aus dem Buche hinweggewünscht, z. B. daß Sophie in

kalmuckischer Gesellschafft eine Gesellschafft widriger Insekten aufhascht, und viel davon zu erzählen weis, wie sie dieser unbescheidenen Gäste los zu werden sich bemühet hat, das ist etwas ekelhaft. Schamhafte Mädchen ertragen dergleichen physikalische Kalamitäten lieber in der Stille, als daß sie sich darüber laut beklagen sollten. Eben so widerwärtig ist es, wenn Sophie von der Majorin v. F. beym ersten Besuche gezwungen wird, alte Strümpfe zu flicken. In jedem Theile läßt es der V. auch wenigstens einmal zu Thätlichkeiten kommen, im vierten Theile wird Julchen von ihrer Mutter um eines Mißverständnisses willen derb maulschellirt, und im letzten Theile versetzt der gefangene Schulz dem Prediger in Haberstroh, der ihn besucht, beym Abschiede einen heimtückischen Hieb mit einem russischen Pfeifenrohr, daß ihm auf dem Rücken eine tüchtige Schwiele davon aufläuft. Wenn der V. seine Charaktere aus dem niedrigsten Pöbel entlehnt hätte, so möchte das hingehen, aber bey der bessern Klasse von Leuten, die er hier in Handlung setzt, kommt es doch bey allen pöbelhaften Gesinnungen, die sie sonst haben können, höchstselten, die lieben Ehegatten ausgenommen, zu solchen niederträchtigen Thätlichkeiten, daher sollten sie aus der idealischen Welt der Romandichter billig ganz wegbleiben, oder darinn doch nur eine höchst seltne Erscheinung seyn. Nun noch einen Blick auf das Ganze. Sophiens Reise ist uns ein moralisches Gedicht, aus diesem Gesichtspunkte haben wir dieses Buch jederzeit betrachtet, und den hat der V. in der Vorrede zum ersten Theile selbst angegeben. Dieser Endzweck des V. gewisse moralische Lehren durch treffende Gemählde menschlicher Handlungen, vorzüglich den Töchtern unsers Vaterlandes zur Lehre und zum Unterrichte einzuschärfen, legt sich auch durch

das

das ganze Buch genugsam zu Tage. Wir wissen also nicht, wie wir mit dem V. dran sind, wenn er im letzten Theile auf der 265 S. bey Endigung der Geschichte des Predigers Groß sagt „vielleicht wissen „diejenigen, deren Beyfall wir vorzüglich suchen, die „wenigen, die den wahren Zweck unsers Buchs „zu finden wissen: vielleicht wissen die es uns Dank, „eine Geschichte genau hierher gesetzt zu haben, an „deren Bekanntmachung uns alles lag.„ Wozu diese geheimnißvolle Miene? Wir dächten, es läge dem V. daran nicht, daß wenige, sondern viele, ja, alle aufmerksamen Leser den wahren Zweck seines Buches zu finden wüßten; denn wenn nur ein oder der andere Oedipus die wahre Absicht desselben zu errathen vermag, das Publikum aber sich hierinne getäuscht hat: so fällt ja der Nutzen, den es daraus ziehen sollte, ganz hinweg, und dann gehört das Buch in das Fach der zeitkürzenden Lustsiunden oder des Vergnügens auf dem Kanape. Wir lassen uns indessen dadurch nicht irre machen, und richten den V. so wie wir ihn gefunden haben. Hier können wir nun nicht verhalten, daß er, als moralischer Dichter uns in wenig Stellen nur, im Ganzen genommen aber gar nicht Gnüge geleistet hat, und das aus dem Grunde, weil er wegen der Unstätigkeit der persönlichen Charaktere den Leser immer außer Stand setzt, über die Moralität der Handlungen zu urtheilen, diese entspringt doch aus der Denkungsart und den Bewegungsgründen der handelnden Personen. Wenn aber die beständig unter einer Maske stecken und größtentheils nicht eher, als wenn sie von dem Schauplatze abtreten, in ihrer wahren Gestalt erscheinen, wie können sie da lehrreich werden? Es läßt sich nichts weiter als das materielle der Handlung beurtheilen, und dieses bleibt noch immer zu sehr schwankend.

In der Geſchichte hätte der V. ſeinen Lieblingsideen folgen und die Leſer ſo oft täuſchen mögen als es ihm beliebte, aber in den Charakteren hätte das niemals geſchehen ſollen.

— — Si audes
Perſonam formare nouam ſeruetur ad imum,
Qualis ab incepto proceſſerit, et ſibi conſtet.

Der Leſer darf in Abſicht der perſönlichen Charaktere immer weiter ſehen und mehr wiſſen, als die mithandelnden Perſonen in der Geſchichte. Das iſt dem Intereſſe ſo wenig nachtheilig, daß es vielmehr dadurch gewinnt, anſtatt eines Beweiſes führen wir die Richardſoniſchen Produkte an. Der V. hat ſich aber in das Täuſchen der Leſer ſo ſehr verliebt, daß er dieſer Sucht alles aufopfert. Er entſchuldiget ſich zwar im 5 Th. S. 582, daß ſeine Charaktere ſchlechter werden, als ſie anfangs ſcheinen, damit, daß er die Welt habe ſchildern wollen wie ſie iſt. Konnte denn das nicht eben ſo gut geſchehen, wenn gleich der Leſer alle Charaktere genau kennete? Der Heuchler, der Niederträchtige konnte unter der Larve der Frömmigkeit, der Rechtſchaffenheit, der Eigenliebe, immer im Buche ſeine Rolle wegſpielen: aber für den Leſer mußte der Heuchler als Heuchler und der Niederträchtige gleichfalls als ein Niederträchtiger durchſcheinen, wenn dieſer nicht ganz irre gemacht und alles lehrreichen Unterrichts aus dem aufgeſtellten Charakter verluſtig werden ſollte. Sehr oft hat der V. durch einen Misverſtand, durch ein quid pro quo den Knoten in ſeiner Geſchichte geſchürzet, welches ſehr unnatürlich und gezwungen iſt. Aus einer falſchen Delikateſſe erklären ſich die Perſonen gegen einander immer ſo zweydeutig, verſtecken ihre wahren Geſinnungen ſo ängſtlich, daß der Leſer leicht merkt, der Schriftſteller habe hierunter ſein Spiel

um

um neue Intriguen anzuspinnen. Auf diese Weise künstelt er die ganzen Liebeshändel Sophiens mit dem Herrn Leff* heraus. Dieser einsichtsvolle rechtschaffene Mann, der Sophiens heftige Neigung gegen sich kannte, hätte sich nur offenherzig gegen sie erklären und dadurch ihre Hoffnung unterdrücken oder befestigen dürfen, so wäre sie weder falsch, spröde, oder treuloß erfunden worden. Aber so war es nicht in des V. Plan. Herr Leff* muß durch sein geheimnißvolles zurückhaltendes Betragen Sophien in Verzweiflung setzen, sie glaubt von ihm nie geliebt worden zu seyn, aus Misverstand giebt sie also den Anträgen des Schiffer Puf einiges Gehör; ihre Hoffnung, daß sie Herr Leff* noch liebt, erwacht von neuem; sie nimmt ihr halb gegebenes Wort wieder zurück, das nimmt Herr Leff* für Wankelmuth und Treulosigkeit ihres Charakters an, abermals Misverstand! Konnte sich der weise Mann, der Ausspäher des weiblichen Herzens, alle diese Handlungen nicht von einer ganz andern Seite viel richtiger erklären, und davon den wahren Aufschluß finden, der hier geflissentlich verheelt wird? Der Recensent weiß, daß viele Leserinnen hier Sophiens Parthie gegen den Herrn Leff* genommen haben, ganz wider die Absicht des V. Aber so geht es ihm mehrmals, daß das Gewand, das er seiner Geschichte geben will, einen andern Zuschnitt bekommt, als er denkt. Das Studium der Neuheit hat ihn in seiner Theorie unstreitig zu weit geführt, daher hat das Ganze weniger Vollkommenheit als einzelne Theile. Dem ungeachtet bleibt der Arbeit des V. viel Gutes, und wir erwarten von ihm in diesem Fache noch mehrere Produkte seiner Muße, wozu er in dem letzten Theile Hoffnung macht. Vm.

XIV.

Recherches Philoſophiques ſur les Américains, ou Mémoires intéreſſants pour ſervir à l'Hiſtoire de l'Eſpece humaine. Par Mr. de P *** T. I. et II. Nouvelle Edition, corrigée et conſidérablement augmentée. A Berlin, chez George Jacques Decker, Imp. du Roi 1772. 8.

Diſſertation ſur l'Amérique et les Américains, contre les Recherches Philoſophiques de Mr. de P. par Dom Pernety, Abbé de l'Abbaye de Bürgel, des Académies Royales de Pruſſe et de Florence, et Bibliothécaire de Sa Majeſté le Roi de Pruſſe. A Berlin, chez Samuel Pitra, Libraire. Iſt ohne Jahrzahl in 12.

Defenſe des Recherches Philoſophiques ſur les Américains. Par Mr. de P * Nouvelle Edition corrigée et augmentée. A Berlin, 1772. 8.

Examen des Recherches Philoſophiques ſur l'Amérique et les Américains, et de la Defenſe de cet Ouvrage. I. et II. Part. A Berlin, chez G. I. Decker, Impr. du Roi, 177[illegible]. 12.

Nach der im XII. Bande dieſer Bibliothek beurtheilten erſten Ausgabe der philoſophiſchen Unter-

Versuchungen über die Amerikaner hatte man dieſes Werk in verſchiedenen Ländern durch fremde, ſchlechte Einſchaltungen verfälſchet und verunſtaltet. Daſſelbe wiederherzuſtellen, gelegentlich hie und da weiter auszuarbeiten, und zu berichtigen, hat Hr. v. P. die jetzt angezeigte Auflage, die er nur allein für ächt erkennet, beſorget; und dabey zugleich, als den dritten Theil derſelben, die ſchon 1770. herausgekommene, nun an etlichen, eben nicht beträchtlichen Stellen verbeſſerte Vertheidigung ſeiner philoſophiſchen Unterſuchungen mit abdrucken laſſen. In der That iſt auch das Buch jetzt um hundert und einige Seiten, und dadurch mit mancher ſchönen Betrachtung vermehret, die man nicht gerne miſſen würde. Keine von den neuen Zuſätzen beziehet ſich indeſſen ſonderlich auf die Hauptſache des zwiſchen Dom Pernetty und Hrn. v. P. entſtandenen Streites; weil dieſer in allen ihm gemachten Kritiken kein einziges Factum, oder auch nur eine Bemerkung gefunden haben will, die es wehrt geweſen wären, in ſein Werk übertragen zu werden. Dennoch ſcheinet er einigemale auf die ihm von dem Abte gemachten Einwürfe einen Seitenblick gethan zu haben. Wir rechnen dahin die p. 135. T. I. zur Bekräftigung der Feigheit der Americaner, aus des Oberſten Bouquets Feldzuge gegen die Ohio Indianer angezogene Stelle. Allein, ſo viel man aus dem im eilften Bande der Berliniſchen Sammlung der neueſten Reiſebeſchreibungen befindlichen Auszuge dieſes Feldzuges urtheilen kann; haben die Amerikaner durch ihre kühne Angriffe auf das Corps des Oberſten Bouquets, bey Büſchy-Run, ihre Tapferkeit nachdrücklich genug bewieſen. Daß ſie aber haufenweiſe fechten, iſt die allgemeine Gewohnheit der Wilden; und war es ſelbſt ein Meiſterſtück des

Obersten, daß er sie durch eine Kriegslist zum Stehen brachte. Eben dieses, und daß die Americaner wohl Muth haben, bestätiget der Major Rogers, zu dem H. v. P. in seiner Vertheidigung, Ch. XXXII. ein so wohl verdientes Vertrauen äußert; der ihn aber in vielen Stücken eines Bessern belehren könnte.

Ein anderer Fall von dieser Art ist die Anführung einer Stelle aus des Don Juan Ulloa Geschichte von Peru, die vom Hrn. v. P. der doch sonst diesen Schriftsteller oft anziehet, in der vorigen Ausgabe seiner Untersuchungen übergangen worden war. Dom Pernetty machte ihm (Exam. d. Rech. Phil. II. P. p. 66.) der Weglassung dieser Stelle wegen einen Vorwurf; weil er sie für entscheidend hielt; da sie von einem Manne kam, der die Amerikaner zehn Jahre lang genau beobachtet hatte. Ulloa bekennet darinn, daß man bey den Peruanern von der einen Seite so viele Feinheit des Geistes, und von der andern wieder so viele Schwäche wahrnähme, daß auch der beste Beobachter dadurch irre werden müßte. Dieses Widerspruches wegen, sagt nun Hr. v. P., habe er die gedachte Stelle für dunkel gehalten, nicht geachtet, und weggelassen.

Allein, dieser Kontrast lässet sich erklären. Denn ein Mensch kann wohl für gewisse Sachen Begreiflichkeit haben, die ihm für andere fehlet, weil sie von seinen Grundbegriffen, ursprünglichen Bedürfnissen und Neigungen zu weit abstehen; und er durch die Uebung seines Verstandes an mancherley Gegenständen noch nicht die Geschmeidigkeit der Seelenkräfte erhalten hat, durch die der menschliche Geist allein in den Stand gesetzet wird, eben so mannigfaltige Bestimmungen anzunehmen. Doch auf alle diese Stücke hat Hr. v. P. bey Beurtheilung

der

der Amerikaner so wenig gestehen; daß er vielmehr ihre Gesinnungen, Sitten und Handlungen immer nach der Grundverbindung der Begriffe, Bedürfnisse und Neigungen halb, oder ganz gesitteter Nationen, insonderheit der Europäer, gemessen; ohne selbst einmal die Stufen der Erhöhung dieser Eigenschaften, und die unendlich verschiedenen Abänderungen und Bestimmungen in Betracht zu ziehen, die ihnen äußere Anlässe und Umstände geben können. So mußte nun das Bild der Amerikaner, da es in ein falsches Licht gestellet war, auch eine widrige, und ganz andere Wirkung thun, als es, wenn man es an seinem rechten Orte gelassen hätte, gehabt haben würde.

Die Absicht der Dissertation sur l'Amérique et les Américains war keine ausführliche Widerlegung der philosophischen Untersuchungen; sondern nur, eine kurze Beleuchtung ihrer vornehmsten Grundsätze, und der Art, mit welcher ihr Verfasser seinen Gegenstand behandelt hatte, um die Leser auf beydes aufmerksamer zu machen, als es ihnen der einnehmende und entscheidende Vortrag des Domherrn verstattet haben möchte. Dom Pernetty hat sich deswegen auch dießmal nicht in weitzurückgehende Untersuchungen eingelassen, und sich nur an den nächsten Datis und Nachrichten gehalten; auch zuweilen seine in Amerika gemachten Beobachtungen angezogen.

Mit diesem Verfahren, das sich dennoch mit seiner Absicht ganz wohl entschuldigen lässet, ist nun Hr. v. P. in seiner Vertheidigung nicht zufrieden, und nimmt es übel, daß man einer Arbeit, von neun Jahren, die ihm seine Untersuchungen gekostet haben, einen Aufsatz von drey Stunden Zeit entgegen setzet (Def. d. Rech. Phil. p. 6.) Er fordert eine genauere Prüfung; mehr Bekanntschaft mit

der Naturgeschichte überhaupt, und von Amerika insonderheit; bessere Gewährsmänner, als Frezier, Feüillee und Geudeville; Zeugen, die Philosophen und Naturkündiger waren; und vornämlich solche, die bey der Entdeckung von Amerika gegenwärtig gewesen, oder doch von diesen ihre Nachrichten haben konnten. Alles dieses vermisset er an Dom Pey. und seiner Abhandlung; und beschuldiget denselben unter vielen andern minder wichtigen Verwürfen, die wir billig übergehen, daß er den Geist seines Werkes verkannt, ihn daher übel verstanden, und insonderheit den Zustand Amerikas von 1492. mit dem folgenden, und dem von 1767. verwechselt habe, in welchen es allerdings durch den Anbau sehr verändert und verbessert worden wäre.

Weil nun Hr. v. P. hauptsächlich die ihm entgegen gesetzten Zeugen verwirft, und das, was er von Amerika gesaget, eigentlich nur von der Zeit seiner Entdeckung verstanden haben will: so hat ihn der Abbt nicht allein aus solchen Schriftstellern zu widerlegen gesucht, deren Glaubwürdigkeit allgemein, und selbst vom Hrn. v. P. eingestanden wird; sondern sich auch die Mühe gegeben, aus den ältesten und bewährtesten Berichten des Coloms, Vespuccio, Cortez, Las Cazas, Peter Martyr von Engleria, Oviedo, Herrera, Acosta, Hans Schmidts, Laet und anderer die wahre Beschaffenheit von Amerika nach der Zeitfolge, zu beschreiben, als dessen verschiedene Landschaften allgemach erobert worden sind. Und dieses ist mit einer solchen rühmlichen Genauigkeit geschehen, daß er die eignen Worte der von ihm gebrauchten Schriftsteller mit abdrucken lassen; und allemal die Ausgaben, deren er sich bedienet, nebst der Seitenzahl, wo die angezogenen Stellen stehen, bestimmet;

wel-

welches Hr. v. P. dagegen oft vernachlässiget, als der zuweilen weitläuftige Werke ohne alle Anweisung zum Nachschlagen angeführet hat. Solchergestalt hat Dom Pernetty auf eine hinlängliche und entscheidende Art dargethan, daß Amerika, kleine Stücke, als Panama und Morbolmorene ausgenommen, bey seiner Entdeckung ein gesundes, höchstfruchtbares, schönes, zu einem guten Theile angebauetes, starkbevölkertes, mit vielen großen und kleinen Städten besetztes, mit Vieh, Wildpret, und eigenen vortrefflichen Produkten wohlversehenes Land gewesen, dessen Einwohner starke, wohlgewachsene, gutartige Menschen waren, die in ordentlichen häuslichen, und verschiedenen bürgerlichen Gesellschaften lebten, einen guten Verstand, eigne Gewerbe und Künste hatten, deren Werke in den durch Felsen gehauenen, und über Thäler und Abgründe geführten Landstraßen, Brücken, Wasserleitungen, Gold- und Silberarbeiten, Stickereyen, Schnitzwerken, Bildern, Gefäßen und prächtigen Gebäuden von ihren ersten Ueberwältigern eben so sehr bewundert wurden, als sie nachher die Aufmerksamkeit der Neuern auf sich gezogen haben. Er nennet die größten Städte, welches Hr. v. P. verlangt; bestimmet die Oerter, wo die Tempel und Schlösser gestanden; beruft sich ihrer Ruinen wegen auf den Acosta und Herrera, die noch die Reste vom Sonnentempel gesehen, wie auch auf den Ulloa, Bouguer und Condamine; und zeiget unter andern, daß die Spanier die grössern Gebäude bis auf den Grund umgekehret, um das Kupfer, Silber und Gold zu erhalten, womit die Steine verbunden oder von Natur versehen waren. Eben so begreiflich macht er es auch aus dem Las Cazas, wie das so volkreiche und blühende Amerika durch die spanische

List und Grausamkeit verwüstet; und Mexiko besonders vom Cortez mit Beystand der gegen diesen Staat feindlich gesinnten Indianer erobert worden mögen. Daß auch einige Europäer bey der Fruchtbarkeit von Amerika dennoch haben in Hungersnoth kommen können, erkläret er daher, daß Pizarro mit seinen Leuten in eine Wüste gerathen, dergleichen es wohl einige daselbst gäbe; die Spanier durch ihre Grausamkeit, und Nachläßigkeit den Anbau des Landes gehindert; und andere sich theils durch Unvorsichtigkeit, theils aber auch durch ihr schlechtes Betragen gegen die Indianer den Mangel an Lebensmitteln selbst zugezogen haben.

Dom Pernetty widerleget ferner durch klare, einstimmige, und glaubwürdige Zeugnisse das Vorgeben des Hrn. v. P., daß die Amerikaner ohne Bart und Haare am Leibe, schwach, feig, thierisch, dumm, der Vervollkommung unfähig, und kalt in der Liebe gegen das andere Geschlecht und ihre Kinder sind; daß in America keine Steinfrüchte wachsen; daß es unfruchtbar und zum Getreydebau unaufgelegt ist; daß seine Thiere und Auskünfte bey weitem kleiner und schlechter, als die Europäischen fallen; und endlich die dorthin versetzten Menschen, Thiere und Gewächse ausarten und sich verschlimmern. Die Amerikaner haben von Natur allerdings einen Bart und Haare am Leibe; aber aus einem unter ihnen allgemeinen Vorurtheile reißen sie solche mit besonderer Sorgfalt aus, welches auch Rogers angemerket hat. Sie sind eben auch stark; ob sie gleich aus Trägheit und Ungeübtheit nicht sofort zu den Arbeiten willig und geschickt waren, zu welchen sie die Europäer zwangen. Ueberhaupt kann man wohl sagen, daß der Wilde in gewis-

wissem Verstande nicht so stark ist, als der ausgearbeitete gesellschaftliche Mensch; weil die Kräfte, die er hat, und die er sogar in großer Menge haben kann, durch den Gebrauch zur Wirksamkeit gleichsam noch nicht reif geworden sind. Der Kaltsinn, den man bey den Amerikanern in der Liebe wahrgenommen haben will, ist in der That nichts anders, als Mangel der Zärtlichkeit und Stetigkeit dieses Triebes, den der Amerikaner wiederum mit allen Wilden gemein hat, bey welchen der Geschlechtstrieb noch nicht durch das Gefühl des Schönen und Sittlichen bestimmet, und verfeinert worden ist. Man kann über die Herzhaftigkeit eine ähnliche Anmerkung machen. Kühnheit, die aus starken Trieben, aus schnellen und heftigen Rührungen der Einbildung kömmt; körperlichen Muth, hat der Barbar wohl; aber keine ächte Mannheit, keine Tapferkeit; weil diese aus solchen verbundenen Eigenschaften des Herzens und Verstandes entstehet, die man von rohen Menschen nicht leicht erwarten darf. Der Mangel wahrer Herzhaftigkeit ist also kein eigenthümlicher Fehler der Amerikaner, und doch kann man ihnen auch diese nicht durchgängig absprechen. Das Betragen des Königes Ponteac, der den Brandwein, den ihm der Major Rogers geschicket, wider die Vorstellungen der Seinigen, daß er vergiftet sey, blos deswegen trank, weil er es für unmöglich hielt, daß dieser Befehlshaber seinen Tod wünschen könnte; da er ihm und seinen Leuten ein Jahr vorher das Leben gerettet, war gewiß mehr Edelmuth und Stärke der Seele, als Alexander in einem ähnlichen, lange nicht so schlimmen Falle bewieß.

Den Verstand der Amerikaner rechtfertiget Don P. sehr gut aus ihren Künsten, und dem Ulloa. Condaminens Anmerkung darüber ist von ihm selbst

unentscheidend ausgedruckt; auch nicht allgemein; weil er nur von den wenigen Amerikanern spricht, mit welchen er zu thun gehabt hat. Noch weniger vermag des Peter Tonrons Zeugniß, der selbst nicht in Amerika gewesen ist. Daß die Creolen, und noch mehr die Metifs am Leibe und der Seele schwach sind, und ihren Verstand, den sie zwar ungleich früher als die Europäer bekommen, auch nach den Jünglings-Jahren so sehr wieder verliehren, daß sie daher zu Künsten und Wissenschaften unaufgelegt sind, ist an sich unrichtig; obgleich der erste noch nicht überwundene Eindruck des verändertem Klimas, eine ausschweifende Lebensart, und die Unthätigkeit, die aus Ueberfluß entstehet, Schwachheiten nach sich ziehen, von welchen auch Bertrand und Calm in Beziehung auf Pensilvanien nur verstanden werden können. Die Creolen sowohl, als die Metifs, sind gesund, gut gebildet, und leben lange. Diese legen sich auf nützliche Gewerbe und Handwerker; jene, als vornehmer, auf feinere Künste und Wissenschaften; setzen aber aus Mangel des Bedürfnisses, der Ermunterung, und Gelegenheit ihre Talente zu zeigen, ihre Bemühungen selten fort. Doch giebt es nichts destoweniger Creolen, die sich in den Wissenschaften hervorgethan haben. Dom P. führet davon uns dem Condamine und Ulloa, woher auch das vorhergehende ist, und Hr. v. P. seine gegenseitigen Behauptungen genommen haben will, viele merkwürdige Beyspiele, und unter andern den Pedro Maldonado, Mitglied der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu London, und der Academie der Wissenschaften zu Paris, vorzüglich an, von dem wir auch beym Martinelli (Lettre re familiari et critiche, Londra, 1758. p. 2.) eine rühmliche Schilderung gefunden haben.

haben. Sollte H. v. P. hiegegen einwenden, daß er nur von den Creolen der vierten und fünften Geschlechtsfolge gesprochen; wie er denn diese Einschränkung wirklich (Recherch. Phil Tom. II. p. 186.) macht: so müßte er von solchen besondere Nachrichten gehabt haben; und die hätte er angeben müssen.

Die aus Europa nach Amerika gebrachten Gewächse und Thiere arten daselbst so wenig aus, daß sie vielmehr an den meisten Orten gedeyen, sich zum Theil erstaunlich mehren; ja sogar merklich verbessern, als das Rindvieh, die Maulesel und die Pferde in Chili, Brasilien und Neuspanien. Aus dem Laet, Peter Martyr von Engleria und dem Acosta erhellet, daß dieses auch gleich nach der Einnahme von Amerika geschehen sey, welches H. v. P. insonderheit nicht zugeben will. Die Pferde und Maulesel sind in Chili und Peru so dauerhaft, schön und geschwinde, daß sie die spanischen nach Aussage des Ulloa übertreffen, der mit einem Paßgänger von Lima nach Callao und zurücke, drey und eine halbe Meile, jedesmal in neun und zwanzig Minuten, ohne abzusatteln geritten ist. Wenn eine Veränderung mit den nach Amerika versetzten Thieren vorgegangen, so ist es gleich im Anfange geschehen, da sie des neuen Aufenthaltes noch nicht gewohnt waren; oder kommt auch von der gar zu grossen Verschiedenheit ihres vorigen und desjenigen Klimas her, wohin man sie gebracht hat. Höret der Hund in Amerika auf zu bellen, so ist dieses keine Ausartung, sondern seinem natürlichen Zustande gemäß; denn in diesem ist er nach dem Büf„fon beynahe stumm, und hat nur selten, wenn ihn „der Hunger treibt, eine Art von Bellen an sich. „Sein Bellen hat er in dem Umgange mit dem „Menschen an sich genommen, insonderheit mit dem

„geſitteten Menſchen: denn wenn man ihn in die „äuſſerſten Klimata und zu den ungeſitteten Völ„kern bringet, z. E. den Lappländern und Negern: „ſo verliehret er ſein Bellen, nimt ſeine natürliche „Stimme, das Heulen, wieder an ſich, und wird „zuweilen ſo gar gänzlich ſtumm (allg. Hiſt. d. Nat. 7 Th. 1 B. S. 195. deutſch. Ueberſ. in 4.)

Man kann eben ſo wenig ſagen, daß die fremden Gewächſe in Amerika ausgeartet wären; oder ſich noch jetzt verſchlimmerten. Sie gedeyen hergegen ſehr wohl, welches auch von den Stein- und Kernfrüchten gilt, die nach des Hr. v. P. Meynung nur allein auf der Inſel Juan Fernandez fortkommen ſollen; da doch unter andern zu German Town die Straßen mit Pfirſchen, wie mit Linden beſetzet ſind. Immer mögen die ausländiſchen Gewächſe und Thiere in Amerika verliehren; das kann von der Verſchiedenheit des Klimas kommen: wenn es nur ſeine eigene Produkte und Thiere hat, und dieſe nicht ſchlecht ſind. Das aber wird Hr. v. P. nicht ſo leicht beweiſen können, und auch daher, wenn es wahr wäre, noch nicht folgen, daß die Amerikaniſchen Löwen und Tiger nicht ſo grauſam ſind, als anderswo.

Wir haben nicht bemerket, daß ſich Dom P. auf den Umſtand, woraus Hr. v. P. doch ſo viel zum Nachtheile der Amerikaner ſchließet, eingelaſſen, daß nämlich die Männer durchgehends eine Art von Milch in den Briſten haben ſollen. Vielleicht war dieß auch nicht einmal nöthig, da Hr. v. P. ſich blos auf den Jonſton beruft, und dieſer für ſeine allgemeine Behauptung keinen einzigen Gewährsmann bey Nahmen anführet.

Was Hr. v. P. in dem 33. 34. und 35ſten Hauptſtücke ſeiner Vertheidigung von den Patagonen

und

wird Diesen saget, verräth in der That vielen Scharfsinn. Einer von seinen scheinbarsten Gründen ist der, daß die Reisebeschreiber, welche die Größe dieser außerordentlichen Menschen haben angeben wollen, darinn so wenig übereinkommen, daß sich aus den von ihnen bestimmten Maßen ein Unterschied von 84 Zollen ergiebet, der schon mehr als die ordentliche Höhe eines Mannes beträgt. Allein Dom Pernetty bemerket eben so scharfsinnig, daß dieses Uebermaß aus der Ungleichheit der Füße, wornach diese gemessen, entstanden; und zeiget aus der genauen Vergleichung derselben, daß der Unterschied nur eine Kleinigkeit hinauslaufe, worauf nicht zu rechnen sey; weil das Maß nur nach dem Augenscheine genommen werden können. Ein viel scheinet unterdessen nunmehr gewiß zu seyn, daß die sogenannten Patagonen, im Durchschnitte genommen, nur eine Höhe etwas über 6 Fuß, und dabey starke Glieder, eine breite Brust und ausgestreckte Schultern haben, die ihre Größe im Anblicke erheben. Wir fällen dieses Urtheil nach dem Berichte des Isaak Morris, eines der viere von der Mannschaft des im Jahre 1741. an den Magellanischen Küsten verunglückten Schiffes, der Wager, vom Geschwader des Anson, die den Patagonen in die Hände fielen und acht Monate bey ihnen lebten. Hr. v. P. wird auch das Zeugniß dieser Britten um so weniger verwerfen können, als er (Rech. Phil. T. I. p. 357.) erkläret, daß sie vor allen am besten von der Größe der Patagonen urtheilen könnten. Es ist aber doch besonders, daß er eben ihre Aussage über diesen Punkt übergehet; da er doch von ihnen übrigens so umständlich spricht. Sie hätten ihm sonst auch Nachricht von sehr wilden Löwen und Tigern in Amerika geben können.

Dom Pernetty läſſet es zwar gelten, daß wo Münze iſt, auch Kultur ſey; will aber Hrn. v. P. nicht zugeben, daß man dieſen Satz umkehren könne; und führet den Beweis, daß man ſich vor dem in Amerika des Kakaos und einer gewiſſen Art Muſcheln ſtatt des Geldes bedienet habe. Man ſiehet leicht, daß es hiebey auf die Stufen der Kultur ankomme.

Er führet auch Zahlwörter bis an hundert, und darüber, von verſchiedenen Völkerſchaften an, und widerleget dadurch den Hrn. v. P. darinn, daß die Amerikaner nicht über drey hätten zählen können. Ebenfalls rettet er die Aufrichtigkeit der Hiſtoire naturelle, ecclesiaſtique et civile des Antilles de l'Amerique des Herrn von Rochefort, worauf er ſich wegen des vormaligen Staates der Apalachen, eines Volkes in Karolina, bezogen hatte. Dieß thut er durch verſchiedene Briefe zweyer Franzöſiſchen, und eines Engliſchen Gouverneurs, die damals, als ſie die angeführte Geſchichte laſen, zur Stelle waren, und ihre Wahrheit beſtätigen.

Endlich iſt es auch eine gute Wendung, wenn Dom Pernetty den Satz des Hrn. v. P. daß man nur auf den höchſten convexen Bergen die älteſten Völker ſuchen dürfe, ſo gegen ihn umkehret, daß dieſe vermöge deſſelben in Amerika ſeyn müſſen; weil zwar nicht der Chimborako ſelbſt; aber doch ſein Fuß, auf welchem die paradieſiſche Ebne von Quito lieget, die höchſte convexe Erhebung auf der Erdkugel iſt.

Wir ſchränken hier unſere Bemerkungen über die beſonderen Punkte der zwiſchen Hrn. v. P. und Dom Pernetty aufgekommenen Streitigkeit ein; und ziehen ſolche in einigen allgemeinen Betrachtungen zuſammen. Die ganze Hypotheſe des Hrn.

von

v. P. beruhet auf dem Schluſſe: weil die in den philoſophiſchen Unterſuchungen von Amerika und ſeinen Bewohnern beygebrachten Beſchaffenheiten wahr ſind; ſo folget, daß die Amerikaner ausgeartete, und bis zur unterſten Stufe ihres Geſchlechtscharakters herabgeſetzte Menſchen ſind. Dom Pernetty greift hauptſächlich den Unterſatz dieſes Schluſſes an, und zeiget auf eine genugthuende Art, daß die Vorausſetzungen des Hrn. v. P. entweder durchaus falſch, oder doch am wenigſten ganz wahr ſind; und Hr. v. P. dabey vom Beſondern aufs Allgemeine geſchloſſen habe. Man kann aber auch eben ſo gut den Oberſatz, oder die Folge des vorſtehenden Schluſſes leugnen. Denn wenn dieſe richtig ſeyn ſoll, ſo muß aus den Datis des Hrn. v. P. nothwendig eine Ausartung des Menſchengeſchlechtes in Amerika flieſſen. Dazu wird aber wiederum erfodert, daß Hr. v. P. den Begriff der Ausartung (Degeneration) genau von der Verwilderung unterſchieden; und denn ſeine Data ſo nahe an die Folgen gebracht hätte, daß dieſe aus jenen unmittelbar entſprängen. Allein wir können nicht ſagen, daß das eine, oder das andere von ihm geſchehen wäre.

Was das erſte betrift, ſo beſtehen die Veränderungen, die ein Ding in ſeiner Art leiden kann, hauptſächlich darinn, daß es den Charakter derſelben ganz, oder nach ſeinen vorzüglichen Theilen verliehret; oder daß ſeine Kräfte und Fähigkeiten theils unterdrücket und eingeſchränket, und theils wieder ihre Zwecke und Analogie beſtimmet werden. Das erſte iſt Ausartung (Abatardiſſement); das andere Herabſetzung (Degradation); und das dritte Verwilderung (Abrutiſſement.) Hr. v. P. hat in ſeinen Unterſuchungen nur die zweyte Veränderung von den Amerikanern behauptet; aber wir

müſſen offenherzig geſtehen, daß aus allen ſeinen Datis nicht dieſe; ſondern nur die Verwilderung folget. Denn es läſſet ſich aus den Urſachen der leztern nicht allein die Eigenſchaften der Amerikaner erklären; ſondern auch (diejenigen, die in ihren eigenthümlichen äuſſeren Verhältniſſen gegründet ſind, ausgenommen) auf den gewöhnlichen Charakter der Wilden zurückbringen; wovon wir in dem vorhergehenden ein Paar Beyſpiele gegeben haben. Die Aehnlichkeit der Erſcheinungen der Ausartung und der Verwilderung haben nur den ſonſt ſcharfſinnigen Hrn. v. P. verführet, die eine für die andere zu nehmen.

Was zweytens die Art anlanget, wie Hr. v. P. aus ſeinen Datis folgert, ſo ſchließt er gar zu oft ohne Noth von gewiſſen Wirklichkeiten auf beſtimmte, ſeiner Hypotheſe gemäße Urſachen. Dergleichen Schlüſſe ſind aber immer falſch; weil ſie die nothwendige Verbindung zwiſchen Urſache und Wirkung vorausſetzen, die doch dadurch in gegenwärtigen Fällen erwieſen werden ſoll. Dom Pernetty hat ihm daher das Mieliche dieſes Verfahrens mehrmals ſehr lebhaft vorgehalten. Am ſtärkſten zeiget ſich dieſer Fehler darinn, daß Hr. v. P. in dem ganzen Laufe ſeiner Unterſuchungen bey den Amerikanern alles aus körperlichen und phyſiſchen Urſachen zu erklären ſuchet; da ſich doch das meiſte aus pſychologiſchen Gründen, zumal wenn ſie mit jenen gehörig verbunden werden, gar wohl und beſſer begreiflich machen läſſet. Gewiß ſeine Betrachtungen würden glücklicher geweſen ſeyn, wenn er ſich mehr nach dieſer Seite hingehalten haben würde.

Ebenfalls iſt es nicht die beſte Stellung, die Hr. v. P. gegen die ihm von Dom Pernetty entgegen-

gegengesetzten Schriftsteller nennt, wann er ihre Glaubwürdigkeit aus der innern oder äussern Unmöglichkeit ihrer Aussagen bestreitet; weil dieß eine genaue und vollständige Kenntniß der innern Beschaffenheit und des äußern Zustandes der Sachen, wovon die Rede ist, voraussetzet; die man doch hier erstlich ausmachen will. Besser wäre es deswegen gewesen, wenn er seinen Gegenbeweis, wie Dom Pernetty mit Recht verlanget, nicht durch Räsonnements, sondern durch Fakta geführet hätte.

Und so hätte auch Hr. v. P. den Umstand nicht außer Acht lassen sollen, daß die Amerikaner, soviel man weiß, vor ihrer Entdeckung durch die Europäer keines fremden Unterrichts zur Besserung ihrer Einsichten und Sitten genossen haben; und sich also selbst bilden und erziehen müssen. Ihr Fortgang in beyden mußte daher auch weit langsamer und geringer, als bey den übrigen Nationen seyn, welche fast alle den Stoß einer fremden Macht erlitten haben, der ihnen eine andere Richtung gab, und sie zugleich geschwinder zur Ausbildung ihres Charakters brachte.

Hr. v. P. hat also, wie man gesehen, freylich seine Fehler; aber auch eben so gewiß eigne und große Vorzüge, die man ohne Ungerechtigkeit nicht verkennen kann. Seine Untersuchungen sind in einer ächten philosophischen Laune geschrieben; und mit einem Kopfe ausgearbeitet, der sich eines jeden Gegenstandes zu bemächtigen, und seinem Genie zu unterwerfen im Stande ist. Dom Pernetty hat ihm auch von dieser Seite alle Gerechtigkeit widerfahren lassen: wäre er doch gegen ihn und andere eben so billig gewesen!

Und was für ein Werk würden wir von Hrn. v. P. erhalten haben, wenn er sich seinen Stoff besser vorbereitet, ehe er ihn verarbeitet hätte! Dagegen hauet er mit eben der kühnen Begeisterung, wie Michael Angelo, nach der einmal in seinem Kopfe abgefaßten Idee in seine Materie, wie er sie findet, hinein, daß die Stücken umherspringen. Diese sind in der That das Beste, und ein kostbarer Abfall, welchen man auflesen muß; denn das Werk des Domherrn selbst ist, und bleibt mehr witzig, als wahr.

Rz.

XV.

Des Herrn von Justi Natur und Wesen der Staaten als die Quelle aller Regierungs-Wissenschaften und Gesetze, mit Anmerkungen herausgegeben von D. Heinrich Gottfried Scheidemantel, der Rechten öffentlicher Lehrer zu Jena, Mitau bey Steidel und Comp. 1771. gr. 8. 606. S.

Dieses Buch des H. v. Justi kam schon 1759. heraus, ist also unsern Lesern schon bekannt. Wir bleiben bey dieser neuen Ausgabe blos bey den Anmerkungen des H. Scheidemantels stehen. Es ist nicht zu leugnen, daß Justi bey der ausgebreiteten Fruchtbarkeit seines Geistes, die insgemein nur leichte Früchte bringt, doch ein sehr denkender Kopf war, der vermöge seiner lebhaften Einbildungskraft bis auf die unkörperlichsten abstraktesten Simplicitä-

ten

kam hinaufdringen wollte. Aber sobald er erst so weit war, dann vermengte sich wieder die Urtheilskraft mit der Einbildung; denn die einfachen Theile sind, nach dem Grundsatze des Nichtunterscheidbaren sich völlig ähnlich, und der scharfsichtigste Kenner kann den Unterschied nicht finden. Diese Gränzen zwischen dem flüchtigen schwankenden und dem metaphysisch-spekulativen Denken verfehlte er sehr oft; das mag ihm auch in diesem Buche mehrmals widerfahren seyn: der Herausgeber läßt ihm aber Gerechtigkeit wiederfahren, indem er das übrige Verdienst des Buches so lebhaft erkennt, daß er nicht nur überhaupt das Verlangen des Verlegers nach seinen Noten zu dieser neuen Ausgabe für sehr rechtmäßig ansiehet, sondern auch mit Lust gemeinschaftlich gegen Montesquieu zu Felde ziehet. Nur deucht uns, daß der Hr. Herausgeber ein wenig mit Worten spiele, wenn er gegen das, was Montesquieu von der Rechtmäßigkeit der despotischen Regierungsform sagt, welches wir doch bey Montesquieu nirgends gefunden haben, der vielmehr selbst überall dagegen deklamirt, in Eifer geräth, und das Beyspiel der Kayserinn von Rußland anführt, die in ihrem Reiche keinesweges despotisch, sondern monarchisch regiere; er vermechsele den mixtalischen Despoten mit dem nahmentlichen, wie etwa die Barbarey der Sitten mit der Barbarey von Afrika; heissen doch bey den Griechen sogar die Bischöffe ursprünglich Despoten und die Fürsten der Wallachey, Moldau ꝛc. hießen nur deswegen Despoten, weil sie keine Woywoden, keine Unterthanen mehr waren. Ein systematischer Despot und ein systematischer Souverän sind unsers Erachtens Synonymen; sobald die Regel des Systems überschritten, und die Regierung unordentlich

und

und grausam wird, so ist sowohl der Souverain als der aristokratische Senat ein moralischer Despot, und wo das Volk die Gewalt hat, ohne Gesetze und ohne Obern zu leben, wie bey den Eidgenossenen Republiken und den vereinigten Niederlanden hätte geschehen können, wenn keine Magistrate bestellt worden wären, da ist auch die Demokratie Despotismus.

Justi war eigentlich ein Kameralschriftsteller, und dieses Buch sollte die ersten Grundlehren dieser Wissenschaften enthalten, welches man nicht vergessen muß, wenn man auf Stellen stößt, die nicht immer gerade zu mit einer poetischen arkadischen Regierung übereinstimmen.

Er behauptet §. 5. wie nach ihm Rousseau, daß die Geselligkeit dem Menschen unnatürlich und nur eine Folge seines vollkommensten Verstandes sey, daß der Mensch also vorher ein Naturthier sey. Diesen Gedanken verwirft H. S. und behauptet, daß der Mensch auch schon vorher, ehe sein Verstand reif wird, eine Neigung zur Gesellschaft habe, suchet auch dieses mit seinem Triebe zum andern Geschlechte, zur Liebe gegen seine Eltern und mit seinem unbeholfenen natürlichen Zustande zu beweisen. Das kann man ihm so ferne verwilligen, so ferne wir den Adel und die Vorzüge des menschlichen Geschlechts in der Sittenlehre predigen, um den Menschen eine Abneigung gegen das Laster beyzubringen, welches ihre angebohrne Würde entehre; also für einen Katechismus der Sittenlehre ist der Gedanke des H. S. ganz orthodox. Aber für den Kameralisten muß ein anderer Katechismus geschrieben werden, worinn er lernt, nicht, was er den Menschen beybringen oder weis machen soll, sondern wie weit seine Naturkräfte gehen, und was der Kameralist bey

gewis-

gewissen im Ganzen für gut befundenen Anstalten, zum sie auszuführen, zu vermeiden habe, damit die natürliche Wildheit der Menschen nicht gereizt, oder, wenn sie schon in Bewegung ist, in Schranken gehalten werde. Man versuche es nur in einem einzelnen Lande, Gesellschaften einzuführen, wo sie noch nicht sind, einzelne Aecker und Felder zusammen zu schlagen, und aus vielen einzelnen Besitzungen einen einzigen gemeinschaftlichen Besitz zu machen, Feuer-Assekuranz-Societäten ꝛc. aufzurichten, welche unübersteigliche Schwierigkeiten die Regierungen dabey finden werden; man theile hingegen die Gemeinschaften, welche schon vorhanden sind, oder man lasse die Abgebrannte Haus von Haus betteln gehen, und man wird finden, daß dieses nicht nur keiner Schwierigkeit ausgesetzt seyn, sondern auf alle Weise von den Gliedern der Gesellschaft befördert werden wird; davon kommen die bekannten Sprüche: die Gemeinschaft ist eine Mutter alles Zankes; eigener Heerd ist Goldes werth ꝛc. und hierinn haben auch die römische Gesetzgeber ihre actionem communi diuidundo gegründet. Diese Lust zum Eigenthume ist nichts anders als eine Begierde, andern das ihrige zu nehmen und in seine Gewalt zu bringen; auf diese Philosophie gründet sich die theologische Lehre des Sündenfalls, der Raub einer verbotenen Frucht und die Aussprüche der Schrift: das Dichten und Trachten der Menschen ist böse von Jugend auf ꝛc. Sie sind in Sünden empfangen und gebohren ꝛc. Die göttliche Gebote: Du sollt nicht stehlen, du sollt dich nicht lassen gelüsten ꝛc. Justi wird also nicht unrecht haben, wenn er den Zeugungstrieb der Menschen für keinen natürlichen Trieb zur Gesellschaft gelten läßt, weil diesen auch die Raubthiere haben; aber die Beobachtungen, daß die Raubthiere nicht

in Gesellschaft raubten, deucht uns nicht tief genug aus der Natur gezogen zu seyn; dann sind nicht die einzigen Raubthiere, die Fleisch fressen, und die Justi hier vor Augen zu haben scheint, sondern wir haben auch Thiere, die nicht Fleisch fressen, und doch in Gesellschaft vom Raube leben, die Bienen berauben gesellschaftlich die Blumen und Blüthen, die Staaren die Weinberge, die Krammetsvögel die Wacholderbüsche, die Heuschrecken die Wiesen und Felder, die Mäuse und Hirsche die Getraidfrüchte, sogar auch bey den fleischfressenden Raubthieren findet man Gattungen, die in Gesellschaft rauben, die Raben z. E. und gewisse Gattungen Raubfische. Dem ungeachtet halten wir es für falsch, die Lehre von den Finanzen auf die natürliche Geselligkeit der Menschen zu bauen; denn obschon Justi die Geselligkeit alleine dem reifen Verstande zuschreibt, so daß so lange derselbe nicht reif ist, die Geselligkeit auch zu keiner Finanzregel werden könnte; so ist doch dieselbe gesellschaftliche Neigung immer nur Ausnahme nie Regel für den Kameralisten; der Verstand kriecht nicht mit einem mal aus, wie das Küchlein aus dem Ey, sondern entwickelt sich Stufenweise von einem Jahre zum andern; man findet, daß die Kinder von Natur die Menschen scheuen, und daß man es für ein Verdienst einer guten Erziehung ansiehet, wenn sie bey Zeiten gesellig und dreiste gemacht werden, so daß man als eine allgemeine Wahrheit annimmt, daß es den Personen an der Erziehung gefehlt habe, die bey einem gewissen Alter noch ungesellig und leutescheu sind; diese Erziehung würde aber nicht nöthig seyn, wenn die Menschen von Natur gesellig wären; dergleichen leutscheue Menschen können indessen dabey in hohem Grade Verstand und Gelehrsamkeit besitzen,

soviel

soviel Verstand, daß sie selbst einsehen, und gegen ihre wenige vertrauten Freunde, denen sie diese eingeschränkte Zahmmachung allein zu danken haben, freymüthig bekennen, daß blos der Mangel der Erziehung Ursach an ihrer Ungeselligkeit sey, die sie sich nun nicht mehr abgewöhnen könnten. Die Ungeselligkeit ist also doch immer mehr Natur als Geselligkeit; dies gehet so weit, daß auch der ausgebildeste Verstand sogar eine gewisse Würde oder Zufriedenheit in der Einsamkeit sucht. Herr Zimmermann hat dieses in unsern Tagen philosophisch bewiesen. Das Kloster- und Eremitenleben, welches in den ältern Zeiten so leichte bey den Menschen Geschmack gefunden, daß noch heute, wo wir doch den Menschen besser studirt zu haben uns schmeicheln, als unsre Alten, doch noch viel Politik und weitläuftige Anstalt dazu gehört, einen einzigen Klosterorden aufzuheben und mit der grossen menschlichen Gesellschaft zu vereinigen; die spanische Tafeletikette der Großen, die Privatkommunionen, Trauungen, Taufen der Christen und die Collegia privatissima der Studenten beweisen dieses praktisch, so geneigt die Menschen auch sonst seyn mögen, allerley Privatgesellschaften und Orden zu errichten; denn alle dergleichen Gesellschaften haben die Ungeselligkeit zum Grunde, wohin auch der Religionspartheyengeist gehöret; blos der Gedanke, die Ungeselligkeit in ein System zu bringen, und sich von der grossen Gesellschaft der menschlichen Gattung abzusondern, und ihre Ungeselligkeit gleichsam mit gesammter Hand gegen den übrigen Theil der Menschen auszuüben, das ist die Grundursache solcher Gesellschaften, und was Justi von den feindseligen verheerenden und mordenden Kriegen, von der dabey zur Kunst gewordenen Raubsucht anbringt, paßt voll-

vollkommen hieher; denn wie wäre es sonst möglich, daß die Menschen sich so kaltblütig haufenweise tödten könnten, wenn ihnen nicht die Triebe zur Einsamkeit natürlich wären, so daß die Ehre des Siegers nach der Menge der Erschlagenen ausgemessen wird? je mehr Menschen getödtet worden, je mehr Hindernisse sind weggeräumt, zur Unität, zur Einsamkeit zu gelangen; man wende die Augen hin, wo man wolle, so wird man in der Gesellschaft der Menschen Zwang, und in der Einheit Natur finden; die Gesellschaften der Domkapitel erhalten sich bloß durch die Hoffnung der Einsamkeit, durch die Prämien der fürstlichen Würde, nach welcher ein jeder strebt, und den Zwang der Gesellschaft seiner Hoffnung zu einer künftigen prächtigen Einsamkeit aufzuopfern; die nachgebohrne Prinzen lassen sich die Rechte der Erstgeburt mit ihrer eigenen Erniedrigung gefallen, blos, weil sie den Trieb zur Alleinherrschaft natürlich finden, in sich selbst fühlen und Hoffnung haben, das wenigstens ihre Nachkommen auch einmal zu dieser irdischen Seligkeit gelangen möchten. Wie wäre es möglich, daß die Monarchie sich hätte auf den Thron schwingen und erhalten können, wenn die Menschen nicht in der Einheit die Stimme der Natur verehrten. Schon in derselben ist die Lehre von der Einheit Gottes und von der Einheit des ersten geschaffenen Menschen gegründet; blos um der menschlichen eingeschränkten Fähigkeiten willen, nach welchen unsere Ideen sich bilden, und nach welchen wir nicht begreifen können, daß eine einzige Person alle Menschen, und die ganze Natur sollte allein regieren können, hat sich der einige Gott den Stiftern der christlichen Religion unter einer Gesellschaft von drey Personen sinnlich gemacht. Die

erste

erste Bestimmung des Menschen war die Einsamkeit, denn sonst hätte Gott in eben demselben Augenblicke, da er den einzigen Menschen hervorbrachte, Millionen schaffen können; er würde es auch bey diesem einzigen haben bewenden lassen, und doch die Einrichtung so gemachet haben, daß der Mensch sich selbst hätte fortpflanzen können, wie wir Beyspiele solcher Fortpflanzungen genug in dem Pflanzenreiche wirklich haben, wenn er nicht gut befunden hätte, den ersten Menschen in solche Bedürfnisse zu setzen, wo zum wenigsten eine Person ihm unumgänglich nöthig seyn müsse, um alle seine Bestimmungen zu erfüllen, und selbst der Ausdruck der Offenbarung: es ist nicht gut, daß der Mensch alleine sey, giebt zu erkennen, daß es doch vorher gut gewesen seyn muß, ehe Gott diesen Ausspruch gethan hatte; vermöge der Unveränderlichkeit Gottes kann es auch nachher nicht aufgehört haben gut zu seyn, und der Verstand der Worte kann kein anderer seyn, als daß Gott zwar den Menschen bestimmet, und seinen ganzen Bau darnach geordnet, um alleine zu seyn, zugleich aber als eine Ausnahme von der Regel gut befunden habe, ihm noch ein Geschöpfe seiner Art beyzuordnen, um ihm zu seiner Bequemlichkeiten und denn auch nach Art der andern Thiere zu seiner Fortpflanzung zu helfen. Denn sonst müsste man annehmen, daß der Gutbefundene Zustand in der Folge nicht gut gewesen sey, weil ohne Beyordnung der Gehülfin der Sündenfall nicht erfolgt seyn würde, wozu sie ihren Herrn, den Menschen brachte, so daß, wenn sie ihn nicht dazu verführet hätte, ihr Biß dem menschlichen Geschlechte nicht geschadet haben würde, weil das Verbot der Frucht noch vor ihrer Erschaffung und nicht an sie gegeben war, sie auch keinen characterem repræsentati-

matrimonium hätte, ſondern weiter nichts als Gehülfin, adjutrix, war. Dieſe beyde individuelle göttliche Abſichten haben alſo das erſte Naturgeſetz der Einſamkeit nicht aufgehoben, vielmehr nach Art aller Ausnahmen die Regel beſtätiget. Hierin liegt, wir müſſen uns denn ſehr irren, der erſte Grund von der Monarchie und der Knechtſchaft, die eben, aus dem Satze der Einſamkeit der menſchlichen Natur viel gemäſſer ſind als die Geſellſchaft; das Weib iſt nicht zur Geſellſchaft, ſondern zur Hülfe und zum Dienſte geſchaffen, und ſo war die nachherige Polygamie der Erzväter keine Geſellſchaft, ſondern ein Syſtem von Mägden, unter welchen kaum eine den Vorzug hatte, denn wenn Sarah nicht hätte den Stamm des künftigen Meſſias gebähren ſollen, ſo würde Gott ihr nicht einmal eine Diſtinktion verwilliget haben, wie denn zur Ergötzlichkeit der Hagar auch wirklich von Gott verheiſſen wurde, daß ihr Sohn der Stifter eines groſſen Volkes, nicht ſeiner Mutter wegen, ſondern weil Abraham ihn gezeuget, werden ſollte. H. E. ſage dagegen immer, daß, wenn auch die Geſellſchaft nur eine Folge des ausgebildetern Verſtands oder der Vernunft wäre, der Trieb zur Geſellſchaft doch natürlich ſeyn würde, weil die Vernunft auch ein Theil der menſchlichen Natur iſt; denn dieſes lezte kann man ohne Gefahr einer Ketzerey leugnen. Die menſchliche Natur hat Receptivität zur Vernunft und den Vortheil der Sprache, den die Thiere nicht haben; das iſt alles, was man annehmen kann, ſonſt findet man unter den Thieren eben ſoviel Vernunft, und noch ſchärfere Sinnen, als unter den Menſchen, man ſehe die Liſt der Raubthiere, die künſtliche Oekonomie mancher Inſekten, und denn die Hunde, Pferde, Affen, Biber, Elephanten ꝛc. ſo wird man ſich auf

Men-

Menschen einnimmt, gegen welche die Thiere Engel sind. Es ist genug was wir oben schon gesagt haben, daß auch der ausgebildetste Verstand, der höchste Grad von Vernunft der Natur weichen muß, wenn der Sturm zu heftig wird. Welcher ist der Mensch, der mit seiner Vernunft alle seine thierische Leidenschaften hat unterdrücken und ihrem Anhauche allemal hat widerstehen können? Also sehe ich keinen Widerspruch in dem Satze, den Jurin aufstellt, daß die Vernunft wahrscheinlich allein die Ursache des gesellschaftlichen Lebens der Menschen sey. Da aber die Vernunft ein bloßes metaphysisches Ding ist, ein unsichtbares Vermögen der Natur zu widerstehen, blos um entweder eine Furcht zu überwinden, die Furcht, daß die Beobachtung der Naturgesetze sich leicht mit der Uebertretung der eben sowohl natürlichen bürgerlichen Gesetze vermischen könnte, welches alsdenn Strafe nach sich ziehen würde, oder um der Furcht zu folgen, und alles zu thun, was man ohne Gefahr einer widrigen Begegnung nicht unterlassen kann; So kann man doch nicht sagen, daß die Gesellschaft in dem Wesen der Vernunft gegründet sey, sondern wir finden nur durch gewisse Vergleichungen möglicher Begebenheiten, die wir fürchten, Ursache, die natürliche Einsamkeit zu verlassen, und uns gegen die Furcht zu decken, und den Feinden zu widerstehen, die wir in Verdacht haben, daß sie eine gleichen Trieb zur Einsamkeit, den auch wir haben, unser Eigenthum betauben und uns unterdrücken möchten; darüber vereinigen wir uns in Gesellschaften, oder trennen diese Gesellschaften wieder, wenn wir fürchten, daß wir damit unsere Absicht verfehlen, oder ihr schaden möchten; also die Vernunft kann uns zwar anrathen, in Gesellschaft zu treten, aber eben dieselbe Vernunft kann

und es wiederrathen; sie kann uns anrathen, mit gewissen Getränken unsern Durst zu löschen, sie kann uns aber auch anrathen, uns derselben Getränke zu enthalten, weil die Gefahr des Mißbrauches zu nahe damit verbunden ist; aber wird man sagen, das Trinken sey nicht in der Natur, sondern in der Vernunft gegründet? Wie würden höchstens sagen, wenn ja die Vernunft etwas dabey thun, daß sie es zu lassen nur das Regimen betreffe, damit wir nicht Durst sterben, oder trunken werden, damit wir in der Einsamkeit keine Noth und in der allzugroßen Gesellschaft keine unnöthige Ausgaben machen.

Dieses alles denn auf die Finanzwissenschaft angewendet, sind wir immer wieder auf diese Regel getrieben. Alle Zerschlagungen der grossen Güter in kleinere, alle Zertheilungen der Allmanden und Walden, der grossen Pächte in kleinere, alle andere Operationen, welche die Ursachen oder Wirkungen der Bevölkerung, der Kultur und der Konsumtion, das heißt, Aeste einer gesunden Finanzwirthschaft sind, alle dergleichen Einrichtungen müssen aus dem natürlichen Triebe der Menschen zur Einsamkeit, oder, um dieses nicht mit dem Begriffe der Melancholie zu verwechseln, zur Einsicht, zur Simplicität, die Liebe zum Eigenthume erfordert ein ganzes individuelles Eigenthum und leidet keine Gesellschaft; ohne jene Liebe zum Eigenthume kommt die Industrie nicht fort, die lebendige Beweise finden wir in den Ländern, wo die Leibeigenschaft das platte Land noch platter und arm machet, und ohne Industrie sind die Finanzen todte Elemente, wie die Früchte der Erde ohne Kultur; daß die meiste deutsche Bergwerke durch ihre Zukunftzehen in Abnahme gerathen, daran ist nicht so gewiß die Armuth der Anbrüche als die Grösse und Mannigfal-

tigkeit

keit, der Gesellschaften, oder, wie sie in der Kunstsprache genennet werden, der Gewerkschaften, die Ursache, das Partikulareigenthum verliehrt sich in dem Strome der Gemeinschaft, es fehlt also Aufsicht und Industrie und dann fischt, wer fischen kann, wobey sich die Fischerknechte, oder bey den Bergwerken die Bergbediente am besten befinden, die einzelne Gewerke aber Schaden leiden. Und so gehe man alle grosse und kleine Zweige des Finanzwesens durch; überall wird man finden, daß die Einheit die Grundregel ist, nicht nur um die Aggregaten mit Nutzen daraus zu formiren, sondern auch um die unfruchtbaren Massen nutzbar zu machen, und in kleine Theile zu zerschlagen.

Das ist die Hauptidee des Herrn von Justi, unter welchen er sein Buch als ein kameralisches Elementarbuch angesehen wissen wollte.

Es ist jedoch nicht zu leugnen, daß er mehrmals diesen Gesichtspunkt selbst verrückt oder vergessen zu haben scheint, wo man mit allem möglichen Scharfsinne nicht erfinnen kann, welches die kameralische Seite seyn soll, die er auswendig gekehrt wissen will. Dahin gehört der Satz, daß die Menschen, sobald ihre Vernunft reif geworden, nie den Willen gehabt haben können, sich der Willkühr eines andern zu unterwerfen, sondern lieber in dem Stande der Unabhängigkeit den größten Befehdungen und Unsicherheiten sich ausgesetzet haben, weil ihnen bey aller dieser Gefahr doch das Recht der Waffen und der Vertheidigung offen stand. Sie mußten eingesehen haben, daß ihr in Ketten gebundener Stand der Unterwerfung tausendmal elender seyn würde, als die größte Gefahr der Befehdung und der Räuberey; entweder müßte also ihre Unterwerfung vor der Ankunft ihrer Vernunft, oder mit anständigen

Bedingungen geschehen seyn. Wir sehen nicht, wie man einen solchen Satz als eine Wahrheit, die von der Natur des Menschen abstrahirt seyn soll, vertheidigen kann. Es ist ein bloßes Faktum, was unsere Teutsche immer von der Freyheit daher prahlen, und dabey mit beyden Händen an die Spitzen des Joches greifen, das ihnen auf dem Nacken liegt, wie der eiteln Illusion, daß es ein Baldachin oder ein Himmel sey, der aller Augen in der Procession auf sie zieht. Man sehe nur die mancherley Stände der deutschen Menschen an, was sie sich für einen Schwung geben, und was sie für eine Ehre darinn suchen, von einem Grossen der Erde das Joch und die Livorey der Knechtschaft zu tragen, um nur das Vergnügen zu haben, diesen Fürsten gegen jedermann immer aber das sechste Wort seinen Herrn zu nennen, das fängt vom Staatsminister und Hofmarschall an, und geht herunter bis auf den Heyducken, wo einer wie der andere in gleich hohem Tone, dem Bürger, der Sr. Durchlaucht gern eine Bittschrift zu Füssen legen möchte, antwortet: Mein Herr ist auf der Jagd, schläft, oder ist nicht zu sprechen ꝛc. So wie der deutsche Kammerherr, der vielleicht selbst ein freyes Mitglied einer freyen Reichsritterschaft ist, den Fürsten seinen Herrn nennt, so nennen seine Bauern und Beamte mit gleicher Selbstzufriedenheit auch ihn ihren Herrn, der Bürger der freyen Reichsstadt nennt den Magistrat, der Bauer seine Priester, und denn endlich ein jeder Mensch den andern Herren, um damit anzuzeigen, daß für alle Menschen nichts Ehrenvoller, nichts schmeichelnder seyn könne, als die Vorstellung, der Herr über andere zu seyn. Dieser Instinkt zur Herrlichkeit, den man immer auch Maserey nennen mag, ist nicht etwa nur ein Werk der

unent-

entwickelten Vernunft oder des blos natürlichen Menschen; sondern vernünftig oder natürlich, halb oder ganz entwickelt, in jeder Situation ist überall Herr und Knecht; die vertrauteste Freunde nennen sich Herren und Diener gegeneinander, man sucht sogar eine Eitelkeit darinn: sich selbst den unterthänigen Diener eines Grossen zu nennen; und diese Benennung seiner selbst auch gegen geringere blos deswegen zu gebrauchen, um dafür angesehen zu seyn, daß man immer mit den Grossen der Höfe umgehe, und darüber diese Redensart einem mechanisch geworden sey. So genau ist das Verhältniß zwischen Herr und Knecht mit der Natur des Menschen, von den Deutschen anzufangen, verflochten, daß wir uns wundern, wie H. S. nicht mehr als zwey einzige Fälle hat finden können, wo die Menschen einen andern freywillig als Herrn erkennen, davon der eine, welcher sich blos auf Ueberwundene beziehet, nicht einmal hieher gehört, der andere aber nicht weiter gehet, als auf eine successive Anerkenntniß eines Mannes von gewissen Tugenden.

Unsere Bischoffswahlen, Hauptmannswahlen der Reichsfreyen Ritterkantonen, der Bischoff der Herrnhutischen Gemeinde, die kriegerische Anführer der Freyparthenen, selbst die Rauberbanden nicht ausgeschlossen, die öfters unter einer sehr despotischen Herrschaft eines einzigen Hauptes stehen, und noch eine Menge ähnlicher Beyspiele beweisen genugsam, daß nicht nur der Fälle mehr als zwey sind, sondern daß auch die Uebertragung der Herrschaft selbst nicht so langweilig und gleichsam Stuffenweise erfolgt, wie der Herausgeber dafür hält. Bey einem Treffen wird der Anführer getödtet; ohne Geräusch und unbemerkt rückt ein anderer ein, die Schlacht wird mit Siege geendigt und das Volk

stimmt seinen neuen Feldherrn mit Freuden, in andern Gesellschaften stiehet das Oberhaupt; weis gefehlt, daß die Gesellschafe seinen Tod für einen Wink der Freyheit hielte, sieht sie ihn für ein Unglück an, und wählt sich schnell ein anderes Oberhaupt, von dem sie sicher weis, daß es die Wahl nicht ausschlagen werde; dazu brauchen die Wenschen nicht Vernunft; der blos thierische Instinkt kann sie dazu bestimmen, wie unter den Hirschen und Vögeln in dem Augenblicke, da der Anführer einer Rotte, eines Flugs, geschossen wird, unmittelbar ein anderer vorrückt, der unter allen übrigen unfehlbar der geschickteste dazu ist. Jene Wahlen und Einrückungen geschehen gleichsam in demselben Augenblicke der Erledigung und keinesweges nach und nach. Wäre dieses, so würden alle Kammern in der äusserste Gefahr stehen zu verderben; denn bey einer jeden Regierungsfolge käme es erst darauf an, daß der neue Regente sich nach und nach die Herrschafe erwärbe; das sicherste Mittel würde alsdenn seyn, den Unterthanen die Auflagen zu erlassen, darüber würde aber die Kammer verarmen, und wenn sie nun wieder anfangen wollte, Auflagen auszuschreiben, so käme das derselben entwöhnte Volk in Harnisch und der Fürst würde entweder seinen Scepter niederlegen oder genöthigt seyn, den eisernen zu Hülfe zu nehmen und die Völker damit zu zerschmeissen, und dann wäre er nach der Definition des H. S. wider Willen ein Tyrann. Der H. Herausgeber ist in der Folge des Buchs mit seinen Anmerkungen sparsamer. Wir wollen nicht eine jede besonders beleuchten; aus denen, die wir vor uns haben, lernt man immer schon einen Mann kennen, der nicht etwa aus den Reichsabschieden und den Friedensschlüssen uns eine Pro-

mation mit allen gelehrten Gelehrsamkeiten vorlegt, sondern der mit einem philosophischen Geiste die Materie in ihre Bestandtheile aufzulösen im Stande ist. Man muß das von ihm geschriebene bey dem Publikum sehr wohl aufgenommene Staatsrecht dabey zur Hand haben, um nicht zu wünschen, daß der Anmerkungen mehrere hätten seyn mögen, wobey man alsdann eine oder die andere leichter vermissen könnte, z. E. S. 163. wo der Geist Justi auf die Bühne gestellt und gestraft wird, daß er es für abentheuerlich hält, wenn ein regierender Herr ein Grundgesetz macht, vermöge dessen es von einem jedesmaligen Regenten abhangen soll, was er sich für einen Nachfolger erwählen wolle.

Gm.

XVI.

Raisonnement über die protestantischen Universitäten in Deutschland. Zweiter Theil, Frankf. und Leipz. 1770. 8. 476. S.

Wir kennen unsern Mann schon, wohlverstanden den alten Raisonneur, nicht den neuen und nicht den sympathisirenden noch den neuern. Dieser zweyte Theil, der dem Ansehen nach noch nicht der letzte seyn soll, und mit dessen Anzeige wir nur deswegen so lange gewartet haben, um den letzten Theil zu erwarten, der uns aber nun doch zu lange ausbleiben dürfte, bestehet ganz aus dem 4ten Abschnitte, der allein von Professoren handelt.

Ob man schon auf allen Blättern sieht, daß ein Professor schön der Verfasser davon ist, so wird man

doch durch den Reichthum der Beobachtungen dergestalt für ihn hingerissen, daß man seinen Standort darüber vergißt und den Partheygeist nicht merkt, der die ganze Schrift belebet. Der unbefangene Denker weis das wahre doch herauszufinden und dankt dem V. noch für seinen akademischen Patriotismus. Freylich wird es an Leuten nicht fehlen, an Männern, denen der Kopf am rechten Orte sitzt, die eine lebendige Kenntniß von den Verhältnissen der menschlichen und bürgerlichen Anstalten zu ihren Bestimmungen besitzen, die da lächeln werden, daß der Mann von Professoren und Studenten nur zum Bücher geschrieben hat, als wenn das die Leute wären, woran dem gemeinen Wesen so erstaunlich viel gelegen seyn könnte, als wenn die von Universitäten in das Vaterland zurück kommende Weisheiten das Glück des Vaterlands beförderten oder ausmachten, und als wenn er nicht wüßte, daß ausser den Theologen, die predigen müßten, kein einziger studirt zu haben brauche; denn wozu brauchten wohl die Kapläne, um das Abendmahl zu halten, zu taufen, zu trauen, Beicht zu hören, und die Sterbende auf dem Bette oder vor dem Grabe einzusegnen akademische Studien? wozu die Ostiarii, Lectores, Exorcistæ, Acoluthi? was doch die allermeisten werden; wiewohl es auch selbst bey den sogenannten höhern theolog. Studien auf ein absurdum hinauslauft, um seinen Mitbürgern Jesum Christum erkennen zu lehren, an den sie doch schon über 1000. Jahre lang glauben, erst in fremde Länder zu reisen und zu hören, was dorten einem Haufen junger Leute von 2 oder 3 einzigen Männern für noch unbekannte Dinge erzählt werden, die er in seinem Vaterlande eben so sicher hätte erfahren können, oder vielleicht schon wußte. Es ließe sich noch vertheidigen,

gen, wenn Gott ein Gestirn wäre, von dessen Laufe und Erscheinungen man immer neue Entdeckungen machen wollte, die auf dieser oder jener Sternwarte besser als auf andern und besser als mit bloßen Augen beobachtet werden könnten; aber dem Publikum oder vielmehr dem Pöbel beyzubringen, daß die junge theologische Studenten deswegen die Universitäten beziehen müßten, um von dem Geiste Gottes da angeblasen zu werden, das ist für unsere hellere Zeiten viel zu finster; und der gemeine Bürger, der seinen sauern Schweis dazu anwendet, um aus seinem Sohne einen Mann Gottes zu machen, wird der ungefähr auf die Universität käme, um seinen Sohn zu besuchen, und den jungen Mann, den verlobten Gottes in seinem akademischen Sode fände, der würde sich kreuzigen und segnen. Man könnte indessen dem kameralischen Interesse, das man bey Anlegung und Unterhaltung der Universitäten haben mag, so falsch auch dabey kalkulirt wird, immer in der Stille verwilligen, unter allerley Vorkommen viele junge Fremde in die Städte zu ziehen, wo dergleichen akademische Fabriken angelegt sind; aber Bücher darüber zu schreiben und mit einem eben so ernsthaften Tone, der eben deswegen einem jeden Manne von Erfahrung und Weltkenntnis komisch vorkommen muß, die Materie zu behandeln, wie die andere Erziehungsanstalten, die in unsern Tagen endlich einmal ein würdiger Gegenstand der öffentlichen Verwaltung zu werden anfangen, das ist zu viel Präsumtion; man hat zwar kleine Sammlungen und Tagebücher für die Geschäfte eines Kaufmanns; aber Raisonnements über das Betragen derjenigen Kaufleute oder Bedienten, die sich damit beschäftigen, junge Leute in die Lehre zu nehmen, was ein solcher Docent für ein Mann sey,

ob

ob er durch die Nase reden, kommeln, fluchen, fischen oder italienische Wörter einmischen, ob er seinen Vortrag vorher aufschreiben und auswendig lernen, oder ob er nur bey jeder Gelegenheit sprechen soll, was ihm sein schlechter Verstand oder seine Einbildungskraft auf die Zunge legt; ob die jungen Schüler der Kaufmannschaft dabey lachen, staunen oder scharren, und aus was für Gründen der höhern Philosophie der Mechanismus dieses Lachens, Staunens und Scharrens zu erklären seyn möchte ꝛc. das sind für jeden vernünftigen Menschen höchst uninteressante Sachen; dieses gilt nicht nur von der Kaufmannschaft, sondern vornehmlich auch von allen Wissenschaften.

Gegen solche Verachtungen haben wir uns verwahret, und wir bleiben nur bey den Sachen selbst stehen, die unsere Aufmerksamkeit anziehen. Der V. macht einen Unterschied unter fleißigsten und weniger fleißigen Universitäten; als eine Professorum gerne rühmt er von jenen, daß den Männern ihre Berufsarbeit, das Kollegiumlesen, zu ihrer Gesundheit eben so nothwendig und mechanisch sey, als eine jede andere Motion, z. E. dem Postillon das Reiten, dem Nachtwächter das Rufen ꝛc. Diese Männer studiren nicht für ihre Erkenntnis, für ihre Schätze, sondern blos um ihre Methoden zu bereichern, ihren Vortrag auszuschmücken und zu versüssen — bey dieser Gelegenheit werden einige ungenannte gestraft, die sich deswegen Genies nennen, weil sie diese Beiferung für den unterhaltenden immer etwas neues sagenden Vortrag verachten — auch sich unter einander zu übertreffen, ob sie schon sonst die besten Freunde seyn mögen; das ist das charakterische, sagt der V., von einem deutschen Universitätsprofessor, daß er immer unverdrossen, wie

eine

eine Anmerkung, verdienet, was die Ausländer nicht wissen. Es ist, wie er meynt, keine Schande für die deutsche Professoren, daß sie dabey nicht aus Liebe zu den Wissenschaften, sondern aus Begierde nach den Honorarien arbeiten; denn sonst würden sie der trivialen Kollegien und Vorträge bald überdrüßig werden; sie suchen ein Verdienst darinn, ihren Vortrag angenehmer zu machen, als er auf den niedern Schulen ihren Zuhörern bisher gemachet wurde; das alles erklärt der V. für einen Panegyrikum auf die deutschen Professoren und will damit die Vorwürfe ablehnen, die ihm einige gegen den ersten Theil dieses Raisonnements gemacht haben, daß er als einer, der selbst nie Professor gewesen sey, nichts von Universitäten schreiben könne, und scheint also wirklich die Ironie im Ernste auszuhalten, daß man ihn für einen solchen gehalten habe. Die Ursachen dieses ausserordentlichen Vorzugs der deutschen Universitäten setzt der V. erstlich in ihre dürftige Besoldung und in die Freyheit zu reden — es ist freylich hart, nicht Brod genug zu haben, aber auch nicht einmal die Freyheit über diesen Mangel öffentlich reden oder schreiben zu können; das ist unerträglich. Also ein deutscher Professor, der zum Hungerleiden verdammt ist, hat doch noch die edle Freyheit, von seinem Hunger öffentlich zu deklamiren oder zu schreiben — daraus entsteht, was bey Handwerkern Nahrungsneid genennt wird, eine edle Nacheiferung, um Honorarien und Brod zu verdienen. Um diesen Trieb in sein rechtes Element zu setzen, müssen alle Monopolien aufgehoben werden, der Professor der Pandekten muß das Recht haben, über die Geburtshülfe, der Professor des Codex über die Offenbarung Johannis und der Professor der h. Schrift über die Taxirkunst zu lesen,

weil

mal nur eine davon die Monumalprofessur heißen kann, welcher bloße Nahme kein Monopolium mit sich führet. Der Student muß ganz frey seyn, nicht einmal die theologische Fakultät muß ein Recht haben, ihren Landskindern die Kollegien vorzuschreiben — versteht sich vernunftlich, wenn auf die Wahl derselben nichts ankommt, und alle Docenten strenge Rechtgläubige sind — der Student muß in der Auswahl seiner Kollegien seinem eignen Geschmacke folgen können, damit die Professores genöthigt werden, den Geschmack der Studenten, fleißig zu studiren, um grossen Beyfall zu verdienen und sich nach allen vernünftigen Wünschen der Lernenden — welche sind die? — zu richten, obgleich der Applaus nie der sichere Maasstab der Verdienste ist. Diese allgemeine Freyheit hält der V. für ein wahres Glück der Universitäten; je ärmer und je geringer die Universität dotirt ist, je emsiger werden die Professoren, es werden Professeurs d'industrie aus ihnen; Jena soll die dürftigste Stiftung, Halle eine etwas bessere haben; diese Dürftigkeiten waren die Ursachen ihres Ruhms. Göttingen soll noch bessere Besoldungen haben, aber der Luxus soll da gröſser seyn — warum? ist vielleicht eine Hofhaltung da, oder ist die Kaufmannschaft so brillant? Eigentlich ist, soviel wir wissen, Göttingen gar nicht dotirt, sondern verzehrt alle Jahre sein Kapital, das die Landschaft und die Kammer dazu bewilliget — Eine deutsche Universität muß also nicht nach genesischen Grundsätzen, sondern kärglich angelegt werden und die Professoren müssen nicht umsonst lesen, sonst werden unsere deutsche Universitäten eben so fehlerhaft als die auswärtigen, die sehr gut dotirt sind, und wo für die Kollegien den Professoren nichts bezahlt wird, wie z. E. zu Oxford — Hier,

deucht

deucht uns, heuchele der V. ein wenig und spiele den Politiker, um den andern Universitätsministern in Deutschland wo möglich ein Principium beyzubringen, davon man gerade das Gegentheil bey seiner Universität annimmt, als wenn er nicht wüßte, daß, wenn man der Universität Göttingen ihren Fond zu Erhaltung der Bibliothek und den Professoren ihre reichliche Besoldungen einzöge, Göttingen in kurzem weniger seyn würde als Altorff oder Herborn, wenigstens scheint er es gleich darauf selbst zuzugeben, wenn er S. 14 annimmt, daß kleine Besoldungen für Göttingen nachtheilige Folgen gehabt haben würden. Ein Professor, wenn er auch den größten Beyfall haben könnte, den ein deutscher Lehrer jemals gehabt hat oder haben könnte, muß nichts aufschreiben und auch nichts diktiren, warum? weil es alte Studenten giebt, die ihm seine Diktaten nachschreiben und in seinen alten Tagen noch das Brod ihm nehmen könnten; besonders muß er genugsame Talenten haben, alle Jahre oder halb Jahre zu variiren, das unterste zu oberst, das letzte zu erst, im Winter die Gleichnisse aus des Pepliers Grammatik, und im Sommer aus Ryow's Leben ꝛc. zu nehmen. — Wie aber, wenn der alte Student auch soviel schöne Talenten besitzt? dann ist er wohl im Stande, ein besseres Kollegium zusammen zu setzen als jener; aber dann, so deucht dem Recensenten, gewönne doch die Gelehrsamkeit dabey, denn der so glücklich talentirte Professor muß wenigstens 10 wo nicht 20 mal sein Kollegium verbessert haben, so daß das 20ste besser sey als alle 19 vorhergangene — und sind alsdann die indessen absolvirte Studenten und ihr Geld betrogen worden. Das wissen die Verleger viel menschenfreundlicher einzurichten, wenn sie

neue

neue Auflagen von groſſen Werken veranſtalten, ſo laſſen die Verbeſſerungen für die Beſitzer der alten Ausgaben beſonders drucken, damit dieſe nicht nöthig haben, die alten Ausgaben wegzuwerfen. — Die Botanik ſoll künftig kein privativer Zweig des mediciniſchen Studiums, ſondern auch der Naturgeſchichte, ſeyn, ein Gedanke, der ſehr richtig iſt, nur müſte man auch die Oekonomie nicht dabey vergeſſen, ſondern ein Syſtem erfinden, die Polyandria, Polygynia, Tetrodynamia &c. die alexipharmaca, ſtomachica, carminativa, diuretica &c. und denn die Kohlkräuter, Wurzeln, Kleearten und Zwiebeln zc. miteinander zu verbinden. Ein deutſcher mediciniſcher Doktorhuts-Kandidat muß nothwendig (wenigſtens zu Frankfurt und Leipzig, wo das Buch gedruckt iſt und der V. vermuthlich wohnt,) allen den Männern, die ihm den Hut aufſetzen helfen ſollen, zum mindeſten eine Piſtole für ein Kollegium eingetragen haben, wenn er nicht bey dem Examen bis zur Abweiſung ſchikaniert werden will. Das hält der V. zwar für ein Uebel, aber für ein nothwendiges, jedoch nicht für ſo nothwendig, daß damit aus der ganzen Promotion nichts werden müſte, weil die andern Fakultäten dadurch unſchuldig um ihre Sporteln gebracht würden; es muß daher die Mehrheit der Stimmen eintreten, die da ſagen, daß der Mann, ſeiner Unwiſſenheit ungeachtet, doch dignus, dignus intrare ſeyn ſoll, nur der Landesherr muß bey Leibe ſich nicht in das Mittel ſchlagen, damit die edle akademiſche Freyheit ja nicht gefeſſelt werde; das ſoll ſich aber allein auf die mediciniſche Fakultät erſtrecken; denn den theologiſchen Gradum, ſagt unſer V. nehmen Studenten nicht an, ſie müſſen ſchon Prieſter ſeyn, wer wird aber an der doktormäßigen Gelehrſamkeit eines Dorfprie-

ganisiers zweifeln?„ Die Juristen und Philosophen sind schon nachgiebiger und froh, wenn nur jemand ihre honores sucht, weil diese am unschädlichsten entbehrt werden können; der juristische Gradus aber, der bey verschiedenen grossen Gerichten und in Reichsstädten sogar noch bey dem Reichskammergerichte und bey dem Domkapitel zu Kölln wesentlich ist, deucht dem Recensenten doch nicht so entbehrlich zu seyn, als der philosophische; denn zu welchem Geschäfte in der Welt braucht man wohl nothwendig einen Magister? Auf der Universität, wo dieses geschrieben ist, oder wo es seyn mag, giebt es Auditorien, wo die Zuhörer erkauft werden, durch Stipendien, von dem Professor der Theologie, der das Recht hat, an 100 Studenten 100 Stipendien zu vergeben, jedes zu 8 Thaler jährlich; das sind zwar nur arme Studenten, die aus Dankbarkeit zuhören, aber einmal sind sie doch Studenten, ihr Zuhören heist applaudus; dieses Aemtgen scheint der V. seinen Kollegen nicht zu gönnen; er eifert daher überhaupt, wie er im vorigen Theile schon gethan hat, gegen den Applausum der Armen, wo diese den Ton geben; bey dieser Gelegenheit verfällt er wieder in einen so ernsthaften Detail, als wenn er einen grossen politischen Gegenstand vor sich hätte. Was kann in aller Welt uns Lesern daran gelegen seyn, ob ein oder der andere Student oder ein oder der andere Professor mehr oder weniger hungert? oder ein Gegenmittel gegen den Hunger der andern besitze? alle solche mikrologische Politik wollen wir wohl bedächtlich überschlagen. Sektirerey ist das gröste Uebel auf Universitäten, lieber alle Universitäten ausgerottet als die Sektirerey geduldet. — Wie intolerant doch dieser V. in unsern toleranten Zeiten ist! aber er eifert nicht so sehr gegen die

Sektirerey als gegen die Armuth, die Quelle derselben; denn ein Sektirer ist weiter nichts als ein Anhänger eines einzigen einheimischen Lehrers; das Mittel dagegen ist das Studium ausländischer gelehrter Werke, diese anzuschaffen, dazu gehört Geld, das hat der Arme nicht, darüber wird er ein Sektirer. Vortrefflich! die Armen betrinken sich in Branntwein, weil sie nicht Geld genug haben, sich in ausländischen Liqueurs zu berauschen; überhaupt deucht uns, der V. er sey nun für seine Person arm oder reich, habe zuviel Vorurtheil gegen die Armuth. Würde etwan Diogenes weiser gewesen seyn, wenn er reicher gewesen wäre? Auch liegt eine kleine Unbilligkeit darinn, daß der V. auf der einen Seite verlangt, daß die Professoren arm seyn und schlechte Besoldungen haben, die Studenten aber desto reicher seyn sollen; denn ein solcher Professor ist ja alsdenn ein Schmarotzer gegen die reiche Studenten — Universitäten, wo die Kollegien unentgeltlich gelesen werden, findet der V. gar nicht gut, ob schon ein gewisser Staatsminister dieses für gut gefunden hatte; er glaubt, die Professionen würden endlich in Kanonikate ausarten und der Fleiß der Docenten würde sinken. Der Recensent ist aber hier mit Erlaubniß des H. V. einer andern Meynung, was dieser auch von dem Eigennutzen des menschlichen Herzens für besondere Anekdoten haben mag. Es ist eine wahre Schande für die Gelehrsamkeit, die Männer, welche sie der Jugend beybringen sollen, auf denselben Fuß zu belohnen, wie man die Barbier, die Perruquiers, die Wäscherinnen ꝛc. halb Jahre weiß belohnt, und sie damit zu besoldeten Dienern einer rohen Jugend macht, die sich eben deswegen gefallen lassen müssen, wenn ihnen zum Spaas die Fenster oder die Oefen der Au-

ditos

Alterium eingeworfen, pereat oder vivat, (davon das eine so ehrnhaft ist als das andere:) gebracht, die Gatten ihrer Weiber und Töchter äquivocirt, und am Ende doch noch die lezten Kollegiengelder unbezahlt gelassen werden; aber auch eine Schande für sie, wenn sie von der Obrigkeit des Landes besoldet und darüber in ihrem Amte nachlässig werden. In den Händen ehrliebender Männer, so deucht uns, würden gute und hinlängliche Besoldungen das wahre Mittel seyn, die Wissenschaften auf den rechten Werth zu setzen, wo der junge Freund derselben, wie ein reisender Fremder, dem man die Nachrichten, die er sucht, oder den Zutritt an die Höfe nicht entgegen trägt, sondern der darum mit vieler Angelegenheit negoziren muß, genöthigt wäre, sich um ihre Freundschaft zu bemühen, und nicht erst wählen dürfte, ob er sich auch die Gesichtszüge des Lehrers gefallen lassen wolle oder nicht, anstatt, daß bey der gewöhnlichen empirischen Einrichtung der Professor alles auf den guten Absatz seiner Packeter muß ankommen lassen, welches die Wirkung hat, daß auch die Lebhaftigkeit des Vortrags auf das genaueste mit dem Anblicke eines grossen oder kleinen Parterr verbunden ist. Haben wir nicht die Exempel, daß an den Höfen, wo Schauspielergesellschaften unterhalten werden und die Entréen frey sind, viel bessere Stücke gegeben werden, als wo ein jeder seine Groschen bezahlt und der Hannswurst erst herumreitet, um die Zuhörer einzuladen? Dann sucht aber auch an jenen Höfen jedermann eine Ehre in der Entrée, die er weit höher schätzt, als die etliche Groschen, welche er sonst hätte daran wenden müssen; der Hof hat hingegen auch ein Recht, alle die abzuweisen oder auszuschaffen, die sich für die Gesellschaft oder für die Bänke, auf welche sie sich eindringen,

nicht schicken; das wären in unserm akademischen Falle alle offenbare Dummköpfe, alle unruhige Plauderer, alle unordentliche nur zu Zeiten kommende Flüchtlinge, alle ungesittete Bauerjungen, die auf einigen Universitäten noch die Gewohnheit haben, die Hüte im Auditorium aufzusetzen, ob sie schon Platz genug hätten, sie wegzulegen; diese alle müßte der Lehrer ausschliessen können; er müßte nur eine bestimmte Anzahl Subscribenten haben, unter der Bedingung keine einzige Stunde zu versäumen noch in derselben einen andern in der Aufmerksamkeit zu stören oder sogleich das Auditorium zu verlassen. Es wäre dazu gar keine Gewalt nöthig, sondern der Professor brauchte nur Augenblicks zu schliessen, oder gar nicht anzufangen, sobald der Studente erschiene, den er nicht darinn haben wollte, oder sobald er eine Ungebühr begienge. Das würde den jungen Herren unfehlbar den Werth der Wissenschaften begreiflich machen, sie würden sich alle gegen einen solchen Ruhestörer empören, der da verursachte, daß das Kollegium geschlossen würde; die akademische Obrigkeit könnte sogar alle dergleichen Excesse untersuchen, die Excessisten bestrafen, oder von der Universität gar fortschaffen; aber kameralische Absichten, wenn der Jüngling vielleicht jährlich einige 100 Thaler zu verzehren hätte, müsten dieses nicht hindern, weil der geringe Vortheil, den die Kammer bey seiner Duldung zöge, in edlerm Verstande gar zu theuer bezahlt werden müste.

Ein guter Professor wird beyläufig kein Autodidaktus seyn, sondern vorher auf Universitäten studirt haben müssen, fährt unser V. fort. Das neue Raisonnement thut ihm kein Genügen bey diesem Punkte; er mahlt sich ein Bild eines Autodidaktus von einem ihm bekannten Original und hiernach

nach nützt er alle andere. Es ist aber sonderbar, einen Mann deswegen einen Selbstgelehrten zu nennen, weil die Männer, die ihn in den 2 oder 3 lezten Schuljahren unterrichtet haben, auf keiner sogenannten Universität wohnten, als wenn derjenige, der nicht im Gasthofe, sondern zu Hause isset, nicht eben sowohl gegessen hätte. Doch der V. nimmt die Nothwendigkeit nur beyläufig an, als wenn er sagen wollte: salvo meliori, und dann haben wir unsere Gedanken gesagt, die wir wenigstens, unter uns gesagt, für besser halten. Kein Professor soll Hofmeister oder Aufseher und Wirth einzelner Studenten seyn; daß erklärt der V. selbst für eine höchwichtige neue Lehre, die er in contradictorio gegen Personen vom ersten Range vertheidiget habe, Personen, welche behaupteten, daß sie selbst in ihrer Jugend von der Aufsicht eines Professors vielen Nutzen gehabt hätten. Was sich der gelehrte Mann für Mühe giebt, zu zeigen, daß das nur allein bey einem jungen Menschen, der dem Gönner des V. seinem Opponenten, ganz ähnlich ist, und der vor dem J. 1725. auf Universitäten gelebt haben müßte, angenommen werden könnte, seit der Zeit hat sich der Ton auf den Universitäten dergestalt geändert, daß nun nicht mehr möglich sey, was damals thunlich gewesen. Der Recensent ist nicht gleicher Meynung, giebt zwar zu, daß unter hundert deutschen Professoren kaum einer oder zwey sich zu Hofmeistern schicken und daß also in soferne der Gedanke, einen Sohn von einigem Stande einem Professor unterzugeben allerdings sehr gewagt sey; aber davon ist hier nicht die Rede, sondern der V. hat ganz andere Ursachen, warum er dergleichen Hofmeisterschaften widerräth, weil, sagt er, zwischen einem Gymnasium, wo dieses leichter thunlich sey,

und einer hohen Schule ein sehr grosser Unterschied sey, auf welcher der Professor Studenten im Hause haben kann, die mit andern Händel haben, bey welcher Gelegenheit er leicht insultiert werden könnte. Also damit der Hr. Professor nicht in den betrübten Fall kommen möge, sich par Compagnie mit zu raufen, so muß er lieber den Compagnon gar nicht im Hause haben.

Hier sind wir wieder an dem Orte, von welchem wir ausgiengen, daß unsere Prof. sich nicht zu Hofmeistern schicken: denn wenn der Professor ein Mann ist, der selbst die Welt kennt, der da wohl weis, was die Studentenkriegestugenden für Dinge sind, Dinge, die so lange dauern, als die Kriegstugenden der Bürger in den Reichsstädten, bis der Vogel von der Stange abgeschossen ist, bis der Held im Vaterlande wieder angekommen und dann Kaplan, Dorfpriester, Schulrektor, Vogt, Amtschreiber, Kanzelist, Hofapothecker, Amtsphysikus ꝛc. geworden seyn wird, wo er vor seinen hochgebietenden Obern, die er ein halb Jahr zuvor mit der Kokarde auf dem Hute vielleicht noch für seines Gleichen ansah, die Knie beugen und einsehen muß, daß seine ganze akademische Tapferkeit eine Burleske war; wenn der Professor, sagen wir, ein Mann ist, der den Lauf der Dinge von dieser Seite kennt, dem wird es lächerlich seyn, sich vor der Insülte seiner Gäste nicht sicherstellen zu können; er muß das Recht haben, wenn die mündliche Warnungen nicht helfen, dem jungen Herrn so lange Arrest geben zu lassen, bis er an seine Eltern berichtet, ohne Rücksicht, ob er indessen viel oder wenig Kollegien versäumet; die Wichtigkeit dieser Versäumniß muß der Gefangene selbst erkennen; so lange er sie nicht selbst erkennt, so versäumt er auch nichts. Daß der Vater den Sohn

zu-

zurücknehmen soll, ohne das halbe Jahr auszuwarten, darauf wird der Professor unter gewissen Bedingungen antragen, wenn er von ihm keine Honorarien zu erwarten hat, wie hier vorausgesetzt ist. Indessen ist er nicht nur durch den Arrest beschimpft, sondern er wird es auch noch mehr im Vaterlande, wenn er vor der Zeit zurücke kömmt. Das würde bald einen andern Ton in die Universitäten bringen, die komische Heldengeschichten, die akademische Tapferkeiten und die Ordensspielwerke würden bald ein Ende haben; das äusserste, was man dabey befürchten könnte, würde seyn, daß die Universität an der Frequenz abnehmen möchte. Aber man lasse sie immer ziehen, die ungerathene, ruhestörende, die ohnedem meistens Dummköpfe sind; doch um dieses leicht thun zu können, müssen die Professoren nicht von den Honorarien derselben Dummköpfe leben, sondern gute Besoldungen haben, und gar keine Honorarien nehmen, das ist es, was wir oben schon gegen den Grundsatz des V. daß die Docenten Chévaliers d'Industrie seyn müssen, erinnert haben.

Aber so lange Marktschreyerey und Nahrungsneid noch die mächtige Triebfeder unserer Universitäten ist, so lange wird ein jeder Professor die Universität für einen Bienenstock ansehen, den man nicht durch Rauch vertreiben oder erbittern, noch zum Fortziehen reizen muß, sondern von dem man vielmehr gerne zuweilen sich stechen und geschehen lässet, daß die Körbe inwendig von den Bienen besudelt werden, um nur ihr Wegziehen zu verhindern und ihre Vermehrung zu befördern; aber die Vergleichung ist doch falsch, und paßt höchstens nur auf die Landskinder einer Universität; der Nutzen, den die Fremden bringen, ist eine Negativgröße; der 12te

Theil ihres Aufwands bleibt im Lande für Bier, Brod und Fleisch, und daran gewinnt doch der Bürger vielleicht öfters kaum 10 Procent, die übrigen $\frac{11}{12}$ gehen aus dem Lande für ausländische Bedürfnisse und auch daran bleibt er am Ende bey seinem Abzuge noch den halben oder 4ten Theil schuldig, den er entweder gar nicht, oder dermaleinst, wenn er heyrathet, bezahlt. Und so sind fast alle die grossen kameralischen Vortheile beschaffen, die man aus den deutschen Universitäten ziehet, und denen man die unschuldige Sitten der Jugend, ihre Gesundheit, den ehrwürdigen Ernst der wahren Weisheit und ihrer Priester aufopfert. Wenn diese Chymäre nicht die Einbildung so mancher Universitätskameralisten verwirrete, so würden schon längst die akademischen Zweykämpfe mit sammt den Fechtmeistern abgeschaffet worden seyn; kann doch der Churfürst von Bayern dieses in einem ganzen Churfürstenthume sogar gegen den Adel mögkich machen, warum sollte man es denn nicht auf gleiche Art in einem Städtgen ausführen können, worin eine Universität, ein Trupp Studenten von 1. 2. 4— 500. Köpfen ist, (denn stärker sind doch unsere meisten Universitäten jetzt nicht, selbst Göttingen nicht, anstatt, daß sonst in Jena allein etliche tausend waren; man braucht aber auch nicht mehr, weil man eingesehen hat, daß ein Dummkopf ein Dummkopf und ein Narr ein Narr bleibe, er mag 3 oder 6 Jahre auf einer oder drey Universitäten gewesen seyn, die Herren Professores mögen ihre Collegia trocken mit tabellischsystematischer Gründlichkeit oder mit flüßig spashafter Annehmlichkeit vortragen:) von diesem Katheder, nehmlich von der Fechtschule, sagt aber doch unser V. nichts, soviel wir auch von ihm darüber erwarteten. Der Recensent hält

den

den Fechtmeister für den ungereimtesten entbehrlichsten Docenten unter allen. Wozu soll in aller Welt das Fechten nutzen, wenn die Duelle aufgehoben sind, gesetzt, es erlangte auch einer darinn den höchsten Grad der Fertigkeit? weder der Meuchelmörder, noch der öffentliche Mörder, noch der handgemeine Soldat im Treffen stossen weder die Terz noch die Quart und die Vertheidiger auch nicht. Blos zur Gemüthsveränderung? zur Leibsbewegung? giebt es aber keine andere Arten, die nicht so leicht aus der Fertigkeit zu erstechen, in den Willen zu erstechen, ausarten können? Ist etwan voltigiren, reiten, tanzen, spatzieren gehen, in die Kollegien laufen nicht Leibesbewegung genug? Wenn die junge Fechtschüler immer die Gefahr lebhaft genug vor Augen hätten, so würden sie wohl selbst die Schule fliehen, wie das Feuer; man versuche es nur und surrogire statt der Fleurets Pistolen mit papiernen Pfropfen geladen; ohngeachtet man mit Papier niemanden eine leibliche Wunde schlagen kann; so würde doch niemand trauen, theils weil man nicht weis, ob nicht der Pfropf falsch sey, theils weil man Exempel hat, daß man mit einem Papierpfrapfe ein Loch in ein Bret schiessen kann, folglich allenfalls auch vor einem gefährlichen Loche nie nicht sicher ist. Eben aus den Fechtschulen und der sogenannten Fidelität der Fechtmeister entstand auf den deutschen Universitäten die von einigen so hochgerühmte Lehre von der militia togata, da ein deutscher Student immer im Range soviel seyn will, als ein Lieutenant oder Fähndrich, welcher Schwärmerey man auf den königl. Preußl. Universitäten durch das Verbot des Degentragens am ersten durch den Sinn fuhr, welchem Beyspiele die meisten andern Universitäten gefolget sind. Dürfen sie nun keine

Degen tragen, wozu soll ihnen die Fechtschule, wo die Lust zum Verbotenen gereizet und genähret wird? Das Schlimmste, was sich noch dabey mit anhängt, ist eine gewisse andere Bemerkung, davon der Grund zwar nicht sowohl in der Kunst als vielmehr in den Lehrmeistern zu suchen ist. Es ist eine eigene Art Leute, die Fechtmeister, die entweder aus Fechtmeisterfamilien gebohren sind, oder sich aus Studenten dazu gebildet haben, welche eine Zeitlang Vorfechter gewesen waren, und an der Gelehrsamkeit keinen Geschmack gefunden hatten; diese Leute suchen ein Verdienst darinn, die bemittelsten oder die unruhigsten Studenten an sich zu ziehen und gegen den akademischen Magistrat Parthey zu machen, sie sind ihre Kupler, ihre Mäckler und am Ende auch diejenigen, die ihnen in der Stille forthelfen, um einen Bankerut zu hinterlassen. Anstatt die Gattung gar abgehen zu lassen, schmeichelt man ihnen vielmehr auf manchen Universitäten sowohl von Seiten des Magistrats als einzelner Professoren, theils um durch sie und ihren Ingreß, den sie bey ihren Schülern haben, noch mehrere Landsleute auf die Universität zu locken, theils um Auditoren zu werben.

Soviel möchte genug seyn, um die Leser mit dem Werthe dieses Buches von weitem bekannt und darnach begierig zu machen; es ist eine Menge von fruchtbaren Gedanken darinn, an denen wir uns, um den Lesern nicht zuviel vorzuarbeiten, nicht vergreifen wollen. Doch ein Gedanke stößt uns noch auf, den wir nicht unterdrücken können und dann damit gut. S. 428. wird den gelehrten Tagebüchern und Zeitungen der Text gelesen; bey dieser Gelegenheit sehen wir, daß der V. auch Geschmack an der Spasmacherey, aber keine glückliche Talenten dazu habe; welches vielleicht davon herkommen mag, daß zu einem

nem geschriebenen Hause, der mehrmals gelesen wird, mehr erfodert wird, als zu einem mündlichen, den man bey dem zweyten Kollegium über Nacht wieder vergißt. Man soll sich, rathet der V. bey Erwählung der Professoren ja nicht nach dem Ruhme eines Mannes, den er in gelehrten Zeitungen erhalten hat, richten. Aber welcher vernünftige Minister wird das auch thun, oder wenn er es thäte, würde er wohl durch unsern V. sich bekehren lassen? Gelehrte Zeitungen müssen nicht die Männer, sondern ihre Bücher anzeigen, und aus den Büchern selbst den Mann beurtheilen, das ist doch wohl der rechte Weg, dann sind die Journale unschuldig und der Eifer, in welchem der V. hier gegen sie entbrennet, vergeblich. Um die Stimme der gelehrten Zeitungen lächerlich zu machen, wird der gerühmte Professor mit dem Meßias oder dem Vater desselben verglichen, den eine Judentochter zu Amsterdam nach dem ausgebreiteten Gerüchte gebären sollte, sie gebahr aber eine Tochter, darüber befürchtete der Jude, den der V. noch bis hieher mit dem neuen Professor vergleicht, zum Zuchthause verdammt zu werden, und lief, um der Strafe zu entgehen, davon; hierinn unterscheidet sich der Professor von dem falschen Meßias oder seinem Vater, daß er sich die Furcht vor dem Zuchthause nicht irren lässet, sondern sitzen bleibt; und nun wird die Schaale auf die Zeitungsschreiber ausgegossen, es wird auf vielen Seiten der ganze innerliche Bau der Zeitungsökonomie im Frontispice und im Durchschnitte gezeichnet, sie wird als eine wohlthätige Anstalt gepriesen, wobey die meisten Mitarbeiter in und ausserhalb Deutschland keine andere Absicht haben, als sich des Hungers zu erwehren, ohngeachtet die Journale noch schlechter seyn

sol-

sollen, als die bey der englischen Nation verachtete Reviews und Magazins. Sollte wohl der V. gar niemals Theil an einer gelehrten Zeitung gehabt haben, oder sollte dieses alles vielleicht nur ein gerechter Eifer gegen den Verlust dieses Antheils seyn? oder sollten auch wohl unter den ausländischen Recensenten solche gemeint seyn, die den größten und brillantesten Theil einer gewissen gelehrten Zeitung ausmachen? Sollten diese etwa die Männer seyn, die um sich des Hungers zu erwehren ihre Recensionen über die Alpen herausschicken? Doch wir haben versprochen nichts weiter zu sagen. Hk.

XVII.

Fr. W. Marpurgs Anfangsgründe des Progreßionalcalculs überhaupt und des figürlichen und combinatorischen besonders, wie auch des logarithmischen, trigonometrischen und Decimalcalculs, nebst der Lehre von der Ausziehung der Wurzel, und der construction eckichter geometrischer Körper 1774. gvo Berlin bey Lange. 40 Bogen 44 Kupferbl.

Man sieht aus dem Titel dieses Werkes, daß der Verfasser dasselbe in mehrere kleinere von verschiedenem Inhalte hätte zerlegen, das erste davon allein herausgeben, und unter der Bedingung, wenn es Beyfall finden sollte, die übrigen versprechen können. Dieses ist wenigstens die Gewohnheit vieler, die anfangen wollen, sich in einem Fache her-

vor-

vorzunehmen, und der Erfolg ist mehrentheils, daß sie nicht wissen, ob die Bedingung des Beyfalls zureichend erfüllt werde oder nicht. Oft fehlt es dem Verleger an Entschlossenheit; oft begnügt man sich mit dem ersten Beyfall; oft erkältet der erste Eifer; oft macht auch die Verschiedenheit der Urtheile zweifelhaft, ob man sich weiter hinauswagen will. ꝛc Aus solchen Gründen muß es wohl herrühren, daß von verschiedenen an sich guten Schriften nur noch der erste Theil heraus gekommen, die Fortsetzung aber zurücke geblieben ist. Hr. M. thut also besser, daß er die auf dem Titel erwähnte Stücke sogleich mit einmal herausgiebt. Ihrer Verschiedenheit unerachtet gehören sie dennoch unter den allgemeinen Begriff von Progreßion zusammen. Wir sind indessen nicht in Abrede, daß nicht noch mehr unter diesen Begriff gerechnet werden könne. Denn es gehören z. E. alle unendliche Reihen ohne Unterschied mit darunter. Und diese würden noch zu vielen Bänden Stoff geben können. Die von dem Verfasser gewählte Ordnung des Vortragee ist nun folgende. Er fängt bey der arithmetischen Progreßion als der allereinfachsten an, und nimmt sodann die geometrische vor, welche in ihrer Art eben so einfach ist. Die Bestimmung der mittlern Glieder aus den gegebenen äussersten macht die Ausziehung der Wurzeln nothwendig. Dazu wird nun hier eine ausführliche Anleitung gegeben. Die Verbindung der beyden erst erwähnten Progreßionen führt auf die Lehre der Logarithmen. Diese wird also hier ebenfalls vorgenommen. Wir müssen ein für allemale anmerken, daß von algebraisch ausgedrückten Formeln in dem Werke nichts vorkömmt, so daß es ganz arithmetisch und geometrisch ist.

Meh-

Mehrentheils sind auch die Beweise weggelassen. Diese sind aber auch theils an sich, theils besonders ohne den Gebrauch algebraischer Ausdrücke gar nicht leicht. Um die Logarithmen, als Progressionalzahlen betrachtet, nicht so ganz allein zu lassen, fügt der Verfasser noch den trigonometrischen Calcul mit bey. Es lassen sich allerdings auch hier Progreßionen gedenken, wie z. E. die Ausdrücke für die Sinus der vielfachen Bögen, für die Potenzen derselben ꝛc. Allein dieses müßten algebraische Formeln seyn, wovon der Verfasser abstrahirt. Er schränkt sich also dabey ein, daß er zeigt, wie die Sinus, Tangenten ꝛc. berechnet werden, und wie sie in der Plantrigonometrie zu gebrauchen sind. Die Aufgabe aus den drey Seiten eines Triangels einen beliebigen Winkel zu finden, hätte entweder anders, oder so wie sie ist kürzer aufgelöst werden können. Der Verfasser sucht erst den durch den Senkstrich abgeschnittenen Theil der Grundlinie, an welcher der gesuchte Winkel liegt, dadurch, daß er das Quadrat der dem Winkel gegenüberstehenden Seite von der Summe der Quadraten der beyden anliegenden abzieht, und den Ueberrest durch die doppelt genommene Grundlinie theilt. Diesen Quotienten hätte er nun sogleich noch durch die andere anliegende Seite theilen können, und so würde er unmittelbar den Cosinus des Winkels gefunden haben. Er sucht aber den Winkel an dem Senkstriche, und zieht ihn sodann von 90 gr. ab. Um den andern Winkel an der Grundlinie zu finden, wäre es ebenfalls am kürzesten gewesen, wenn erstbemelder Quotient von der Grundlinie wäre abgezogen (oder wenn der Senkstrich ausserhalb der Grundlinie fällt, addirt,) und was herauskömmt durch die anliegende Seite getheilt, und damit wiederum der

Cosinus

Cosinus des gesuchten Winkels gefunden worden. Daß auch eben die Aufgabe mit Hülfe der Logarithmen sehr leicht aufgelöst werden kann, in dem man die dem gesuchten Winkel gegenüberstehende Seite von der halben Summe aller drey Seiten abzieht, den Uebertrest mit dieser halben Summe multiplicirt, das Produkt durch das Produkt der beyden anliegenden Seiten theilt, und dadurch das Quadrat des Cosinus von der Hälfte des gesuchten Winkels erhält. Hier ist also bloß die Summe zweener Logarithmen von der Summe zweyen andern zu subtrahiren, und der Uebertrest zu halbiren, und auf den Unterschied, ob der eine Winkel spitze oder stumpf hat man dabey gar nicht nöthig zu sehen. Nach der Betrachtung der arithmetischen und geometrischen Progreßionen nimmt der Verfasser die harmonische und dann die contraharmonische vor. Bey jener hätte es sich der Mühe gelohnt, sie in ihrer einfachsten Gestalt und als eine wirkliche Progression zu zeigen, nehmlich, daß jede Reihe von Brüchen, deren Zähler die Einheit oder eine beständige Zahl ist, die Nenner aber in arithmetischer Progression fortgehen, eine harmonische Progreßion ist, wie z. E. $\frac{1}{1}, \frac{1}{2}, \frac{1}{3}, \frac{1}{4}, \frac{1}{5}, \frac{1}{6}$, ꝛc. oder $\frac{1}{2}, \frac{1}{3}, \frac{1}{5}$, ꝛc. Hier sieht man viel offenbarer, worinn die Progreßion eigentlich besteht, als es S. 158. gezeigt wird. Wir übergehen, was der Verfasser von den contrageometrischen und einigen andern Progreßionen vorbringt, die sich sämtlich vorzählen lassen, wenn von drey Zahlen je zwo und zwo mit ihren Differenzen, ebenfalls zu zwoen und zwoen, in eine Proportion verwandelt werden. Man findet in allem 18 Combinationen, wovon aber bey genauerer Untersuchung einige wegfallen. Eben diese Untersuchung kann weiter ausgedehnt werden, wenn man statt der Differen-

ferens

ferenzen die Summen, oder auch Summen und Differenzen zugleich nimmt, oder vollends auch die Quadraten mit in die Rechnung zieht. Im zweyten Buche kömmt die Rechnung der figurirten Zahlen vor. Der Verfasser durchgeht sie, sofern sie von den ältern Rechenmeistern Namen erhalten haben, und stellt viele derselben in Tabellen vor. Auch zeigt er in Figuren, woher es komme, daß diese Zahlen den Namen figurirter Zahlen erhalten haben. Wir finden aber unter den Figuren keine, wodurch die Pyramidale und andere körperliche Zahlen vorgestellt werden, welches doch andere z. E. wo wir uns recht erinnern, Wideburg bereits gethan haben. Denn eine Pyramide läßt sich noch gar wohl in Fächer theilen, und parspektivisch so zeichnen, daß die in jedes Fach gezeichnete Zahlen zu sehen sind. Nur war immer die Schwierigkeit, was mit solchen Zahlen anzufangen, die über die dritte Dimension hinausgehen. Der gemeinste Gebrauch, den die Pyramidalzahlen haben, findet sich in drey Zeughäusern bey Aufbeugung der Kugeln. Diesen Nutzen hat auch Hr. M. nicht vergessen. Ueberhaupt ist diese Lehre in den beyden vorhergehenden Jahrhunderten bloß arithmetisch und dann auch kossisch in den Rechenbüchern mehr vorgekommen, als dermalen, wo sie in wenigen algebraischen Formeln sehr kurz und so vorgetragen wird, daß man der dabey eingeführten Terminologie nicht weiter bedarf, als sofern man die ältern Schriften verstehen, oder sich von der Ursache der Benennungen einen Begriff machen will. Faulhabers und Remmelins Schriften müssen dem Verfasser nicht zu Gesichte gekommen seyn. Von lezterm haben wir eine kleine Abhandlung, die er 1627. in seinem 15ten Jahre in Druck gegeben: *Formatio figurati numeri miracu-*

losa,

λόγα, das iſt, jegliche vorgegebene Zahl wunderlicher Weiſe zu formiren, und zu bringen in eine Polygonalpyramidal und daraus andere entſpringende körperlicher Zahlen Natur und Eigenſchaft. Die Aufgabe iſt eigentlich, wie diejenige arithmetiſche Progreßion beſchaffen ſeyn müſſe, vermittelſt welcher eine beliebige Zahl in einer gegebenen Columne an eine gegebene Stelle zu ſtehen komme, und wie die zu jeden Columnen gehörigen Koßiſchen Zahlen zu finden. Remmelins Verfahren hiebey iſt, ſo wie die Aufgabe ſelbſt, ſehr ſinnreich. Im folgenden 1628ten Jahre hat er eben dieſes in ſeinem Ἀριθμος ὁ σοφος allgemeiner ausgeführt, und glaubte ganz beſondere Geheimniſſe darinn zu finden. Freylich läßt ſich nun alles dieſes durch wenige algebraiſche Formeln vorſtellig machen. Allein zu Remmelins Zeiten war die Buchſtabenrechnung noch erſt in ihrem Aufkeimen und wenigen bekannt. Im dritten Buche nimmt Hr. M. die Anfangsgründe des kombinatoriſchen Kalkuls vor. Die Genueſiſche Zahlenlotterie wird dabey nicht vergeſſen. Es hätte aber die Anwendung auf andere Glücksſpiele mehr mitgenommen werden können. Paſkal mit ſeinem Triangel, Huygens und Jakob Bernoulli mit ſeiner Ars coniectandi hätten wenigſtens angeführt zu werden verdient, wenn ſie gleich dieſe Theorie mehr algebraiſch als arithmetiſch abgehandelt haben. Denn um es ohne Nachtheil der Arithmetik zu ſagen, ſo faßt doch die Algebra in eine oft ſehr einfache Formel zuſammen, was man ſonſt in ganzen Bänden aus einander ſetzen müßte. Das will nun freylich nicht ſagen, daß man nicht auch im gemeinen Rechnen geübt ſeyn müßte. Aber wo dieſes weitläuftig wird, iſt es immer gut, die Abkürzungen, ſo die Algebr darbeut, nicht bey Seite

zu setzen. Da es übrigens auch viele Leser giebt, die über die gemeine Rechenkunst nicht hinausgehen, so hat Hr. M. für diese eigentlich gearbeitet, und eben diese müssen sich dann auch die mehrere Weitläuftigkeit gefallen lassen. Ein Algebraiste wird sich, trotz des in der Vorrede angeführten Kästnerschen allzuruhmrätigen Infinitesimalisten, der kaum eine Regeldetri rechnen konnte, nicht gerne dazu entschliessen. Im vierten Buche kömmt die Construktion eckichter geometrischer Körper vor. Hr. M. hat sehr wohl gethan, daß er diese an sich angenehme Lehre den Lesern wieder vorlegt. Wir erinnern uns nicht, sie anderswo als in Keplers harmonischen Schriften gesehen zu haben, die aber dermalen sehr selten geworden sind. Reguläre Körper, die man aus regulären Vielecken von verschiedener Seitenzahl zusammensetzt, haben eine Abwechslung von Aehnlichkeit und Verschiedenheit, die bey den ganz regulären nicht anzutreffen ist. Besonders hat der aus drey, vier und fünfseitigen regulären Flächen zusammengesetzte Körper etwas vorzüglich gut in die Augen Fallendes. Das achte und letzte Buch enthält die Anfangsgründe der Decimalrechnung. Diese hätten dem Trigonometrischen und Logarithmischen Calcul können ganz füglich vorgesetzt werden, da man dermalen die Sinus und Tangenten gewöhnlich, die Logarithmen beständig in Form von Decimalbrüchen ausdrückt. Das ganze Werk des Herrn M. kann überhaupt für Anfänger sehr gut dienen. Diejenigen Theile aber, die man eben nicht in jeden Anfangsgründen der Mathematik findet, werden besonders denen, die nicht mehr als Anfangsgründe durchgegangen haben, brauchbar und angenehm seyn können. Hin und wieder kömmt auch viel vor, was von Hrn. M. eigenem Nachdenken zeugt, und in so fern neu ist.

D. XVIII.

XVIII.

Schwediſches Staatswerk überſetzet und mit einer Einleitung herausgegeben durch Ludwig von Heß königl. Schwed. Regierungsrath.

— quid virtus, et quid ſapientia poſſit,
Vtile propoſuit nobis exemplar. —

Leipzig bey Bernh. Chriſt. Breitkopf und Sohne 1773. in 8. überhaupt 14 Bog.

Unter dieſem ſehr willkührlichen Titel werden einige die Entwickelung des ſchwediſchen Staatsintereſſe erwarten; oder eine vollſtändige Nachricht von der daſigen Staatsverfaſſung, der jetzigen Land- und Seemacht, den öffentlichen Einkünften u. d. g. oder vielleicht in Hinſicht auf den Motto, eine genaue Entwickelung und getreue Anzeige aller geheimen, dem Publikum weniger bekannten Anſtalten, Triebfedern und Verknüpfungen bey der lezten glücklichen Revolution, ſonderlich eine nähere Beſchreibung der vormals herrſchenden Parthey; ſie werden endlich nach Anleitung des Titels vermuthen, dieſes Werk ſey unter eben der Geſtalt vorher in Schweden gedruckt, durch den Hrn. v. Heß überſetzt, und blos mit einer Einleitung begleitet worden. Wir verſichern unſre Leſer, daß ſie ſich durch dergleichen Vorſtellungen irren. In Schweden iſt kein ſolches Staatswerk gedruckt worden; der Hr. v. H. hat nur einzelne ſich gröſtentheils auf die lezte Regierungsveränderung beziehende Dinge überſezt und denſelben einen ſelbſt beliebigen vielverſprechen-

den Titel vorgesetzt. Das Brauchbarste in dem Werke ist jedermann bekannt und in allen Zeitungen gelesen worden. Hierdurch wollen wir eben nicht die Herausgabe dieser Nachrichten tadeln, die immer in ihrer Art brauchbar seyn, und einige Leser finden können; zumal da sie dem Hrn. Uebersetzer von einer zuverläßigen Hand, nemlich von dem Hrn. Reichsrath Graf Scheffer mitgetheilt, und folglich authentisch sind; wir glauben auch gern, daß die Uebersetzung getreuer und besser gerathen ist, als diejenigen, welche der Hr. v. H. im Vorberichte zu tadeln sich berechtigt hält: nur meynen wir, daß sie füglich unter einem andern Titel hätten können ans Licht treten, damit der Käufer vorher gewußt hätte, was er für sein baares Geld erwarten dürfe. Die Zeit der sonderbaren Titel ist vorbey, die frappanten überläßt der deutsche Ernst gern den witzelnden Franzosen. Wir wollen den Inhalt des Werkchens kurz anzeigen, und dann unsre Leser entscheiden lassen, ob nicht eine jede Zeitung vom J. 1772. welche die neue Regierungsform und die sich darauf beziehenden Dinge gemeldet hat, auf ähnliche Art ein schwedisches Staatswerk heissen könne. In dem gegenwärtigen findet man nichts Vollständiges, nichts Unbekanntes, und nur wenig Wichtiges. Es enthält eine kurze Einleitung; des Königs Reden bey der Eröffnung des Reichstags 1771, bey der Huldigung 1772, und an die Reichsstände den 21 Aug. 1772; ferner desselben an eben dem Tage gegebene Versicherung; die bekanntgemachte und angenommene Regierungsform; des Königs Rede beym Schlusse des Reichstags; die Abschiedsreden des Landmarschalls und der Sprecher der sämtlichen Reichsstände an den König; der Reichsstände auf dem Reichstage gemachten und ausgefertigten Beschluß;

ſchluß; eine Lobrede auf den Herrn v. Lantingshauſen, und des Herrn Reichsraths Gr. Scheffers in der Akad. d. Wiſſ. 1772. gehaltene Rede. Die lezte ſucht wohl kein Menſch in einem ſchwediſchen Staatswerke, und noch unendlich weit weniger die gleich vorhergehende. Nur die königliche Verſicherung, die neue Regierungsform, und der Reichstagsbeſchluß gehören in ein ſchwediſches Staatswerk, machen aber daſſelbe noch lange nicht aus. Sie und die königlichen vier Reden ſind bekannt genug, und bedürfen daher des Rec. Anzeige nicht.

Den Reichstagsbeſchluß hat der Hr. v. H. mit allen Namensunterſchriften, die beynahe 19 Seiten einnehmen, abdrucken laſſen; wer Luſt hat, mag ſie, ingleichen die vier Abſchiedsreden an den König, leſen; die lezten enthalten nichts Merkwürdiges, ſondern wie man leicht vermuthen kann, und wie auch ſonſt gewöhnlich iſt, Dankſagungen, Verſicherungen der Ergebenheit und gute Wünſche. — Die Einleitung und die Lobrede auf den Hrn. v. Lantingshauſen, als des Hrn. v. Heß eigne Arbeiten, wollen wir kurz durchgehen.

In der Einleitung erwähnt er kürzlich, wie die beyden Könige Karl XI und XII. die alte Regierungsform geändert, die Stände hierauf die königliche Macht eingeſchränkt, durch mancherley Anläſſe der Unordnung die Thür geöffnet, und da dieſe aufs höchſte ſtieg, den jezt regierenden weiſen König wider ihr Vermuthen veranlaßt haben, eine dem Reiche und der königlichen Würde vortheilhafte Conſtitution einzuführen. Dieſe Einleitung iſt ganz gut, doch enthält ſie lauter allgemein bekannte Nachrichten: vermuthlich hielten den Hrn. Verf. wichtige Gründe ab tiefer in das Detail zu gehen. Aber eben hier, wird jeder Leſer eine vollſtändige Anzeige und Entwik-

kelung wünschen: eine solche hätte der Hr. v. H. vermuthlich leicht liefern können, da der Hr. Reichsrath Scheffer ihm so großmüthig alle zur Uebersetzung verlangte Nachrichten mittheilte. Aus einem im Vorberichte abgedruckten Briefe sehen wir, daß dieser würdige Reichsrath eine vollständige Geschichte der im J. 1772. in Schweden vorgefallenen Revolution vom Hrn. v. H. erwartete; denn es heißt ausdrücklich: 'L'idée que Vous avez, de donner en Allemand une *Hiſtoire complette* de la revolution du 19 Aout dernier, avec toutes les pièces qui y ont *raport* u. ſ. w. Eine solche ganz vollständige Geschichte würde dem Publikum sehr willkommen gewesen seyn. An deren Statt liefert der Hr. v. H. ein mageres und noch darzu unvollkommenes Skelet. Und warum ließ er etliche Piecen ganz weg, die man bey des Abt Micheleßi Schreiben an den Hrn. Visconti, angehängt findet? Warum berichtigte er nicht die etwanigen darinn vorkommenden Unrichtigkeiten, da es ihm leicht war, alle erforderliche Originalschriften von seinem großmüthigen Wohlthäter zu erhalten. Gern hätten wir ihm dagegen alle oder die meisten, beygefügten Anmerkungen geschenkt, die wenig Wesentliches, größtentheils nur Proben von seiner Belesenheit, enthalten, wohl gar ganz unnütz den Raum anfüllen; z. B. S. 5. wo erzählt wird, daß man auf dem im J. 1761. gehaltenen Reichstage einigen Stellen der Regierungsform eine Deutung gegeben habe, die sich nicht auf die Etymologie noch auf den Sprachgebrauch gründete. Hierunter steht folgende unerwartete Anmerkung:? — „vſus, quem penes arbitrium eſt „et ius et norma loquendi. HORATIVS de Arte „poetica v. 70. 71.„ Was klärt die ganze lange Anmerkung S. 14. auf; und worzu S. 15. der

Aus-

Ausfall, oder die Erwähnung des gekührten Streits, da man in allen Kompendien der Sittenlehre beweist, daß jeder Mensch, folglich wohl auch ein König, durch das Anschauen fremder Vollkommenheiten ein grosses Vergnügen geniessen soll.

Die historische Lobrede auf den vormaligen Oberstatthalter, Ritter und Commandeur der königl. Orden Freyherrn v. Lantingshausen, hat ausser ihrem besondern Titelblatte, auch einen Vorbericht, darinn der Hr. v. H. derjenigen in schwedischer Sprache abgefaßten Lobrede des Hrn. Capitain Gyldenstolpe auf den Freyh. v. Lantingshausen gedenkt, welcher die Akad. d. Wiss. den ausgesetzten Preis zuerkannt hat. Diese wollte er anfangs übersetzen, änderte aber bald seinen Entschluß, weil er „beym „Durchlesen fand, daß der Verfasser dieser Preis„schrift den Charakter des grossen Generals und „des vortreflichen Bürgers keinesweges bestimmt; „daß er mehr für seinen eigenen Ruhm gesorgt ha„be, als um das Lob seines Helden bekümmert gewesen sey„. Der Hr. v. H. entschloß sich, selbst eine Lobrede zu schreiben. Von ihr sagt er ganz bescheiden: „Die Liebe wird gewiß alle Talente „auffordern, die ich von Natur besitze; sie wird „alle meine Wissenschaften in Bewegung setzen, „um ein Opfer zu Stande zu bringen, das des gros„sen Lantingshausen würdig ist: aber es steht da„hin, ob diese Anspannung aller innern Kräfte doch „nicht unzureichend seyn wird. In einer grossen „Sache ist schon der gute Wille zu loben. Ich „werde zur Ehre der Verdienste und zum Ruhme „der Freundschaft auch nicht fruchtlos gearbeitet ha„ben, wenn meine Rede jene Preisschrift nur „hinter sich zurückläßt„. Jene Preisschrift hat der Rec. nicht gelesen; er kann daher des Hrn. v. H.

Hofnungen und Ausspruch durch seinen geringen Beyfall nicht unterstützen; gleichwohl kann er auch nicht umhin, ohne Umschweif zu erklären, daß des Hrn. v. H. sogenannte Lobrede bey einer ganz billigen Prüfung, blos den Namen eines Lebenslaufes, oder wenn man lieber will, einer kurzen Lebensbeschreibung verdiene; die ersten Blätter enthalten so weiter nichts als eine trockne Anzeige der Lantingshausenschen Kriegsdienste. Ein hin und wieder eingeschobener Locus communis oder eine geringhaltige Anmerkung, erheben noch lange nicht die simple Erzählung der Lebensumstände zur Lobrede. Zu jenem gehört z. B. S. 134. „Der Adel, mit „eigenen Verdiensten verbunden, ist ehrwürdig.„ ingleichen S. 153. „das Schurzfell hat den guten „Glauben sowohl nöthig, als der Ehrrock.„ ferner die Gedanken über den Militärstand S. 135, über den Reichthum S. 166, u. a. m. Die angehängten Anmerkungen hätten wohl können wegbleiben, sonderlich die S. 134. wo des Hrn. v. Lantingshausen Mäßigung dadurch, daß er die Freyheit für das höchste Gut hielt, bewiesen und durch ein eingerücktes Gespräch des Sokrates mit dem Euthydemus, welches vermuthlich nirgends einen bequemern Platz fand, erläutert wird. — Einige Gedanken scheinen dem Hrn. V. ohne genugsame Prüfung aus der Feder entschlüpft zu seyn. So meynt er S. 145, viele sonst rechtschaffene Männer würden durch häufige Beyspiele verleitet ihren Soldaten, was ihnen gebührt, durch Malversation zu entziehen. Sollte der den edlen Namen eines rechtschaffenen Mannes verdienen, der seine Soldaten bestiehlt? Selbst der, welcher ihnen das Gebührende unabgekürzt giebt, ist deswegen noch kein rechtschaffener Mann: befürchtete Strafe und

Schande

Schande können ihn von der Malversation zurückschrecken, sonderlich wenn er als ein Ausländer sich auf allen Seiten von lauernden Neidern umgeben sieht. — Ob nach S. 151. die Krone Schweden vermöge der Garantie des westphälischen Friedens an dem letzten Kriege Theil nehmen mußte; aber ob nach S. 164. die schwedischen Truppen, ehe sie unter dem Commando des Generals Lantingshausen durch den Graf Fersen exercirt wurden, nicht Soldaten, sondern nur Waffenträger gewesen, denen die Rüstung soviel zu schaffen machte als der Feind; nebst mehrern andern dergleichen eingestreueten Aeusserungen, wollen wir nicht erörtern.

Des Hrn. Reichsr. Gr. Scheffers in der Akad. der Wiss. am 28 Oktob. 1772. gehaltene Rede über die Verbindung, in welcher die Art der Grundgesetze und die Glückseligkeit des Volks stehen, das nach solcher regiert werden soll, liest man mit Vergnügen.

In der Zueignungsschrift an den gleich vorhergenannten Gr. Scheffer rühmt der Hr. v. Heß: „Meinem Vater habe ich das Daseyn zu danken, „und Eurer Exzellenz das Leben. Ja, ich würde „auch schon längst aufgehört haben, zu seyn, wenn „Eure Excellenz mich nicht unterhalten hätten. Ihre Briefe, gnädiger Herr! und Ihr reizendes Beyspiel haben aus mir einen Patrioten gemacht, der „durch seinen Charakter schon die größte Glückseligkeit genießt, deren ein Sterblicher fähig ist.„ Wir wünschen Ihm aufrichtigst darzu Glück, mit der Versicherung, daß es uns leid thun würde, wenn unsre kurzen und billigen Erinnerungen nur einen Augenblick seine ausnehmende Glückseligkeit stören sollten. Viele Patrioten genießen bey fehlschlagenden Wünschen, wegen ihres Patriotismus, gar keine Glückseligkeit.

XIX.

Pflichten der Lehrer und Zuhörer in Ansehen der Irthümer und falschen Lehrer, nebst einer Erörterung des neutralen Wesens in Sachen der Religion und des Christenthums, schriftmäßig abgehandelt von D. Joh. Dietrich Winklern. Zwote Aufl. Hamb. gedruckt von Joh. Phil. Reuß. 1772. 4. 32 Seiten.

Es sind drey Predigten, die schon einzeln in den Schriften des V. stehen, und einer besondern Veranlassung wegen, hier, als ein Wort zu seiner Zeit gesagt, zusammen gedruckt sind. Ein junger Geistlicher, der unordentlicher Sitten wegen sein Amt in Hamburg, wo er zweymal die symbol. Bücher unterschrieben, hatte verlassen müssen, soll Predigten über verschiedene Texte herausgegeben und in der Vorrede geschrieben haben: „Er wolle nächstens einen sinnlichen Beweis führen, daß die Erbsünde, von der die Herren Theologen reden, nichts „als die natürliche Folge von den engen Grenzen unserer Einsichten, von der Gewalt unserer Leidenschaften, oder höchstens die Folge einer vernachläßigten Erziehung sey. — Von der Toleranz „und Zulässigkeit der sogenannten Gewissenslehre reden, um die kränkenden Vorurtheile getrost zu bestreiten, die für Hurerey und Ehebrüche erklären, „was seiner innern Natur nach, nichts weniger als „Hurerey und Ehebruch ist — ingleichen von den „Vorurtheilen eines frommen Aberglaubens, von „Grund-

„Grundsätzen übel verstandenen und noch übler „angewandten Religion, von verworfenen Absichten, „durch die pantischen Schrecken einer brennenden „Hölle, die Gewissen unterm Joche in blinder Folg„samkeit zu erhalten„. Dem Rec. sind diese Predigten mit ihrer Vorrede nicht zu Gesichte gekommen. Er erfährt aber hier von ihrem V. was er lieber nicht hätte erfahren mögen, und Hr. W. nach aller Billigkeit nicht so vor jedermann hätte bekannt machen sollen, denn so übel muß man keinen angehenden Schriftsteller empfehlen, daß man ihm seine Jugendfehler, oder diese und jene vielleicht von ihm selbst erkannte und längst abgelegte persönliche Unart, öffentlich vorrückt. Wenn indessen der junge Mensch, wie ihn Hr. W. nennt und beschreibt, wirklich ein seichter Kopf ist, und dabey seine Sachen, die er schreiben will, in einem so unleidlichen Tone mit Stolz und Eigendünkel ankündiget, so wirds ihm allerdings jedermann zur groben Unbedachtsamkeit und zum Mangel aller Klugheit anrechnen, daß er, anstatt vor der Hand zu schweigen, bis nach bekannt gewordener Besserung seines moralischen Lebens der begangene Fehltritt vergeben und vergessen würde, so sehr laut und öffentlich das Wort nimmt, als ob er ein Weiser von ganz besonders vorzüglichen Einsichten wäre. Junge Schriftsteller kleidet nichts schöner als Bescheidenheit, und freylich, wer im Publikum mit sprechen, wer gar über wichtige Dinge die Welt belehren, Vorurtheile und falsche Religionsbegriffe ausrotten will, der sollte billig kein anderer, als ein Mann von unbescholtenem Charakter, von bekannter Gottesfurcht und Tugend seyn, wofern rechtschaffene Leute auf ihn achten sollen. Eines solchen Mannes Gedanken über jene angeführte Punkte würde man denn auch immer

mer

mer hören und prüfen können. Ob er jung oder alt wäre, daran läge eben nichts; wenn er nur was gründliches schriebe. Denn es könnte wohl seyn, daß nicht alles, was die meisten Theologen bisher von der Erbsünde gelehrt haben, so völlig ausgemacht wäre; auch über die Moralität der sogenannten Gewissensehen liesse sich wohl eine nützliche Prüfung anstellen. Sie würde bey gegenwärtiger Societätsverfassung, meiner Meynung nach, zwar immer zehen Gründe wider, gegen einen für sich haben. Aber es wäre doch keine unerhebliche Frage: Was soll ein Mann, dem physische und moralische Ursachen die Ehe anrathen, der sich aber ohne besondere Einwilligung seines Landesherrn nicht öffentlich verehligen darf, was soll der thun, wenn sein Herr ihm solches nicht verstatten will? Darf er ohne Verletzung dessen, was Religion und Tugend von ihm fordert, sich in eine Gewissensehe einlassen oder nicht? Und wenn er es thut, kann er die beruhigende Ueberzeugung dabey haben, daß seine nach weltlichen Societätsrechten ungültige Ehe, doch vor Gott gültig sey, und von dem nicht gemissbilliget werde? — Mich dünkt wenigstens, es wäre einem christlichen Moralisten nicht unanständig, diese Fragen in Untersuchung zu ziehen — daß es einen frommen Aberglauben in der Welt gegeben hat und zum Theil noch giebt; (wiewohl bey itziger überhandnehmender Irreligion der Menschen, eben so sehr gegen diese, als gegen jenen zu schreiben nöthig seyn mögte), daß die Religionslehren von vielen Leuten übel verstanden und noch übler angewendet werden; daß es besser und von glücklicherm Erfolge sey, die Menschen durch die sanftern, dringenderen Motive der göttlichen Gnade und Liebe, welche in dem Evangelio Jesu liegen, zur Folgsam-

samkeit gegen daſſelbe zu bewegen, als durch bloſſe Schrecken von Hölle und Verdammniß (paniſche Schrecken einer brennenden Hölle, iſt eben kein frecher, aber unzeitig witzelnder Ausdruck) wie es manche Lehrer in Gewohnheit haben, — das wird Hr. D. Winkler ſelbſt nicht leugnen. Alſo würde es nur darauf ankommen, daß der dem Hrn. Dr. misfällige junge Gelehrte nur erſt zur wahren Ordnung der Sitten zurückkehrte, anfienge geſetzt zu denken, und ernſthaft zu ſchreiben, wie es die Würde der Religionswahrheiten erfordert, alsdenn mögte er immer die Feder in die Hand nehmen, und uns wiſſen laſſen, was er über jene Sachen dächte.

Aber was haben denn ſoviel wackere Gottesgelehrten, welche die Duldung derer, die in Religionsmeynungen von uns abgehen, empfehlen, geſündiget, daß Hr. W. ſie durch die Bank für den Leichtſinn eines unbedachtſamen Jünglings büſſen läße, und ſie unter dem Titel heutiger ſchwärmender Toleranzprediger, als ſträfliche und gefährliche Männer, als falſche Propheten in Schaafskleidern vorſtellt, denen man kein Gehör geben müſſe. Wenn ein Lehrer des Chriſtenthums ſich zum Fanaticismus neiget, ſo muß man ſeiner ſchädlichen Schwärmerey durch triftige Vorſtellungen entgegen arbeiten. Aber Toleranz muß man ihn predigen laſſen, daran handelt er recht und thut eben das, was Jeſus gethan hat. Kein Lehrer der Wahrheit und Tugend iſt je toleranter geweſen, als er, wie ſeine Urtheile über Juden und Samariter und deren Religionsſtreitigkeiten beweiſen. Wer es nicht wäre, würde ſeinen Geiſt nicht haben. Gegen die praktiſchen, der wahren Gottſeligkeit nachtheiligen Irrthümer der Schriftgelehrten und Phariſäer that er ſeinen Mund freymüthig auf. Aber wann hat er den frommen

Sama-

Samariter, so sehr ihn der orthodoxe Jude verdammte, für einen schlimmen, gefährlichen Menschen erklärt? Er zog ihn vielmehr jenem vor. Die falschen Propheten in Schafskleidern, vor denen seine Jünger sich hüten sollten, waren zum Theil gerade solche Leute, die mit äusserster Strenge auf des Moses vermeinte reine Lehre hielten, aber in ihrem Verhalten schlechte Früchte von ihrer eingebildeten Rechtgläubigkeit zeigten, und bessere Menschen, als sie selbst waren, so behandelten, wie der reissende Wolf ein unschuldiges Lamm.

Hr. W. hat ganz Recht, wenn er verlangt 1) die Lehrer sollen nach Jesu Beyspiele die Irrthümer nach ihrer wahren Beschaffenheit beurtheilen, und auf gehörige Art widerlegen (nicht durch diktatorische Verkehrungen, sondern durch hinlängliche Gründe) 2) die Zuhörer, welche vor falschen Lehrern gewarnet werden, sollen das geziemend für eine göttliche Wohlthat erkennen, sollen solcher Warnung Gehör geben, und sich vor der Verführung falscher Lehrer in Acht nehmen. 3) das neutrale Wesen in der Religion und im Christenthum besteht nicht darinn, daß eine durch Traktaten bestätigte freye Religionsübung verstattet wird; nicht darinn, daß ein Christ aus Klugheit stille sitzet, ohne sich der mächtigeren Religionsparthey zu widersetzen, oder bey aufgeworfenen Nebenfragen, die dem Grunde des Glaubens nicht zuwider sind, schweiget, bis die Sache mehr aufgeklärt worden; sondern darinn, daß man der Wahrheit, wie sie die rechtgläubige Kirche lehret, im Herzen Recht giebt, aber ihr doch nicht öffentlich beypflichtet, und um zeitlichen Schadens willen dem Gegentheile nicht widersprechen will — daß man nicht kalt, nicht warm im Christenthume ist — und aus Gemächlichkeit, um der

Men-

Menſchen Ungunſt oder Nachrede zu entgehen, weder dem Guten die Hand bieten, noch das Böſe ſtrafen will, welches doch die Pflicht des Amts und Berufs erforderte — Niemand wird dieſe Sätze in Zweifel ziehen, ſo richtig ſind ſie in Theſi. Aber nun in der Anwendung z. B. auf reformirte Chriſten? weil Hr. W., neben den Socinianern, auch dieſe S. 10. ausdrücklich nennet. Wen denkt er damit zu gewinnen? wenn er dabey ſchon immer als entſchieden vorausſetzt „die Religion, welche die „Apoſtel vertheidigen, iſt eben die chriſtliche Reli„gion, die unſere evangeliſch lutheriſche Kirche durch „des Höchſten Gnade allein unverfälſcht und rein „zu haben rühmen kann„ S. 31. Wie, wenn ein reformirter oder katholiſcher Chriſt gegen uns ſo argumentiren wollte, würden wir nicht einen ſeltſamen Trugſchluß darinn finden? wiewohl die Formula committendi in der hamburgiſchen Kirche, auf die ſich Hr. W. auch beruft, was hat die mit den Regeln der Logik zu thun? Der V., er mag wollen oder nicht, muß auf die Stoppeln der menſchlichen Vernunftſchlüſſe 8. 9. u. 11. übel zu ſprechen ſeyn, denn ſonſt iſt es klar genug, daß Jeſus und ſeine Apoſtel keinen verſtändigen Menſchen zur Annahme des Evangeliums würden bewogen haben, wenn ſie nicht, wie ihre Reden und Briefe zeigen, ſo richtige Vernunftſchlüſſe gemacht hätten; ja eines jeden Chriſten Ueberzeugung von einer Religion, auch Hrn. W. ſeine, gründet ſich ganz und lediglich auf den Vernunftſchluß: Was mir der von Gott geſandte Lehrer Jeſus ſagt, das iſt wahr. Alle Codices des N. T. leſen auch Apoſtelgeſch. 16. 31. zum groſſen Troſte vieler wahren Chriſten auſſer der lutheriſchen Kirche nicht: Glaube an D. Luthern, ſondern glaube an den Herrn Jeſum Chriſtum,

ſtum, ſo wirſt du ſelig. Wenn aber Luthers Lehre und Chriſti Lehre allein einerley iſt, ſo wäre auch nichts daran gelegen, wenn man fürs künftige eine Leſeart einführte.

Fr.

XX.

Vom wahrem Segen bey Verwaltung des Predigtamts. Erſtes Stück, Königsberg und Leipzig bey Zeiſens Wittwe und Hartungs Erben 1773. 8. 80 Seiten.

Durch den Segen des Predigtamts verſtehet der Verfaſſer den guten und zweckmäßigen Erfolg dieſes Amtes. Er bringt das, was er hierüber zu ſagen hat, unter drey Hauptſtücke. In dem erſten zeigt er, was man ſich von dem Amtsſegen eigentlich für einen Begriff zu machen habe, und worinn derſelbe zu ſetzen ſey. In dem zweyten will er die Art und Weiſe lehren, einen ſolchen Segen zu erhalten und ſich merklich zu machen, und endlich wird er im dritten Hauptſtucke, die Troſtgründe, wenn er ſich gar nicht ſichtbar erwieſe vorlegen. Nur das erſte Hauptſtück hat der V. bisher ausgeführt, und zwar ſo, daß man unſerer Einſicht nach ſehr mit ihm zufrieden zu ſeyn, und die Fortſetzung mit Verlangen zu erwarten, Urſache hat. Er zeigt ſehr gut, daß weder der laute Beyfall der ſich um die Kanzel drängenden Zuhörer, noch die Beſondern in einer Gemeinde zur Wiederhohlung des Gehörten und zur geſellſchaftlichen Erbauung angeſetzten Zuſammenkünfte (von denen der V. eine ſehr richtige

richtige und unpartheyische Schilderung macht) noch die Menge derer sich bey dem Prediger Rathserholenden und Gewissensfragen vorlegender, noch endlich die Freudigkeit oder Gelassenheit vieler seiner Zuhörer auf dem Sterbebette, ganz sichere und zuverläßige Kennzeichen eines vorzüglichen Amtssegens sind. „Es wird, sagt er, bey der Beurtheilung, ob ein Prediger in seiner Amtsführung Segen habe oder „nicht, alles darauf ankommen, daß man in seiner „Gemeinde einen vorzüglichen Grad von Rechtschaffenheit im Leben und Wandel gewahr werde. An „ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, ist eine Regel „unsers grossen Meisters, die auch hier ihre rechte „Stelle hat. Wenn man also gewahr wird, daß „unter der Amtsführung eines Predigers, sich mehrere Glieder der Gemeinde (denn alle können und „werden es nie seyn) finden, die es deutlich obgleich „nicht ohne Beymischung mancher Fehler an den „Tag legen, daß Furcht vor Gott und Liebe zu ihm „das Principium ihrer Handlungen sey; die als stille und getreue Unterthanen der Obrigkeit, die ihnen „von Gott gesetzt ist, den schuldigen Gehorsam „willig leisten, die in ihren Geberden ungekünstelt „freundlich und demüthig, in ihren Gesprächen liebreich, ohne Schmähsucht, Argwohn und Mistrauen; „in ihrem Betragen gegen andere ganz ehrlich und „ohne Hinterlist sind: die ausserdem nach dem besondern Verhältnisse, in welchem sie gegen den Staat „stehen, treu in ihrem Berufe, fleißig in ihren Geschäften, und sorgfältig und ganz gewissenhaft in „ihren Unternehmungen sind; die als Väter oder „Mütter in dem Erziehungsgeschäfte aufmerksam, „unverdrossen, und als solche sich bezeugen, die ihre „Kinder nicht für die Eitelkeiten und Thorheiten dieses Lebens erziehen wollen; als Ehegatten an dem

„genſeitigen Wohl mit aller innigen Beſtrebung ar„beiten, als Vorgeſetzte ihre Untergebne zu gleichem „Eifer in allen guten Pflichten ermuntern, davon „ſie ſelbſt ihnen das beſte Beyſpiel ſind; die bey „dieſem allem vorzüglich den Unterricht des göttlichen „Worts gerne hören, und die Mittel des Heils mit „Verſtand und Ehrfurcht gebrauchen: Ach! da „vermuthe man, und man wird ſich nicht irren, daß „der Prediger ſein Amt ganz erfüllet habe und aus „ſeiner Ausſaat ein Segen zur frohen Erndte aufs „wachſe. Und denn ſetze man noch hinzu, daß hier „oder da einer iſt, der ohne bemerkt und darüber ge„lobt ſeyn zu wollen, wohlthätige Hände zu den dürf„tigen und armen Brüdern ausſtreckt; oder ein an„drer, der durch guten Rath, ohne allen Eigennutz, „ein Schutzgott der Waiſen, und ein Ernährer der „Wittwen iſt, und mehrere dergleichen Erweiſun„gen eines von Religion, von wahrer thätigen Re„ligion angefüllten Herzens: ſo wird man ziemlich „ſicher den Schluß machen können: ich finde hier „ſo viel Merkmale eines guten Unterrichts, einer „gut ausgeſtreueten Saat; der Säemann muß „Fleiß und Eifer in ſeinem Geſchäfte bewieſen ha„ben; ſein Amt hat merklichen Segen!„

Kurze Nachrichten.

1. Von der Gottesgelahrheit.

Fortgesetzte Betrachtung über die vornehmsten Wahrheiten der Religion, an Sr. Durchlaucht den Erbprinzen von Braunschweig u. Lüneburg. Zweytes Stück. 8 Bogen in fortlaufender Seitenzahl in 8.

Nachdem der Verf. in der ersten Betrachtung untersuchet hatte, (Siehe diese Bibl. XXII. B. I. St.) wie gar anständig es der Weisheit Gottes seyn könne, den Menschen einen ausserordentlichen Unterricht von der Religion zu ertheilen; so geht er nun zur Prüfung des Inhalts desjenigen Buchs über, worin der erleuchteste Theil des menschlichen Geschlechts einen solchen Unterricht zu haben glaubt, nemlich der Bibel. Er betrachtet den Inhalt derselben in einem neuen, oder doch nicht genung gesehenen, noch nie recht durchschauten Gesichtspunkte; der aber der einzige wahre ist, darin er richtig betrachtet werden kann. Die Bibel ist kein System zusammenhängender Lehren, keine philosophische oder wissenschaftliche oder beredte Abhandlung von den verschiedenen Pflichten, zu welchen der Mensch gegen Gott, gegen sich selbst und gegen andere verbunden ist; aber bey dem allen ist sie doch die einzige Quelle aller wahren Philosophie von Gott und von der Bestimmung des Menschen, daraus in allen Zeitaltern von Gott und seiner moralischen Regierung der Welt reine und deutliche Erkenntniß allein geschöpft worden ist. Und wo man nicht (nahe oder ferne) daraus hat schöpfen können, ist auch die scharfsichtigste Vernunft zu keiner befriedigenden Deutlichkeit über diese wichtige Punkte gekommen. S. 89-93. Die Bibel giebt aber nicht allein hierüber Licht, sondern sie enthält auch die Geschichte der Erleuchtung selbst, in welchem Maaße sie den Menschen nach dem jedesmaligen Grade ihrer Fähigkeiten und Bedürfnisse, von der ersten Morgenröthe an durch alle Grade hindurch, bis zu ihrem

rein vollkommneren Glanze, um der Vernunft und Sittlichkeit nach und nach eine würdigere Ausbildung zu geben, mit großer Weisheit und Einsicht in die vorliegende Naturkräfte des Menschen mitgetheilet worden sey. S. 93 - 95. Aus diesem Gesichtspunkte muß die Bibel betrachtet werden, und aus diesem wird sie uns Dürftige, sehr ehrwürdig S. 96. alsdenn wird uns das kleine, unbedeutende, anstößigscheinende, kurz das locale, begreiflich; es mußte grade so seyn, als es war; und das Bessere, was wir nach unserer Denkungsart dahin setzen wollen, wäre nicht an seiner Stelle gewesen, hätte seine Wirkung nicht gethan, nicht thun können. Kinder können nicht als Männer unterrichtet, und rohe angebauete, unreife Menschen nicht als feine, nachdenkende und gesittete behandelt werden. In diesem Gesichtspunkte fällt aller Anstoß, den man darin zu finden meynt, hinweg, ja wird zur Weisheit: das Ganze verliert, bey allen darin vorkommenden Dunkelheiten, philosophischen Irthümern und historischen Unrichtigkeiten, nichts von seiner Wahrheit und Würde. Man bedarf dabey keines ängstlich erwiesenen Canons, keines ängstlichen Erweises von einer durchgängig wörtlichen Eingebung, keiner ängstlichen Rechtfertigung aller darin vorkommenden Handlungen u. s. w. S. 103. und kann doch dieses Buch für die einzige Quelle aller sichern Erkenntniß von Gott u. s. w. mit Vertrauen und Ehrerbietung anzunehmen willig seyn.

In diesem wahrhaftig richtigen und philosophischen Gesichtspunkte nimmt der Verf. die Bibel, dem gemäß will er ihren ganzen Inhalt beurtheilen, und die unterrichteten Subjekte und den ihnen ertheilten angemessenen Unterricht von einer Geschlechtsfolge zur andern jederzeit mit einander parallel stellen, damit jeder Leser von der ungemeinen Schicklichkeit und Harmonie in jedem besondern Auftritte der verschiedenen Erleuchtungen der Menschen, in der wachsenden Fortschreitung derselben, und in dem verehrungswürdigen Ganzen, das dadurch dargestellt wird, so wie er selbst überzeugt werde. Ein wichtiges und vortreffliches Geschäft, das der Einsicht und des Geistes eines Jerusalems würdig ist! Gott gebe, daß er es auch zur Ehre des Christenthums vollenden möge! dann werden wir erst nicht eine buchstäbliche und wörtliche, aber eine verständige und wahrhaftige Auslegung von dem Geiste der Bibel besitzen.

In diesem zweyten Stücke fängt er damit an, daß er den Zustand der Vernunft und der Religion der ersten Men-

Menschen bis auf die Sündfluth nach der mosaischen Geschichte in diesem Lichte betrachtet. Zuvörderst macht er einige Bemerkungen über die antike Simplicität, und über die Zuverlässigkeit des Geschichtbuches selbst, und wie sehr bey allem äußern Ansehen einer Rapsodie die erste Anlage zu dem vorerwähnten Plane darin zu erblicken sey. S. 104. f. dann prüfet er die wichtigsten Begebenheiten des menschlichen Geschlechtes von der Schöpfung bis zur Sündfluth, nach diesem Geschichtbuche, mit philosophischen Augen S. 112. f.

Aus der Menge vortreflicher Beobachtungen und Schlüsse wollen wir hier nur die treffendsten, und die zu mehrerm Nachdenken veranlassen können, auszeichnen. Ein göttlicher Gesandter sollte nicht den eigentlichen Bau des Weltsystems, sondern nur den Ursprung des Menschen und seines Wohnplatzes von Gottes allmächtigem Willen lehren S. 112. Alle Philosophie über die Welt und ihre Entstehung muß von Gottes allmächtiger Kraft ausgehen oder dahin zurück kommen, wenn sie nicht in verwessene Schwärmerey ausarten soll; wie an Whiftons ausgedachtem Bau des Weltsystems bewiesen wird, welches selbst der Herr von Voltaire hat belachen müssen S. 114. 119. Nie hat die Vernunft den Ursprung der Welt und des menschlichen Geschlechts so hell, vollkommen und richtig erkannt, als er, wiewol ganz kurz, in diesem Buche geschildert wird S. 120. f. Der Mensch mußte gleich bey seinem Ursprunge in einem solchen Zustande und mit so viel Hülfen da seyn, als zu seiner Erhaltung und zur nächsten Entwickelung seiner Fähigkeiten bis zur Geselligkeit und zur Sprache, das ist, bis zur wirklichen Menschheit wesentlich nöthig waren; und so ist er auch nach der Beschreibung dieses Buchs S. 126. Der Segen und Befehl, den GOtt den ersten Menschen ertheilte, nimmt der Verf. für eine unmittelbare Wirksamkeit des göttlichen Willens an, welche im Geschichtbuche nur nach menschlicher Vorstellungsart ausgedruckt worden S. 129. (Dieß ist uns noch zweifelhaft. Uns dünkt, der neue Mensch habe einen äußerlichen sinnlichen Unterricht über seine Bestimmung nöthig gehabt: wie konnte er sonst wissen, woher er sey, was und wie er seyn müsse? War das für die Kindheit des Menschen, selbst in den folgenden Zeitaltern, nicht nothwendig? Rührte nicht von diesem unmittelbaren Unterrichte und vom dem Mangel der Kenntniß der nächsten natürlichen Ursachen, der herrschende Charakter der ältesten Religion her, alles unmittelbar auf GOtt zu beziehen, von

ihm unmittelbar abzuleiten? Wie gern möchten wir über diese Fragen des Verf. Unterricht hören!)

Die Sprache ist das charakteristische Eigenthum des Menschen S. 132. und die Fähigkeiten, womit der Mensch erschaffen worden, waren hinreichend, auch ohne unmittelbaren Unterricht Gottes, ihn zur Erfindung und Bildung einer Sprache tüchtig zu machen, die seinen Bedürfnissen und seinem Zustande angemessen war. Dieß beweiset der Verf. so faßlich und einleuchtend, als wir es noch nie gefunden haben, aus dem Vermögen des Menschen zu empfinden, und seine Empfindungen im Gedächtnisse zu bezeichnen; aus seinem Triebe, sie seines Gleichen mitzutheilen; und aus der bewundernswürdigen Schicklichkeit in den Organen seiner Stimme, jede Empfindung durch ihren entsprechenden Ton auszudrücken S. 134. f. (Wir bedauren, daß wir dem Verf. hierin nicht folgen können: philosophische Leser werden aber sehr feine Bemerkungen finden.) Die seltsame buchstäbliche Auslegung, daß Gott dem Menschen alle Thiere zugeführt, und sie ihre Nahe nennen und kennen lehren, da natürlicher Weise nur von der nächsten Kenntniß der Thiere, die ihm behülflich und nützlich waren, die Rede seyn konnte, hat auch hier (wie in verschiedenen andern Fällen) dieß würdige und mit edler Einfalt geschriebene Buch verstellt S. 151 f.

In der Verbindung mit seines Gleichen wird der Mensch erst Mensch, und der erste Grundtrieb seiner vernünftigen Natur, der Trieb zur Vollkommenheit, wird erst dadurch in Thätigkeit gesetzt S. 154. Zu diesem Zwecke, nicht blos zur Fortpflanzung seines Geschlechts, giebt Gott dem Menschen eine Gespielin S. 158, und legt dadurch den sichersten Grund aller menschlichen Gesellschaft, knüpfet Menschen mit Menschen unauflöslich zusammen, und macht die wirksamste Anlage zur Entwickelung aller moralischen Triebe und aller Tugenden, wozu das menschliche Herz fähig ist: bey keiner andern Anlage hätten sie sich so leicht und fruchtbar entwickeln können S. 160 f.

Die Erde, worauf der Mensch gesetzt war, sollte er bebauen. Arbeit war und ist seine Bestimmung: ohne seine Arbeit bleibt die Erde dürftig; ohne Arbeit werden seine Kräfte und Fähigkeiten nicht entwickelt. Dem neugeschaffenen Menschen wurde durch die Fruchtbarkeit des Bodens das Arbeiten nur leicht gemacht; dem ungehorsam gewordenen ward sie in einem rauheren Boden mühsamer S. 165 f. Das Gesetz, das er von Gott empfing, war sinnlich und simpel,

und

und seinem Zustande angemessen: er war noch nicht in solchen Verhältnissen, daß andere und sittlichere Gesetze ihm nützlich seyn konnten. Der Zweck desselben war, ihm einen beständigen Eindruck seiner Abhängigkeit von Gott zu geben, und den Gedanken geläufig zu machen, daß seine Glückseligkeit mit dem Gehorsam gegen Gott unzertrennlich verbunden sey: denn auf diesem Grunde beruhete alle moralische Ordnung und Vollkommenheit der menschlichen Gesellschaft, (ja auch alle Gewissenhaftigkeit und innere Rechtschaffenheit des Menschen) S. 172. — Auf die Uebertretung dieses Gesetzes, welche hier nur überhaupt berührt ist, will der Verf. im folgenden noch wieder zurückkommen. Wir übergehen also dieß und das übrige, wie wir überhaupt viel einzelne vortrefliche Bemerkungen haben übergehen müssen. Wer den Menschen in seiner Kindheit, in seiner rohen Natur, oder in seiner ersten Ausbildung zu kennen fähig ist, wird auch des Verf. Vorstellungen recht anschauend für wahr erkennen.

R.

Erste Jugendgeschichte Jesu. Samt Beylage und Register zu der Geschichte der drey letzten Lebensjahre Jesu. Von dem Verfasser derselben. Zürich, Orell, Geßner, Füeßlin u. Comp. 1774. 10 Bogen in 8.

Geschichte der drey letzten Lebensjahre Jesu. 3te verbesserte mit der Jugendgeschichte Jesu und einem Realregister vermehrte Auflage. Ebend. 1774. 3 Bände in 8.

Diese Auflage ist mit einem Register versehen, welches nach der Reihe der Evangelisten von jedem Inhalte eines Kapitels die Stelle anzeigt, wo er in diesem Buche anzutreffen ist: so daß man nun das Buch bequemer mit den vier Evangelisten vergleichen, und die Erläuterungen jedes Orts nutzen kann. In einer Beylage sind auch noch einige Lehrsprüche Jesu, und zur evangelischen Geschichte dienliche Anecdoten aus den ältesten Schriften der Kirchenväter gesamlet; welche uns bis auf wenige erhebliche, eher Anwendungen wirklicher Stellen der Evangelisten, oder aus dem Gedächtnisse angeführte Sprüche, als wahre Verschiedenheiten oder zuverläßige Anecdoten zu seyn scheinen. Die ersten Christen wußten die Geschichte Jesu

nur aus mündlichen Erzählungen, aus deren Sammlung die verschiedenen apokryphischen Evangelien entstanden seyn mögen. Und nachdem nun die Geschichtbücher der Evangelisten geschrieben waren, hatte doch nicht jedermann, so wie jetzt, immer Gelegenheit, sie nachzuschlagen, noch weniger sich aus allen vieren Raths zu erholen. Er erwähnte also eines Spruchs oder einer Begebenheit, so wie er es aus der Vorlesung behalten hatte; und das ist wohl der wahrscheinliche Grund so mancher Verschiedenheit in der Lesart, Anwendung, Wiederholung u. s. w. mancher Schriftstelle.

Die wichtigste Vermehrung besteht in der hinzugekommenen ersten Jugendgeschichte Jesu, worin der Verf. noch das im Zusammenhange erzählt und erläutert, was uns die Evangelisten von der Geburt Jesu an bis zum Antritte seines Amts aufgezeichnet haben, und von ihm bisher vorbey gelassen worden war. Diese ist auch nebst vorerwähnter Beylage und Register für die Besitzer der vorigen Auflagen besonders abgedruckt.

Was uns darin vorzüglich wohl getroffen zu seyn scheint, ist die Vorstellung von dem Geiste und Sinne, in welchem das jüdische Volk damals nach ihren Nationalvorurtheilen, nach ihren Religionsbegriffen, nach dem Maaß ihrer Schriftauslegung, und nach der ihnen höchstverdrüßlichen politischen Abhängigkeit den verheissenen Meßias oder Befreyer erwartete. Sie hofften alle auf einen wirklichen König auf Davids Stuhl, der sie von der Unterthänigkeit der Römer befreyen, ihren Staat wieder glänzend machen, und sie über andere Völker erheben würde. Dumme und sinnliche unter ihnen erwarteten nichts weiter; nachdenkende und fromme glaubten noch überdem, daß er auch die Sitten ihres Volks verbessern, sie dadurch zu einem beständig geliebten Volke Gottes machen, sie zum Eingange in das himmlische Paradies bereiten, und auch andere Völker zu ihnen und zum wahren Gott bekehren werde. Bestimmtere Ideen von seiner Verrichtung und von dem allgemeinen Zwecke derselben auf das ganze menschliche Geschlecht hatten sie nicht; noch weniger solche, wie die Christen jetzt davon haben können, die den ganzen Plan seines grossen Geschäfts, und dessen Ausführung und grosse Wirkungen vor Augen haben und erfahren. Einem jeden bedeutete zu der Zeit das Reich des Meßias dasjenige, was seinen Wünschen und Bedürfnissen am angemessensten war S. 9. Aus diesem richtigen Gesichtspunkte stehet er die Denkungsart und Gesinnun-

gen

gen der frömmsten Gemüther an, die ihre Hofnung auf den Meßias, oder ihre Freude über dessen Ankunft und Geburt nach der Beschreibung der Evangelisten äußerten, z. E. eines Zacharias, eines Simons, einer Maria. Eben dieser Denkungsart waren auch die Offenbarungen und die dazu gewählten Ausdrücke gemäß, welche Gott ihnen vor der Ankunft und Gegenwart des Meßias wiederfahren ließ. „Ein „König soll er werden, über sein Volk herrschen, Israel erlösen u. s. w.„ Exempel davon sehe man in der Ankündigung der Geburt Johannis und des Meßias selbst S. 14 und S. 23. 24. In dieser Sprache mußte auch mit ihnen gesprochen werden, wenn sie es überall verstehen sollten, ob sie es schon anfangs eingeschränkt und national verstanden, was einen allgemeinern Sinn hatte und haben konnte S. 25. es war nach der Natur der Seele, die nur stuffenweise aufgeklärt werden kann, unmöglich, sie auf einmal aus den eingeschränkten Nationalideen, die sie in alle ihre Religionserwartungen verwebt hatten, heraus zu reissen.

S. 28. 29. hat der Vers. ganz lesenswürdige Gedanken über die Schicklichkeit und Sittlichkeit dessen, was der Maria vom Engel Gabriel angekündiget ward; die noch mehr Ausführung und Betrachtung verdieneten: man muß überhaupt diese Begebenheit, wie der V. S. 31. 32. wohl erinnert, mit der ganzen Geschichte Jesu im Zusammenhange denken. S. 36. möchten wir nicht auch mit dem Vers. ein Wunder annehmen, daß Elisabeth aus unmittelbarer Eingebung gewußt, was der Maria begegnet sey: Maria konnte es ihr ja als die Veranlassung ihres Besuchs vertrauet haben, wenn es gleich der Geschichtschreiber unerwähnt gelassen hat. Der Lobgesang der Maria, S. 38. und Zacharia S. 44. beweisen es nach ihrem richtig verstandenen Inhalte, wie unvollkommen ihre Vorstellung von der wahren Beschaffenheit des Reichs Gottes, das sie nun erwarteten, bey allen ihren Geistesgaben noch gewesen sey, wie der V. hierbey S. 46. f. ingleichen S. 54. bemerkt hat.

Ueber die niedrige Geburt einer so ausserordentlichen Person, als Jesus war; über die feyerliche und doch simple Ankündigung derselben, nicht in der Hauptstadt, nicht am Hofe, nicht im Tempel, sondern an arme Hirten S. 61—63; über die stuffenweise weiter verbreitete Nachricht von ihm unter den Frommen S. 77; über das zweckmäßige Kundbarwerden seiner Bestimmung zu Jerusalem durch die

morgenländischen Weisen S. 96 f; und über die unbekannte Eingezogenheit, darinn Jesus bis zum Antritt seines Lehramts verblieb S. 107. f. hat der Verf. sehr treffende und wahre Anmerkungen gemacht. Doch wünschten wir, er hätte noch ausführlicher gezeigt: Eine grössere und allgemeinere Feyerlichkeit mit dem Kinde würde nur den heissen und wilden Patriotismus der Juden entzündet, und bürgerliche Unruhen und gehäßigen Partheyeifer veranlaßt haben, welches weder ein schicklicher Anfang noch eine sonderliche Empfehlung des Reichs Gottes gewesen wäre. Offenbare und häufige Wunder zur Verherrlichung des Kindes und Knaben Jesu hätten nur Aufsehen gemacht und die Fantasie erregt, aber was für moralischen Nutzen hätten sie gestiftet? ja hätten sie nicht die Juden in allen ihren vorgefaßten Meynungen bestärkt, daß sie hernach der Lehre, die denselben zuwider war, ganz und gar kein Gehör gegeben hätten? Jesus konnte auch nicht eher selbst mit Anstand und zweckmäßig Wunder thun, als bis er öffentlich lehrete, und er konnte nicht eher öffentlich lehren, als bis er ein Mann war. Denn die Wunder that er nicht um sein selbst, sondern um seiner Lehre willen. So ist alles nur auf die Art am schicklichsten, wie es wirklich geschehen ist.

Hz.

D. Johann Gottlieb Töllners theologische Untersuchungen. Des ersten Bandes zweytes Stück. Riga, bey Johann Friedrich Hartknoch, 1773. 1 Alph. 2 Bogen in 8.

Der V. fährt mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn fort, theologische Fragen, die großentheils wichtig sind, zu untersuchen. In diesem 2ten Stück sind 11 besondere Untersuchungen; wovon das vornehmste hier kurz angezeigt zu werden verdient.

1) Ist das gegenwärtige Leben nichts weiter als eine Prüfungszeit, oder eine Vorbereitung auf das künftige Leben? S. 1—30.— Nichts weiter? das kann wohl niemand anders behaupten, als der in der Hitze des Eifers für die Seligkeit seiner Brüder es ihnen recht andringend machen will, diesen grossen Gesichtspunkt nicht aus den Augen zu verliehren. Im kalten Blute wird es wohl jeder aus Selbstgefühl eingestehen; daß wir auch zu dem Ende hier sind

sind und von Gott selbst dazu bestimmt sind, das gegenwärtige Leben zu geniessen, den Urhebet desselben zu lieben S. 21, nicht erst glücklich zu werden, sondern es sogleich zu seyn S. 26. u. s. w. Indessen muß doch der nachdenkende Mensch, seiner Natur gemäß immer dabey Rücksicht auf das Zukünftige nehmen: und ich wundere mich, daß der Verf. sich hierbey nicht eben sowohl aufgehalten hat, als bey jener Frage. — Noch interessanter würde es gewesen seyn, die praktischen Folgerungen herauszuziehen, die in seinem Beweise liegen. Offenbar übertreiben die Theologen sehr oft die Forderungen der christlichen Moral, weil der Gedanke bey ihnen zum Grunde liegt: der Christ sey nur für das künftige Leben da, und müsse und dürfe nur für dasselbe thätig seyn, und alles auf dasselbe beziehen. Als wenn er nicht auch hier leben und handeln sollte? als wenn es ihm möglich wäre, sich der gegenwärtigen Eindrücke ganz zu entschlagen? Als wenn er wirklich, noch mehr als der Mönch, außer der Welt und außer sich leben sollte? Als wenn diese strengen Sittenlehrer selbst irgend jemals einen Versuch dieser Art gemacht hätten, oder machen könnten?

11. Ist es nöthig, daß ein Sterbender seine Gefahr wisse S. 30—56. Nein, sagt der Verf. Ist der Sterbende ein wahrer Christ, so ist es unnöthig; ist er es nicht, aber doch wohl unterrichtet, so ist es bedenklich; ist er gar schlecht unterrichtet, so ist es unnütz S. 54. 55. Von den Gründen, worauf er dieses Urtheil bauet, wird es einige anzuführen lehrreich seyn, weil sie zugleich auch andere Vorurtheile, die man von einem sogenannten sel. Ende hegt, bestreiten können. Der ewige Zustand des Menschen ist nicht an die Güte einzelner Handlungen, sondern an die Beschaffenheit seiner moralischen Fertigkeiten geknüpft S. 32. Es kömmt nicht auf die lezten Andachtsübungen, sondern auf die Fortdauer seiner guten Gesinnungen an; sofern diese durch jene befördert wird, sind sie freylich nützlich S. 34. f. die Seligkeit ist nicht einem frommen Tode, sondern einem frommen Leben verheißen S. 43: und ein anderes ist es, einen Missethäter begnadigen, ein anders ihn belohnen; dieses ist allein der Preiß eines heiligen Lebens S. 45. Es ist zu fürchten, daß man blos eine gesezliche Buße durch Eröfnung der Gefahr hervorbringt S. 47. (aber ist es nicht immer gut, einige gute Empfindungen zu erregen, und werden sie nicht gute Folgen haben?) Der schlechte

unter-

unterrichtete bedarf vermuthlich Unterricht, wozu weder Zeit noch Fassung vorhanden ist S. 49 f. u. s. w. — Daß es übrigens nach S. 42. falsch sey, daß entgegengesetzte Fertigkeiten nicht anders als durch eine gleiche Anzahl entgegengesetzter Handlungen entstehen können; wünschte ich von dem Verf. bestimmter erwiesen zu sehen. Der formale Schaden der erstern kann wohl, wie es scheint, nicht anders als durch die formale Vervollkommnung der andern gehoben werden. Möchte doch der Verf. noch mehrere und wichtigere Vorurtheile, die bey dem Sterbebette der Christen herrschen, untersuchen wollen!

III. Ueber Röm. 5, v. 12 bis 19. S. 56—105. Eine Umschreibung dieser Stelle in unserer Biblioth. (B. 12. Th. 1. S. 187 f.) hat diese Untersuchung veranlaßt S. 58. Nach einigen vorläufigen Fragen kömmt er S. 66. auf die zwey Sätze, welche er zum Augenmerke hat: nemlich, 1) die Sünde ist durch Adam in die Welt gekommen; und 2) solches ist durch Adams Sünde geschehen, und zwar durch seine erste Sünde. Nachdem er dieß aus dem Sinne und Zwecke der Worte Pauli erwiesen; zeigt er S. 73 f. es sey nichts weniger als entschieden, daß Paulus einen wirklichen Zusammenhang der Sünde Adams mit den Sünden seiner Nachkommen hier lehre; denn der Zweck des Apostels erfordere es gar nicht, über den Ursprung der Sünde selbst ein Wort zu sagen S. 80; die Vergleichung zwischen Adam und Christum müsse auch nicht grade buchstäblich genau seyn, da in der Schrift soviel Vergleichungen des A. u. N. T. zu finden wären, die nicht buchstäblich genau genommen werden dürften S. 82; (wie es denn ein Hauptfehler der Auslegung und der daraus gezogenen dogmatischen Lehrsätze ist, daß die Vergleichungen der Schrift in allen erdenklichen Punkten übereinstimmig genommen werden, da sie doch in jedem populären Vortrage nur nach kleinen, nicht genau genommenen Aehnlichkeiten zu gelten pflegen,) wovon S. 85. selbst ein Exempel angeführet wird. Indessen hält es doch der Verf. S. 86. für möglich, (und wie man sieht, auch für wahrscheinlich,) daß man aus Pauli gewählten Worten und Beschreibungen, und aus der von ihm hier angestellten Vergleichung folgern könne, daß die Sünde aus Adams erster Sünde wirklich ihren Ursprung genommen habe. Soviel sey aber gewiß, von der Beschaffenheit dieses Ursprunges lehre Paulus hier nichts

S. 95;

S. 93) allenfalls könnte wohl vom Ursprung des Strafübels, aber nicht der Sünde selbst die Rede seyn, denn im leztern Falle hätte die Vergleichung zwischen Adam und Christum ganz anders ausfallen müssen. S. 96. 97. Woraus S. 104. der gegründete Schluß gemacht wird, daß keine Theorie darüber jemand aufgedrungen, oder zu den allgemeinen Glaubenspunkten gerechnet werden könne.

IV. Die Erbsünde. S. 105—159. Auch diese Untersuchung kann nachdenkende Leser auf Beobachtungen leiten, wie wenig noch bey theologischen Fragen die Natur des Menschen zu Rathe gezogen worden, und wie oft man in Bestimmung und Entscheidung solcher Fragen über sie hinaus philosophirt habe. Ehe man, sagt der Verf. S. 110. davon reden sollte, ob das moralische Verderben im Menschen etwas angeerbtes sey, oder nicht? warum Gott es zugelassen habe oder ohne Nachtheil seiner moralischen Würde habe zulassen können? sollte man die Natur dieses Verderbens erst vorher wohl bestimmen; und das würde keine leichte Untersuchung seyn. Ist es Verderben, daß wir in allen Dingen aus Liebe zu uns selbst handeln? Aber es ist ja der Natur eines jeden denkenden Wesen zuwider, irgend etwas zu begehren, ohne ein Vergnügen für sich darinn anzuschauen? Ist es von Adam her angeerbt, daß wir die Güte und Vortheile dieses Lebens mehr und stärker begehren, als die Güter des zukünftigen S. 112? Aber die Erkenntniß des zukünftigen kann uns ja nicht angebohren werden; vor erlangtem Unterricht wissen wir nichts davon; von früh an macht das Gegenwärtige starke Eindrücke auf uns; und nach erlangtem Unterrichte bleibt es noch natürlich, daß diese starke, angewöhnte Eindrücke die schwächern Eindrücke des Zukünftigen überwiegen. Ist es angeerbtes Sündenübel, daß der Mensch das kleinere Gute stärker begehrt, als das Grössere S. 115? Aber von jenem erlangt er ganz natürlich und ohne sein Zuthun früher Erfahrung und Anschauen, als von diesem; von seiner Geburt an erfährt er, daß die Erfüllung seiner natürlichen Triebe mit angenehmen Empfindungen verbunden ist; ungesucht bekömmt er eine sehr anschauende Erkenntniß von dem Guten, das für ihn mit dem Genusse vieler körperlichen Dinge verbunden ist u. s. w. An grössern Gütern hingegen, an der Erkenntniß Gottes und seiner Pflichten, an einem guten Gewissen u. s. w. Freude zu haben, dazu gehört

über Erfahrung und Unterricht, die der Mensch von seiner Geburt an nicht haben, (nicht fassen kann), und der gemeine Unterricht ist auch wahrhaftig auf diesen Zweck nicht eben weise gerichtet: der gewöhnliche Ekel an Gott und göttlichen Dingen hat gewiß keine angeerbte Feindschaft gegen Gott zum Grunde. Oder ist es angebohrnes Verderben, daß wir so geneigt sind, bloß nach sinnlicher Erkenntniß zu handeln S. 119? Aber in den ersten Lebensjahren können wir ja nicht anders, als blos sinnlich begehren und verabscheuen; daraus muß ja unvermeidlich eine Fertigkeit, eine Gewohnheit, ein Hang diesen Eindrücken gemäß zu urtheilen, entstehen; die Vernunft reift erst durch mannigfaltige Erfahrungen, welche niemand angebohren sind, und Zeit und Gelegenheit sie zu erlangen erfordern; der Eindruck der Sinnlichkeit kömmt immer wieder; der Unterricht ist schlecht; die Aussicht aufs künftige dunkler und schwächer als das Gegenwärtige und oft empfundene sinnliche, u. s. w. Ursachen genung zu dem großen und allgemeinen Verderben der Menschen, ohne einer Erbsünde dazu zu bedürfen! — In der ersten Anlage sind das überdem auch wohlthätige Einrichtungen unsrer Natur, wenn sie gleich oft unrichtig von uns angewandt werden S. 129. Die ganze Freude zu seyn (und die ganze darauf beruhende Thätigkeit des Menschen) hängt an dem Genusse des gegenwärtigen, und ohne überwiegende Stärke der Empfindungen über die Eindrücke des vorgegangenen und des zukünftigen würden wir es doch gar nicht genießen: alle Leidenschaften sind ursprünglich Wohlthäter und unentbehrliche Triebfedern zu unserm Daseyn und Wohlseyn u. s. w. — Diese Probe wird hoffentlich nachdenkende Leser reizen, die ganze Untersuchung nicht nur zu lesen, sondern auch zu studiren; und vielleicht mit dem Recens. zu wünschen, daß sie in einem offenerm Gesichtspunkt wäre gefaßt worden. Die Frage ist in der That viel untersuchungswürdiger: was ist die Quelle des moralischen Verderbens im Menschen, und wie weit ist sie natürlich oder selbst verschuldet? als diese: ist sie außer ihm zu suchen, und wie ist sie in ihn geflossen? Hier dünkt mich, liegen noch viel unentdeckte Schätze der Erkenntniß und Weisheit.

V. Die Güte der menschlichen Natur S. 159—200. Wie kann es doch Menschen geben, die so wenig Selbstgefühl haben, daß sie behaupten können, sie hätten von Natur

eine einen Hang zu allem Böſen, und Abneigung gegen alles Gute? Man darf nur auf ſich merken, um das Gegentheil zu empfinden, und unſers Verf. geſammlete Beobachtungen zu bekräftigen. Der Menſch will ſeine Glückſeligkeit und Gott will ſie auch S. 159. Er will immer vergnügt ſeyn; er begehrt wahre Glückſeligkeit, und irret darin nicht mit Willen. Er will auch ruhig und innerlich vergnügt ſeyn, und verabſcheuet das Gegentheil: er will von Natur, was Gott will; Glückſeligkeit iſt ſowohl ſein Ziel, als ſeine Beſtimmung. S. 160. 161. Er hat ein moraliſches Gefühl, und kann leicht den Unterſchied des Guten und Böſen erkennen, hat einen angebornen Trieb ihn zu erkennen, und ein von Unterricht und Erziehung unabhängliches Wohlgefallen an edlen Geſinnungen und Thaten; beſonders an nützlichen und liebreichen, und Abſcheu am Gegentheile: er achtet moraliſche Vollkommenheiten hoch; hat ein allgemeines Wohlgefallen an Wahrheit, verabſcheuet den Irrthum, und haßt den Verführer; alle Vollkommenheit gefällt ihm, und erregt ſeine Hochachtung. Er iſt von Natur thätig, und verabſcheuet ſchlechterdings die Unthätigkeit; iſt wißbegierig; will ungern vergeblich handeln; hat Gefühl für Ehre und Schande, und wünſcht anderer Lob zu verdienen; ſchämt ſich ſchlechter oder böſer Thaten; ſtrebt andere zu übertreffen, und fürchtet ſich von andern übertroffen zu werden S. 162 folg. Zu den Pflichten gegen ſich ſelbſt, gegen andere und gegen Gott hat er auch natürlich gute Anlagen S. 172 f. In Abſicht Gottes muß freylich erſt ein Unterricht vorhergehen; aber die kindliche Liebe, die Liebe des Wohlgefallens, und die Liebe der Dankbarkeit richten ſich auf Gott, ſo bald man ihn kennt S. 184. Es iſt viel mehr Gutes als Böſes in der Natur des Menſchen; und wer kann eine angeborne Richtung zum Böſen ſo klar beweiſen, als viele Triebe zum Guten unleugbar im Menſchen ſind S. 188. 189? (Und wie viele natürlich gute Züge kann man nicht noch in der Natur des Menſchen bemerken, welche die Güte ſeines Schöpfers beweiſen, von der urſprünglichen Würde des Menſchen zeugen, und es ſchlechterdings erfordern, ſeiner angebornen Beſchaffenheit beſſer zu denken, ſie würdiger zu behandeln, und ganz anders zu lenken, als es nach dem gangbaren Syſtem der Theologen geſchehen ſollte, und zu geſchehen pflegt!)

VI. Die Lehre von den Verſuchungen des Satans iſt wenig oder gar nicht praktiſch S. 200 - 214. Dieſe Ausführung wird allen vernünftigen Verehrern des Chriſtenthums will-

willkommen seyn; denn welcher unter ihnen weiß und siehet es nicht, wie falsch diese Lehre verstanden, wie sehr sie gemißbraucht, und wie viel Schaden dadurch gestiftet wird. Daß ein Satan sey, lehret die Schrift, aber lange nicht in allen den Stellen, worin man ihn zu finden meynt S. 201; daß er die Frommen versuche, sagt sie auch an einigen Orten; es wird aber immer ein unerheblicher Irrthum seyn, wenn jemand die davon handelnden Schriftstellen anders erklärt S. 202. In den Unterricht des gemeinen Christen sollte das von gar nichts gebracht werden; denn für die Gottseligkeit erwächst daraus wenig oder gar kein Nutzen. Er kann ja mit Hülfe desselben die Versuchungen Satans gar nicht hindern; denn er weiß und siehet es nicht voraus, (so wie überhaupt kein Mensch,) wenn er vom Satan versucht wird, dessen Wirkungen, (wenn sie da sind,) unsichtbar sind S. 204. Er kann ihnen auch nicht besser widerstehen: denn Satans Versuchungen lassen sich von andern nicht unterscheiden, und alle Kennzeichen, die man davon angeben will, sind aus der Natur der Seele sehr wohl zu erklären; gegen seine Versuchungen hat man auch keine besondere Mittel, als die man überhaupt gegen alle Versuchungen hat, nemlich die Bestreitung der Scheingründe, wodurch unsre Begierden erregt werden S. 206 f. (Wenn Satan überdem uns versuchen kann, kann er es nur durch Erregung unsrer eignen Begierden: widerstehen wir also diesen nur ernstlich, so kann es uns gleich viel seyn, von wem sie erregt worden sind.) Was zu reden denn aber doch die Schrift davon S. 211? Wahrscheinlich würde sie derselben gar nicht gedacht haben, wenn es nicht vorher schon im Lehrbegriffe ihrer (ersten) Leser und Zuhörer aus Juden und Heyden gewesen wäre S. 213. Der Misbrauch, der mit dieser Lehre getrieben wird, die Entschuldigungen, welche lasterhafte Menschen daher nehmen, die Muthlosigkeit, darin gute Menschen oft durch den Misverstand derselben gerathen, sollte die Lehrer abhalten, mit dieser Philosophie über entfernte (und ungewisse, wenigstens unzuverläßige) Ursachen der Versuchungen den gemeinen Christen zu verschonen; und mit dem heiligen Jacobus weise bey den nächsten Ursachen derselben stehen zu bleiben: ein jeglicher wird versucht u. s. w. S. 213.

VII. Die Eintheilung der Sünden in vorsetzliche und unvorsetzliche S. 214. - 259. Hier sucht der Verf. zuvörderst einige theologische Ausdrücke zu berichtigen, und Wortstreis

Streite zu heben, die darüber zu entstehen pflegen; darnach zieht er eine practischwichtige Folgerung daraus. Bey aller eigentlichen Sünde, sagt er S. 216. richtig, muß Vorsatz seyn, und ganz unvorsetzliche Sünden sind gar keine Sünden S. 218. Ein Wille muß immer dabey seyn, die bösen Handlungen mögen nun von Erkenntniß und Bewußtseyn ihrer Unrechtmäßigkeit begleitet werden; oder aus Unwissenheit, Unbedachtsamkeit oder Schwachheit herrühren S. 222. Folglich ist die Erbsünde eigentlich nicht Sünde, noch weniger verschuldet sie die Verdamniß S. 225. unvorsetzliche Sünden verschulden nicht Gottes Strafen: Kinder haben vor dem Gebrauche der Vernunft nicht wirkliche Sünde: böse Lust, so fern sie nicht zugerechnet werden kann, macht nicht sündlich und straffällig S. 226. Eben so ist es auch ungegründet und unbestimmt gesprochen, daß der Christ von allen vorsetzlichen Sünden frey sey: (wer sich selbst fühlt und das menschliche Herz kennt, kann das nicht eingestehen.) S. 236. Denn die sündlichen Fertigkeiten und Gewohnheiten werden auch bey dem Geheiligten nicht völlig ausgerottet, und bleiben also nicht ohne Folgen; ist gleich ihre Fortdauer nicht vorsetzlich, so war es doch ihr Ursprung S. 238. er begeht ferner auch wirklich Sünden mit Widerspruch seines Gewissens S. 242. Wie er das thue, und wodurch sich seine Sünden von den Sünden der Lasterhaften unterscheiden, verdient S. 243 f. nachgelesen zu werden. Endlich wird noch S. 255 f. gezeigt, welchen Einfluß es auf die Gottseligkeit und Besserung und Beruhigung des Menschen habe, wenn man es als wahr lehret, daß der Fromme, wenn er sündige, nicht ohne Wissen und Willen sündige: (und ich möchte noch hinzu setzen; die verworrene und unbestimmte Vorstellung von Schwachheitssünden, Erlaßsünden, unvorsetzlichen Sünden der Frommen oder Wiedergebornen verursacht manchen practischen Irrthum, manche Trägheit, und manchen unerlaßlichen und verschlimmernden geistlichen Stolz.)

VIII. Ueber Titum 3, v. 4 bis 7. S. 259-271. In dieser Stelle findet der Verf. nichts von der Taufe; auch nicht Ephes. 5, 25. 26; wenigstens nicht, daß die Taufe ein Heilsungsmittel ohne vorhergehenden Unterricht sey, oder ein Mittel der Wiedergeburt für Kinder; in der ganzen Bibel stehe nichts dergleichen, wenn ihre Worte wohl erwogen werden; vielmehr 1 Pet. 3, 21 das Gegentheil S. 259-67. Wenn es wahr wäre, daß in den Kindern Erbsünde sey, daß solche durch die Taufe bey ihnen ausgerottet, wenigstens durch eine über-

natürlich hervorgebrachte entgegenstehende Fertigkeit entkräftet werde; so müßte man zwischen einem Juden- und Christenkinde einen merklichen moralischen Unterschied wahrnehmen. Geht er durch die nachherige Ausbildung und Erziehung wieder verloren: wozu denn das Wunder S. 268. Nein, in unserer Kindheit können wir nicht wiedergeboren werden; oder wir spielen mit dem Worte: das ist Aberglaube, den wir mit allen darauf zielenden Formularen und Gebräuchen gewissenhaft hinwegthun sollten. S. 270. Die Taufe ist überhaupt nichts weiter als eine Bekenntnißhandlung, und setzet Unterricht und Ueberzeugung voraus: es kann auch eine Weihung zur christlichen Religion seyn, und so werden die Kinder von ihren Eltern durch die Taufe zur christlichen Religion geweihet. — Das wird für viele starke Speise seyn: wer sie aber annehmen und gehörig verdauen kann, dem wird sie zur Gesundheit seines christlichen Glaubens gereichen.

IX. Die Prädicate eines göttlichen Religionslehrers. S. 272-325. Der Verf. sammlet sie aus dem Begriffe eines göttlichen Religionslehrers, und entwickelt daraus alle die Kennzeichen und Eigenschaften eines solchen in seiner höchsten Vollkommenheit. Die Absicht dabey ist, in der Folge zu untersuchen, ob Jesus nur ein solcher vollkommener göttlicher Religionslehrer zur Seligkeit sey, oder ob er Kennzeichen und Eigenschaften an sich trage, welche nicht von einem bloßen Lehrer, so vollkommen er auch seyn mag, prädiciret werden können. So sehr man auf diese letztere Untersuchung, welche sich auf richtige Schriftauslegung und nicht auf willkührliche Begriffe gründen muß, begierig seyn wird; so wird doch nicht jeder mit vorliegender philosophischen Bestimmung eines Religionslehrers zufrieden seyn. So etwas a priori zu bestimmen, ist eine eigene Sache; ein Mensch kann schwerlich den ganzen Zweck und die ganze Ausrüstung eines solchen von Gott bestellten Mannes überschauen; und es scheinet immer durch, daß man erst in die Bibel gesehn, und darnach die daraus genommene Begriffe — a priori! — formirt habe; und so erweckt es leicht den Verdacht, daß man den Zuschnitt erst so gemacht habe, daß er sich hernach auf die Schrift, oder auf den Schluß, den man erweisen will, passen müsse. Ein Vorwurf, den man nicht ohne Grund manchem unsrer deutschen Philosophen gemacht hat. Indessen hat der Verf. viel scharfsinnige und zur nähern Beurtheilung des eigentlichen Charakters Jesu sehr brauchbare Anmerkungen gemacht, die

mancher aber doch lieber in der versprochenen Beurtheilung selbst gleich auf ihn angewandt, gelesen haben würde.

X. Die Schöpfungsgeschichte S. 325—352. Es würde zu weitläuftig fallen, des Verf. Hypothese und Erklärung darüber anzuzeigen und zu beurtheilen: ich gehe also gleich zur letzten Untersuchung, welche

XI. Buße und Glauben S. 353 f. überschrieben ist. Buße und Glauben sind Mittel und nicht Zweck, blos um ihrer Folgen willen nöthig und vorgeschrieben, welche Beruhigung und Heiligung oder Gehorsam sind. Das hat dem Verf. lange einleuchtend geschienen S. 353 f. aber nun glaube er deutlich einzusehen, daß sie auch um ihrer selbst willen nöthig sind S. 358. Er gesteht zwar, daß ihr Hauptnutzen aufs Zukünftige geht; will es aber doch beweisen, daß die Wirkungen der Buße auch auf das Vergangene gehen S. 358; (kann aber wohl auf das Vergangene zurück gewirkt werden? und sind die Beyspiele, die er anführet, nicht wirklich der Zeit nach zukünftige Erfolge?) und auf das gegenwärtige S. 360. (wo doch nur gesagt wird, was wahre Buße sie an sich Gutes habe und haben müsse: überdem verstehe derjenige unter dem Namen Buße nur das Gefühl der Reue, der da behauptet, daß sie eigentlich nur Mittel und nicht Zweck sey. Die Quelle muß freylich auch gut seyn, woraus gute Folgen entspringen sollen.) Der Glaube ist an und für sich betrachtet eine schöne und fromme Handlung; (das kann niemand leugnen,) denn er beruhiget das Gewissen, (die Buße auch, und wahre Beruhigung des Gewissens ist ohne Bewußtseyn seines Unwillens am Bösen, und seiner Entschließung zum Gegentheil gar nicht möglich, und ist mit Freude an Gott und Ehre Gottes genau verbunden S. 363. f.

Die Folgen, welche er aus dieser veränderten Vorstellungsart herleiten will, S. 365. f. können eben so gut, und wie mich dünkt, noch besser aus der, die er nicht mehr für ganz richtig erkennet, hergeleitet werden. Nur ein paar Beyspiele. In der Buße muß wohl Schmerz, aber nicht Beängstigung seyn; nicht Furcht vor den göttlichen Strafen, sondern Empfindung der Strafwürdigkeit S. 366 f. Im Glauben muß Zuversicht seyn, aber nicht blos auf die in Christo verheißene Begnadigung, sondern auch Vertrauen auf Gottes verheißene Hülfe zur Heiligung und zum Gehorsam S. 369 f. Die Zuversicht ist der Grund der Versicherung unserer Begnadigung; aber nur in der genauesten Verbindung mit Buße

und Heiligung von der Begnadigung selbst S. 373 f. der rechtfertigende Glaube ist nicht blos Vertrauen auf Christum, sondern die herzliche Annehmung der ganzen Lehre J. C. 378 f. Buße, Glauben und Gehorsam zusammengenommen sind seligmachend, nicht die Zuversicht allein S. 387. (Die Zuversicht, sagt er, S. 386. verschaft allein Beruhigung; aber ich wiederhole: nicht ohne Buße. (Er widerspricht sich auch selbst gleich S. 387.) Endlich die letzte sehr wahre Folgerung: die Besserung muß nicht mit der Buße, sondern mit der Liebe angefangen werden S. 390. — Alle diese Folgerungen werden viel einleuchtender, wenn Buße und Glauben nicht, als Zweck, sondern als unentbehrliche Beförderungsmittel zur Heiligung und zur Tugend betrachtet werden.

R.

Ueber die Nutzbarkeit des Predigtamtes und deren Beförderung. Zweyte, vermehrte Auflage. Berlin, bey Christian Friedrich Voß. 1773. 17 Bogen in 8.

Herr Spalding konnte es mit Recht erwarten, wie er es in dem vorangesetzten Briefe an seinen Freund P. sagt, daß man sein Buch aus dem Gesichtspunkte ansehn würde, in welchem es geschrieben ist: ob nemlich das der wahre Nutzen alles Predigens sey, die Christen zur Gottseligkeit und zur Gemütsruhe zu führen? und dann: ob dieser Nutzen auf dem Wege, den er vorschlägt, wirklich und am besten gehofft werden könne? Er konnte es mit Recht von denen, die ihn beurtheilen wollten, fordern, ihn nicht sowohl nach gewissen eingeführten Formeln, als nach dem Zwecke, worauf er seine Untersuchungen richtet, zu beurtheilen; und nicht zu schliessen: das und das glaubt der Mann von unserm System, sondern, das und das hält er im öffentlichen Unterricht der Christen für zweckmäßig; dieß ist nach seiner Einsicht Religion die der Prediger lehren soll, und dieß ist Theologie, die er als Gelehrter studiert. Aber er hat es anders erfahren. Man hat verschiedene seiner Vorstellungen nicht mit der großen Abzweckung des Christenthums, den Menschen gottselig, wohlgesinnt und zufrieden zu machen, sondern mit gewohnten Redensarten und Meynungen verglichen, und sorgfältig gefragt, wie weit sie mit denselben bestehen können.

Für

diese hat er nun in gegenwärtiger neuen Auflage Erläuterungen hinzugefügt: er ist aber mit sich selbst nicht recht einig, ob er wohl gethan habe, und ist hernach, mehr als einmal in der Versuchung gewesen, diese Zusätze wieder wegzustreichen. Ja, dachte der Recensent, was werden sie auch helfen? Einem Theil seiner geistlichen Brüder, die er durch seine neuen Einrichtungen so sehr in ihrer Gemächlichkeit gestöhrt hat, wird er doch nicht gewinnen. Sie können ihres Lehrens so geruhig geniessen, und ἀδιαφορία treiben, und sich die Bücher ihres Amts so leicht machen, wenn sie die erlernten Formeln und Ausdrücke blindlings durch einander mischen; daß sie immer über Gefahr für das Heiligthum schreyen werden, wenn ein Mann auftritt, der sie durch eindringende Gründe bewegen will, nachzudenken, zu wählen, und die Lehren, die sie vortragen, die Art ihres Vortrags, und die Menschen an welche sie gelangen sollen, zu studieren. Andere haben nie selbst gedacht, noch den Zweck des christlichen Unterrichts erwogen. Alles erlernte ist ihnen heilig; ihre ganze Seele ist in diese Form gegossen, und alles was ihnen überliefert worden, ist so mit ihrer Art zu denken zusammengewachsen, und gleichsam darin eingerostet, daß kein gesundes und eigenes Nachdenken für sie möglich ist, und keine Gründe bey ihnen etwas vermögen. Auch diese werden aller seiner Erläuterungen ohngeachtet seufzen, eifern, verdammen, die letzten Zeiten einbrechen sehen, die symbolischen Bücher wider ihn in Bekenntnißverbindung stellen, oder der Christenheit den nahen Untergang verkündigen; je nachdem ihr Charakter aus einem harten oder weichen, starken oder leisen Ton anzustimmen gewohnt ist. Noch andere, welche es redlich mit dem Christenthume meynen, und dem großen Zweck desselben nicht ganz unkundig, dabey aber in gewisse Lehrformen schon eingefugt sind, daraus sie sich nicht gehe herausheben können; werden bey allem Guten, das sie von Hrn. Spalding erlernt haben, zu sehr aus ihrem Geleise zu kommen fürchten, als daß sie Herzenung fassen sollten, den Eindrücken seiner Unterweisungen sich ohne Widerstreben zu überlassen, und am Ende mit Achselzucken, mit bedenklicher Miene und scheuer Geberde bey ihrer gewöhnlichsten Denkungsart Sicherheit suchen.

Diese letztern sind noch der Mühe werth, daß ihnen der Verf. seine Erläuterungen ans Herz legt; vielleicht ist es bey einem und dem andern nicht ohne Frucht. Da wird S. 99 zur genauern Erklärung eine von dem Verf. empfohlene, und so un-

recht verſtändenen oder falſch gedeuteten Rechtſchaffenheit hinzugefügt: „Dieſe Rechtſchaffenheit erfordre auch vorhero die gewiſſenhafte Aufmerkſamkeit auf eine jede uns vorgehaltene angelegentliche Wahrheit, folglich beſonders auf die chriſtliche Wahrheit, nebſt deren herzlichen praktiſchen Anwendung, nach unterſuchten einleuchtenden Gründen.“ Es dörfte alſo wohl kaum für jemanden erinnert werden, der einigers maſſen den ganzen Umfang des von dieſem Worte gegebenen Begriffs bedenkt, daß die Leichſinnigen, die ſich darum bey ihrer ungläubigen Verwerfung des Chriſtenthums, ruhig und ſicher halten wollen, weil ſie nach einem ganz andern gar nicht hieher gehörigen Sprachgebrauche rechtſchaffene Leute wären, hierin nicht die geringſte gegründete Rechtfertigung vor ſich finden. „Wer könnte auch wohl Dinge, die ſo weit von einander verſchieden ſind, mit einander ohne Vorſatz verwechſeln? Dieſe Leichſinnigen ſind honnêtes gens, aber keine deutſche rechtſchaffene Leute, noch weniger ihre gerühmte honnêteté mit der Rechtſchaffenheit, die den Grund unſers Chriſtenthums ausmachen ſoll, auch nur von ferne vergleichen werden.

S. 101. wird etwas nachgeholt, das den Recenſent immer für einen unterſcheidenden Vorzug des Evangelii angeſehen hat, den Bewegungsgründen zur Tugend und Beſſerung mehr Kraft und Einfluß zu ertheilen. „Die herrſchende Empfindung, heißt es, welche durch die ganze Anlage des Evangelii bey uns erweckt werden ſoll, iſt Vertrauen und Liebe. Ein Gott voll Erbarmung, ein Vater, der ſeine Kinder darum gern tugendhaft und gut haben will, weil es ihr Glück iſt, der ihnen eine jede Freude gönnet, wenn ſie nur nicht ſchädlich iſt, der durch die liebreichſten Verheißungen ſeiner Verzeihung, auch dem Verſchuldeten Muth und Freudigkeit zur Rückkehr giebt, der ihnen zu dem Ende einen Erlöſer vom Himmel ſendet, der ihnen den Weg dahin, durch ſeine Lehre, durch ſeine Ermunterung, durch die Aufopferung ſeines Lebens ſelbſt, heller, leichter und ſicherer machen ſoll: das iſt, nach meiner beſten Einſicht, der eigentliche Inhalt, der Geiſt und das Weſen des Chriſtenthums. Es ſcheinet mir offenbar zu ſeyn, daß die Lehre Jeſu, indem ſie nothwendig alles das in ſich ſchließet und aufnimmt, was irgend zur Reinigung der menſchlichen Seele und zur Aufbauung der Tugend dienen kann, zugleich dieß neue und ſtark wirkende Gewicht der kindlichen Liebe und Zuverſicht dazu legt, oder wenigſtens ſolches weit lebhafter und

ein

eindringender macht. — Der Sinn, der durch die gesamte Kraft dieser vereinigten Ueberzeugungen und Bewegungsgründe hervorgebracht wird, macht eben einen Menschen zum Christen und zum Theilnehmer der Seligkeit u. s. w.„

S. 114. folg. erklärt der Verf. denen seine Meynung, welche glauben oder vorgeben, daß man das alles läugne und verwerfe, was man nicht zur eigentlichen Religion, oder nicht als einen Theil des allgemeinen öffentlichen Unterrichts anstehen. „Freylich, sagt er, wäre es Empörung gegen die erste Quelle des Lichts, wenn man sich weigerte, einen jeden Ausspruch mit uneingeschränktem Beyfall, als wahr, anzunehmen, der uns von Gott geoffenbaret und bekannt gemacht worden. — Aber gehören deswegen alle Kenntnisse, die vom Wort kommen, zur Religion, und sind Glaubenslehren? — In der heiligen Schrift kommen manche Geschichte und Erzählungen blos gelegentlich vor. — Manche Zeugnisse und Lehrsätze sind darin enthalten, deren Erkenntniß wohl nicht an und für sich eine erforderte Bedingung der Gnade Gottes und der Seligkeit ist. Gleiche Bewandniß hat es mit Vorbildern und deren Ausdeutungen, mit Weissagungen und deren nach kürzerer Erfüllung, und mit einer Menge von andern Schriftstellen. Darum, daß eine Aussage in der Bibel stehet, wird sie nicht zu einer eigentlichen Glaubenslehre. — Noch weniger läßet sich unter den verschiedenen Erklärungen, welche Menschen davon geben, die eine, die uns richtig zu seyn scheint, schlechthin, als zur Seligkeit nothwendig, festsetzen, noch jede andere, als gefährlich und seelenverderblich, verwerfen. — Wenn keine ausdrückliche göttliche Bezeugung da ist, daß ein Satz auch ohne Einfluß auf Gottseligkeit und Beruhigung, dennoch zur Erlangung der Seligkeit geglaubt werden müsse; so ist kein anderes Merkmal zu finden, als eben dieser Einfluß auf das geistliche Beste des Menschen.„ — „Der Unterschied, fährt er S. 117 fort, zwischen Religionslehre und Verständniß der heiligen Bücher ist unleugbar und wesentlich. — Was ich in einer göttlichen Offenbarung finde, das glaube ich, weil es mir da gesagt wird. Kann ich es mir durch die Auslegung verständlich und begreiflich machen, so ist es mir desto lieber. Kann ich das nicht, so wickelt mein Glaube sich in die allgemeine Ueberzeugung ein, daß darin ein richtiger und wahrer Sinn liege, der mir nur nicht sichtbar ist, der mir aber auch, so lange ich ihn nicht sehe, nicht helfen kann. Aber die Aufklärung, die ich darüber erhalte, so angenehm sie

mir auch seyn mag, ist doch nicht die Beantwortung der grossen Frage: wie gelange ich zu meiner geistlichen und ewigen Glückseligkeit? — Der Prediger sey immerhin auch Ausleger S. 118. 119, so oft er es kann; aber er sey es hauptsächlich als Religionslehrer. Er sondere seine Erklärungen, seine Folgerungen, überhaupt seine Meynungen über Stellen oder Lehrsätze, die mit der Absicht, zu bessern oder zu beruhigen, in keiner einleuchtenden Verbindung stehen, so von der eigentlichen Anweisung zur Seligkeit ab: daß es dem Lehrlinge und Zuhörer merklich wird, was er, als Religion, als Mittel zu seiner Glückseligkeit, wissen, glauben und thun müsse; und hergegen was ihm nur zum bessern Verstehen eines Buches, in welchem göttliche Offenbarung enthalten ist, oder zu mehrerm Lichte in Erkenntnissen diene.„

Mit grossem Rechte hatte er in seiner Schrift behauptet: „es gehöret nicht zu meiner Religion, weder in Absicht auf meine Tugend, noch auf meine Gemüthsruhe; was mein Erlöser hat thun müssen, und seyn müssen, daß ich durch ihn Vergebung erlange: ich brauche nichts weiter als die Erklärung und Versicherung von dem wahrhaftigen Gott, daß er mir vergeben will u. s. w.„ Diese Behauptung suchet er S. 136 f. gegen Misdeutungen zu verwahren. „Dadurch wird den Aussprüchen der Schrift, daß Jesus sein Blut zur Vergebung der Sünden vergossen habe u. a. nicht widersprochen. Von der Wahrheit dieser historischen Begebenheiten, auch von der Wahrheit des in der heil. Schrift angegebenen allgemeinen Endzwecks derselben ist hier nicht die Rede; sondern davon: ob die Kraft, der Einfluß dieses Leidens und Todes, die Art, wie die Versöhnung und Begnadigung bewirkt worden, sich so nach der allgemeinen Fassung bestimmen lasse, daß man daraus den einleuchtenden Schluß ziehen könne, der Erlöser der Welt habe, um dieses Geschäft auszurichten, gerade eine solche Person seyn und solche Naturen haben müssen, als es der gewöhnliche theologische Lehrbegrif sagt. Das zu wissen, was er gelitten, wie viel er erduldet habe, und daß es mir zu Gute geschehen sey, das erfüllet meine Seele mit Rührung, Dank, Liebe und Anbetung gegen ihn. Aber die weitern Untersuchungen und Erklärungen darüber, und die mannigfaltigen Vorstellungsarten, die sich die Menschen von dem gemacht haben, was in dieser Sache eigentlich eine Angelegenheit Gottes ist; welche alle ihre Freunde gefunden, alle durch Gelehrsamkeit, Auslegung, Sprachgebrauch u. s. w. un-

ters

vorstähe worden, sollten die zu den allgemeinen Religionslehren zur Seligkeit gehören?„ — Daß Glauben und Gottseligkeit von einander getrennt werden könne in dem Geschäfte unsrer Seligkeit, dünkt ihm S. 158 eben so viel zu seyn, als sich einem Arzte anzuvertrauen, und ihm doch nicht zu folgen; und aus welchen wichtigen Gründen es ihm einleuchte, daß Paulus in seinen Briefen Glauben und Gottseligkeit einander nicht habe entgegen setzen können, mag man S. 155 f. bey ihm nachlesen.

Ob diese und ihnen ähnliche Erläuterungen, welche noch S. 173. f. 189. 189 f. 189. und besonders S. 201. f. zu dieser neuen Auflage hinzugefügt worden, ihren Zweck erreichen werden; das ist uns beynahe eben so zweifelhaft, als dem Verf. Manche wollen sich nicht überzeugen lassen, und manche können um des verwickelten Gewebes ihrer Vorurtheile willen, nicht gleich überzeugt werden. Ich rechne weit mehr auf die durchaus herrschende Wahrheitsliebe des Verf., die jedem menschlichen Gefühl angenehm ist; auf die eigene Empfindung der Leser, die so oft auf ihre einheimische Grundsätze der Wahrheit, auf ihre innigsten Regungen zur Tugend, und auf das Gefühl dessen was damit übereinstimmt, zurücke geführt werden; und auf die Schönheit und Realität des Zwecks, worauf des Verf. Bestreben so augenscheinlich gerichtet ist; als auf alle Erläuterungen, wodurch er seine Gedanken zu rechtfertigen sucht, so richtig und gesetzt sie auch immer seyn mögen. Was aus der allgemeinen Lage der Menschen, aus dem Anschauen des gesunden Menschenverstandes, und aus der vertrauten Bekanntschaft mit ihren natürlichen Empfindungen, Bestrebungen und Bedürfnissen hergenommen ist; das rechtfertiget sich immer wieder an dem Verstande und der Empfindung der Menschen, wenn sich auch gleich das ganze Heer der Schulideen dawider erklären sollte. Aber die Wahrheit gewinnet nur langsam Land, sie erobert die Widersprechen nicht mit Gewalt, sondern bemeistert sich ihrer Herzen durch ihre sanfte Kraft unvermerkt. Wenigstens hat der Recens. schon viel Exempel erlebt, daß Männer, die erst mit grossem Ernste und Eifer einem Vortrage widersprachen, nach Verlauf einiger Zeit vermittelst der unmerklichen Aufklärung ihres Geistes, ohne einige sichtbare äußerliche Veranlassung, dasjenige selbst als ausgemacht, wieder vortrugen, wogegen sie sich wenige Jahre zuvor, als gegen etwas bedenkliches oder gar gefährliches, erkläret hatten.

Hz. Gg 5 Ueber

Ueber das Schädliche des Predigerordens und deſſelben Abänderung. Ein Sendſchreiben an alle Jünglinge und inſonderheit an die, die ſich den Wiſſenſchaften widmen, von M. C. C. R. Brandenburg, bey den Gebrüdern Halle, 1773. 150 Seiten in 8.

Das Schädliche des Predigerordens hat nun der Verf. wohl nicht gezeigt, wie man aus dem unbeſtimmten Titel vermuthen ſollte: er hat nur beweiſen wollen, es entſtehe viel ſittlicher Schade in der Welt daher: daß nach dem Herkommen, wie er es nennt, die Prediger nur Prediger ſind und kein anderes gemeinnütziges Geſchäft daneben treiben; und daß es nur ihrem Orden, und nicht auch andern vernünftigen Männern erlaubt ſey, Tugend und Religion öffentlich zu lehren, S. 13 f. Dieſes Predigerherkommen will er ganz abgeſchaft wiſſen, weil es an dem in der Welt herrſchenden großen Verderben ſeiner Meynung nach Schuld iſt: und auſſer ihnen ſollen alle Layen auch das Recht haben, öffentlich zu predigen; wovon er ſich für Wahrheit, Sittlichkeit und Tugend ſehr große Vortheile verſpricht S. 25.

Wir können nicht ſagen, daß ſeine Gründe uns dahin gebracht haben, dieſe Vortheile eben ſo gewiß und zuverſichtlich zu erwarten, als er ſelbſt ſie für ausgemacht zu halten ſcheint. Die Folgen und Schwierigkeiten einer ſolchen Erlaubniß hat er wohl nicht alle erwogen; und bey aller ſeiner nicht gemeinen Kenntniß des Menſchen ihn doch noch nicht genung gekannt; wenn er glauben kann, daß alle die guten Einflüſſe, die er von dieſer Freyheit verſpricht, auch wirklich ſtatt finden würden, und allen gefährlichen Misbräuchen derſelben ſattſam vorgebeuget werden könne. Indeſſen verdienet nicht allein ſein Vortrag von ihm und andern reiflicher erwogen, ſondern auch verſchiedene ſeiner ungemein richtigen Bemerkungen genutzt zu werden.

Das iſt wahr, der Prediger würde mehr geachtet werden, wenn er nicht blos Prediger wäre; er würde auch mehr Weltkenntniß, mehr nützlichen Stoff zu ſeinem Vortrage, mehr Geſchicklichkeit zu ſeinem geiſtlichen Amte haben, wenn er noch etwas anders in der Welt zu

thun

thun müßte, als predigen. Viele Prediger könnten auch ganz wohl ein Amt, eine Kunst noch außerdem treiben; es kömmt nur auf die anständige Wahl an: Arzt, Schiedsrichter, Sachwalter, Künstler u. s. w. könnte der Prediger auf dem Lande und in kleinen Städten wohl seyn, und es mit großem Nutzen seyn. S. 26 f. So hätte er auch sein reichlicheres Auskommen. — Wenn andere Stände auch Tugend und Religion predigten, so würde es mehr einleuchten, daß beydes nicht schädlicher Weise von den irdischen Berufsgeschäften zu trennen, sondern innigst mit ihnen zu vereinigen wäre. S. 36 f. (Das wäre ein sehr wichtiger Vortheil, wenn sich nur unter den Layen Männer genug fänden, die auf diese Vereinigung mit Ernste dringen wollten: denn in praxi wird eben beydes getrennet.) — Tugend und Religion würde sich im Munde der Layen nachdrücklicher empfehlen, weil sie ganz freywillig, aus Gefühl des Herzens und unbesoldet empfohlen würden. S. 45 f. (Nur viel solche Prediger!) — Die Jugend würde dann auch besser erzogen, und zu dieser Absicht zu guten Rednern gebildet werden. S. 57 f. (Ja, wenn alle Menschen ein solch warmes Herz für Tugend und Religion hätten als der Verf.! Wer sollte denn aber die Jugend besser erziehen, und diese Absicht vor Augen haben? Der Verf. meynt ja selbst S. 8 f. daß an den Alten Hopfen und Malz verlohren sey. Und wenn alle Jugend zu öffentlichen Rednern gebildet werden sollte, so möchte das wohl politisch und moralisch sehr gefährlich seyn. Der Mensch hört sich gar zu gern allein sprechen, und will gar zu gerne, daß man seiner Meynung seyn soll.) — Alle andere Stände würden sehr gebessert, und die Menschen religiöser und gerechter werden müssen. S. 55 f. (Das gebe Gott! des Verf. Gründe überzeugen uns nicht; und von einzelnen Fällen eines zu erwartenden guten Eindruckes kann man nicht aufs Allgemeine schliessen.) — Der itzige Predigerorden würde selbst sehr alsdann verbessert werden. S. 63. (Ja gewiß, käme es erst dahin, so dürften keine träge, keine unbereitete, keine sinnlose Schwätzer, keine orthodoxe Polterer u. s. w. mehr auf die Kanzel kommen.) — Die äußern Umstände des Predigerordens würden auch ungemein verbessert werden, wenn er noch ein anderes anständiges Berufsgeschäft hätte. S. 65 f.

Er

Er könnte dann sich und andern nützlicher seyn, wenn er auch die Kranken weniger besuchte; S. 69 f. (deren Besuch allerdings im Ganzen genommen so viel nicht nutzt, als man sich einbildet oder einbilden lassen will; und wo der Misbrauch und die Unterhaltung schädlicher und falscher Vorurtheile vielleicht noch den Nutzen gar überwiegt.) Wie viel Härte, Ungerechtigkeit, Grausamkeit könnte der Prediger abwehren; wie viel gemeine Noth und Elend verhüten, wenn er außer seinem geistlichen Amte auch noch ein weltliches Berufsgeschäft hätte. S. 72 f. (Ja, wenn es nur erst so weit wäre, und dann alle Prediger Menschenfreunde wären, denen das Wohl des Nächsten über alles gienge.) — Der öffentlichen Verführer und Spötter würden dann weniger werden. S. 97 f. (Aber würden sie nicht auch das Recht zu predigen haben; und könnten sie dann nicht die Lacher, die Leichtsinnigen, die Wollüstlinge, die Leute von ungebundenen Sitten und Leidenschaften auf ihrer Seite haben? —

Dieß sind die Vortheile, welche sich der gute Verf. mit großer Gewißheit von der Ausführung seines Vorschlages verspricht. Nun sucht er auch die Einwendungen zu heben, die ihm könnten gemacht werden; und da sagt er wieder viel Gutes, nur nicht alles was gesagt werden sollte. Recht hat er S. 86 f. und er führt triftige Gründe dafür an: daß wenn auch Irrthum gepredigt würde, dadurch kein wahrer Schade zu befürchten sey. Ueber das, was nicht gemein faßlich ist, mögen die Leute immer uneins seyn, (und werden es auch im Grunde immer seyn). Was kein Menschenverstand fassen kann, muß gar nicht gepredigt werden: und wenn es gepredigt wird, stiftet es weder Nutzen noch Schaden; denn man denkt nichts dabey S. 91 f. Was nur von einem geübten Verstande gefaßt werden kann, das denkt sich ein jeder nach dem Maaße seiner Uebung, nicht mehr nicht weniger; oder er denkt sich überhaupt auch nichts dabey: und so geht es mit allem eigentlich gelehrten Vortrage, er mag Wahrheit oder Irrthum enthalten S. 95 f. Was jedermann faßlich ist, dessen Wahrheit muß jeder mit Augen sehen, und mit Beyfall annehmen S. 100 f. (Aber geschieht denn das wirklich? Hält nicht dieser etwas für faßlich, das es jenem nicht ist? Wer soll das Gemein-

meinfaßliche in der Religion und Sittenlehre für so unendlich verschiedene Fähigkeiten und Bildungen bestimmen. u. s. w.)

Unter den übrigen Einwendungen, die der Verf. nicht alle mit gleicher Stärke auflöst, vermissen wir mit Verwunderung diejenige, die uns die wichtigste zu seyn scheint: Was für ein freyes Spiel würden Phantasterey, Schwärmerey, menschliche Leidenschaften, Bosheit und Intrige bey dieser allgemeinen Erlaubniß, öffentlich zu predigen, haben? welche Unordnungen würden daraus entstehen? Und durch was für Mittel könnte solchen Unordnungen vorgebaut werden?

R.

Neue Wunderwerke, welche sich mit dem Albertischen Lehrbuche in Hamburg und der ganzen umliegenden Gegend zugetragen haben. Aus der Handschrift des verstorbenen Verfassers zusammen getragen, und auf Verlangen hoher Gönner und guter Freunde herausgegeben von M. Joh. Rud. Schweppermann. Hamburg, bey Johann Michael Brauer 1773. 3 Bogen in 8.

Dieß ist eine neue und viel vermehrtere Auflage des scherzhaften Bogens, der unter dem Titel einer Anleitung zum Gespräche über das Albertische Lehrbuch zu Hamburg erschien. Durch eben so lächerliche als sehr wahre Züge wird es bespöttelt; wie viele Aeltern und Schulmeister in und um Hamburg wohl seyn mögen, welche das Albert. Lehrbuch brauchen wollen und zu brauchen wissen: und der natürliche Schluß, den der Leser daraus machen muß, ist der: wie wenig Ursach oder auch nur scheinbaren Vorwand hat das Ministerium gehabt, über dies Buch Lerm zu schlagen. Das Geschichtchen von einem benachbarten Schulmeister, der einer unter vielen ist, wie gar geschickt die gangbaren öffentlichen Schulmeister zum Unterrichte der Jugend in der Religion sind, ist drollicht, und giebt genug zu lachen: nur am Ende ermüdet es, weil es zu weit ins lächerliche getrieben, und zu lange fortgesetzt wird. — Die Anmerkungen über das Buch selbst, über den Gebrauch desselben, und über die Minis-

sterials

terial; Erinnerungen dagegen sind zum Theile treffend; im Ganzen aber scheinen sie uns nach ihrem Tone und Inhalte allzu quodlibetarisch zu seyn, als daß sie mit sich selbst allemal übereinstimmen, oder einer ernsthaften Beurtheilung fähig seyn sollten. — Unter die treffenden gehört unstreitig die Anwendung eines falschen Grundsatzes, den das Ministerium behauptet, auf die Person des Mufti; und der Trost, den sich der Verf. giebt, daß derselbe unsere mit scholastischen Terminologien gespickte Lehrbücher nicht verstehe S. 38. 39: die Untersuchung, ob Alberti vom Könige David zu viel oder zu wenig erwähne S. 41: die Rechtfertigung des sel. Mannes gegen das Ministerium, in Absicht der Gottheit Christi S. 42. und 46. daß die Hamburger in jenem Leben keine geschlossene Gesellschaft ausmachen werden. S. 46.

Hr.

D. Gotthilf Traugott Zachariä, ordentlichen Professors der Theologie, paraphrastische Erklärung der beyden Briefe an die Corinther, zum Gebrauche bey exegetischen Vorlesungen über diese Briefe. Göttingen, im Verlag Victorin Boßiegels. 1769. 8. 242 Seiten.

— — — Paraphrastische Erklärung der Briefe Pauli an die Galater, Epheser, Philipper, Colosser, und Thessalonicher. Göttingen und Kiel 1770. 8. 253 Seiten, nebst 5 Bog. Einleitung.

— — — Paraphrastische Erklärung des Briefes an die Hebräer. 1771. 8. 240 Seiten nebst 2½ B. Einleitung und Vorrede.

Schon im Jahre 1768 gab Hr. D. Zachariä eine paraphrastische Erklärung der Briefe Pauli an die Römer zum Gebrauche der exegetischen Vorlesungen über diesen Brief heraus. Zu gleichem Zwecke sind auch die gegenwärtigen von ihm ausgearbeitet worden. Die Gründe, um derentwillen er seine Auslegungen schwerer Stellen andern gewöhnlichen Erklärungen vorziehet, giebt er seinen akademischen Zuhörern beym mündlichen Vortrage

stoße an, und übt sie damit zugleich, daß sie beym exegisiren das unwahrscheinliche vom wahrscheinlichen, das natürliche vom gezwungenen und gekünstelten unterscheiden lernen. So wie der Verf. dem Briefe an die Römer eine Einleitung vorgesetzt, und darin gewisse, dem Inhalte und Verstande des ganzen Briefes erläuternde historische Umstände angezeigt, auch die Bedeutung einiger von dem Apostel oft gebrauchten Wörter, Ausdrücke und Redensarten bestimmt hatte, so hat er es bey diesen neuern Paraphrasen ebenfalls gemacht.

In der Einleitung zu den beyden Briefen an die Corinther läßt er sich auf keine dort überflüßige Erörterungen der Lage, der Geschichte, des Götzendienstes, der Schauspiele der Stadt Corinth u. d. gl. ein, wie andere gethan haben, weil sich das nöthige davon füglicher bey jeder Stelle, wo es hingehört und Nutzen haben kann, anführen läßt; sondern giebt nur eine ganz kurze Nachricht von der äußerlichen und innerlichen Verfassung der corinthischen Gemeine, von der Zeit und dem Orte, da Paulus den Brief geschrieben hat. Nöthiger und nützlicher war es, daß Hr. Z. über einzelne Materien aus den Briefen, besonders über die geistlichen Gaben, und die Ausdrücke, in denen der Apostel davon schreibt, vorläufige Erläuterungen beybrachte. Daher untersucht er die Bedeutungen der Wörter πνεῦμα, πνευματικὸς, χαρίσματα πνευματικὰ, ἀποδείξις πνεύματος καὶ δυνάμεως, ἐνεργήματα δυνάμεων, λόγοι ἀνθρωπίνης σοφίας, σάρξ, σαρκικὸς, ψυχικὸς, τέλειοι, σοφία τοῦ θεοῦ, σοφία τοῦ κόσμου, γράμμα, γνῶσις, λόγος γνώσεως, προφητεία, πίστις, γένη γλωσσῶν, ἑρμηνεία γλωσσῶν. Es fällt uns zu weitläuftig, aus des Verf. gründlichen Anmerkungen darüber etwas zu excerpiren. So viel dünkt uns bey dem allen, daß dennoch die Bedeutungen dieser Wörter nicht an jedem Orte ganz genau dieselben seyn können, sondern nach Beschaffenheit der Sache, von der die Rede ist, und nach Masgebung des Contextes eine kleine Abänderung leiden müssen, daß z. B. σαρκικὸς und ψυχικὸς nicht völlig Synonymen sind, da jenes Wort unfehlbar einen höhern Grad der Sinnlichkeit ausdrückt, als dieses, so wenig als σαρκικὸς und νήπιος ἐν Χριστῷ; daß χαρίσματα πνευματικὰ bald außerordentliche bald ordentliche Geistesgaben, πνεῦμα τοῦ θεοῦ oder ἐν τῷ θεῷ nicht immer

den

den heiligen Geist und dessen unmittelbare Wirkungen, sondern auch so viel als σοφία τοῦ Θεοῦ, göttliche Weisheit, anzeigen.

Die Einleitung, welche vor den Briefen an die Galater, Epheser ꝛc. steht, enthält auch erstlich die nöthigsten historischen Umstände, deren Kenntniß zu ihrem richtigen Verstande beyträgt, und dann einige Erläuterungen über die Wörter δικαιοσύνη, δικαιοῦν, λογίζεσθαι εἰς δικαιοσύνην, die nur kurz sind, weil sich der Verf. schon in der Einleitung des Briefes an die Römer umständlicher darüber ausgelassen hat. Hr. Z. ist unschuldig, wenn seine Zuhörer wenigstens nicht lernen, daß die griechischen Wörter δικαιος, δικαιοσύνη, δικαιοῦν mit den hebräischen צדק, צדקה, הצדיק völlig einerley bedeuten. Er sagt es ihnen wenigstens deutlich genug und beweiset es aus Stellen des A. T., daß das hebräische Verbum צדק alle moralische Tugend, die ganze Rechtschaffenheit der Gesinnung in sich begreife, und eben sowohl durch gütig und aufrichtig, als gerecht seyn übersetzt werden könne; daß durch die davon abstammende Nomina ebenfalls Tugend des Herzens, auch die daraus entstehenden Wirkungen, also was recht und billig ist, Wahrheit, Wohlthat, Vergeltung, verheißener Segen, Allmosen u. d. g. ausgedruckt werden; daß daher הצדיק, δικαιοῦν, von Gott gesagt, nicht allein heisse, von der Strafe lossprechen, sondern auch den Segen zu erkennen, und die Verwechselung der Ausdrücke, δικαιοσύνη, Θεοῦ und εὐλογία Θεοῦ, imgleichen δικαιοσύνη, ἐλεημοσύνη, κληρονομία und Land in dem Briefe an die Galater etwas gewöhnliches sey. Was gelegentlich zur folge des λογίζεσθαι εἰς δικαιοσύνην über die Zurechnung der Gerechtigkeit von dem Verf. gesagt wird, gehört in die Dogmatik und ist auch daraus genommen. Wir können aus diesen Worten selbst und nach dem Zusammenhange, worin sie in den apostolischen Briefen vorkommen, nichts weiter herausbringen, als daß der Jude oder Heide, wenn er an Christum gläubig geworden, für rechtschaffen angesehen, als ein solcher geschätzt und beurtheilt, der Mangel vormaliger Rechtschaffenheit, oder δικαιοσύνη, bey künftiger Besserung ihm aber nicht zugerechnet werden solle. Hr. Z. erklärt selbst in Stellen, welche in dem dogmatischen Artikel

von

von der Rechtfertigung einschlagen, δικαιοσύνην durch göttlichen Segen, δικαιῶ durch des göttlichen Segens würdigen, λογίζεσθαι εἰς δικαιοσύνην durch zum Segen anrechnen. Das würde man vielleicht als eine Abweichung von den symbolischen Büchern angesehen haben, wenn er es durch die folgende Aeußerung von Christi Gerechtigkeit nicht wieder gut gemacht hätte.

Die Einleitung in den Brief an die Hebräer ist von ähnlicher Art und gefällt uns vorzüglich. Nachdem der Verf. aus einigen Gründen kurz dargethan, daß Paulus der Verf. des Briefes sey, auch die Personen, für welche er geschrieben worden, nebst der Hauptabsicht des Apostels dabey, angegeben! so erläutert er den Inhalt desselben wieder von der dogmatischen Seite, und zeigt, wie alles, was darin von dem Hohenpriesterthume Christi, von seinem Gott dargebrachten Opfer, durch welches die Menschen gereiniget und geheiliget worden, von seiner Einweihung zum Priesterthume, von seinem Eingange in das Allerheiligste, von seiner Erscheinung vor Gott, von seinem Sitzen zu dessen Rechten, von seiner Fürbitte für die Menschen u. s. w. gelehrt wird, lauter bildliche Vorstellungen wären, die ihre Beziehung auf das jüdische Priesterthum, auf den jüdischen feyerlichen Gottesdienst und dessen Gebräuche hätten. „Wenn wir daher alles zusammenziehen, „schreibt er am Ende, was durch eine Menge von bildlichen Redensarten in diesem Briefe eigentlich ausgedruckt wird, so muß ich entweder einige Ausdrücke „ohne alle Ideen gedenken, so bald ich das bloße Bildliche absondere; oder es bleibt nichts anders übrig, als, „Christus sey durch seinen Tod die Ursache geworden, „daß wir itzt gar keine Strafe von Gott mehr zu befürchten haben, wenn wir an ihn glauben, und daß „wir die gewisse Versicherung des göttlichen Segens und „endlich selbst des ewigen Lebens haben. Weil Paulus „mit Hebräern redet, welche ihr Priesterthum, Opfer „u. d. g. für etwas außerordentlich glänzendes hielten, „so führet er dies durch alle Stücke der priesterlichen „Rechte und Vorzüge hindurch, ohne daß wir in der „Glaubenslehre mehr als jene in allem gegründete Lehren daraus zu nehmen Ursache haben. Es erhellet zugleich, daß der Eingang Christi ins Allerheiligste Got-

„kes zur Versöhnung und Seligkeit der Menschen mit „seiner Einnahme des Himmels als König übereinstimme, „und wenn er alles regieret, um die Menschen statt der „verdienten göttlichen Strafen selig zu machen, so wird „er die Ursache ihrer Seligkeit hauptsächlich durch die „vermittelst seiner Lehre und Religion zu erhaltende „Besserung der Menschen. (Sehr wahr!) Es lieget „aber dabey zum Grunde, daß er durch seinen Tod ihre „Strafen erduldet, und dadurch die Ursach ihrer Selig„keit geworden. Diese Wahrheiten sind es, welche das „königliche und hohepriesterliche Amt Christi lehret. „Darauf müssen nothwendig alle gehäufte dogmatische „Begriffe endlich gebracht werden, die aus den Bildern „hergenommen sind, wenn man etwas deutliches dabey „denken soll. Es bleiben folglich die dogmatischen Sätze „dabey richtig, aber sie sagen am Ende alle nur das, „was jene wenige Wahrheiten sagen.„ Diesen Zusatz des Verf. erwarteten wir und er war auch nöthig, um sich gegen allen Verdacht der Ketzerey in der Glaubenslehre zu decken, dem er sonst schwerlich entgangen wäre.

Wir kommen auf die Paraphrasen selbst, um nur mit ein paar Worten unser Urtheil davon zu sagen. In der That übertreffen sie an innerlicher Güte viel ähnliche Arbeiten und es gereicht ihrem Verf. zum Ruhme, daß er vorzüglichen Fleiß anwendet, seine Zuhörer zu einer vernünftigen Auslegung der heil. Schrift anzuführen. Hr. D. Z. ist schon aus seiner biblischen Theologie als ein Mann bekannt, der sich dabey nicht sklavisch an die Deutungen bindet, welche man dieser und jener Stelle in den theologischen Compendien gegeben hat. Wenn er gewisse Begriffe in seinem biblischen Texte nicht findet, so sagt er es freymüthig heraus; welches auch immer mehr nöthig thut, damit wir von dem alten unnützen Krame, der in unsern Lehrbüchern so oft als große Weisheit und Gelehrsamkeit ausgepackt wird, und von so viel schlechten Beweisstellen in der Dogmatik einmal gänzlich abkommen. In den angezeigten Paraphrasen der Pauliniſchen Briefe hat er davon gleich rühmliche Proben gegeben. Da er bey Erklärung dieser apostolischen Sendschreiben immer auf den Sprachgebrauch der Wörter, auf den Zusammenhang, in welchem ein Satz stehet; nicht bloß auf die

nächste

nächste Verbindung mit dem unmittelbar vorhergehenden oder nachfolgenden Versen, sondern mit der Hauptidee des Apostels, welche durch den ganzen Brief die herrschende ist; imgleichen auf Localumstände der Gemeine, an die er geschrieben war, gesehen hat: so kann man leicht erachten, daß seine Auslegungen besser gerathen sind, als deren ihre, die darauf so wenig acht haben. Ob indessen Paraphrasen, an denen man seit einiger Zeit viel Geschmack zu finden angefangen hat, überhaupt der beste und leichteste Weg sind, die Einsicht in den einzigen richtigen Verstand der H. S. zu befördern? (Da gemeiniglich jeder Paraphrast von seinen eigenen Religionsmeynungen und Lieblingsideen oft unvermerkt doch etwas einmischt, und nicht zween unter ihnen, die doch beyde ihren biblischen Schriftsteller richtig umschrieben zu haben glauben, ihn ganz einerley schreiben lassen.) Ob Paraphrasen, wenigstens in der Ausdehnung, die ihnen der Verf. durch gar viele Einschaltungen, durch zu umständliche Entwickelungen und Zergliederungen mancher eben nicht schweren Begriffe, Sätze und Bilder, gegeben hat, so ganz schicklich sind, Vorlesungen darüber zu halten? oder ob sie zu diesem Zwecke nicht füglich kürzer hätten seyn können und seyn sollen? — Darüber halten wir itzt unser Urtheil zurück. Hr. Z. meynt, er habe sie, um den intendirten Nutzen zu erreichen, nicht kürzer machen können. Seine Gründe davon stehen in der Vorrede zum Briefe an die Galater ꝛc. Es ist hier der Ort nicht, sie zu prüfen, und wir sehen selbst wohl ein, daß es schwer sey, beym Paraphrasiren eines biblischen Schriftstellers das rechte Maas zu treffen, welches der eine so, der andere so bestimmt. Daß die Schreibart in solchen Paraphrasen nicht die leichteste und fließendste bleibt und völlig aufhört Briefstyl zu seyn, ist ganz unvermeidlich, weil so viele Gedanken und Zusätze in den Text eingeschoben werden. Ueber manche Sachen in den Briefen hätten wir auch in einer Note eine nähere Erläuterung gewünscht, wo es unsers Erachtens nützlich gewesen seyn würde. Z. B. 1 Cor. 1, 7. was die Apostel unter der ἀποκάλυψι τῦ κυρίε ἡμῶν Ἰησῦ Χριςῦ, welche sie noch bey ihrem Leben erwarteten und Hr. Z. durch die sichtbare Wiederkunft desselben übersetzt hat, eigentlich verstanden.

Es würde leicht seyn, aus einer jeden dieser paraphrastischen Erklärungen des Verf. nun noch einzelne Stellen abzuschreiben und mit unserm Urtheile zu begleiten. Wir finden es aber diesmal überflüßig und wollen nur noch des Anfanges gedenken, der dem Briefe an die Hebräer beygefügt ist. Er enthält Erläuterungen der in diesem Briefe von dem Apostel angeführten Stellen und Abschnitte des Alten Testaments.

Ez.

---

2. Arzneygelahrheit.

Adversaria Medico practica. Vol. I. P. 2. 3. Lipsiæ, apud hæredes Weidmanni & Reich. 1770.

Wir haben im 13 B. 1 Th. 5 Art. unsrer Bibliothek das erste, und im 15 B. 1 Th. S. 190. das vierte Stück des ersten Bandes dieses nützlichen Werks angezeigt. Aus einem Versehen sind wir die Anzeige des 2ten und 3ten Theils des ersten Bandes schuldig geblieben, und wir holen sie hier noch nach, um nichts ermangeln zu lassen. Der zweite Theil enthält folgende Stücke: eine pathologische Abhandlung von den epidemischen Krankheiten. 2. u. 3. Herr Ludwig und v. Hahn wegen der Natur der Blattern und Inoculation derselben. Diese Aufsätze stehn mit dem im 4ten Theile des 1 Buchs N. 2. im Zusammenhange. 4. Hr. Gredings Beobachtungen von den Wirkungen des *Stramonium* in der Melancholie und Epilepsie. 5. Ein besondrer Casus von einem Leisten- und Schenkelbruche. 6. Ein physiologischer Aufsatz *de processibus intestinorum*. 7. Einige Sätze von faulen Krankheiten; die eine Fortsetzung des 3ten Aufsatzes im 1sten Theile sind.

Im dritten Theile. 1. Bey Gelegenheit der v. Hahnischen Pockentheorie theilt Herr Ludwig sehr gute Gedanken von den Entwickelungen des gesunden und kranken Körpers mit. 2. Krankengeschichte der Frau Professorin Ludwig, von ihrem Gemahle selbst gar ausführlich beschrieben. 3. Wie die Uneinigkeit der Aerzte zum Nutzen der Kunst anzuwenden sey. 4. 5. Zwo wichtige Abhandlungen; eine von den äußerlichen Arzneyen bey den Pocken; worin viel nützliche praktische Anmerkungen vorkommen, und die andre, darum wichtig, weil sie den schönen Aufsatz des Herrn Tralles, von der

herz-

herzſtärkenden Kraft des Opium veranlaßt hat, der das, was der gegenwärtige Aufſatz dagegen erinnert, gänzlich vernichtet. 6. Ein bequemes Werkzeug, Bruſtwunden auszuſaugen, mit einer Abbildung des Inſtruments. 7. Einige Verſuche des Herrn Greding, mit einem aus Kupfer bereiteten Mittel wider die Epilepſie, das nichts werth iſt. Endlich 8. ganz nützliche Anmerkungen von den graßirenden Frühlingskrankheiten.

Gz.

Adverſaria Medico-Practica. Voluminis II. Pars I-IV. Lipſiæ. Apud Hæredes Weidmanni & Reich. 1771.

Die wichtigſten Abhandlungen in dieſem Bande ſind die von der Gicht im 1 und 2ten Stücke, die Gredingiſchen Beobachtungen an verrückten und epileptiſchen Leuten und ihren Leichnamen, in allen vier Theilen, die von den Buckeln im 2, 3 und 4ten Theile, Greding von der Belladonna, im 2ten; die von weichgewordenen Knochen im 3ten, und die von der Verhaltung des Urins, und von der Meerzwiebel, im 4ten Theile. Ueber jedes Stück in einer ſo reichen Samlung zu urtheilen, wäre mit unſrer Einrichtung ſtreitig. Dieß würde für eine blos medicinische Bibliothek vielleicht noch zu weitläuftig ſeyn. Daher werden wir uns hier, und bey der Anzeige der folgenden Theile blos damit begnügen, die Aufſätze, welche wir für wichtiger, als die übrigen halten, auszuzeichnen. Uebrigens haben wir die Einrichtung und den Zweck des ganzen Werks ſchon im 13. B. 1 Theil beſchrieben.

Hm.

Adverſaria Medico-Practica. Vol. III. P. 1. 2. 3. Lipſiæ. 1773.

Dieß Werk verdient den Beyfall, mit welchem es bisher aufgenommen worden. Unter den mancherley wirklich nützlichen und lehrreichen Abhandlungen, die blos der weitſchweifige Stil ein wenig beſchwerlich macht, gibt es freylich auch in jedem Bande einige Lückenbüßer, die keine beſondre Aufmerkſamkeit verdienen. Wenn man indeſſen die Vergleichung

anstellt, so wird man finden, daß der guten Abhandlungen immer die meisten sind. Wir wollen aus den vor uns liegenden dreyen Theilen des dritten Bandes die vorzüglichsten anzeigen. Im ersten Stücke. 1. Von den Kräften und der Schwachheit des menschlichen Körpers überhaupt. Schwerlich wird ein menschlicher Verstand diese Materie ergründen. 2. *De diaphysibus ossium cylindricorum laesis, exfoliatione separatis, & callo subnato restitutis.* 3. Herr Gredding fährt fort, seine Bemerkungen an den Leichnamen verrückter und epileptischer Leute, weitläuftig zu beschreiben.

Im zweiten Stücke kommen zwo merkwürdige Beobachtungen von Herrn Reichel vor, eine, von der Absetzung einer caneröfen Brust bey einer Schwangern, und eine vom Tode einer Frucht, wegen heftiger Convulsionen der Mutter, die beym Leben geblieben. Ausserdem ist eine Abhandlung *de fissura diaphyseos ossium cylindricorum*, und eine andere, von der Einsaugung der Adern, besonders in der Wassersucht, vorzüglich.

Der dritte Theil hat nur vier Aufsätze, nämlich von den Fiebern, von einer Paraplegie, die durch einen Bruch des Genickes verursachet worden; Herrn Greddings Zugabe zu seinen Leichenbesichtigungen der Verrückten und Epileptischen, und einen Aufsatz vom Bluten der Kinder durch den Anum. Aus allen Bemerkungen des Herrn Greddings über die Verrückten und Epileptischen läßt sich schliessen, daß es keine allgemeine und in allen Fällen wieder vorkommende, in den Leichnamen sichtbare Ursache dieser Krankheiten gebe, und daß also durch die Leichenbesichtigungen die wahre Natur derselben nicht zu entdecken sey. Die Fehler, welche sich in den Leichnamen zeigen, sind von sehr verschiedner Art, und haben oft wohl wenig Zusammenhang mit der Verrückung oder Epilepsie der Kranken gehabt. Ueberhaupt werden uns wol die Zergliederungen in der Lehre von den Nerven- und Gemüthskrankheiten wenig Licht geben.

Gz.

Fr. Lud. Keßlers d. A. D. Landphysicus und Garnisonmedicus zu Magdeburg, Beobachtungen über die epidemischen Faulfieber, in den beyden Wintern 1770. bis 1772 Halle im Magdeb. Hemmerde. 1773. 8. S. 260.

Wenn

Wenn man mit den Geschäften eines Arztes ein wenig bekannt ist, so hat man Ursache noch immer gegen die häufig bekannt gemachten Beobachtungen ein wenig mistrauisch zu seyn; ein grosser Arzt, der Scharfsinn und Beobachtungsgeist genug besässe, hat selten Zeit, seine Wahrnehmungen aus den Krankenstuben niederzuschreiben, und muß also von unzähligen wichtigen Krankheiten die Geschichte blos seinem Gedächtnisse anvertrauen. Minder beschäftigte Aerzte — und dies sind gemeiniglich solche, die aus eignem Triebe ihre Bemerkungen dem Publico mittheilen, finden nach der kleinen Erfahrung, die sie von Krankheiten überhaupt haben, oft bey einer Epidemie etwas als neu und interessant, das den Gang derselben vor andern doch nicht charakterisiret, und übersehen wesentliche Symptomen. Zum Glück für die Facultät haben wir wenig oder gar keine Beschreibungen einer und derselben Epidemie an einem Orte von 2 oder mehrern Aerzten, sonst würde das eben behauptete aus Exempeln leicht zu beweisen seyn. Die Keßlerischen Beobachtungen sind uns daher desto angenehmer, weil dem V. keiner von beyden Vorwürfen trifft. Man siehet ihnen an, daß er sich bey seiner ausgebreiteten Praxis nicht auf sein Gedächtniß verlassen, und die Geschichte der Epidemie nicht erst angefangen hat, auszuarbeiten, als sie schon zu Ende gieng, und sich da erst wieder an Merkwürdigkeiten derselben erinnert — eine sonst nicht ungewöhnliche Entstehungsart von ähnlichen Schriften. Seine Beobachtungen sind im Sydenhamischen Geschmacke blos von der Krankheit, ohne mit Belesenheit zu prahlen, und verdienen ohne Zweifel vor andern, die von eben derselben grossen Epidemie in andern Provinzen Deutschlands gemacht sind, auch wegen ihrer Vollständigkeit einen Vorzug. Nachdem der V. auf 128 Seiten seine Anmerkungen über den Lauf und Charakter der Epidemie vom vermischten Faulfieber und Entzündungsfieber mitgetheilt, die zum Theil durch eingestreute physiologische Reflexionen interessanter werden, zeigt er den allmähligen Uebergang zu den Faulfiebern allein, beschreibt die Beschaffenheit der Witterung, die Geschichte und Gefahr des Fibers selbst; seine Ursache, einzelne Fälle — und zuletzt die Heilungsart, in einem männlichen Stile, ohne auf Theorie oder Autorität zu schwören. Vorzüglich gefällt uns die S. 206. entwickelte Idee, von der Entkräftung und ihren Folgen — von der allmäligen Ansteckung, vom Seitenstiche S. 71. und S. 94-100. Vom Aderlaß. Das Stück von der Gefahr der Ausdünstungen

S. 203. hätten wir bey der guten physiologischen Kenntniß des V. gerne genauer untersucht und umständlicher ausgeführet gelesen, weil diese Materie jetzt anfängt, besonders in England, streitig zu werden. Auch hätten wir noch wohl dem V. die traurige Gelegenheit gewünscht S. 185. Die chronischen Folgen dieses Fiebers, zu größrer Vollständigkeit seines Werks, zu bemerken, weil uns diese, nach unsrer Erfahrung, nicht nur eben so wichtig geschienen, sondern auch eben so viele Mühe verursacher, als die Krankheit selbst. Wir zeichnen noch einige Merkwürdigkeiten aus dem Buche selbst aus. Den Seitenstich hält der V. S. 71. blos für einen Rheumatismus, der sich an die int ercastal Muskele oder um die Rippen selbst ansetzet, und jeden andern Rheumatismus, den Ort ausgenommen, welchen er einnimt, gleich ist — nur bey Entzündungsfiebern wird er gefährlicher, indem er zufälliger Weise eine Entzündung nach der leidenden Stelle hinziehet, oder die Entzündung in den Lungen befördert. Zum Ausbruch der Blattern nach der Einpfropfung, bestimt Timoni in Constantinopel und Griechenland den siebenten Tag, Tißot in der Schweitz den achten, Schulze in Schweden den zehnten, die Engländer den neunten: auch bey uns ist es der neunte Tag, höchst selten siehet man sie schon am achten, öfter noch am zehnten Tage; nun frägt der V. und der Recensent mit ihm: „Könnten nicht „in andern Krankheiten sich die Entwickelungen nach einem ähnlichen Verhältnisse unterscheiden?„ Die Ursache der Epidemie suchet der V. in einer allgemeinen Erschlappung der festen Fibern, und Verderbniß des Bluts, von der Feuchtigkeit der Luft S. 210. Aber daß der Mangel an gesunden Lebensmitteln nicht sollte einigen Antheil an dem allgemeinen Erkranken gehabt haben S. 204. will uns nicht recht einleuchten, da jener Mangel nicht nur auch allgemein war, sondern vorzüglich geringere Leute traf, die doch vor andern der Krankheit ausgesetzt waren. Daß der Mangel der Lebensmittel schon früher eingerissen als die Krankheit selbst S. 204. ist nicht sowohl ein Beweis für des V. Meynung, als vielmehr wider dieselbe, weil nothwendig jene Ursache lange vorher gehen mußte, ehe diese Folge allgemein werden konnte, und die Krankheit unmöglich sogleich entstehen konnte, als der Genuß weniger nahrhafter und gesunder Speisen eintrat. Vielleicht würde Hr. K. durch eigne genauere Untersuchung der Nahrungsmittel zur Zeit der Theurung und Hungersnoth sich mehr hievon überzeugt haben, doch sind wir mit ihm einerley Meynung

nung über den Einfluß der damaligen Witterung. Nach des V. Erfahrung S. 213. war die Ansteckung weder die allgemeinste Ursache des Erkrankens noch wesentlich ihm eigen, und setzt er hinzu „wenn die Menschen bey uns nur menschlich gedacht, „und klüger sich eingerichtet hätten, wäre nicht der sechste „Theil aller Kranken erkrankt, und nicht der zehnte Theil der „Gestorbenen gestorben.„

In fast allen Fällen gieng die Heilung der Natur blos darauf hinaus S. 222. durch die unsichtbare Ausdünstung zuletzt die Materie der Krankheit auszuführen, nachdem die Kochung gehörig vollendet war. Gerne schrieben wir aus dem Cap. von der Heilungsart noch ganze Seiten ab, wenn uns nicht der Raum zu enge gesetzet wäre. So ist das, was der V. S. 241. von dem geringen Nutzen der Laxirmittel, und über die fast allgemein angenommene Theorie von galligten Unreinigkeiten und ihren Ausführungen, von der Vitriolsäure ꝛc. aus seiner Erfahrung mit rühmlicher Freymüthigkeit sagt, ungemein wichtig, und aller Aufmerksamkeit eines unpartheyischen Lesers würdig. — Er hält dafür, daß die Galle selbst bey diesen Krankheiten wohl ganz unschuldig seyn möge, daß sie vielmehr im Blute entspringe, und die Organa der Galle nur der Natur zur Ausführung derselben dienen. Daß der wirksame Theil der Fieberrinde flüchtig sey, schließt der V. auch aus der bekannten Cur der kalten Fieber bey Kindern, wenn man ihnen äußerlich dies Mittel, als ein Kräutersäckchen ꝛc. auf den Leib bindet, und womit ihm unter 30 Versuchen nicht ein einziger fehlgeschlagen, ohngeachtet er für ein 3jähriges Kind nicht mehr als anderthalb Unzen gebraucht. S. 251.

Traurig und fast für die Facultät erniedrigend ist es, wenn ein Arzt bey so grosser Erfahrung und Einsicht, als Hr. K., dennoch wie dieser am Ende seiner Schrift S. 255. 56, mit so vieler Offenherzigkeit das Geständniß seiner Schwäche ablegt. — Zugleich aber auch ein Zug eines wahrhaftig würdigen Arztes, der mit den vielen Praletn unter seinen Mitbrüdern so sehr contrastiret!

Sr.

Will. Aleranders — medicinische Versuche und Erfahrungen aus dem Englischen übersetzt. Leipzig 1773. Fritsch S. 377. gr. 8.

Es sind nicht allein die zu London 1768. herausgekommene Experimental Essays, sondern auch die 1771.

von eben demselben Verfasser herausgegebene Abhandlung über die Entstehung fauligter Krankheiten. Beyde gewiß einer deutschen Uebersetzung werth. Wen die Schriften von Pringle und Macbride interessiren, der kann diese nicht entbehren, und würde durch unsern Auszug sehr verliehren, da wir die Versuche nicht alle abschreiben können. Andre, die Pringle oder Macbride noch nicht zu schätzen wissen, verdienen keinen Auszug aus Alexanders Werke. Wir können also nur von demselben als von einer deutschen Arbeit sagen, daß die Uebersetzung eine geübte Hand verräth. Belesene Aerzte dürfte der Contrast, welchen Alexanders Versuche mit dem Campher und unsers Landsmannes Collin Beobachtungen (observat. p. III. Viena. 1773.) mit einander machen, sehr auffallend scheinen — allein dies berechtigt uns nicht, diesen Widerspruch zu erklären. Sie mögen sich unterdessen das Gesetz darnach machen, künftig an kein System mit Vorurtheil zu kleben, und auf keine Theorie ohne eigne Prüfung zu schwören. Gäben unsre Landsleute den Engländern im Geiste der Freyheit so wenig nach, als sie ihnen im Beobachtungsgeiste nachstehen, so möchte man wohl noch öfter solche Widersprüche in der Facultät finden.

Sr.

Observata quaedam medica cum figuris aeneis a *M. I. Marx* Med. Doct. Berolini, apud Christ. Frid. Himburg. 64 Seiten in 8.

Diese Sammlung besteht aus einigen praktischen Wahrnehmungen von verschiedenem Werthe. Er mahlt uns den Bandwurm ab, so gar mit dem Kopfe, wofür er ein zerspaltenes, das heißt, in der Mitte verwesetes Gelenke hält. Nützlicher ist, die Wirkung des Zinns wider denselben bestätigt zu finden. Denn ein Bolus aus 2 Quenten Zinnfeile und Honig, Morgens und Abends genommen, nebst einer wöchentlichen Abführung aus dem Mineralmohr und Rhabarber trieben ihn in mehrern Stücken ab, mit denen endlich auch das schmale Ende abgieng. — Auch in grosser Dosis, selbst bey Kindern und einer alten Frau ist das Zinn unschädlich gewesen. Das lange fortgesetzte Decoct der Färberr

Herrötheswurzel hat einen hartnäckigen Husten bey einem sieben und sechzig jährigen Manne vertrieben: wobey der Harn sehr stark abgieng. Eine Frau war zwölf Jahre lang, vornehmlich zur Zeit des Monatsflusses mit der fallenden Sucht behaftet, wurde aber durch das Decoct der Pomeranzenblätter von ihrem Uebel befreyet. — Viel gleichwohl nach einer Trunkenheit ein Jahr hernach wieder ein. Hr. Locher hat einen ähnlichen Fall der schädlichen Trunkenheit. Von einer Frau, die der Verf. von einer beschwerlichen Cardialgie und dem Blutbrechen befreyet hat. Eine andere Frau erlitte einen Blutfluß aus der Mutter von Ascariten im After, wurde aber durch das in den After eingesprützte Leinöhl, womit eine Menge dieser Würmer abgiengen, geheilet. Den grauen Staar hat Hr. M. durch innerliche auflösende und äusserliche zertheilende Mittel bey einer Person gehoben.

Kr.

Josephi Quarin, sacrae caes. Reg. Apostol. Maj. inf. austr. region. Consil. Sanit. et in nosoc. Fratr. misericord. Physici methodus medendarum febrium. Vindobonae apud Rudolph Graeffer 1772. 158 Seiten in 8.

Der Hr. Verf. nimmt nur die gewöhnlichsten Fieber auf, indem er die Vermehrung der Gattungen misbilligt, die oft nur in der Verwechselung des Zufalls mit der Krankheit ihren Grund haben. Die Entzündungsfieber sind für diesmal ausgelassen worden. Er hat die aphoristische Schreibart gewählt. Die Heilungsmethode gefällt uns wegen ihrer Einfalt (im guten Verstande) und guten Wahl. Hr. Q. ist auch bey der Anzeige der diätetischen Regeln genau.

Wir bringen einige Züge der Curmethode des Hrn. Verf. bey. Von der Chinchina behauptet er, daß das Decoct davon wirksamer, als das Pulver oder das Extract sey, den kalten Aufguß hält er zu schwach. Unter allen Zubereitungen giebt er doch dem sogenannten Salze derselben einen Vorzug, als wovon eine Quente so viel leiste, als 2 oder 3 Quenten des gewöhnlichen Extracts.

Auch

Auch Hr. Q. ist der Meynung, daß die Wurzel der Linneischen Orchis Morio dem Persischen Salep gleich zu schätzen sey. In den faulen Fiebern hat man doch die Chinchina bisweilen noch eher verschreiben müssen, als die ersten Wege gereinigt worden sind. Das Vitriolöl giebt er, wie billig, reichlich, von 6 Quenten bis 1 Unze innerhalb 24 Stunden verdünnt. Sinapismen sind weit sicherer in diesen Fibern, als die spanischen Fliegen, von denen er den Brand entstehen gesehen hat. Den Campher lobt er in denselben nur eingeschränkt, und manche haben ihn nicht ausstehen können.

Es wird eines epidemischen Frieselś erwähnt, und hat dieser auch durch alle Sorgfalt in der Diät nicht abgehalten werden können. Er gesteht auch ein, daß der Friesel bisweilen eine Crisis sey, vornehmlich in schnupfigten und rheumatischen Fiebern. Er läßt sich aber dadurch in der Cur nicht irre machen, sondern fährt so fort, als wenn er nicht da wäre. Verschiedentlich ist dabey auch die Aderlasse nöthig. — Die Säuren müssen auch nicht nach einer thörichten Theorie darinn vermieden werden. Ist er zurückgetreten, wie dies durch Unmäßigkeit im Essen und Trinken leicht geschehen kann: so ist ein Senfteig das beste Mittel, und in Convulsionen der Moschus. Selten sind die Petechien critisch, oft aber Folgen der unterlassenen Abführungen.

In den Pocken ist er bey dem Gebrauche des Mohnsaftes furchtsam. Bey der Rose nimmt er, wie die Aerzten, die Galle in Verdacht.

Die intermittirenden Fieber haben zu Anfange, besonders im Herbste, oft viel Uebereinstimmung mit den faulen Fiebern, und sodann sind die mineralischen Säuren und Mittelsalze die kräftigsten Mittel. Die Fieberrinde in Clystieren hat auch ihre gute Hülfe in diesen Fiebern geleistet.

Kr.

Supplementa in *I. Z. Plattneri Institutiones Chirurgiae.* Auctore Ernesto Plattnero. Pars I. Cum figuris. Lipsiae, apud Dyck. 1773. 8. 299 S.

Wir haben immer geglaubt, daß es sehr schwer sey, ein Handbuch, wie das plattnerische ist, zu ergänzen,

ganzen, und daß derjenige der dies zu thun wagte, nicht allein den ganzen Umfang der neuern Chirurgie kennen, sondern auch eine große Erfahrung haben müsse, wenn er in dem Tone fortreden wollte, der in dem Handbuche herrscht. H. Pl. hat sichs vielleicht nicht so schwer vorgestellt; aber in der That er hat auch den Zweck nicht erreicht. Wir wollen mit wenigem unsre Meynung deutlicher sagen.

Niemand wird es diesem Buche ansehen können, daß es ein Supplement zur plattnerischen Chirurgie ist, so wenig Aehnlichkeit hat es mit demselben. Hier Erfahrung; dort fast nichts als Compilation. Hier Einfalt, Kürze, Deutlichkeit, fast nichts als Brauchbares; dort Theorien, überfließende Gelehrsamkeit, Citationen in ungeheurer Menge und Weitläuftigkeit. In der That sieht dies Buch fast mehr einem Commentare als Supplemente ähnlich. Der arme Wundarzt, der sich bisher durch das plattnerische Handbuch erbauet und nicht selten aus der Noth geholfen hat, wird stutzen, wenn er dies Supplement siehet, und vielleicht nicht verstehet. Hätte der Verf. in dem Tone fortgeredet, den sein Vorgänger angestimmet hat, so würden seine Zusätze gewiß nicht drey Bände anfüllen, und sehr leicht und bequem der neuen Auflage der plattnerischen Chirurgie einverleibt worden seyn. — Und haben wir denn nun etwas vollständiges? Möchten wir doch ja antworten können! Genug von dem, was der Gelehrte auf der Stube sucht, aber wenig von dem, worauf der Practicus lauret. Doch zum Inhalte; dieser soll zeugen.

Die Entzündung wird durch ein in die Zellenhaut ausgetretenes Blut verursacht. — Entzündungen werden immer durch einen Reiz erregt. — Das Eyter wird nicht im Abscesse, sondern im Pulsadersysteme und zwar aus dem Stoffe des Entzündungsfells bereitet. — Eyter kann ohne Entzündung entstehen. — Alles auffallend! Aber nichts von allem diesem möchten wir behaupten.

Die Theorie des Hr. Fabre von der Heilung der Wunden mit Verlust an Substanz wird, wie billig ist, in Zweifel gezogen. — Eine zerschnittene Pulsader schließt sich zuweilen durch einen Thrombus, so sehr auch einige daran zweifeln. — Sehr weitläuftig ist der Verf.

bey

bey den blutstillenden Mitteln, besonders den Vorsik, Agarikus, und gemeinen Schwamm. Einer scheinet so kräftig zu seyn, als der andre.

Die Pulsadergeschwulst muß man immer zuerst durch den Druck zu heilen suchen. Der Verf. gedenket verschiedener Kongreßionsinstrumente; das Arnauldsche, das beste wie er glaubt, hat er abzeichnen lassen. Die breite petitsche Nadel, die zuleicht Nebenäste absticht, und überhaupt unbequem zu brauchen ist; wie auch der Vorschlag des Hr. Lambert, die Oeffnung der Pulsader zuzunähen, wird mit Recht verworfen. — Den Brand betrachtet der Verf. als eine Wirkung einer allgemeinen Krankheit des Körpers, den einzigen Fall ausgenommen, wo er nach einer heftigen Quetschung entsteht. Noch einige andere Fälle hätten wohl auch ausgenommen werden müssen, z. E. Erfrierungen, Verbrennungen, ein Druck auf einen entzündeten Theil, oder auf große Blutgefässe, u. s. w. Der Gebrauch der Chinarinde im Brande hätte weit genauer bestimmt werden sollen.

Von der Amputation spricht der Verf. so wie man jetzt zu sprechen pflegt, d. i. er verwirft sie in den mehresten Fällen. Die Verletzung einer Hauptpulsader erfordert sie nach seiner Meynung; und dies ist eben ein Fall, wo sie nach unsrer Meynung am wenigsten erfordert wird. Denn oft erfolgt in diesem Falle der Brand nicht, und wenn er entsteht, geht er selten weiter als bis an die Verwundung. — Luftstreifschüsse behauptet er wider Hr. Le Vacher. Die alte Regel, den Fuß nur eine Hand breit unter dem Knie zu amputiren, wird billig verworfen. Den doppelten Schnitt vertheidigt er gegen Hr. Louis, doch glaubt er nicht, daß er die Entblößung des Knochen verhütet. Dies kann und soll er nicht; denn diese hängt von dem Fleische, nicht von der Haut ab; und durch den doppelten Schnitt spahrt man blos die Haut.

Die Amputation mit Lappen wird verworfen. Der wirkliche Erfinder der Amputation des Oberarms aus dem Gelenke ist nicht Le Dran, sondern Morand der Vater. Die Amputation des Schenkels aus dem Gelenke wird nicht ganz für unthunlich gehalten.

M.

Zwo chirurchische Wahrnehmungen von einer Kopfwunde und einem Krebsgeschwüre. Mit kurzen Erläuterungen begleitet und herausgegeben von J. W. Bauer, Hochfürstl. Heßischl. Regimentsfeldscheer. Hersfeld und Leipzig, bey Thiry, 1773. 8. 22 Seiten.

Beyde sind nicht unerheblich. — Der Verf. wurde zu einem Mägdchen gerufen, das bereits vor 9. Tagen von einer beträchtlichen Höhe auf den Kopf gefallen war. Der Knochen war an einem Orte entblößt, gespalten, und niedergedruckt. Aus der Spalte quoll eine Gauche hervor. Man trepanirte nach Verlauf einiger Tage, denn die Kranke wollte sich dieser Operation nicht sogleich unterwerfen. Die harte Hirnhaut war ein wenig verletzt und mit einer Gauche bedeckt. Bald nach der Operation verlohren sich alle üble Zufälle, und nach 5 Monaten erfolgte die völlige Heilung.

Eine harte Geschwulst in der Brust, die nach einer äußern Verletzung entstanden war, verwandelte sich endlich in ein Krebsgeschwür, welches, als es der Verf. zum erstenmal sahe, die ganze Brust vom Schlüsselbeine bis an die falschen Ribben einnahm. Die Härte saß fest auf dem Brustmuskel, und erstreckte sich bis an die Schulter. Geschwollne Füße, ein gänzlicher Mangel an Appetit, und ein schleichendes Fieber vermehrten die Gefahr, in der sich die Kranke befand. Das Geschwür war voll schwammigtes Fleisch, gab eine stinkende Gauche von sich, und verursachte unerträgliche Schmerzen. In diesen Umständen entschloß man sich, die Brust abzuschneiden, und dies geschahe mit einem so gutem Erfolge, daß die Kranke nach 5 Monaten vollkommen wieder hergestellt war. Während der Heilung der Wunde gebrauchte sie die Fiberrinde.

Cz.

Curationum chirurgicarum quae ad fistulam lacrymalem hucusque fuere adhibitae. Auctore *I. D. Metzger*. Med. D. et Comit. a Bertheim Steinfurt Archiatro Monestarii, apud Berenon. 1772. 8. 76 Seiten.

Die

Die Geschichte der Thränenfistel und der mancherley Erfindungen zur Heilung derselben, von Archigenes an bis auf den heutigen Tag, hier und da mit einer kurzen Critik, die manchmal genauer und vollständiger seyn könnte.

Ez.

Versuch über die Augenkrankheiten, worinn nach vorhergegangener Erklärung der verschiedenen Arten der Staaroperation, ein neues Instrument angezeigt wird, welches das Auge befestigt, und die Hornhaut durchschneidet, von Herrn Guerin obersten Wundarzte des großen Hotel-Dieu zu Lyon. Aus dem Französischen übersetzt. Frankfurt und Leipzig, bey Böhme. 1773. 8. 408 S.

Diese Uebersetzung scheint mit ziemlichem Fleiße verfertigt zu seyn: aber kaum verdiente dies Buch übersetzt zu werden.

Ez.

Olof Acrel, Doctor der Arzneykunst, Professor, Oberwundarzt im Königlichen Lazarethe u. s. w. Chirurchische Krankengeschichte. Mit einer Vorrede von D. Zacharias Vogel. Aus dem Schwedischen übersetzt. Lübeck und Leipzig bey Donatius. 1772. 8. 1 Alphabet 2 Bogen.

Dieses vortrefliche Buch ist sehr nachläßig übersetzt, und fehlerhaft abgedruckt. Es verdient eine vollständige Anzeige. — Ein Mensch, welcher mit Flintenkolben heftig auf den Kopf geschlagen worden war, hielt sich drey Wochen im Lazarethe auf, ohne daß man wußte, was ihm fehlte, denn er war des Verstandes und der Sprache beraubt, und konnte keine Nachricht von sich geben. Endlich bemerkte man, daß die Knochen am Kopfe beweglich waren, und daß die ganze Pfeilnath sich so stark aus einander gegeben hatte, daß man einen Finger in dieselbe legen konnte. Da man eine Schwappung daselbst fühlte, machte man einen Einschnitt, und es floß eine Menge gelbes Wasser aus; worauf der

Kranke

Wunde zu brechen anfieng. Nach einigen Tagen bemerkte man auch eine Schwappung auf dem Hinterhauptbeine, und als man auch daselbst eine Oeffnung machte, floß gleichfalls ein gelbes Wasser aus. Nach und nach zeigten sich auch an andern Näthen Schwappungen, und man bemerkte, daß sich alle Näthe auseinander gegeben hatten. Der Kranke befand sich, nachdem man alle schwappende Stellen geöffnet hatte, bereits sehr wohl, und die erweiterten Näthe fiengen schon an sich mit einem jungen aus der harten Hirnhaut hervorschiessenden Fleische anzufüllen, als sich einst der Kranke des Nachts an den Kopf stieß, und sogleich todt zur Erden niederfiel. — Vermuthlich starb er an einer Erschütterung des Gehirns; denn man fand keine Verletzung im Kopfe.

Bey der Operation der Hasenschaarte gebraucht er goldne Nadeln, und sowol die Scheere als das Bistouri. Eine doppelte Hasenschaarte hat er durch eine einzige Operation geheilt. Er schnitt das zwischen den zweyen Spalten befindliche unbrauchbare Stück Fleisch weg, verwandelte beyde Spalten in eine Wunde, die eine geringe Narbe hinterließ.

Bey Krebsschäden hat er mancherley Mittel ohne allen Nutzen versucht. Krebse an den Lippen hat er zuweilen glücklich, zuweilen unglücklich ausgeschnitten. — Einem Mägdchen wurden durch eine Menge grosser Narben, die sie bey Gelegenheit einer Verbrennung im Gesichte bekommen hatte, das ganze Gesicht ausserordentlich verzerret, und das untere Augenlied niedergezogen und umgekehrt. Man durchschnitt die Narben, die gleich Stricken auf dem Gesichte lagen, verschiedne mal, aber ohne allen Nutzen. Endlich unterband man sie gleichsam, worauf sie sich absonderten, und die Verunstaltung sich verminderte.

Eine Geschwulst in der Augenhöhle, die den Augapfel fast gänzlich aus derselben gedruckt hatte, wurde glücklich ausgeschnitten. Sie lag so tief in der Augenhöhle, daß man nach der Operation den blossen Augennerven sehen konnte. Das Auge zog sich in die Augenhöhle zurücke, und der Kranke erhielt sein Gesicht wieder. — Ein krebshaftes Auge, so groß als ein Renettenapfel wurde glücklich ausgeschnitten. Die Augen-

höhle füllte sich mit jungem Fleische an, und innerhalb 5 Wochen erfolgte die Heilung.

Den grauen Staar druckt der Verf. nach der St. Yreschen Methode nieder. Oft hat er Augen geöffnet, an welchen diese Operation verrichtet worden war, und keine Krystallinse gefunden. Nasenpolypen hat er zuweilen mit, zuweilen aber auch ohne eine heftige Hämorrhagie ausgerissen. Auch eine geschwollene unbewegliche Parotis, so groß als eine geballte Faust, hat er glücklich ausgeschnitten. Eine Exterung und Caries im Gehörgange, die nach einer rheumatischen Entzündung entstanden war, hat er glücklich geheilt. Der Gehörgang war fast ganz mit wildem Fleische angefüllt; es floß ein dünnes sauer riechendes Wasser aus demselben, und der Kranke hatte zuweilen ein Fieber, Schwindel, Schlaflosigkeit. Man erweiterte den Gehörgang, und nahm ein verdorbenes Knochenstücke aus, und dadurch erhielt man die Heilung.

Ein Wurm im Gehörgange hat Convulsionen erregt. — Die Durchbohrung des Unterleibes hat man sehr oft verrichtet, aber kein einziger Wassersüchtiger ist durch dieselbe gerettet worden. Ein Eytergeschwür in der Leber, das sich durch eine Geschwulst unter den kurzen Ribben zu erkennen gab, hat man äußerlich geöffnet und glücklich geheilt. Auch nicht eingeklemmte Brüche hat der Verfasser operirt; zuweilen wurden die Kranken gründlich geheilt, zuweilen aber kam der Bruch nach der Operation wieder zum Vorscheine; einigemal erfolgte auch der Tod. Er hält übrigens die Operation für so gar gefährlich nicht, wenn nur die Därme so geschwind als möglich zurückgebracht werden, und die Leibesbeschaffenheit des Kranken gut ist. — Ein eingesperrter Netzbruch verursachte Zuckungen, nöthigte den Kranken, beständig krumm zu sitzen, und erregte übrigens alle Zufälle eines eingesperrten Darmbruchs. Als man die Operation verrichtete, fand man das Netz in einen Klumpen zusammengewachsen, voll dicker Blutgefässe, und vermittelst dreyer Fallstränge an den Boden des Bruchsakes befestigt. Man brachte es, so wie man es fand, in den Unterleib zurück, und der Kranke wurde in kurzem wieder hergestellt. Eine Zeitlang fühlte

man

einen den Netzklumpen hinter dem Bauchringe; nachher verschwand er.

Ein brandiger Bruch wurde, ob man gleich nichts zur Vereinigung des Darms unternahm, sondern nur die allgemeinen Mittel wider den Brand verordnete, dennoch glücklich geheilt. — Von den Urinfisteln wird viel Brauchbares gesagt. — Bey der Castration unterbindet der Verf. allezeit den ganzen Saamenstrang; und noch nie hat er üble Zufälle darauf bemerkt. — Die Operation des Wasserbruchs durch den Schnitt lief ein paarmal tödtlich ab; die Schuld aber lag an den Kranken, welche die vorgeschriebene Diät nicht beobachteten.

Das Instrument des Frere Come zum Steinschnitte hat der Verf. mit dem glücklichsten Erfolge gebraucht, ob er es gleich einmal auf No. 11. stellte. Nie hat er eine heftige Hämorrhagie erfolgen sehen. — Ein Bruch am Oberarme verwandelte sich in ein falsches Gelenke, weil man den Vorderarm nicht durch eine Serviette unterstützte.

Einer besondern Krankheit am Finger gedenkt der Verf. er nennt sie den trocknen Wurm. Ein Mann bekam ohne eine vorhergehende Ursache einen stechenden Schmerz in der Fingerspitze, der anfänglich nur zuweilen entstand, innerhalb drey Jahren aber heftiger wurde, länger anhielt, öfter wiederkam, und sich zuletzt bis in die Hand, ja den Arm erstreckte. Aeusserlich sahe man nichts widernatürliches. Nachdem man einige Jahre mancherley Mittel umsonst versucht hatte, schnitt man das vordere Gelenke des Fingers ab, und bald darauf verlohr sich der Schmerz. Der Knochen im abgelösten Gliede war ganz weich und dem Fette ähnlich. In einem andern ähnlichen Falle glich er einer durchsichtigen Gallerte.

Eine Wassersucht im Kniegelenke wurde durch eine Operation glücklich geheilt. Man machte zwey halbmondförmige Schnitte am untern Ende der Kniescheibe, und verband mit trokner Charpie. Es ereignete sich während der ganzen Cur kein einziger übler Zufall.

Ei-

Observatio eines durch 22 Jahre lang in der Harnröhre getragenen und mit dem apparatu minori ausgeschnittnen Steins, von Friedrich Theodor Oehmen, Med. Chir. et Art. obstetr. Pract. Warschau. 1773. 8. 28 Seiten.

Ein Stein, der in der Harnröhre war stecken geblieben, verursachte endlich eine Fistel. In diesem Zustande blieb der Kranke viele Jahre lang, bis ihn endlich der V. durch eine Operation davon befreyete. Der Stein wog anderthalb Unzen, und lag wirklich im Harngange selbst, welcher daselbst gleichsam in einen Beutel ausgedehnt, und sehr dick und hart war.

Ez.

Chirurgische Krankheitsgeschichte, welche die vorzügliche Heilkraft der äußerlich gebrauchten peruvianischen Rinde in allerhand Schäden bestätigen, aufgezeichnet von Johann David Homberg. Frankfurt an der Oder, bey Strauß, 1773. 8. 99 Seiten.

Weitläuftig, doch aber auch brauchbar. Der V. hat die Chinarinde äußerlich in mancherley Fällen versucht, in welchen sie zum Theil bisher eben nicht versucht worden ist, und sehr kräftig befunden. Die vornehmsten Fälle sind: ein complicierter Beinbruch mit Verrenkung; eine heftige Quetschung am vordern Gliede des Daumens, mit einer Fleischwunde, die sich über den ganzen Daumen erstreckte, und den Knochen und die Flechse entblößte: ein fressender Krebsschaden an der Unterlippe eines fünfjährigen Kindes: eine gerissne Wunde am Kopfe, die einen grossen Fleischlappen vom Hirnschädel absonderte, der aber, da er noch ein wenig anhieng, sogleich wieder angelegt, und mit Hefftpflastern befestigt wurde: eine heftige Entzündung in den innersten Theilen des Mundes, die an einigen Stellen den Brand verursachte: ein Hieb durch die ossa tarsi: ein fistulöses Geschwür am Nabel, das bereits ein schleichendes Fieber und eine Geschwulst der Füsse veranlaßt hatte. — Alle diese Fälle wurden vornemlich durch den äussern

äußern Gebrauch der Chinatinctur, die man zuweilen mit alla Foetida, zuweilen mit Salmiak versetzte, geheilt.

Ein Kind, dem man 14 Tage nach seiner Geburt eine Hasenschaarte operirte, bekam bald nach der Operation die Schwämmchen, die vornemlich an den Rändern der Wunde sehr häufig zum Vorscheine kamen. Man befeuchtete die Wunde oft mit Chinadekokt, und nach fünf Tagen war sie geheilt.

Ein venerisches Geschwür, das die Nase, den Gaumen, den Kehldeckel, und das Zäpflein verzehret hatte, wurde innerhalb 6 Wochen geheilt. Man verordnete zuerst ein Gurgelwasser aus China, Quajacholtz und Myrrhe, und als sich bald darauf der heftige Gestank verlohr, das plenkische Queckſilbermittel. Die Cur endigte der innere Gebrauch der China.

Durch eben dieses Mittel wurde auch ein Mann wieder hergestellet, der an der Hand eine Wunde hatte, die voll schwarzes schwammichtes Fleisch war, harte Ränder hatte, und eine gelbe stinkende Jauche von sich gab. Der ganze Arm, ja die Achſeldrüſen waren zugleich heftig entzündet und geschwollen. Man streuete auf das schwammichte Fleisch ein Pulver aus China und Salmiak, befeuchtete den Verband und den ganzen Arm oft mit Chinadekokt, und nach 4. Wochen war die Wunde geheilt.

Ej.

Johann Alexander Brambilla, Ihro Kaiserl. Königl. Apostol. Majest. Leibwundarztes chirurgisch praktische Abhandlung von der Pflegmone. Aus dem italiänischen übersetzt. Wien, bey Kurzböck. 1773. Erster Theil. 8. 358 Seiten.

Erklärungen ohne Ende, Druckfehler in grosser Menge, und ein klägliches Deutsch. Keine Regel ohne Theorie, kein praktischer Lehrsatz ohne eine mechanische Erklärung: und mehrentheils lauter bekannte Sachen. Hie und da findet sich zuweilen etwas, das Aufmerksamkeit verdient, und dies wollen wir auszeichnen.

Ein Aderlaß am entzündeten Theile leistet weit mehr, als an einem entfernten Theile, und wird daher vom

Verf. ganz besonders empfohlen. Er hat einige mal gesehen, daß die Entzündung während dem Aderlasse verschwand. — Kritische Entzündungen kann man ganz dreist zu zertheilen suchen, wann die Natur nicht offenbar eine Eyterung zum Endzwecke hat, nur muß man zugleich die Fiebermaterie, indem man sie zurücktreibt, durch einen andern Weg, den Schweiß, Urin oder Darmkanal, aus dem Körper schaffen. — Die Heftigkeit des Fiebers verhindert zuweilen die Eyterung: in diesem Falle befördert sie ein Aderlaß gar sehr.

Man irret sich, sagt der Verf. wenn man glaubt, daß man entzündete venerische Schaambeulen nicht zertheilen dürfe, um das in denselben steckende Gift nicht zurücke in den Körper zu treiben, und dadurch den ganzen Körper zu inficiren. Eben so betrügt man sich, wenn man glaubt, daß, indem man die Schaambeule in Eyterung setzt, das venerische Gift ausgeleeret, und der Körper vor der Ansteckung in Sicherheit gesetzt wird. Der Körper, an welchem Schaambeulen sind, ist bereits angesteckt, denn das venerische Gift in den Schaambeulen ist aus dem Körper dahin gelanget: dieser muß daher durch Queckſilbermittel gereinigt werden, die Schaambeule mag eytern oder zertheilt werden. Und da es nun zuweilen sehr schwer ist, eine solche Beule zur Eyterung zu bringen, da die Eyterung derselben gemeiniglich mit vielen Schwierigkeiten verbunden ist, so sieht man offenbar, daß man am besten thut, wenn man sie zu zertheilen sucht. Am gewissesten zertheilt man unentzündete Schaambeulen durch das Einreiben einer Queckſilbersalbe.

Erweichende und schmerzstillende Mittel heben die Zufälle, die nach einem Aderlasse, wobey eine Flechse verletzt worden ist, entstehen, gewiß.

Cz.

Chirurgische Geschichte mit theoretischen und praktischen Anmerkungen entworfen von Lebrecht Ehregott Schneider, Wundarzte in Mittweyda. Sechster Theil. Chemnitz, bey Stößel, 1773. 8. 179 Seiten.

Verdienen gelesen zu werden. — Ein starker Druck auf dem vordern und obern Theil der Brust veranlaßte

unter eine Eytergeschwulst, die man zwar öffnete, übrigens aber sehr vernachläßigte. Die Oeffnung verengerte sich, und ward fistulös, die Kräfte nahmen ab, es erfolgte ein Husten und eytriger Auswurf, so oft der Kranke hustete, bemerkte man ein Schwappern und Geräusch in der Brusthöhle, und endlich endigte ein Blutsturz das Leben des Kranken. — Man fand die Pleura hier und da durchfressen, das rechte Schlüsselbein, und die dritte Rippe cariös, und einen fistulösen Gang, der in die Lunge drang.

Eine Frau bekam bald nach ihrem letzten Wochenbette einen heftigen anhaltenden Schmerz in der Gegend des heil. Beins, öftere Verstopfungen, und endlich einen Blutfluß aus der Bärmutter. Nach einiger Zeit fiengen die Füsse an zu schwellen, der Koth drang durch die Mutterscheide und war mit Eyter vermischt. Man fand nach ihrem Tode die Leber und einen Theil der Därme voll brandiger Flecken, die Bärmutter voll dicker knotiger Gefäße und nebst dem Mastdarme von einem Geschwüre durchfressen.

Ein Bruch des Schien- und Wadenbeins nahe über den Knöcheln war mit einer brandigen Wunde verbunden, die aber durch die Chinarinde gar bald gereinigt wurde. Eine entblößte Flechse sonderte sich bey dieser Gelegenheit ab. — Die Chinarinde hat der Verf. bey mancherley äußerlichen Krankheiten, vornehmlich aber beym Brande mit vorzüglichem Nutzen gebraucht.

Ein Mann, der von einem herabfallenden Balken am Kopfe getroffen wurde, verlohr sogleich alle Sinne und Bewegungen. Allgemeine Mittel stellten ihn in kurzem wieder her. Einige Monate nachher brach die getroffne Stelle auf, und es sonderte sich ein Knochensplitter ab.

Ez.

Henrici Palmatii *Leveling* Philos. et Med. Doctoris, Seren. Duc. Elect. Bavar. Consiliarii, et in Universitate Anglipolitana Anatomiae et Chirurgiae Professoris *Disquisitio crustae pleuriticae*, ejusque mire variantium, phaenomenorum. Augustae vindelicorum apud Riger, 1772. 8. 148 Seiten.

Das Blutwasser wird nach und nach in die Blutfiber verwandelt, von welcher ganz allein die Gerinnbarkeit des Blutes abhängt. Diese Blutfieber giebt auch den Stoff zum Entzündungsfalle. Bey Entzündungen wird nicht allein die Menge, sondern auch die Gerinnbarkeit dieses Bluttheils, theils durch den stärkern Grad der Wärme, theils durch die lebhaftere Wirkung der Gefäße, und endlich auch durch den Verlust der dünnern Feuchtigkeiten vermehrt. Diese Blutfiber ist auch der Stoff der Polypen und Verhärtungen der Eingeweide. Die im Blute zu häufig erzeugte Blutfiber wird von der Natur gekocht, verdünnt und ausgeleert, oder in einen Theil geworfen, wo sie die Gestalt des Eyters hat, einen Abscess erregt, und oft für wahres Eyter gehalten wird.

Wenn das Blut nur tropfenweise aus der Ader fließt, erzeugt sich kein Fell, denn die Erfahrung lehrt, daß die Absonderung der Blutfiber befördert wird, wenn das aus der Ader gelaßne Blut sogleich in Bewegung gesetzt wird. Wenn die Oeffnung der Ader zu klein ist, dringt nur der flüßige Theil des Blutes durch dieselbe, und es erscheint kein Entzündungsfell. Die Gerinnbarkeit der Blutfiber ist zuweilen so stark, daß das Blut im Herabfliessen gerinnt und dann besteht das Fell aus verschiednen Lamellen.

Die im Blute allzuhäufig erzeugte Blutfiber bleibt zuweilen in den zarten Gefäßen der Lunge und der andern Eingeweyde hängen, der Puls wird auf einmal weich und klein, und das Entzündungsfell verschwindet plötzlich. Dieser Fall ist sehr gefährlich, und beweist, daß die Abwesenheit des Entzündungsfells nicht immer ein gutes Zeichen ist.

M.

Anweisung zur lehrenden und ausübenden Wundarzneykunst nach dem Lehrgebäude der Neuern, zum Nutzen angehender Wundärzte, besonders derer auf dem Lande. Riga und Leipzig, bey Harknoch, 1772. 8. 554. Seiten.

Unerheblich, so wie das folgende.

Kurze

Kurze Anweisung, wie ein Lehrling der Wundarzeneykunst sich in der Anatomie und Chirurgie die vornehmsten Anfangsgründe bekannt machen kann, von Johann August Bübesisch, Wundarzte in Braunschweig. Braunschweig, bey Meisnern 1774. 8. 128 Seiten.

Jos. Quarin — Methodus medendarum inflammationum Vindobon. Grieſſer. 1774. 8.

Ein sehr gutes praktisches Werk, das aus eigner und andrer bewährter Zeugen, Erfahrung entstanden ist. Da es aus der wienerischen Schule kommt, so erwartet man schon nichts anders, als daß die Saite vorzüglich nach van Swietens Ton gestimmt ist, und ausserdem die dortigen neuen Mittel, Schierling, Bärentraube, isländisches Moos ꝛc. empfohlen werden; unterdessen spricht der V. doch S. 158. vom Schierlinge mit so weniger Zuversicht, daß es fast scheint, er meine das Mittel nur um Hrn. Stork, dem das Buch zugeeignet ist, ein Compliment zu machen. Er geht die vornehmsten Entzündungen umständlich und mit grosser Gründlichkeit durch, doch vermissen wir noch einige, die es eben so wohl verdient hätten, hier mit aufgeführet zu werden, z. E. die Entzündung der Gebärmutter, des Netzes — der Augen ꝛc. Dafür wir lieber das Kapitel von Colica flatulenta ꝛc. hätten hingeben wollen. Der Mangel des Netzes ist nach dem V. S. 160. oft eine Ursache der Leibschmerzen. — Bey der Peripneumonie S. 97. der Sitz des Uebels in der Artrie. Wegen der Speckhaut allein räth der V. hier so wenig einen Aderlaß als im Seitenstechen. Die Kranken müssen in derselben oft stehend Odem holen, sagt Hr. D. weil die Eingeweide des Unterleibes in dieser Attitude das Zwergfell herunter ziehen, und die Brusthöhle noch weiter machen. Sollte sich aus den Muskeln, die zum Odemholen nothwendig sind, nicht auch diese Erscheinung erklären lassen? Bey der gallichten Peripneumonie würden wir doch nicht so schlechtweg den Hirschhorngeist angerathen haben. Aber bey Gelegenheit des Moschus S. 113. freute sich der Rec. daß seine und des V. Erfahrung so unentschieden die Beobachtungen von

Haarconi bestätigen; Hr. D. giebt ihn nur zu 3=4. Grauen alle 2. Stunden. Gerne, oder noch lieber hätte der Rec. auch seine Methode, die Fieberrinde in diesen Krankheiten dreiste zu geben, und sogleich anfänglich zu geben, bestätigt oder aus der Erfahrung widerlegt gefunden. Noch eine kleine Anekdote. Der V. gedenket des Hrn. de Haën auch da, wo er doch wirklich Verdienste hat, mit keinem Wörtchen — doch es ist ja nicht ungewöhnlich, daß der Partheygeist zu Unbilligkeiten verleitet, und daß auch unter Aerzten Conföderationen entstehen. Ist 247. Seiten stark.

Sr.

Kurze Abhandlung von faulen Fiebern. Von D. Joh. Nath. Petzold. Leipz. Fritsch. 1773. 12. S. 52.

Eine nach den Grundsätzen der besten neuesten Schriftsteller artig ausgearbeiteten Probe eines, wie es scheinet, jungen Arztes.

Sr.

Anleitung zur ausübenden Arzneykunst, in einer Anzahl von Vorlesungen über die Ursachen und Entstehung der Krankheiten, und die Mittel, solche zu heilen, durch Theophilus Lobb, der Ak. D. des medic. Colleg. zu London und der Kön. Ges. der Wiss. Mitglied. Aus dem Englischen. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1772. 1. Alph. 16. Bog. in gr. 8.

Bey der überhäuften Menge einheimischer Schriften, die auf die A. D. B. ein eigentliches Recht haben, müssen wir uns bey Werken der Ausländer, wofern sie nicht einen besondern Einfluß in den Zustand der Wissenschaften in Deutschland haben können, nur mit der bloßen Anzeige begnügen, und den Werth nach unsrer Schätzung bestimmen, ohne dieß Urtheil besonders zu erweisen. Daß nun aber Lobbs Werk in Deutschland den Zustand der Arzneykunst auf einige merkliche Weise verändern werde, daran ist nicht zu denken.

denken. Nicht als ob es ganz unnütz, und der Uebersetzung nicht werth gewesen wäre. Lobb war ein berühmter und glücklicher Arzt seiner Zeit, der sich die Hochachtung seiner besten Zeitgenossen, ja des Boerhave selbst erworben hatte. In seinen Vorlesungen hat er, so zu sagen, alle Schätze seiner Kenntniß vertraulich aufgethan, wir hören ihn im ganzen Umfange seiner Kunst über Alles urtheilen, er erzählt uns seine Grundsätze, und verräth uns seine Vortheile, wodurch er das Glück der medicinischen Praxis erwarb. Er war für seine Zeit ein gründlicher Theoreticus, ein Mann, der selbst dachte und immer praktcirte. Daher enthalten seine Vorlesungen viele ihm eigne Beobachtungen und lehrreiche Erfahrungen, man findet darin oft sehr gute Reflexionen und Maximen, und selbst seine Mängel und Irrthümer sind oft nicht weniger lehrreich, als seine Vorzüge und Wahrheiten. Wie sollte er nicht verdienen, von deutschen Aerzten gekannt und geprüft zu werden? Wie viele von den ältern medicinischen Schriftstellern entreissen wir nicht durch neue Auflagen, Uebersetzungen und Commentarien der Vergessenheit, die noch bey weitem nicht Lobbs Werth haben? Es ist ein anders, ob eine Schrift nach dem heutigen Grade der Vollkommenheit der Kunst abgefaßt, und den Anfängern zur Anleitung in der Praxis schlechterdings zu empfehlen, oder ob sie ein in seiner Art wichtiges Werk sey, das die Kunst nicht verlieren dürfte, noch möchte. Zur ersten Absicht wäre das Gegenwärtige freylich nicht sonderlich zu rühmen. Die physiologischen und pathologischen Grundsätze und die ganze Praxis aus der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts haben sich seit Lobbs Zeiten sehr geändert und ganz unstreitig gebessert. Unzählige Begriffe, Sätze und Regeln, die uns Lobb hier, so ungefeilt wie sie damals waren, vorlegt, sind jetzt viel genauer bestimmt, berichtiget, eingeschränkt, auf bessere Grundsätze gebracht; die Hypotheſen, worauf er bauet, sind zerrüttet; viel genauere Beobachtungen der Krankheiten haben die Einsichten in ihre Natur, und die Maximen zur Cur erhöhet und verbessert; man kennt jetzt Arzneyen und praktische Vortheile, die zu Lobbs Zeiten noch unbekannt waren, und die Materia Medica ist von vielem

Wuste

Wuſte gereinigt, den er uns hier, aus ſeiner Zeit her, noch zuverſichtlich empfiehlt. Man muß in gewiſſem Verſtande wirklich ſchon ein guter Arzt ſeyn, wenn man jetzt ſein Werck ſo nutzen will, daß man kein ſchlechter werde. Hierzu kommt noch die ſchlechte Lehrart des Verfaſſers. In verſchiedener Abſicht ſchreibt er zu kurz und auch zu weitſchweifig, oft iſt er ſehr unvollſtändig, oft leer mit vielen Worten, zuweilen ganz nachläßig immer äuſſerſt trocken und kalt. Es wäre nichts leichter, als alles dieſes zu beweiſen, wenn davon irgend ein Nutzen zu erwarten ſtünde, nun aber mag es an der bloſſen Ausſage von unſerer Ueberzeugung genug ſeyn, die übrigens kein Machtſpruch ſeyn kann, noch ſeyn ſoll. Die Ueberſetzung iſt vorzüglich gut, ſo wie das Aeuſſerliche des Werks, wie man es aus dieſem Verlage gewohnt iſt. Der Ueberſetzer, welcher die Schwäche und Stärke ſeines Autoris ſehr wohl zu kennen ſcheint, hat auch hin und wieder kleine Anmerkungen beygefügt, deren mehrere ſeyn möchten.

Hrn.

Johann Peter Wieks, der W. W. und Ak. D. Bemerkungen über den innerlichen nüzlichen Gebrauch der Krähenaugen und des weiſſen Vitriols in gefährlichen Krankheiten. Aus dem Lateiniſchen ins Deutſche überſetzt. Wittenberg. Bey Dürr. (1772.) In 4. 6. Bogen.

Der Verf. iſt Oberchirurgus beym Generalhoſpitale in Moskau. Sein Eifer, die Arzneykunſt mit neuen Verſuchen und Beobachtungen zu bereichern, die Aufrichtigkeit ſeiner Erzählung und ſeine Beſcheidenheit verdienen ſehr gerühmt zu werden, und ſein gegenwärtiger Aufſatz, der im Originale der Akademie zu Petersburg vorgelegt worden zu ſeyn ſcheint, iſt allerdings der Aufmerkſamkeit forſchender Aerzte würdig. Die Kranken, an welchen Hr. W. die erſten Verſuche mit der Nux-Vomica und dem weiſſen Vitriole machte, waren mit Krebsſchäden, ſcorbutiſchen und herpetiſchen und alten veneriſchen Geſchwüren behaftet, und äuſſerſt abgezehrt, hectiſch und matt. Da bey ihnen die beſten gewöhnlichen Mittel nicht anſchlagen wollten, ſo ſonderte

er

eren 40 ab, und verordnete ihnen zuerſt, im heißen
nmer, einen Gran weiſſen Vitriol mit 10 Gran
ſer Magneſia, und eine mit rectificirtem Weingeiſte
ahirte Tinctur Nucis Vomicae, morgens zu 5 Tro-
1, gegen Abend vom Vitriol zween Gran, und von
Tinctur 7 Tropfen, auf die Nacht vom Vitriol 3 Gr.
) von der Tinctur 9 Tropfen. Die Doſes wurden täg-
erhöhet, bis der Vitriol Uebligkeiten verurſachte, und
an dieß aufhörte, ſo ſtieg man weiter. Dabey ward zum
en Getränke ein Decoct von Bardan Scorzon. Gramin.
on. Chin. Sarſap. Cichor. etc. gegeben und es ward
zum September mit dem Vitriole nur auf 10 Gran
d mit der Tinctur bis 80 Tropfen geſtiegen. Nach-
: wurden die Doſes nach und nach ſo erhöhet, daß
: Patienten den Vitriol, bis zu zwey Scrupel täg-
) einnahmen, ja einer, deſſen Geſchichte am Ende
ſer Schrift ausführlich erzählet wird, nahm davon
etzt täglich in dreyen Doſen zuſammen drey Drach-
:n. Die Nux Vomica ward mit Liquirizenſafte zu
llen gemacht, und die Doſis von 5 Gran nach und
ch ſo erhöhet, daß täglich 3 Drachmen davon in 3
oſen gereicht wurden: ja es haben verſchiedene Kran-
täglich 6 Drachmen N. V. mit gleichem Theile vom
cco liquirit. in 3. Doſen, jede von 2 Drachmen neh-
en müſſen. So lange die Leute dabey die vorgeſchrie-
ne Diät hielten, vertrugen ſie dieſe Mittel ſehr gut.
Wenn ſie unverdauliche Dinge dabey genoſſen, oder die
)oſes für ſie zu groß waren, bekamen ſie von der N. V.
Schwindel, Zucken der Haut, ſtarke Schweiſſe und Se-
:s; ſtarkes Treiben auf den Urin, ja die unvorſichtig-
en bekamen Krämpfe, Convulſionen, Lähmungen, die
ber doch nach einigen Stunden von ſelbſt wieder ver-
hwanden. Der Verf. hatte die Befriedigung, daß ſich
:ine Kranken beym langen Gebrauche dieſer Mittel
nerklich beſſerten und zum Theile völlig genaſen. Zur
Krebſe hat er nicht ſo viel damit ausgerichtet, daß er
:s ſich dem Publico vorzulegen getraute: doch hofft er in
ernern Verſuchen glücklicher zu ſeyn. Bey arthritiſchen
Krankheiten hingegen, wirkten ſie durch den Urin ſehr
merklich und zu groſſer Erleichterung. Da er auch be-
merkt hatte, daß Fleiſch, welches 24 Stunden in einer
Solution des weiſſen Vitriols gelegen, nicht ſtinkend

wurde,

wurde, so verordnete er den letztern auch bey zusammenfließenden Blattern und in einem Nothlauffieber mit wunderbarem Erfolge. Auch in epidemischen faulen und bösartigen Fiebern fand er den weißen Vitriol aller Aufmerksamkeit werth. Alles dieses und noch verschiedenes andre Merkwürdige muß man beym Verf. selbst lesen, und es wird gewiß niemanden die Zeit und Aufmerksamkeit gereuen, die er auf Durchlesung dieser kleinen Schrift verwendet haben wird.

Hm.

Neue Betrachtungen über das Verfahren bey der Inokulation der Blattern. Aus dem Franz. des Herrn Gatti. Mit einer Vorrede und einigen Beobachtungen herausgegeben von D. C. G. Wagler. Hamburg, bey Bode, 1772. 15. B. 8.

Hr. Gatti glaubt bey seiner vielfältigen Erfahrung, da er über tausend Inokulationen theils selbst gemacht, theils mit angesehen hat, gefunden zu haben, daß die so vielen Impfärzten oft, und ihm selbst, obgleich seltener, vorgekommenen bösen Zufälle bey den Inoculirten blos ihren Ursprung einer übelgewählten Methode zu danken haben, und ist überzeugt, daß, wenn er immer die bessere Methode befolgt hätte, alle diejenigen, die er inokulirt hat, und die der Mittheilung fähig waren, ohne Ausnahme, wohl ausgezeichnete, überaus leichte und gutartige Blattern, ohne irgend einen schlimmen Zufall, ohne irgend eine andere Krankheit, und ohne alle böse Folgen bekommen haben würden. Den überwiegenden Nutzen der Einimpfung der Blattern setzt der Verf. als ausgemacht voraus, und hat nur den Zweck, in der gegenwärtigen Schrift, die als eine Fortsetzung seiner *Reflexions sur les prejugés qui s'opposent aux progrès de l'inoculation* anzusehen ist, die beste sichere Methode zu zeigen, die allen bisher üblichen gerade entgegengesetzt ist. Die Abhandlung ist in drey Abschnitte getheilt, deren erster von der Zubereitung, der zweyte von der Insertion der Blattermaterie und der dritte von der Behandlung redet. Wir wollen die vornehmsten Momente derselben kürzlich auszeichnen. Diejenige Art der

ubereitung, wodurch man bey einem gesunden Kinde gewisse Anlagen hervorbringen will, welche mit, daß der Körper das Blattergift auf die gelindeste am wenigsten schädliche Art aufnehme, verwirft Verf. gänzlich, weil niemand weiß, wie zu dieser cke die animalische Oekonomie eingerichtet seyn müsse, die Erfahrung gegentheils lehrt, daß bey einer und elben Anlage des Körpers, bey einer und derselben mperatur der Leibesbeschaffenheit, u. s. f. die Blat , ohne Regel, unvorhergesehn, oft gutartig, und bösartig seyn. Eine schon gegenwärtige üble Beffenheit des Körpers heben, wenn man die Blattern mpfen will, heißt nicht zubereiten, sondern heilen; enige negative Art der Zubereitung aber, wo man in das, was die Fortdauer der Gesundheit unterchen kann, meidet, ist nothwendig, doch mit den örigen Einschränkungen, indem eine plötzlich veränte Lebensordnung nicht selten solchen Nachtheil zuge bringen kann, der dem Zwecke einer Zubereitung ade entgegen ist. Das Argument, dessen man sich die Präparation bedient, daß man durch selbige zu heftige Entzündung verhüten, oder mindern könn, ist nach des Verf. Meynung eitel, weil man nicht er vorher wissen kann, ob ein Körper zur Entzünng vor andern geneigt sey, weil man nicht weiß, wie viel man die Anlage zur Entzündung vermiern müsse, und weil man keine sichere Mittel hat, wodurch man eine Entzündung zuverläßig verhütet. In r Levante, wo, ohne alle Zubereitung, nur gesunde ubjekte zur Inokulation gewählt werden, ist solche st gänzlich ohne Gefahr. Die Erfahrung lehrt, daß e Präparation schlimme Zufälle mache, und es beeist dies der Verf. durch die Zahl der Inokulirten, e in den ersten Zeiten zu London gestorben, als man och so sorgfältig präparirte, und die immer geringer worden, je weniger man präparirt hat. Der Verf. at aus eigener Erfahrung, daß die am wenigsten ank gewesen, die nicht zubereitet worden, und die hlimmsten Folgen sich bey denen geäussert haben, die räparirt worden. Die wenigen Inokulirten, so gorben, oder gefährliche Zufälle erduldet, sind fast alle räparirt worden. „Die beste Anlage, sagt der Verf.

die

die Blattern mit dem wenigst möglichen Nachtheile der Gesundheit zu haben, ist die Gesundheit selbst, und man muß diese Disposition, wenn man solche bey einem Subjecte vorfindet, nicht unter dem Vorwande, dasselbe zu präpariren, verderben. „ Gesund ist ein Mensch, nach dem Verf. wenn kein Schmerz, keine Trägheit ihm andeutet, daß seine Maschine in Unordnung gerathen sey, und zu Kennzeichen davon giebt er die Lieblichkeit des Odems, die Geschmeidigkeit der Haut und die leichte Heilung einer Verwundung an. Also hat man bey der Inokulation keine andere Präparation anzuwenden, als sich des Gesundheitszustandes desjenigen Subjects zu versichern, welches man inokuliren will. In dem zweyten Abschnitte handelt der Verf. von der Operation der Einimpfung. Er verwirft hiebey alle zusammengesetzte neuere Methoden, und billigt blos die einfachste und erste, den Nadelstich; weil die Blattermaterie dadurch ohne fürchterliche Zubereitung, ohne Schmerzen ꝛc. im Schlafe beygebracht werden kann; weil ein eingelegter Faden, oder eingestreute Schorfe die Wunde, wegen der Menge der Materie, schlimmer machen, und nach des Verf. und Andrer Erfahrung die Krankheit selbst dadurch heftiger wird; weil der Nadelstich keine weitere Sorgfalt erfodert, die Einschnitte hingegen mehrentheils schwer zu heilende Geschwüre hinterlassen; weil der starke Ausfluß der Blattermaterie durch die grosse Wunde nicht verstattet, daß sie sich in den ganzen Körper, wie es doch seyn soll, gehörig verbreitet, sie also die Oberhand nicht so gut heben, und Blattern formiren kann; weil die Einschnitte die wahre Ursache der oft nachbleibenden gefährlichen Zufälle sind, welches der Verf. dadurch beweist, daß solche sich niemals bey natürlichen Blattern finden, wenn diese leicht und gutartig sind, daß sie sich zuweilen bey den zusammenfliessenden äussern, wenn durch das Aufscheuren der Blattern oder sonst durch einen Zufall, Geschwüre an den Beinen oder andern Orten entstanden, daß sie bey Inokulationen jederzeit an der Stelle erscheinen, wo man die Insertion gemacht hat, und daß sie niemals erscheinen, wenn an der Stelle der Insertion keine Wunde, sondern nur Blattern entstanden sind; und endlich, weil man beym Nadelstiche

)e gewisser unterscheiden kann, ob die Materie ge
t habe, oder nicht, indem die darauf folgende Ent
dung alsdenn gewiß von den Blattern und nicht von
Verwundung herrühren muß. Den Vorzug, den
n den Einschnitten zuschreibt, daß durch sie ein Theil
Blattermaterie ausfliessen könne, hält der Verf. für
gebildet, und beruft sich dabey auf seine Schrift:
lexions sur les préjugés &c. Dem Einwurfe, daß durch
e so geringe Insertion die Blattermaterie nicht so ge
ß mitgetheilt werde, als durch eine grössere Wunde,
egnet er, indem er sagt, daß man ja mehrere Na
stiche an mehreren Stellen machen könne, (aber fal
nicht alsdenn die erst gerühmten Vorzüge des ein
hen Nadelstichs größtentheils weg?) daß, wenn die
lattern auch ausbleiben, ein Nadelstich von gar kei
r Bedeutung sey: (dem Kranken freylich nicht, aber
m Arzte ist es unangenehm, und kann ihm nachthei
seyn, wenn die Einimpfung fruchtlos abläuft, we
gstens so lange, bis die gattische Methode in ihrem
nzen Umfange eingeführt ist, und bis man aufhört,
e Inokulation für etwas wichtiges zu halten) und daß
e Blattern bey den Einschnitten eben so wohl zuwei
n ausbleiben. Zu der Operation selbst erfodert der
erf. daß die Materie frisch sey, und verrichtet er sie,
dem er eine Nadel, oder die Spitze einer Lanzette, die
Eyter getunkt ist, zwischen dem Daumen und Zeige
nger unter das Oberhäutlein einschiebt, ohne solche
änzlich durchzuschneiden, und das Oberhäutlein, nach
usgezogener Nadel, wieder andrückt. Wem frischer
Blatterneyter fehlt, der kann die getrockneten Schorfe
iner Blatter nach aufgehobenem Oberhäutlein in die
ntblößte Haut einreiben, oder einen Faden damit be
eiben, und solchen mit einer Nadel durch die Haut zie
en, ohne ihn darinn zu lassen. Nicht die mindeste
Besorgung hat die Impfstelle nöthig, und verwirft der
Verf. mit Recht alle Pflaster.

Der dritte Abschnitt handelt von dem, was man nach der Insertion und während des ganzen Verlaufs der Krankheit zu thun hat. Vor dem Ausbruche des Fiebers, bis wohin die Krankheit nur local, und das Ganze der animalischen Oeconomie noch nicht angegriffen ist, hat der Patient nichts in seiner Lebensordnung

zu verändern, und der Arzt nichts zu thun. Wenn das Fieber da ist, muß der Arzt die Menge der Blattern, die bevorstehn, zu vermindern suchen. Dies erlangt er, wenn man die Luft, worinn der Kranke lebt, beständig frisch und kühle erhält, und der Patient, wie bey gesunden Tagen, die frische Luft besucht, wo der Verf. aus Erfahrung und vielen schon oft gebrauchten Gründen selbst für die kalte Luft streitet. Alles Getränk, das der Patient genießt, muß kühle und angenehm seyn, und das Gemüth desselben muß auf alle mögliche Art, besonders durch Leibesbewegung zerstreuet werden. Im Essen und Trinken kann man sich auf die Neigung des Kranken verlassen, und Kleidung, Schlaf, u. s. w. dürfen in nichts von dem Gewöhnlichen abweichen. Doch hat der Verf. hier zwey Mittel von gutem Nutzen befunden, die antispasmodischen nemlich, und das öftere Baden der inoculirten Hand in kaltem Wasser, ohne doch den Gebrauch der ersteren weiter zu bestimmen, als durch folgende Worte: „Ihre (der antispasm. Mittel) heilsame Kraft in dieser Krankheit ist von den erfahrensten Aerzten anerkannt, und meine eigne Erfahrung hat mir dieselbe bestätigt. Ich habe beständig gefunden, daß man sie ohne Gefahr in gröſsrer Dosis geben kann, als in jeder andern Krankheit, oder selbst in dem Zustande der Gesundheit: (das Letztere glaubt man gern; aber das Erstere muß nur für eine Redensart genommen werden, da diese Mittel in gewissen Krankheiten, in solcher Dosis gegeben werden können und müssen, wie sie das Blatternfieber nie vertragen wird) ich habe in ihren Wirkungen ganz deutlich einen neuen Beweis gefunden, daß bey dieser Krankheit gerade die Nerven diejenigen Organen sind, welche am meisten angegriffen werden. Es ist aber nöthig anzumerken, daß man solche in der ersten Periode der Krankheit, und nicht nach der Eruption geben muß.„ Aber muß man sie allemal geben? und, wo nicht, unter welchen Einschränkungen? Was erwartet der Verf. von ihnen, und was haben sie nach seiner Erfahrung geleistet? Niemals hat Hr. Gatti (S. 123.) bey seiner weitläuftigen Erfahrung die wahren Blattern zweymal gesehen, womit sich doch das nicht gut reimen läßt, was er S. 16. von denen sagt, die er nach andern Methoden inokulirt habe: „Einige, welche nach

übers

ſtandener Inokulation ſich vor den Blattern völlig
:r glaubten, haben in der Folge dennoch die natürli
i bekommen; „ es ſey denn, daß er hier unter den
rte Inokulation blos die Operation verſtanden ha
wolle. Dies ſind die vornehmſten Sätze aus einer
)er That ganz merkwürdigen Schrift des berühmteſten
pfarztes unſrer Zeit. Die einzige Abſicht derſel
: geht dahin, die Inokulation ſo einfach, ſo leicht
) ſo wenig gefährlich zu machen, daß ſie dreiſt, ohne
Arzt, durch Mütter und Ammen verrichtet werden
ne, und da der Verf. überzeugt iſt, daß die Krank
t am gelindeſten iſt, je weniger Blattern zum Vor
:ine kommen, ſo zweckt ſeine ganze Methode dahin
, durch ſelbige wenige, oder gar nur eine Blatter
vorzubringen. Solche patriotiſche Vorſchläge in ei
: ſo gemeinnützigen Sache verdienen mit Recht ein all
neines Lob, und gegen die Abhandlung ſelbſt iſt auch
iter nichts einzuwenden, als daß man wünſchen möch
ſtatt der vielen hypothetiſchen Gründe, deren Zahl
ch niemals für eine Sache entſcheidet, lieber mehrere
fahrungen des Verf. zu leſen. Er beruft ſich zwar
ht ſelten auf ſeine Erfahrung, deren Richtigkeit man
) einem einſichtsvollen und aufrichtigen Manne nicht
Zweifel ziehen darf, und weitläuftige Caſus kann man
ch hier nicht erwarten; aber einen allgemeinen Cal
l von Beobachtungen an ſolchen, die nach ſeiner Me
ode und Andrer ihrer inokulirt worden, hätte der er
hrne Gatti wohl liefern können, um den Vortheil ſei
r einfachen Methode noch einleuchtender zu machen.

Noch ein Paar praktiſche Anmerkungen! S. 85.
igt der Verf. daß der Arzt, im Falle der Kranke mit
ſammenfließenden und gefährlichen Blattern bedroht
)ird, Zuflucht, ſelbſt zu groſſer Kälte nehmen darf.
)ies iſt nun freylich nicht beſtimmt genug ausgedruckt,
er Herausgeber aber ſcheint es in einer beygefügten An
nerkung zu erläutern, indem er von einem der größten
nd glücklichſten deutſchen Aerzte erzählt, daß ſelbiger
)ie mit Zuckungen befallenen Blatternkinder in die Zug
uft ſetze, und gefährliche Blatternkranke, ſelbſt des Nachts
nd mitten im Schweiſſe, aus dem Bette in die freye
Luft, und erſt nach Verlaufe einer ganzen oder halben
Stunde, halb erſtarrt und ohnmächtig, wieder zu

Bette bringen lasse; beydes mit dem besten Erfolge. S. 90. sagt der Verf. „Oft findet man bey sehr leichten und gutartigen Blattern einige Knospen, welche bald nach ihrem Ausbruche wieder verschwinden, und erfahrne Aerzte halten diese Erscheinung, wenn sie mit sonst keinem bösen Zufalle vergesellschaftet ist, für ein Anzeichen, daß die Krankheit sehr gelinde seyn werde.„ Ebendaselbst versichert er, daß die zurücktretenden Blattern nicht die Ursache der darauf folgenden Zufälle und des Todes wären, sondern diese Zufälle und die Angriffe, welche sie auf die Quelle des Lebens thun, wären die Ursache, warum die Blattern verschwänden, eben so wie die Austrocknung eines Zugpflasters bey herannahendem Tode nur die Wirkung und nicht die Ursache desselben ist.

Die Uebersetzung ist recht gut gerathen, und von dem Verleger unter Aufsicht des gelehrten Hrn. Leibmedicus Wagler gemacht. Letzterer hat noch 30. Beobachtungen glücklich von ihm angestellter Inokulationen beygefügt und solche sowohl, als auch das Buch selbst, mit vielen merkwürdigen Anmerkungen bereichert. Eine Uebersetzung der préjugés qui s'opposent &c. die der Verleger verspricht, wird man mit Vergnügen sehen.

Hz.

3. Schöne Wissenschaften.

Galwine eine Rittergeschichte. In sechs Gesängen. St. Petersburg 1773. Gedruckt und verlegt in der Buchdruckerey des kaiserl. adel. Ingen. Kadettenkorps bey J. K. Schnoor. 70. S. in 12.

Durch eine getreue Anzeige wollen wir unsre Leser nicht blos mit dem gegenwärtigen Gedichte bekannt machen, sondern auch in den Stand setzen, desselben Werth zu beurtheilen.

Erstes

Erster Gesang. Der ungenannte Vers. fängt sein dicht so an:

„Vom schweren Schicksal einer Schönen,
Von ihrer Unschuld und Gefahr
Und Rettung, soll mein Lied ertönen.„

Ulin hat Galwinen, die Prinzessin eines schottischen Königs, angeklagt:

„Er habe sie gesehn, wie sie nach dem Altan
An einem Seile den Galan
Bey stiller Nacht hinaufgezogen.„

Nach den damaligen Landesrechten wurde jedes Weib verbrannt, wenn sie sich einem fremden Manne nahete, es wäre denn, daß ein Ritter ihren Ankläger erlegte. (Fremd scheinet hier überflüßig, oder gar am unrechten Orte zu stehen, vielleicht blos den Vers zu füllen; wenigstens führt es auf einen Nebengedanken: weder Galwine, noch die nachher vorkommende Frauensperson war verheyrathet. Sich einem fremden Manne nahen, ist Ehebruch.) Der Ritter Reinhold kommt in ein Kloster, wird von den Mönchen gut bewirthet und ermuntert, Galwinens Retter zu seyn, als worzu sich kein Ritter entschliessen wollte, weil Ullins fürchterlicher Name Jedermann abschreckte; (das war doch gewiß in den berühmten Ritterzeiten unerhört, und, wenn es kein Gedicht wäre, gereichte es allen vormaligen Rittern zur unauslöschlichen Schande) obgleich der König Galwinens Hand nebst andern grossen Belohnungen demjenigen anbot, der sich für sie in ein Gefecht einlassen würde. Mit diesen und den folgenden herzbrechenden Gründen suchen die ehrlichen Mönche Reinholds Heldenmuth anzufeuern:

„Denkt euch, Herr Ritter, nun einmal
Des unterdrückten Vaters Quaal,
Da seinem Kind, das einzig ihn erfreuet,
Und das ihm nun das Herze bricht,
Der vollen Lune nahes Licht
Mit unverdientem Tode dräuet.„

Der Ritter will für Galwinen fechten, selbst wenn sie schuldig ist, und das tolle, den armen Mädchen höchst nachtheilige, Gesetz geändert wissen.

Zweyter Gesang. Der Ritter macht sich auf. Er findet Dalinden von zween Räubern umgeben, errettet

sie, und da er sie mit sich nimmt, erzählt sie ihm ihr Schicksal, wie sie nemlich Galwinen von Jugend auf bedient, sich aber von einem Herzog, Galloway, den sie vermittelst einer herabgelassenen Strickleiter nach dem Altane brachte, oft des Nachts habe bedienen lassen. Dieser sey ihrer überdrüßig worden, habe seine Augen auf Galwinen geworfen, und die Dalinde um ihre Fürsprache gebeten. Galwine haßte den Galloway und liebte den Hermann, dem sie auch bereits ihre Hand zugesagt hatte.

Nach dem dritten Gesang brachte Dalinde ihrem wankelmüthigen Liebhaber die abschlägliche Antwort. Voller Verstellung bat er, sie möchte ihn das nächste Mal in Galwinens Kleidung empfangen.

„In ihrem Schmuck erscheine mir
Laß sehn! ob ich in dir
Dalinden von Galwinen unterscheide.„

Sie verspricht es. Der Treulose geht zu dem Hermann, rühmt sich der Gunstbezeugungen, die er von Galwinen genieſſe, und erbietet sich, den aufgebrachten Hermann, als einen Augenzeugen seines Glücks, mitzunehmen. Der Letzte begiebt sich in der Nacht an den angewiesenen Ort, bringt seinem Bruder Ullin mit, doch ohne ihm die Ursache zu entdecken, läßt ihn in einer gewissen Entfernung zurück, sieht wie ein Frauenzimmer, welches er wegen der Kleidung für Galwinen hielt, auf dem Altane erscheint, eine Leiter herunterläßt, den Galloway umarmt und mit ihm nach dem Zimmer eilt. Ullin hatte sich indessen unbemerkt herbey geschlichen, und den ganzen Vorgang mit Erstaunen angesehen.

Vierter Gesang. Hermann stürzt sich ins Meer; vorher befiehlt er einem Vorbeyreisenden, Galwinen die Nachricht von seinem Tode zu bringen. Der betrübte Ullin macht, was er gesehen hatte, öffentlich bekannt, den Galan kann er nicht nennen, doch fodert er Galwinens Blut. Dalinde will, Galwinen zu retten, das ganze Geheimniß entdecken; Galloway hält sie durch die Versicherung ab, daß vermuthlich ein Ritter für jene kämpfen werde; zugleich nimmt er Dalinden in seinen Schutz und übergiebt sie zween Bösewichtern, die sie würden umgebracht haben, wenn nicht zum guten Glücke Reinhold die Strasse gezogen wäre.

Fünfter Gesang. Mit innigstem Vergnügen hört Reinhold diese Nachricht an, eilt, kommt in die Stadt,

l schon das Gefecht seinen Anfang genommen, und n unbekannter Ritter für Galwinen zu kämpfen sich rgestellt hatte. Er eilt nach dem Kampfplatze

„Raum! ruft er, Freunde! Raum! vor dem gebäumten Gaul
Ist keiner zum Entweichen faul.
Hoch kommt er, wie das Schiff die glatte See durchschliesset,
Die, weit hinaus gestört, sich langsam wieder schliesset.„

Sechs Ritter und an ihrer Spitze Galloway, haben das Gut über die Schranken. Reinhold bittet den König, die Fehde zu untersagen, mit der Versicherung, er wolle durch eine Entdeckung seiner Tochter Unschuld darthun. Er erzählt die Sache, wie er sie von Dalinden erfahren hat. Galloway läugnet alles, und fodert Genugthuung; Reinhold giebt sie ihm; sie fangen den Kampf an: Galloway fällt und gestehet sterbend sein Verbrechen.

Sechster Gesang. Der unbekannte Ritter wird gebeten, sich zu nennen. Wer wird es anders seyn als Hermann? Denn da er sich in das Wasser stürzte,

„So hatte Hermann in der Welle
Bereut, die Thorheit zu begehn,
Und sich nach einer trocknen Stelle
Geschickt im Schwimmen umgesehn.„

Das war freylich der klügste Rath. Bey einem Eremiten hörte er von Galwinens tödtlichem Kummer, und, wie es immer gehen muß, schloß daraus:

„Ein Irrthum müßte wohl darunter liegen.„

Er wollte Galwinen gegen seinen eigenen Bruder vertheidigen, zumal da sich Galloway nicht zu ihrem Unschuldsretter erboten hatte. Er versahe sich mit Panzer, Gewehr und Gaul (vielleicht hatte der Eremite dergleichen unentbehrliche Dinge vorräthig)

„— — — auch war ihm ungefehr
Ein Waffenträger aufgestossen,
Mit diesem war er, unerkannt,
In größter Eil herbeygerannt.„

Er erzählte selbst diesen seinen gefaßten Entschluß

„Und er gesteht, und alle stimmen ein,
Es könne kein Beweis der Liebe gröſſer seyn
Als der, die Schöne treulos schätzen,
Und dennoch sich für sie dem Bruder widersetzen.„

Das Ende wird der Leser schon im voraus vermuthen. Alle bitten, selbst Reinhold: Hermann und Galwine vermählen sich. Reinhold verlangt zu seiner Belohnung die gänzliche Abschaffung des für die zärtlichen Mädchen schrecklichen Gesetzes, damit auch Dalinde Begnadigung erhalte.

„Der König sieht die Grossen an
Und jeder nickt geschwinde,
Und spricht, indem der König lacht:
Dieß hab' ich wahrlich längst gedacht„

Dalinde erhält Vergebung und ein jährliches Gnadengeld, muß aber den Hof meiden. Sie

„Voll Reue, traurig im Gemüthe
Zog in ein weites, weites Land,
Und wählte sich den Nonnenstand„

Durch diesen kurzen Auszug haben wir hoffentlich den Leser in den Stand gesetzt, das ganze Gedicht völlig zu beurtheilen: daher würde des Recensenten Urtheil hier ganz überflüßig seyn.

Ph.

Briefe der Fr. Marquisin von Pompadour von dem Jahre 1753. bis 1762. Erster Theil, aus dem Franz. übersetzt, Reval 1773. 8. Bogen in 8.

Die mannichfaltigen und theils interessanten Gegenstände dieser Briefe, sonderlich in Hinsicht auf den letzten Krieg, werden deutschen Lesern angenehm seyn. Die Uebersetzung läßt sich auch ganz gut lesen.

Ph.

Der Gleichgültige. Ein Lustspiel in 5 Aufzügen von H. M. Bayreuth, bey J. A. Lübek, 1773. 5½ Bogen 8.

Die Feuersbrunst, ein Schauspiel in 3 Aufzügen. Halle, bey J. J. Curt. 1773. 5. B. 8.

Die Deutschen. Ein Lustspiel in 5 Aufzügen. Hamburg, bey Boden. 1773. 16. B. in 8.

Das erste Stück soll komisch seyn; ein phlegmatischer Narr wird darin gespielt; der Kunstgrif, wodurch man ihm seine Braut abnimmt, ist ein grober Betrug, wie die mehresten Entwickelungen beym Zollberg. Die Bedien-

dienten spielen ausgelassen dreist den Herrn, eine Unwahrscheinlichkeit, (beynahe möchte man sagen: Absurdität,) die man von Molieren angenommen hat, ohne ihm in seinem vortreflichen Komischen nachzuahmen. — Nicht eine schöne Situation ist in dem ganzen Stücke, nicht ein Blick ins menschliche Herz; der Dialog schlecht. Einige Erfindungen, die übrigens gar nicht sinnreich sind, z. E. die Verkleidung in einen Advokaten, die Lüge, daß Leubens Schloß abgebrannt, der Duell des Hauptmanns mit Leuben dienen bloß, das Stück durch 5 Akte zu recken, und tragen weder zur Charakterisirung der Personen noch zur Schürzung oder Auflösung des Knotens das geringste bey.

Das zweyte ist von der rührenden Gattung, ein Franzose würde es Drame nennen. Man sieht, daß der Verf. uns Wohlthätigkeit hat anpreisen, und in dem Charakter des Generals wirklich zeigen wollen, und das ist ganz gut. Aber wo bleibt übrigens das Leben der Handlung, wo die wahre Natur? Der Verf. lese irgend ein Stück von den guten englischen Dichtern, und halte seines dagegen, Natur und Wahrheit und lauter individuelle Charaktere, das ist noch etwas anders als schöne Moral herlallen, und einen guten Mann darstellen, der mit beyden Händen Geld weggiebt, als wenn er die Schätze des grossen Mogols hätte. — Es ist freylich nicht zu tadeln, wenn der Dichter eine Episode anbringt, die auch sonst keinen Einfluß aufs Ganze hat, wenn sie nur den Charakter der Personen besser zeichnet; aber warum mußte denn der V. eben der Frau von Wilsburg einen tollen Obersten zum Bruder geben, damit sich der General auch als einen akkuraten Pistolenschützen zeigte? — Bey der Feuersbrunst hatte sich diese Frau von ihrer Tochter verlohren; eine hielt die andere für todt, um die Tochter zu retten, hatte ein Officier (ihr Bräutigam) seinen Posten verlassen, er wird kassirt, u. s. w. Die Großmuth des Generals bringt alles wieder zurechte. Ein paar Stellen sind gut, z. E. was der kassirte Officier in seiner Wuth sagt; doch im Ganzen wird einem oft die Zeit lang, ob der V. dieß gleich durch das Rührende scheint haben helfen zu wollen. Er läßt den General bey seinen Wohlthaten oft erst unwürdige Verstellungen und Späße machen, z. E. wie er den Auditeur zum Regimentsquartiermeister macht, und am Ende, wie er das Paar an einander verheurathet.

Ungemein zu seinem Vortheile unterscheidet sich das letzte Stück von dem vorigen. Ein deutscher Graf hat Franzosen, Italiäner, und Engländer (der Engländer allein ein ehrlicher Mann) auf seinem Gute, vernachläßigt seine vortrefliche Gemahlin und seine Freunde, übergiebt seine Geschäfte dem Chevalier, der ihn sehr betrügt, und überläßt sich der schändlichen Neigung gegen eine Französinn. Das Sujet ist im Ganzen und in einzelnen Theilen sehr wahrscheinlich und recht gut ausgeführt; aber wir können nicht den geringsten Grund absehen, warum der Chevalier und die Chauvin gerade Franzosen seyn mußten; solcher Leute giebts leider auch genug in Deutschland; noch dazu hat diese Bestimmung ihres Geburtslandes fast gar keinen Einfluß in ihren Charakter, in ihre Denkungsart, in iht Betragen. Auch die Nationalzüge im Charakter des Italiäners und Engländers sind wohl nicht tief geschöpft. Repräsentanten ihrer Nationen sollten sie doch auch wol nicht seyn; denn Nationalhaß soll gewiß das Theater nicht lehren. Die Deutschen selbst, die im Stücke erscheinen, sind auch nicht treffend als Deutsche geschildert; kein besondrer Zug, der nur ihrer Nation eigen wäre; sie sind sonst recht gut, und verschieden, charakterisirt, nur läßt uns der Titel auch fodern, sie so zu sehen, daß wir sie von andern Nationen unterscheiden könnten, und ausrufen: das sind Landesleute, das sind Deutsche! — Noch eine Anmerkung. Dem Himmel sey Dank, daß wir endlich Originalstücke haben, die auch in Erfindung und Anlage der Scene deutsch sind. Aber warum soll man hier nicht das Originale und Nationale bis auf den höchsten Grad der Illusion erheben? Warum stört man uns durch einen König? — Der Dialog des Stückes ist nicht schlecht, und welch ein Verdienst ist nicht schon dieß? wie selten bey unsern jungen Theaterdichtern! — Man hat das Stück eben nicht mit Beyfall aufgenommen; wir freuen uns, daß Bode, um den V. zu ermuntern, es dennoch hat abdrucken lassen. Er zeigt allerdings Anlage, und es wäre Schade, wenn er die Arbeiten fürs Theater unterliesse. Wir betrachten dieß Stück nur als sein Probestück und was ihn bekannt machen soll; darum wollen wir nicht genau alle Fehler durchgehen, die er wahrscheinlich bey weitern Arbeiten selbst vermeiden wird,

z. E.

E. daß sein Korporal, vornemlich sein Heurathsantrag mit dem Kammermädchen, zusehr von Werner und Friderike kopirt ist, daß der Italiäner eigentlich unbeschadet des Ganzen hätte wegbleiben können, u. s. w. Nun müssen wir dieß anmerken: der Fehler des Verf. ist das Lange, das muß jeder beym Lesen empfinden, und doch hat der Verf. es schon verkürzt. Einzelne Scenen sind zu lang, z. E. Die wichtige Situation, wie der Graf sich mit seinem Schwager duelliren will; eben weil die Situation so wichtig ist, wird man zuletzt unwillig, daß man nicht das Ende sieht, bis denn endlich der Officier vom Könige kömmt. Und auch im Ganzen, wie viel würde nicht das Stück an Interesse gewinnen, wie viel stärker würde nicht unser Herz erschüttert werden, wenn sich die Begebenheiten mehr drängten! Emilia Galotti sey hierin des Verf. Muster!

Me.

Cymbelline, König von Brittannien, ein Trauerspiel. Nach einem vom Shakespear erfundenen Stoffe. Danzig, bey Flörke, 1772. 8. Bogen in 8.

Kein mißgerathener Versuch! — Zwar die Erfindung der Geschichte nicht, aber die Oekonomie des Stücks gehöret dem deutschen Verf. und wenn bey dem Shakespear die Scene in Brittannien, hierauf in Rom, und denn wechselsweise in beyden Reichen ist, und außerdem noch verändert wird; so muß man gestehen, daß die Einheit des Orts von unserm Dichter ohne allen Zwang und ohne Nachtheil, neben der Grotte in einem grossen Walde, erhalten worden, und daß er Vieles, was im Englischen auf der Bühne vorgeht, nicht etwa aus Bedürfniß durch mäßige Erzählung, sondern durch nothwendige Aeusserung der Theilnehmenden dem Zuschauer bekannt macht. Seine Veränderungen, als der Tod des Cymbelline ꝛc. haben gröstentheils gute Gründe. Die Sprache ist natürlich, nicht selten edel und rührend. Was im Dialog aus dem Shakespear genommen worden, ist in der obgleich nicht wörtlichen Uebersetzung nicht geschwächt, und das Eigne zu loben; man empfindet, daß der Verf. Empfindung gehabt hat. Freylich lebt in dem Stücke Shakespears Geist, und ich würde von dem

demjenigen, der es im Englischen oder in der gegenwärtigen Arbeit durchlesen könnte, ohne gerührt zu werden, mir keinen vortheilhaften Begriff machen. Wie Shakespear ausgedrückt sey, davon wird ein kleines Beyspiel unsern Lesern nicht unangenehm seyn können:

Imogen.

False to his bed! What is it to be false?
To lie in watch there, and to think on him.
To weep 'twixt clock and clock? if sleep charge nature,
To break it with a fearful dream of him,
And cry myself awake? that false to's bed!

„Sein eheliches Bett befleckt! — — was heißt das? — — vor zärtlichem Kummer um ihn schlaflose Nächte darinn zubringen? Heißt das sein Ehebett beflecken? Vom Weinen abgemattet einschlummern, dann von ängstlichen Träumen geschreckt aufwachen, und doppelt elend seyn, wenn ich mich vergeblich nach ihm umsehe? Heißt das ihm untreu seyn?„

Nicht übel. Gleichwohl, wenn wir diese Stelle wörtlich übersetzen, ist sie denn nicht noch schöner: Seinem Bette ungetreu? Was ist ungetreu? Wachend darinn zu liegen, und an ihn zu denken? Von einem Glockenschlage zum andern weinen? wenn der Schlummer die Natur überwältigt, ihn durch einen schrecklichen Traum vom Posthumus zu unterbrechen, und mich durch mein eignes Geschrey zu erwecken? Das heißt seinem Bette ungetreu!

Wir glauben übrigens, die ganze Arbeit verdiene, daß man den Verf. ermuntere, die letzte Hand daran zu legen, z. B. Die veränderte Gesinnung des Königs gegen seine Gemahlinn ist nicht gehörig durch die nöthigen Bewegungsgründe, und wodurch sie eigentlich auf Cymbellinen wirken, ins Licht gesetzt worden. — Wider die Vorrede hätten wir wohl Verschiedenes zu erinnern, es mangelt uns aber der Raum dazu.

Jk.

Genaue Nachrichten von beyden Kaiserl. Königl. Schaubühnen und andern öffentlichen Ergötzlichkeiten in Wien. Von Johann Heinrich Friedrich

rich Müller, Mitgl. der K. K. National-Schauspielergesellschaft. Mit Kupfern. Preßburg, Frankfurt und Leipzig, bey Löwen, 1772 8½ Bogen in 8.

Die Absicht des Verfassers war, nach Art der Franzosen einen Theatralalmanach zu liefern; es gieng ihm, wie dem Herausgeber des Musenalmanachs, sein Einfall war bekannt worden, und ein andrer machte sich denselben zu gleicher Zeit zu Nutze. Von diesen Umständen berichtet er uns selbst in einer halb prosaischen, halb poetischen Vorrede. Vielleicht hätte es ihn, als Schauspieler, besser gekleidet, nicht so buntscheckicht zu erscheinen. Seine Nachrichten selbst bestehen in einer Beschreibung des Schauspielhauses, in der Geschichte des deutschen Schauspiels zu Wien, in Verzeichnissen der dortigen Schauspieldichter, aufgeführten Stücke, Schauspieler, u. s. f. Sogar wird von der Hetze und Marktschauspielen Nachricht gegeben, und bey der erstern sind die Thiere, welche dazu unterhalten werden, eben so, wie vorhin die Schauspieler, in ein förmliches Verzeichniß gebracht. Die vier beygefügten Bildnisse sind: Heydrich, der ältere Stephanie, die Huberinn, und die ältere Jaquet.

Theatralalmanach von Wien, für das Jahr 1773. Verfasset von einigen Liebhabern der deutschen Schaubühne. Zweyter Theil. Wien, bey Kurzböck, 196 Seiten in 12.

Die Einrichtung ist, wie im vorigen Jahre. Als eine Einleitung stehen die Artikel, Drama, und Komödie, aus der Sulzerischen Theorie, welche beynahe die Hälfte des Bandes einnehmen. Dann folgen Nachrichten von der Oper, dem Ballette, den vorgefallenen Veränderungen, Todesfällen, den jetztlebenden deutschen Theaterdichtern, eine Beurtheilung der zu Wien im letztern Jahre aufgeführten Stücke, und andre dahin gehörige Nachrichten. Auch sind die ganz artig gestochenen Bildnisse des Hrn. von Bender und Heufeld bey diesem Almanach befindlich.

Thea-

Theatral-Neuigkeiten, nebst einem Lustspiele, und der dazu gehörigen Musik, wie auch die in Kupfer gestochenen Vorstellungen des Theaters, von Johann Heinrich Friedrich Müller, Mitgliede der K. K. National-Schauspielergesellschaft. Wien, 1773. 8. bey von Ghelen, 228 Seiten.

Diese Nachrichten sind blos historisch, ohne alle Kritik, der die Bescheidenheit des Verf. mit Vorbedacht auszuweichen gesucht hat, wie er sich in dem Vorberichte selbst erklärt. Das vorausgeschickte Lustspiel heißt: Die Insel der Liebe, oder Amor, Erforscher der Herzen, in zwey Aufzügen. Der Verf. giebt es für eine aus Episoden zusammengesetzte Tändeley aus, die nicht von der Kritik bemerkt, und auf die Kapelle gebracht zu werden verdient; und freylich möchte es da wohl nicht bewährt erfunden werden. Es ist eigentlich für Kinder verfertigt. Die dazu gehörige Instrumentalmusik findet man hier auszugsweise zugleich mit abgedruckt; sie hat den Herrn Umlauf, Mitglied des Wienerischen Orchesters, zum Urheber, und möchte so wenig wie die Worte, auf der Kapelle der Kritick ächt befunden werden. Die darauf folgenden Nachrichten betreffen die Verfassung der dortigen Theatraldirektion, die aufgeführten Stücke, die Oper, Akademie, Ballets, Orchester, u. s. f. Auch werden eben dergleichen Nachrichten von dem Prager, Grätzer, und Brünner Theater mitgetheilt.

Dz.

Gedichte im Geschmacke des Grecourt. (Erste Auflage 1771. gr. 8.) Frankfurt und Leipzig, bey Dodsley und Compagnie, 1773. 216 Seiten in gr. 8.

Der Zuschrift zufolge, sind diese Gedichte von mehr als Einer Hand, und von Verfassern aus dem Kriegsstande und der grossen Welt. Der ungleiche Wehrt des innern poetischen Gehalts scheint uns das erstere, und der durchgehends herrschende Ton, wo nicht moralisch, doch bürgerlich besserer Gesellschaft, das letztere

tere zu bestätigen. In Ansehung der Sittlichkeit hat
n sich freylich die Verfasser Freyheiten erlaubt, die
)r oft über alle Gränzen des Wohlstandes hinaus,
)d bis in die umständlichste Zergliederung solcher sinn-
her Vorstellungen geht, welche der bescheidenere Dich-
r kaum im Allgemeinen rege zu machen wagt. Es ist
lemal traurig, wenn wahre Talente eine solche Rich-
ng nehmen, und wir glauben wahre dichtrische Ta-
nte in manchen dieser Stücke sehr sichtbar erkannt zu ha-
n. Besonders haben die ersten Stücke viele poetische
chönheiten, den leichtesten und fortreissendsten Gang
s Verses, wahren Reichthum an Bildern und glück-
hen Gemählden, welche durch den Reiz der Neuheit
rschönert werden. Man lese zum Beyspiele folgenden
nfang des Selbstgesprächs, S. 19. f. f. welches durch-
hends schön ist; der Morgen kann nicht anmuthiger
schildert werden:

Schnell aus dem morgenfarbnen Bett fährt sie empor
Die Tagsregentin, und ein Nachtigallenchor
Singt ihren Aufgang; von den Blumenbeeten,
Die, von der Nacht bereift, um ihre Strahlen flehten,
Steigt in die Lüfte Balsamduft;
Froh des erlebten Mays, froh neuer Blumenfeste,
Durchgaukeln die Weste
Mit Fittigen, getaucht in Veilchenduft,
Die heitre Frühlingsluft;
Und Bäche, hundertfach durchs Feld gebogen,
Vom Lenz mit Gesträuchen im Ausbruch umzogen,
Fliehn schnell zum grössern Strome hin.

nd folgende Stelle, S. 28, wie neu, und schön gesagt!

Der Himmel verlieh uns die Gabe zu sorgen
Nicht, um ein neues Weh
Von Phantasien uns zu erborgen;
Nein, er verlieh uns einst die Gabe zu sorgen
Zum Kunstgrif, um die Lebenspanacee
Der Freude, die sehr oft wie Frühlingsschnee
Vom Herzen schmilzt, von andern wenigstens zu borgen.

Das Gedicht, Röschens Röschen, hat die reizend-
e Versifikation, und die glücklichste Benutzung des trochäi-

trochäischen Sylbenmaasses; es athmet lauter Wollust, die nur gar zu sybaritisch ist. — Der Triumph, und die Opferung, sind von weit geringerm Werthe. So auch die Stücke: S. 73. 76. 184. Desto schöner ist das aufgeweckte Mädchen, S. 208. — Wie weit mehr Beyfall und Ermunterung verdienten die Verfasser dieser Gedichte, wenn sie ihre Muse der gefälligen Unschuld, und der bescheidenen Sittsamkeit geheiligt, und nicht, fast durchgehends, der üppigsten Wollust geopfert hätten!

Dz.

„Der treue Schäfer. Ein Schäferspiel aus dem Italiänischen des Baptista Guarini. Mietau und Hasenpoth bey J. F. Hinz. 1773. 304 S. 8.„

Dedicirt an die Schmetterlinge, als Ahnherren der Stutzer, die gegen den treuen Schäfer so sehr hart abstechen; weil die jetzige Mode es will, hellgrüne Kleider mit dunkelroth zu füttern. — Sehr kurze Nachrichten von Guarinis Leben, aus dem Bayle. — Dieß Schäferspiel schon verdeutscht von Hofmannswaldau und Abschatz.

Ein Urtheil über das Gedicht selbst würde uns zu weit führen, und wird gewiß von uns nicht mehr erwartet. Genug, das Stück kann in einer guten Uebersetzung eine angenehme Lektüre seyn; Grund genug dazu, daß es übersetzt ist! Doch wie ist es übersetzt?

Das mehrste im Deutschen ist Prosa; einzelne Stellen, zumal Sentenzen, oder auch blumenreiche Beschreibungen, sind in Versen, die aber, weil sie gereimt sind, zu sehr abstechen. Ja einiges ist so gar als ein Lied in lyrischem Versmaaße übersetzt, und das eben nicht sehr schicklich, z. E. die Worte des Silvio an seine Jagdgefährten, die das Stück anfangen (denn der Prolog des Flußgott Alpheus ist nicht mit übersetzt.) Wäre diese Ermunterung zur Jagd ein Gesang, der dem Chore in den Mund gelegt würde, so würde niemand was dagegen haben; aber unnatürlich dünkt es uns, da Silvio mit seinen Gefährten und gleich darauf mit dem Linko redet, daß er zu den erstern in einem Gesange, und plötzlich, zu dem andern in Prosa spricht. Zu einer Art von Oper kann der V. auch unmöglich das

Stück

tück bestimmt haben, sonst könnte man dieß etwa für
ne Arie halten. — Warum hat er nicht vielmehr die
esänge des Chors lyrisch übersetzt?

Der süsse Wohlklang des Originals, der wirklich
ne Art von Zauberreiz hat, und uns oft wesentlichere
chönheiten ersetzen muß, ist in der Kopie ganz ver-
zwunden; nicht einmal jede Schönheit des Ausdrucks
übergetragen. Der Dialog ist oft elend, die Verse
harmonisch, auch die Prosa läßt sich nicht fliessend le-
n, wo einzelne Wörter oft zu Steinen des Anstosses
erden; und endlich ist der Sinn zuweilen theils falsch,
eils unverständlich ausgedruckt. Von allen diesen
tücken nur ganz kurz einige Beweise. Welche elende
rochäen, S. 54.

„Sieh den wilden, den grausamen Jüngling,
„Ihn, den Feind der Liebe und des Mitleids —

enn Trochäen sollen es seyn, wie man aus dem fol-
nden sieht, so sehr man auch die erste Zeile für dakty-
ch halten möchte. — Eine Probe des Dialogs, S. 18.
irtill erzählt an Ergast, er höre allenthalben von
marillis naher Heurath murmeln;

„Die aber davon sprechen, lassen sich sonst weiter nicht
aus, und ich darf auch nicht weiter fragen, theils
um mich andern nicht verdächtig zu machen, theils
um das nicht zu erfahren, was ich fürchte.„

. 10. „Die Jahreszeit, die die Welt umblüht.„
ahora.)

. 15. Linko sagt zum Silvio, er solle Amarillis lie-
n, Dorinden aber nicht, ob sie ihn gleich liebe. Sil-
o antwortet:

Linco, nè questo amor, nè quel mi piace.

Das ist deutlicher? Der harte S. bekümmert sich we-
r um Amor, noch um Dorinden. Und doch hat es
r Uebersetzer nicht verstanden, und läßt ihn etwas sa-
n, was gewiß auch kein Mensch verstehen soll.

„O Linko, mir gefällt weder diese Liebe, noch die-
r Gedanke.„

egierig wird jeder, der das Original kennt, die 5 Sce-
e des 2 Akts aufschlagen: Care selve beate, etc. —
ber wie schreckt nicht schon der Anfang ab:

„Schreckvoll, verschwiegener, einsam geliebter Wald,
„Des Friedens und der Ruh glückseligen Aufent-
halt!„ —

Das so oft wiederholte: Nuda ſi, mà contenta, iſt ganz ausgelaſſen. Die Worte: Sol una dolce — cura le stà nel core, ſind ſehr unſchicklich bis zuletzt, nach der Beſchreibung ihrer Liebe, verſpart, und paſſen ſich da gar nicht zu dem Folgenden. Kurz, dieſer (einige pointes abgerechnet) poetiſchſchöner Monolog iſt ihm ſehr mislungen. — Die Echoſcene (4 Akt, 8 Scene) mag ihm Mühe genug gekoſtet haben, hätte er ſie doch gern abkürzen mögen! Zuweilen muß Silvio erſt, ſo zu reden, die Worte dem Echo in den Mund legen, z. E.

Silvio: „Und was legſt du denn den Rebellen und Widerſpenſtigen für Strafen auf? Bittre?„

Echo: „Bittre!„

Noch eines wollen wir bey dieſer Gelegenheit anmerken, was auch mehrere Ueberſetzer trifft. Uns dünkt, man darf nur wenig über den Dialog nachgedacht haben, um zu finden, wie natürlich, wie ſchön, wie nachdrücklich die Wiederholungen einzelner Worte ſind. Die zu ſchwach ſind, ſelbſt in die Natur zu ſehen, können uns doch an dem größten Meiſter des Dialogs, an Leſſing, lernen. In Verſen mag es zuweilen ſchwer ſeyn, auch nicht immer gut laſſen; aber daß ein Ueberſetzer in Proſa da ein ander Wort nimmt, wo das Original, das noch dazu in Verſen iſt, daſſelbe wiederholt, und wo dieſe Wiederholung ganz nothwendig iſt, und daß er ſich lieber die ängſtliche Mühe giebt, um ein kindiſches exercitium variationis zu machen; — das iſt wunderbar! Wir finden dies bey vielen neuern Ueberſetzern; doch ſoll uns unſer Verf. jetzt Beyſpiele geben. Silvio will ſchon ganz früh in den Tempel; Linko ſagt:

Lodo ben, Silvio, il venerar gli Dei,
Mà il dar noia a coloro,
Che ſon miniſtri de gli Dei, *non lodo.*

Ueberſetzt, S. 5.

„Die Götter anrufen, Silvio, iſt rühmlich; aber — iſt nicht löblich.„

Linko ſagt zu Silvio: Ich will dir ein wildes Thier zeigen.

— S. Parli tu da dovero, o par *vaneggi*?

Linko ſagt endlich: du, Silvio, biſt ſelbſt das wilde Thier.

S. Come ben m' avviſai, che *vaneggiavi.*

Die

erste Zeile übers. S. 6: „Sagst du das im Ernst, redest du mir so was in den Tag?„ die andere 7: „Ich habe ganz Recht gehabt, du bist gewiß ıt geschei.„

Daß einige Stellen weit besser, und andere recht ausgedruckt sind, das wird man uns auch leicht uben. Wer kein Italiänisch versteht, und das Ge- ıt gerne will kennen lernen, dem kann diese Uebers. ner nützliche Dienste leisten. — Der Verf. wird ohne eifel sehr auf seine Treue pochen. Allein, so schlech- ings kann man das noch nicht zugeben. Man sieht ıt, daß er weder sein Original hat verändern, noch wes- er im geringsten verschönern wollen; allein, was das nnen betrift, so möchte er vielleicht nicht der Mann ı, der uns alle Süßigkeit des Italiäners treu zu lie- ı vermöchte.

Me.

hlesische Anthologie, herausgegeben von Carl Frie- drich Lentner, der Arzneyw. Doctor. Erste Sammlung. Bresl. und Leipzig, 1773. 10 B. 8.

ine Sammlung von den Gedichten der jetzt lebenden Schlesier.— Die Vorrede enthält, ausser einigen auf- tigen Klagen über den jetzigen schlechten Zustand des schmacks und der Litteratur in Schlesien, einen nnegesang des Herzogs Heinrich von Pressela (lebte 1230), der in der schweizerischen Samml. der Min- ing. steht, nebst Langens Uebersetzung aus s. Briefen. l. p. 255. die ziemlich ist, und noch eines Schlesiers ersetzung (von dem L. eine Uebers. vieler Minnelieder eine Abhandlung über die Minnesänger ankündigt), aber uns herzlich schlecht dünkt.

Der Dichter, von denen wir hier Proben erhalten, gerade zwölfe; artig ist manches Gedichtchen von en, aber sehr gut wüßten wir nicht eines zu nen. — Wir wollen die merkwürdigsten nennen. Von Hofrath Balthasar Ludewig Tralles, Verf. des gweiligen Gedichts über das Riesengebürge, lesen hier Kleinigkeiten, worunter einige ganz artig , als:

Auf jeden würdigen, in Ungnade gefallenen, Miniſter:

Schon war im finſtern Schooß der Erden
Der Diamant ein Diamant.
Wie ſehr wird er bewundert werden,
Trägt ihn ein König an der Hand!
Doch zieht ihn dieſer auch vom Finger,
Und mißt der Höfling ſeinen Schein;
O darum wird er nicht geringer,
Er bleibt ein Edelſtein.

Ferner: Es thut der zarte Bau nur eines einzeln Fingers
Weit mehr, als oft der Arm des gröſten Welt-
bezwingers.

Und S. 35. Dreymal verſucht der Künſtler
Dein reizend Angeſicht,
Und dreymal, o der Künſtler!
Und dreymal glückt es nicht.
Warum? der Arme ſchaute
Bezaubert mehr auf dich,
Als auf Pallett' und Leinwand
Und ſeines Pinſels Strich. —
Unwiſſend mahlt' ein andrer,
Deß Auge nie dich ſah,
Wie ihn bedünkt, Cytheren; —
Getroffen ſtandſt du da.

Dann folgen vier Gedichte eines Ungenannten (denn ungenannt ſind die mehrſten V.), S. 57-80. Sie ſind die beſten dieſer Sammlung; nur iſt das zweyte, Selim und Semira, nichts beſonders. Das erſte: Hymens Geburt, hat im Eingange Laune, und meiſt immer ſehr flieſſende Verſifikation; das dritte: Lobgeſang der Freya, iſt recht ſchön und des Barden Rhingulphs werth; (nur iſt es gegen alle Autorität, wodann auf ſahn zu reimen) das vierte: Lied der Grazien, iſt ein feines Komplimentkauf einen Geburtstag. Daß dieſer Dichter die Feile noch nicht genug gebraucht hat, beweiſen manche kleine Nachläßigkeiten, und die zu groſſe Länge ſeiner Stücke. — G. W. Burmann, woran Lentner etwas, wie er ſagt, geändert hat, preiſt die Quaterne, weil er durch ſie ein reicher Mann geworden; die ſatiriſche Beſchreibung ſeiner künftigen Lebensart hat recht gute Züge, als:

Ha! welcher Epopeen Oceane!
Schon reiſſen ſie zur Nachwelt mich.

Zu

Zu mancher Öde Riesenplane
Bin ich das hohe Thema, — Ich! — —

Drey Zofen sollen ihre (der künftigen Gemahlin)
Schleppe tragen,
Und rechts und links Bediente gehn;
Heyduck und Mohr soll auf dem Wagen,
Wie Mitternacht und Riese, stehn.

och ist auch vieles darin matt und schlecht, wie schon dere Kunstrichter gesagt haben. — Die fünf Gedichte, 117 s 129. haben manches Artige; nur soll der V. e L. sagt, keine Musse haben. — Die drey Ge hte der Frau Karschinn, S. 139. die zu den ersten ersuchen ihrer Muse gehören, würden, wie alle ersten ersuche, wol besser vergessen. — Den Beschluß ma n poetische Versuche von Lentnern selbst. Allein wir den weder wahre Poesie, noch auch Sprache fürs rz darin.

Diese Anthologie ist uns angenehm gewesen, um raus zu lernen, wie die jetzigen Dichter in Schlesien schaffen sind; — aber auch angenehm zur Lektüre? angenehm, daß wir, wenn auch keine bessern Stücke rin kämen, ihre Fortsetzung wünschten? Darauf wer n die mehrsten Leser wol mit uns: nein! antworten.

Ta.

tliche Gedichte zur Probe. Von Moses Dobruska. Wien, bey J. Kurzbök. 3½ B. in 8.

Der Verf. sagt in der Vorrede, „daß er erst seit ei „nigen Jahren deutsch zu lernen „ (einer Entschuldigung, der er wegen seiner grammatikalischen Fehler ar bedarf!) „und Werke des Geschmacks zu lesen„ arum las er denn die nicht in andern Sprachen?) ngefangen habe.„ — 1) Agar und Ismael, eine orgenländische Erzählung. Bombast in der ganzen rzählung und in einzelnen Ausdrücken. Agar geht rhungernd und verdurstend in einer wilden Gegend, wird Nacht, Löwen brüllen und Eulen heulen, der turm wütet, u. s. w. Endlich kömmt die heilsamkrafts bende Stimme eines Cherubs; und da verschönert h die ganze Gegend, ambrosische Düfte, nichts als :dernheiden, Rosenstauden, Lilien und Hyacinthen un r den Füßen. — 2) Philint und Aglaja, ein Schä rgedicht. Hier ist die beste Stelle daraus:

„Als Aglaja einſt, gereizt von Neugierde den Virtuoſen zu hören, ihre kleine Heerde mit langſamen Schritten durch den Hain trieb, bald auf die Heerde, und bald verſtohlen auf den Schäfer ſah; ihre ſittſamen Blicke, die den großen blauen Augen ſanft entfuhren und manchmal auf den Lilienbuſen voll holder Schamhaftigkeit ſanken, und von loſen Amoretten, die ihn ſtets umflatterten, ſpielend aufgefangen wurden; und ihr blondes Lockenhaar, in welchem düftende Zephyrn tanzten, — u. ſ. w. —

Bachus giebt ihm Wein, und dadurch wird er dreiſt und glücklich. Das Stück ſchließt mit elenden Verſen. — 3) Der Schatz, nach Gesnerischer Art. Er beſchreibt ziemlich gut, wie froh er ſonſt war. „Und fragſt du, warum ich's nicht mehr bin, ſo wiſſe, „daß ich den vorigen Herbſt an einem düſtern und „nebelichten Tage, um deſſen Scheitel wilde Norden „brauſten, unter jener alten Eiche, mit einem großen „Schatz von Gold und Silber, verzehrende Sorge und „nie gekannten Kummer gefunden habe.„ — 4) Ueber die Glückſeligkeit. Eine diogeniſche Entdeckung. Beyſpiele von Leuten, die nicht glücklich ſind, ob die Welt ſie gleich ſo preiſet. — 5) Nach der erſten Ode des Anakreon. Sollen Verſe ſeyn; ſchlecht!

Der Verf. hat eine blühende Einbildungskraft, und ſich um deſto mehr für Schwulſt zu hüten.

Ta.

Rhapſodie, von Johann Heinrich Reimhart, dem Jüngern. 1773. 8.

Dieß iſt ein ehrbarer Knittelhardt, allen Dichtern und Dichterlingen, nützlich zu leſen. Meiſter Reimhart wundert ſich zuerſt über die Seltenheit der guten und die Menge der ſchlechten Poeten:

Es trägt in funfzig Jahren kaum
Ein Sprößchen unſer Lorbeerbaum.
Doch greift darnach ein jeder Thor,
Als käms auf allen Hecken vor.

Hierauf giebt er wegen Vergänglichkeit der meiſten Poeſien eine ſehr treuherzige Warnung und Ermahnung. Wir rathen jedem Jüngling, der in ſich den Kützel zu reimen oder Hexameter zu radebrechen fühlet, ſie mit goldnen groſſen Buchſtaben

en abgeſchrieben, über ſein Pult zu hängen. Sie wird
ſtatt des Todtenkopfes dienen können, von deſſen beſtän-
en Betrachtung der Verfaſſer des Tagebuchs von einem
obachter ſeiner ſelbſt, ſo heilſame Wirkungen erfahren,
em er dadurch der Eitelkeit, Ruhmſucht und Eigenliebe ꝛc. ſo
nlicherweiſe hat entſagen lernen:

O deine Mühe lohnt man ſchlecht.
Da kömmt mir juſt ein Gleichniß recht.
Ein junges Huhn zu mäſten, iſt
Ein Monat eine kurze Friſt.
Und denn, wenn du's gemäſtet haſt,
So kommt ein wohlbeleibter Gaſt,
Ißt ihrer ſechs auf einmal auf.
So gehts im Dichterlebenslauf.
Wenn er nun Angſt und Lebensſatt
Bey zwanzig Tag' geſchrieben hat,
Und glaubt, für ſeine Müh und Pein,
Er erndte Geld und Lorbern ein,
So tritt ein Kritiker herein,
Und ſchlurft ſein Werk behend und munter
Mit einer Taſſe Thee hinunter.
Kein Menſch ſpricht mehr ein Wort davon,
Weg iſts — Und gar vielleicht giengs ſchon
Den Weg der Hühner mit. —

Weil Meiſter Reimhart aber doch als ein erfahrner
eiſterſänger wohl weiß, daß ſich ein junges Blut an ſolche
lſame Ermahnung nicht zu kehren pflegt, denn

Es drückt dich ohne Unterlaß,
Inwendig ſo, zu ſchreiben, was.

giebt er ihm auf alle Fälle gute Recepte, wie er ſich
halten ſoll, wenn ſeine Scribblerey nicht Beyfall findet.
d wenn ihm denn endlich gar nichts gerathen will,

Nicht Ilias —! nicht Tragödie! —
Nicht Epigramm —! nicht Komödie! —
Nichts Shakeſpears Staatsaktion! —
Nicht Tugendklimprer Lautenton! —
Nicht Celtiſcher Poſaunenſchall! —
Empfindſamreiſender Gelall,
Und unſre Sieben Sachen All,
Womit man in der theuren Zeit
Das Publikum zu Markte ſchreyt;

giebt Meiſter Reimhart, dem von Gott und Men-
en verlaßnen Scribbler, den deſperaten, aber ſchon oft mit

Muhen ungeübten Nath, ein Kenner und Kritikus zu werden:

Greif große Leute muthig an,
Denn Hobbes, der gelehrte Mann,
Zeigt, daß von Kindesbeinen an
Kein Mensch den andern leiden kann,
Auch dies wohl zu bemerken ist:
Jed's grosses Thier das kleine frißt.
Der Wallfisch frißt nach altem Brauch
Die Heringswelt in seinen Bauch;
Der Wolf das Lamm, der Fuchs das Huhn.
Beym Dichtervolk da ist es nun
Gerad die umgekehrte Welt,
Der Kleine auf den Großen fällt!
Wer sitzt, wo niemals ein Insekt
Mit kritscher Nase hingeschmeckt,
Ganz oben auf des Pindus Höh'n,
Der necket nie, er wird geneckt.
Ihn lassen nie die Kleinen gehn,
Zerfleischen ihn mit Ohnmachtswuth
Wie ihnen der noch kleinre thut.
Denn Schwammerdamm uns klar beweist,
Daß jeder Wurm den andern beißt,
Der um ein haarbreit größer mißt;
So wie es auch bewiesen ist:
Der Floh, der an dem Menschen frißt,
Hat kleinre Flöh', die fressen ihn,
So gehts in infinitum hin.
Und jeder kleinere Poet
Beißt immer den, der vor ihm geht!
Wohl gegeben, Meister Reimhart!

Ra!

4. Schöne Künste: Musik.

Sei Sonate per il Clavicembalo Solo, all' uso delle Donne, composte da Carlo Filippo Emmanuele Bach, maestro di Capella in Hamburgo. In Riga, presso Giovani Federico Hartknoch. 1773. In lang Folio, 9 Bogen.

Fer-

Feurig, ſtrend, wie mans an Hr. Bachens Arbeiten gewohnt iſt. Doch aber auch ſehr gefällig und angenehm, und dabey etwas leichter, als viele andere ſeiner Clavierwerke. Das Frauenzimmer, dem zu Gefallen dieſe Sonaten eigentlich geſetzt ſind, ſoll ſich weder gar zu ſehr drüber ermüden, noch auch in Harniſch gerathen, daß ihm der Verfaſſer gar zu wenig Fleiß und Luſt zum muſikaliſchen Studieren zutraute hätte.

Zwölf Klavier-Sonaten von Chriſtian Gottlieb Neeſe. Leipzig, bey Engelhart Benjamin Schwickert. 1773. 19 Bogen in Folio.

Sie ſind dem Herrn Kapellmeiſter Bach in Hamburg zugeeignet. Man ſieht es, daß der V. beſonders Hrn. Bachs neuere Clavierarbeiten fleißig ſtudieret hat. Doch wollen wir ihn hiemit keiner knechtiſchen unerlaubten Nachahmung beſchuldigen. Seine Art nachzuahmen iſt gut. Was wir ihm übel nehmen, iſt dies, daß er zuweilen über die Regeln der Harmonie zu leichtſinnig hinweggeſtolpert iſt, wie z. B. S. 6. im 2ten Syſteme, im 7. und 8. Tacte: und dann daß er hie und da den Rhythmus nicht aufmerkſam genug beobachtet hat. Z. E. S. 8. im 3. Notenplane, macht der 6te enjambirende Tact, bey dem letzen Gedanken des erſten Abſatzes des Stücks, vor dem Wiederholungszeichen, ungeachtet er aus 8 Tacten zu beſtehen ſcheint, doch einen Tact zu viel: hier wären vielmehr 7 Tacte recht geweſen; weil das muſikaliſche Enjambement mit Recht einen wegwirft. Der antepenultimus vom Wiederholungszeichen ſollte weggeblieben, und der vorletzte etwas in Harmonie und Melodie geändert worden ſeyn. So ſollte es auch im 2 Theile vor der Repriſe, und hernach, doch auf etwas andere Art, im kleinen Anhange geſchehen ſeyn.

S. 10. im Tempo di minuetto fehlt im 5ten Syſtem gar merklich ein Tact.

In der 9ten Sonate fehlen an den 5 letztern Tacten, vor den beyden Repetirzeichen, jedesmal 3 Tacte. Der Rhythmus beſteht im ganzen Satze immer aus 4 Tacten, und am Ende wird er gählling und ohne auch nur ſcheinbare Urſache, auf einmal nur halb ſo lang gemacht. Dies beleidiget ein muſikaliſches Gehör: zumal da die Nothwendigkeit des Schluſſes noch den fünften Tact dran zu hängen geboten hat.

Im übrigen haben dieſe Sonaten gute lebhafte Erfindung und Geſang. Der V. giebt alle gegründete Hoffnung künftig noch beſſere zu liefern.

Sei Sonate per il Clavicembalo, Solo compoſte da Giovanni Federico Doles, Dilettante. In Riga, preſſo Giovanni Federico Hartknoch. 1773. in Folio, 10 Bogen.

Der Titel ſagt, daß der V. ein Dilettante iſt. Der will es ohne Zweifel mit ſich nicht gar zu genau genommen haben. Sonſt hätten wir beſonders manche rhythmiſche Unrichtigkeiten, z. E. S. 7. S. 16 ꝛc. etliche allzu triviale italieniſche Brechungen des Baſſes, u. ſ. w. anzuſtreichen.

Die dritte Sonate hat uns am beſten gefallen, vornehmlich die beyden ſehr artigen Scherzi; deſto weniger aber die ſo unrhythmiſche Menuet aus dem F moll.

Die vielen Menuetten und Polonoiſen ꝛc. die ſtatt des Adagio und Andante, oder auch des letzten Satzes, in die neumodiſchen Clavierſonaten eingeflicket werden, ſcheinen uns dieſer Art von Muſik unanſtändig. Die dem Claviere gemäß eingerichteten Tanzſtücke in den vormaligen Suiten nach franzöſiſchem Styl, waren ernſthafter und beträchtlicher. Bisweilen hatten ſie nur im Tacte und in der Bewegung und Einrichtung was ähnliches mit den eigentlichen Tanzſtücken; waren aber im übrigen vollkommen claviermäßig. Manche gegen die Liebhaber gar zu gefälligen Autoren, ſcheinen itzo ſelbſt ſich die gütige Mühe zu geben, die Liebhaber immer mehr im Geſchmacke und in den Fingern zu verderben. Wer ja Menuetten und dergleichen ſpielen will, kann ſie ſich ja leicht vom Tanzboden, oder von irgend einer Redoute verſchreiben.

Sei Sonate per il Clavicembalo ſolo, compoſte da Giovani Godofredo Eckard. Opera I. in Riga preſſo G. F. Hartknoch. Fol. 11 Bogen.

Viele ſchon ſo lange abgebrauchte, den italieniſchen Clavriſten (deren giebts aber nicht viel gute,) beſonders gewöhnliche Brechungen: manches unrhythmiſche: ſonſt nicht viel ſonderliches findet man in dieſen Sonaten.

Zur

Zur Nachricht für die Setzer und Correktoren der Notendruckereyen merken wir an, daß Giovani, wie hier der deutsche Name Johann auf verschiedenen Titeln gedruckt ist, im italienischen Jünglinge bedeutet. Der Name wird entweder Giovanni oder Giovanni geschrieben.

Z.

Kleine Lieder für kleine Mädchen, Text und Musik von Gottlob Wilhelm Burmann. Berlin und Königsberg bey G. J. Decker, und G. L. Hartung, 1773. 6 Bogen in Quart.

Diese Lieder haben eigentlich, wie der V. in der Zuschrift an die Prinzeßinn Christiane Sophie Albertine von Mecklenburg-Strelitz selbst sagt, nichts weniger zum Zwecke, als junge Seelen des schönen Geschlechts früh mit der feinern Bildung des Herzens vertrauter zu machen, und dadurch das Werk der Tugend und Religion bey Mädchenseelen zu befördern. Edler Zweck! welcher diese Oden von so manchen andern Singoden unterscheidet.

Die Melodien sind überhaupt leicht, fliessend, angenehm, und dem Texte angemessen. Der V. räumt im Vorberichte selbst ein, daß hie und da musikalische Tadel zu machen seyn könnten. Das läugnen wir auch nicht. Aber dem Gedanken widersprechen wir gerade zu, wenn der V. mit verschiedenen Wendungen sagt, daß in gewissen Fällen die musikalische oder poetische Unvollkommenheit eben der Ton fürs Herz sey, durch welchen seine Fibern am liebsten berührt seyn wollen.

Würde er selbst dieß wohl in der Poesie, so wie in der Musik, mit freyem Entschlusse gewagt haben? Das möchten wir nicht gern denken. Mit der vortheilhaften Wirkung der Simplicität hat es zwar seine gute Richtigkeit. Aber daß fehlerhaft scheinende, oder gar in der That so seyende Accorde, der Accord der Natur und des ausgedrückten Gefühls sollten werden können, darüber verzeihe uns der Hr. V. die gänzliche Behauptung des Gegentheils. Dissonirende Sätze kann er brauchen, so viele als er für gut findet. Die können und müssen aber alle regelmäßig behandelt seyn. Bey jedem Ausdrucke, dazu sie nöthig sind, wird seine Empfindung unter lauter regelmäßigen dissonirenden Sätzen die Wahl haben:

und wenn dieſe gut gelingt, wird der Ausdruck ſehr dadurch erhoben werden. Man könnte die Probe hievon ſelbſt an gegenwärtigen Odenmelodien, wo etwan gewiſſe ſchielende Accorde vorkommen, machen. Disharmoniſche Sätze, welches Wort der V. anſtatt diſſonirenden Sätze liſtig unterſchieben zu wollen ſcheint, kennen wir in der Muſik nicht als brauchbar, nur die regelmäßig behandelten diſſonirenden Sätze gehören ihr zu. Dieſe in Ordnung und Schranken zu halten, ſind ja eben die Regeln nach und nach ausgefunden worden.

Die hier beſtrittene Meynung, und das, was von ihr etwan in der Muſik dieſer Oden verurſacht worden ſeyn mag, ausgenommen, nehmen wir uns die Freyheit, den Verfaſſer nicht nur unſerer Nachſicht, ſondern auch ſogar unſeres Lobes zu verſichern. Der Druck und das Papier bey dieſen Oden ſind ungemein ſauber.

Herrn Gleims neue Lieder mit Melodien fürs Clavier, von Johann Nicolaus Forkel. Göttingen, auf Koſten des Autors, und in Commißion bey Johann Chriſtian Dieterich. 1773. in klein Querfolio. 6 Bogen.

Recht artig und ſangbar.

D. Balthaſar Münters P. an der deutſchen Petrikirche zu Kopenhagen, Erſte Sammlung geiſtlicher Lieder. Mit Melodien von verſchiedenen Singcompoſiten. Leipzig, in der Dyckiſchen Buchhandlung. 1773. In Querfolio.

Einige dieſer Melodien ſind wie die gewöhnlichen Oden, andere wie Kirchenmelodien eingerichtet. Eine iſt vierſtimmig, und wie ein Wechſelchor, zwiſchen dem Singchore und der Gemeine, aber auch nur choralmäßig geſetzet. Der Text forderte ſie ſo. Die berühmten Componiſten, von denen jedes Name über den von ihm geſetzten Liedern ſteht, ſind Bürgen, daß man nichts gemeines oder gar ſchlechtes von Muſik dieſer Art, in dieſer Sammlung finden wird.

Fünf

Inf und zwanzig Lieder mit Melodien für das Clavier. Berlin, mit Birnstielschen Schriften. In Commißion bey dem Hofbuchdrucker Decker. 3½ Bogen in Octav.

Der Verfasser ist, wie er selbst im Vorberichte meldet, ein Liebhaber der Musik, der die Stunden, die er ihr widmet, wichtigern Geschäften gleichsam abborgen muß. Einige Lieder sind deutsch, andere französisch. Der V. hat nach Beschaffenheit eines jeden, einen ungezwungenen Gang, und natürlichen ungekünstelten Ausdruck eines poetischen Scherzes, oder einer zärtlichen Empfindung, oder einer kleinen Tändeley in die Melodien zu bringen gesucht: und hat seine Absicht glücklich erreichet. Einige dieser Melodien sind von dem Herrn Musikdirector Rolle in Magdeburg, und ein Paar von dem Hrn. Organisten Wolf in Stettin.

Oden mit Melodien von Johann Philipp Kirnberger. Danzig, bey Jobst Herrmann Flörcke. 1773. In klein Querfolio. 9 Bogen.

Kurz, angenehm, ausdrückend. Aber die Musik der neuern Zeiten, auf die Versmaße der Alten zwingen wollen, wie hier an einer Pindarischen und einer Horazischen Ode geschehen ist, scheint uns eine unfruchtbare Arbeit zu seyn, die, wenn zumal, wie hier bey der Horazischen geschehen ist, noch eine deutsche Uebersetzung, sie mag auch noch so gut seyn, nach der Melodie der lateinischen gesungen werden soll, nicht einmal möglich ist, ohne einer oder der andern Sprache in ihrem Sylbenmaße Gewalt zu thun. Evoe, z. E. das die erste Sylbe lang und anschlagend hat, giebt hier einen Beweis. Vielleicht hat der V. selbst durch diese beyden Melodien die Unmöglichkeit einer solchen Foderung, die freylich von mehr als einem Gelehrten hie oder da gemacht worden seyn mag, in der Musik, wenn sie noch neuere Musik bleiben und empfindbaren Ohren gefallen soll, zeigen wollen. Von mehrerem Nutzen ist der, mit der größten möglichen Simplicität und Kürze in vier Singstimmen und mit einem Generalbasse sehr ausdrückend gesetzte 137. Psalm, bey welchem, zum Vortheile junger Componisten, der jedesmal vorkommende Affect, durch wenige Worte angezeiget ist. Den Schluß macht der Canon,

der auf dem Titel der Kunſt des reinen Satzes in der Muſik vom V. geſchloſſen ſteht, in Partitur aufgelöſet.

Z.

Muſikaliſches Handbuch, für die Liebhaber des Geſanges und Claviers. Herausgegeben von J. A. Hiller. Erſter Theil. Leipzig, 1773. bey Siegfried Lebrecht Cruſius. in klein Querfolio. 12 Bogen.

Es ſind kleinere und größere Clavierſtücke, und einige Singoden von Hr. Hillern, und einigen ſeiner Freunde. Es iſt manches artige und gefällige unter beyden Arten. Beſonders zeichnet ſich das Lied S. 33. die Haushaltung genannt, von Hr. Hillern wegen ſeines gar ſehr launiſchen und zugleich drolligen Ausdrucks, ſehr vortheilhaft aus. Man iſt nicht abgeneigt, dies Werk fortzuſetzen, und dies ſoll ins künftige unter der Aufſicht des Herrn Reefe geſchehen.

Ausweichungstabellen, worinn gezeiget wird, wie man aus einer Tonart in eine andere, ſie ſey nahe oder weit entfernet, geſchwind übergehen könne ꝛc. verfertiget und herausgegeben von Philipp Joſeph Frick. Sr. Hochf. Durchl. des reg. Hrn. Markgrafen von Baaden Hoforganiſt. I. Theil. Wien, bey Joſeph Kurzböck. 7 Bogen in Querfolio.

Jede Ausweichung nimmt von der Tonart, aus welcher man ausgeht, bis zu der, in welche man gehen will, einen Viervierttheiltact an, und die Tonart, wo man hin will, fängt allemal den zweyten Tact an. Die Tonarten werden auf dieſe Art nach der Reihe, ſowol in Dur als Moll durchgegangen. Ob wir wohl gleich nicht dafür ſtehen möchten, daß manche Stellen und Ausweichungen nicht regelmäßiger, ja bequemer ſeyn könnten: ſo iſt doch im Ganzen das Werkchen für Anfänger, die noch dazu nicht ganz ſchwach ſeyn dürfen, nicht ohne groſſen Nutzen. Können ſie doch, nach dem Maaße, nach welchem ihre harmoniſchen Einſichten durch Leſen guter Schriften über die Harmonie, und aufmerkſame Betrachtung guter Werke darinn, ſteigen, auch eine und die andere Schwäche in dieſen Tabellen bemerken und verbeſſern lernen. Wir mer-

ken

hierbey noch an, daß der V. dieſer Tabellen derjenige iſt, her in einigen groſſen Städten, z. E. Wien, Berlin, Dres Hamburg, u. ſ. w. ſich vor zwey und mehrern Jahren auf neuen Inſtrumente Harmonica hat hören laſſen.

ıata I, a Violino ſolo, col Baſſo dedicata &c. e compoſta da Giovanni Federigo Guilielmo Wenkel. Uelzen, alle ſpeſe dell' Autore. Hamburgo ſtampato di M. C. Bock. 2 Bogen in lang Folio.

Nicht übel.

ariirte Chorâle, für die Orgel, von Johann Chriſtoph Oley. Quedlinburg, bey Chriſtoph Auguſt Reußner. 1773. 6 Bogen in lang Folio.

Eigentlich ſollte der Titel lauten: Vorſpiele vor Chorâ- e len. Sie ſind von verſchiedener Art. Theils für das anual allein, theils für 2 Claviere und das obligate Pedal, ils mit noch einer Hoboe dazu. Wir rühmen das Unterneh- n des Herrn Oley ſehr. Wie viel mehr Ehre macht es ihm, ß er für die prächtige Orgel, welche in jetzigen Zeiten, an len Orten ſo ſehr verkannt wird, etwas ihr eigenthümliches ſetzt hat, als wenn er 3 Bücher Singoden, an denen wir noch r Zeit keinen Mangel haben, zum Clavierſpielen herausgege- n hätte. Wir rathen es ihm, ja wir bitten ihn, mit dieſer rbeit fortzufahren. Wollte er indeſſen, in einer kleinen Zwi- ſchenzeit, die Werke des Hrn. Johann Sebaſtian Bach, und niger wenigen andern braven Orgelſpieler, über dieſe Mate- e, fleißig durchſtudieren, und dabey im Fleiße über die voll- ommene Kenntniß einer richtigen Harmonie nicht ablaſſen: ſo rſichern wir ihn, daß ſeine künftigen Werke noch viel mehr rn Beyfall verdienen und erhalten werden.

Duetts für zwo Flötentraverſen, von Johann Friedr. Wilh. Wenkel. Hamburg, gedruckt bey Michael Chriſtian Bock. 6 Bogen in lang Folio.

Dieſe Duette, wenn auch hie und da etwas weniges ein- zuwenden ſeyn möchte, ſind doch in der rechten Art der Duette, und ſind ſelbſt von dem nunmehr verſtorbenen berühm- en Quanz, dem ſie zugeſchrieben ſind, nicht gemißbilliget worden.

Anfangsgründe zur Erlernung der Muſik und insonderheit des Claviers, durch eigenen Fleiß und Erfahrung aufgeſetzt von Joh. Chriſtian Carl Töpfer, des heil. Predigtamts Candidaten. Breslau, bey Wilhelm Gottlieb Korn, 1773. 4to, 5½ Bogen.

Ein ſeltſames Gemengſel von ſehr vielem Falſchen, und ſehr wenigem Wahren. Ein Unglück für den, der hiernach die Muſik ſtudiren, und auch nur was Mittelmäßiges lernen ſoll! Will man Beyſpiele? — Der Anfang iſt ja ſchon ein halber Unſinn. „Da eine regelmäßige Muſik ſich auf Noten beziehen muß„ — Eine unregelmäßige alſo nicht? — „Die Noten aber ihr Abſehen auf die muſikaliſche Leiter haben„ — Sie müſſen ja beyde als Zeichen der anzugebenden Töne und ihrer Währung unzertrennt beyſammen ſeyn. Eins ohne das andere nutzt gar nichts. Hat man aber nicht auch ehedem, nach der deutſchen Tabulatur auf Clavier und Orgel recht gut geſpielet, obgleich gar keine fünf parallelen Horizontallinien, und keine eigentliche Noten dabey waren.

S. 33. „Die Muſikverſtändige erkennen nur acht ordentliche Grundtöne, die übrigen nennen ſie vermiſchte Tonarten. Die ordentlichen ſollen, wie der V. will, folgende ſeyn: D moll, G m. A m. E. m. C dur F d. D d. G d. Wem iſt ſo was wohl jemals anders als im Fieber eingefallen? — Spricht der V. von den ältern oder neuern Tonarten? Es paßt auf keine. Die kleinen Clavierſtücke, die hier vorkommen, ſind in aller Betrachtung eben ſo erbärmlich, als die dabey angezeigte Applicatur. Man halte einmal die Tabellen des erſten Theils von C. P. E. Bachs Verſuche und ſeine Lehren von der Clavier-Applicatur dagegen. Die kritiſche Vorrede dieſer Anfangsgründe, iſt, wider das Coſtume eines Candidaten des heil. Predigtamts, mit erſchrecklichen Drohungen wider die, welche nicht zu dieſem neuen Donato aus vollem Halſe Beyfall ſchreyen wollen, angefüllet. Hüte dich, guter Recenſent!

Z.

Verſuch einer richtigen Lehrart die Harfe zu ſpielen ꝛc. von J. L. G. Wernich. Berlin, bey Winter, 1772. in Quart, mit Vorrede und Zueignungsſchrift 7½ Bogen.

Die

Die Harfe, die sogenannte Davidsharfe nämlich, hat so viele Annehmlichkeiten, und ihr ganz eigene Vortheile daß man dem Hrn. V. wirklich Dank schuldig ist, diese Anleitung, sie zu spielen, dergleichen man, so viel der Rezens. weis, noch nicht gehabt hat, bekannt gemacht zu haben. Wollte man, in unsern Gegenden wenigstens, die Art derselben, welche Pedalharfe heißt, mehr in Gebrauch bringen, vorher aber derselben Structur noch etwas in manchen Stücken verbessern, und verfeinern; so würde ihr Vermögen sich noch in einer weit ausgebreiteterm Gestalt, und in viel weiterm Umfange zeigen können. Der vorhabende Versuch ist nur auf die Art der Harfen gerichtet, welche die halben Töne mit den Händen durch herumgedrehte Haken klingen machen. Ueber diese Art sagt der V. so wohl in Ansehung des Baues als des Gebrauchs derselben, viel gutes und nützliches. Eines und das andere mehr hätte noch können gesagt worden seyn. So steht z. E. im ganzen Versuche nicht, wie viel die Harfe Töne hat; es steht nicht da, daß sie gemeiniglich vom tiefen C bis

geht. Ob die Uebungsstücke, welche nach dem Versuche beygefügt sind, überall der Harfe gemäß und darauf brauchbar sind, werden die Kenner dieses Instruments am besten entscheiden können.

Z.

Das Orakel, eine Operette vom Herrn Professor Gellert; in Musik gesetzt und Ihrer Majestät der Kaiserinn von Rußland allerunterthänigst gewidmet, von *Friedrich Gottlob Fleischer*. Braunschweig, im Verlage der Fürstl. Waisenhausbuchhandlung. 1771. In klein Querfolio.

Für die Musik so recht bequem zu dichten, war nun wohl eben des sel. Gellert Sache nicht. Er hütete sich vor musikalischen Gedichten nach Möglichkeit, und hat auch, wie er selbst in der Vorrede zu seinen Lustspielen sagt, dies sein einziges Stück in dieser Art, nur erst auf sondre Veranlassung, und, wie wir glauben, halb dazu gezwungen, gemacht. Dies soll Gellerten ganz und gar nicht zur Last geleget seyn. Aber desto mehr Ehre bringt es dem Hrn. Fleischer, wenn die hie und da vorkommenden theils wirklichen Schwierigkeiten, theils

wenigſtens nicht gar zu muſikaliſchen Ausdrücke, ihn nicht haben abhalten können, dieſe Operette, ſo viel wir aus dem gegenwärtigen Auszuge in 2 oder 3 Notenlinien ſehen und ſchließen können, mit recht ſchöner Muſik zu verſehen.

Dieſe ſeine Muſik hat Feuer, Anmuth, Ausdruck, und auch manche Neuigkeit. Sie iſt nicht abgedroſchen, nicht geborgt, nicht mit aufs Gerathewohl erſchlichenen italieniſchen Modeclauſuln durchſpickt; nicht dadurch zuckerſüß gemacht, aber auch dafür nicht entnervt; nicht zerpitzelt oder zerſtückelt, und noch vieles nicht, welches alles auch in einer guten Muſik einer geſetzten Nation wirklich zierlicher wegbleiben kann. Kurz, die Muſik dieſer Operette iſt, im Ganzen genommen, gut, und macht einem Deutſchen Ehre. Deutſchen Mädchen und deutſchen Jünglingen wird eine gute Ausführung derſelben rühmlich ſeyn. Freylich wohl ſcheint der V. noch nicht jenſeits der Alpen italianiſiret geworden zu ſeyn. Was ſchadet aber das? Nach etwan zehn oder zwölf Jahren wollen wir wieder nachfragen.

Die Arie im 1. Theile dieſer Operette S. 19. Werd ohne Kummer ꝛc. ſo unmuſikaliſch auch ihre Worte ſcheinen, iſt durchaus ſehr glücklich ausgedrückt: und doch hat der V. ſich nicht etwan blos an das: man ſey nur ſchön, gehalten.

Ein Beyſpiel des Angenehmen giebt unter andern die Arie: Was muß doch aus den Vögeln ſingen? S. 23.

Die Arie: Die Männer ſind die trotzigſten Maſchinen ꝛc. S. 33. hat die gehörige und gut mit einander verbundene rechte Verſchiedenheit, in ihren beyden Hauptausdrücken.

Im zweyten Theile dieſer Operette gehöret die erſte Arie: Du biſt für mich gebohren, S. 37; und die: Wie angenehm wird ſie erſchrecken. S. 39. wieder in die Claſſe des Angenehmen. Eben ſo auch die, S. 47: O lehrt ihn nur ſo viel verſtehen ꝛc.

Der erſte Theil des Duetts: S. 50. Wer liebt, muß ſich verſtellen können ꝛc. iſt ein artiger Canon in der Octave.

Noch ein ſehr gefälliges Duett, S. 53. und ein mit einzelnen Singſtimmen abwechſelndes Terzett, S. 68. machen den Beſchluß des Werks.

Z.

5. Romane.

umphry Klinkers Reisen. Aus dem Englischen, drey Theile. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich 1772. zusammen 49 B. 8.

Ein schätzbares Andenken für das Publikum aus der Verlassenschaft des D. Smollet, und so viel wir issen, auch der Schwanengesang dieses romantischen ichters, der ungleich mehr werth ist, als der Peregri e Pickel und seine übrigen Produkte in dieser Gattung, it so vielem Beyfalle sie auch sind aufgenommen worden. Die Laune des V. hat hier so einen eigenthümlichen Schwung, ist so anlächelnd, unterhaltend, ohne alle weitschichtige Digressionen, worinen unsere deutschen Yoricks ch so hervorthun, daß man ihm mit Vergnügen zuhört, b er gleich nicht selbst das Wort nimmt; denn das Buch estehet aus einer Sammlung Briefe, die den in Handung gesetzten Charakteren auf eine sehr angemessene Art ttribuirt werden. Abentheuer und romantische Erzählungen, künstlich verschlungene Knoten und unerwartete Auflösungen darf man hier nicht suchen: was der V. davon auftischt, ist nur als ein Nebengericht, das ie Tafel ausschmücken hilft, anzusehen. Aber expressiv gezeichnete Charaktere von einer neuen Farbenmischung und doch nach der Natur, ein wahres Gemählde der Sitten und Denkungsart verschiedener Klassen aus der bürgerlichen Gesellschaft, richtiges Urtheil über nancherley mit Absicht herbeygeführte Gegenstände, mit einen satyrischen Zügen untermischt; ein lebhafter Witz und viel drollige Auftritte: das sind die eigenthümlichen Vorzüge, wodurch sich das Buch auszeichnet und dem Leser hauptsächlich sich empfiehlt.

Die Geschichte an sich ist höchst einfach. Der V. läßt dem Skweir Bramle seiner Gesundheit wegen in Begleitung seiner Familie eine Sommerreise nach London und in alle englische Länder thun, hierauf führt er ihn durch verschiedene Provinzen von England und Schottland wieder nach seinem Rittersitze zurücke. Doch diesen einfachen Plan weiß der V. so auszuputzen, daß man hier nichts Leeres, nichts Gesuchtes oder ein trocknes Tagebuch, son-

dern immer volle Nahrung für den Geist und angenehme Unterhaltung findet. Hier und da thut der V. auf die Staatsverfassung, Oekonomie, auf die brittischen Schriftsteller und andere Gegenstände mehr einen Seitenblick, und weiß das alles so zu behandeln, daß es für seine Landsleute und die Ausländer lehrreich wird. Dahin gehört z. E. die Schilderung der Cabbalen und niedrigen Kunstgriffe, die sich die Candidaten erlauben, um Parlamentsglieder zu werden; die gelehrten Kriege und Partheyen; die Conföderationen der Schriftsteller, die Beurtheilung der Preßfreyheit, wobey der V. die Anekdote erzählt, daß oft Personen, die von politischen Schriftstellern angegriffen werden, sich von den Ribben derselben Genugthuung zu verschaffen pflegen, welches bey der nachgeahmten deutschen Preßfreyheit, wie alle Moden der Ausländer, vielleicht auch bald bey uns dürfte üblich werden. Die Schriftstellergesellschaft im II. Theile a. d. 16 S. wo die Geheimnisse aus dem Buchmachergäßgen verschwatzt werden, wird sehr drollig geschildert. Ueber die Bäder und Gesundbrunnen in England nach ihren Wirkungen, der Bewirthung und den Lustbarkeiten, die die Badegäste an jedem Orte antreffen, findet man hier einen artigen Commentar. Die Anmerkungen über Schottland, sonderlich die Hochländer enthalten, viel kleine angenehme Bemerkungen, wir wollen nur eine, die uns eben wieder in die Augen fällt, zum Beweise hier anführen. Durch eine Parlamentsakte sind den Schottländern nicht nur die Waffen abgenommen, sondern auch ihre alte Tracht ist ihnen verboten worden, und was noch härter ist, sie werden gezwungen, Beinkleider zu tragen. Dieser Zwang ist ihnen ganz unausstehlich, die meisten tragen freylich welche, aber nicht an dem gehörigen Orte, sondern an einem Rocke oder dergleichen auf der Schulter. Ossians Gedichte sind hier in jedermanns Munde und viele Verse wissen sie im alten Gälick, welches eine Verwandtschaft mit der wälischen Sprache hat, herzusagen. Die verschiedenen Beschreibungen von Orten und Gegenden beweisen, daß der V. sie selbst bereiset und da die Bemerkungen gesammlet hat, die er dem ehrlichen Skweir und dessen Neffen, oder sonst jemand aus der reisenden Familie in den Mund legt. Humphry Klinker ist

nur

nur eine Nebenperson, ein Bedienter vom Hause, der sich aber durch das Sonderbare seines Charakters auszeichnet. Endlich kommt es an den Tag, daß er gar ein natürlicher Sohn des alten Skweir ist, der den guten Purschen anständig versorgt.

Glücklicher Weise ist die Uebersetzung des Buches gerade an den rechten Mann gekommen, der sich ganz in die Denkungsart seines Autors zu versetzen und das Launige des Originals so schicklich in unsre Sprache herüber zu tragen weiß, daß man es vergißt, eine Uebersetzung vor sich zu haben. Die drolligen Ausdrücke hat er völlig in seiner Gewalt. Die niedersächsischen Provinzialausdrücke aber, die er häufig braucht, sind verschiedentlich getadelt worden, wiewohl unserer Meynung nach, mit Unrecht: sie thun hier eine gute Wirkung und vertreten die Rolle der Familienidiotismen, die man im vertrauten Briefwechsel sich erlaubt. Die bewährtesten Redensarten würden eine Uebersetzung, wie diese seyn mußte, nur erschlaffet haben.

Vm.

Friederike oder die Husarenbeute, eine deutsche Geschichte. Erster Band. Nürnberg, bey Hause 1773. 256 S. 8.

Nicht ganz ohne romantische Anlage. Am besten figurirt ein alter Rittmeister Friederikens Pflegevater, dessen Husaren dieses Mädchen ehemals in einem bedeckten Korbe erbeutet haben. Dieser Charakter ist nach der Natur; die Intrigue selbst aber sehr alltäglich.

Vm.

Der Cavalier und Menschenfreund, oder Geschichte des Baron Grandoms, von ihm selbst und in seinem eigenen Tone beschrieben. Leipzig bey Junius 1773. 210. S. 8.

Ein Ritter von der empfindsamen Chevalerie, der auszeucht, unglückliche Mädchen zu beschirmen. Der eigne Ton soll vermuthlich hier so viel als eigenthümliche Laune heissen, davon haben wir aber nicht die geringste Spur gefunden; nichts überhaupt im ganzen Büchlein, als das Gewöhnliche und Alltägliche,

sowohl in Betracht der Geschichte selbst als auch des Tons, den sie halten soll.

Vm.

6. Weltweisheit.

Untersuchungen und Erfahrungen über den Menschen. Berlin, in Verlag der Realschule 1772. 8. 320. Seiten.

Diese Schrift gehöret zu den Versuchen, die Natur des Menschen, seine Beschaffenheiten und Fähigkeiten durch Vereinigung physiologischer und psychologischer Kenntnisse und Bemerkungen zu entwickeln und zu bestimmen. Die Methode des V. scheinet mir zur Erreichung seiner Absicht sehr geschickt zu seyn, und wenn er so, wie er angefangen hat, fortfährt, dieselbe anzuwenden, so zweifle ich nicht daran, daß er einen erheblichen Beytrag zu der Kenntniß des Menschen, der nützlichsten und wichtigsten von allen Kenntnissen, liefern und seinen vorgesetzten Endzweck, leichte Wege ausfindig zu machen, worauf die Vollkommenheit des Menschen und sein Vergnügen vermehret, und worauf er zugleich zu seiner wahren Glückseligkeit sicher geleitet werden könne, in beträchtlichem Maaße erreichen werde. Den ganzen Inhalt dieser Schrift vorzulegen erlaubt mir der Raum nicht; ich werde mich begnügen, eines und das andere auszuzeichnen, das mir merkwürdig und dem V. eigenthümlich scheint, und die wenigen Anmerkungen, die ich hinzusetze, werden, wie ich hoffe, dem Verlangen des eben so bescheidenen als scharfsinnigen Verf. Prüfungen seiner Gedanken zu veranlassen, nicht ganz ungemäß seyn.

Die Abhandlung hat zwey Theile. Der erste handelt von dem menschlichen Körper, in so weit er mit Werkzeugen versehen ist, die der Seele Empfindungen verschaffen und die ihr dazu dienen, Bewegungen zu veranlassen. Der zweyte handelt von den äußern Empfindungen und Gefühlen, und von der Thätigkeit. Was der V. von den körperlichen Werkzeugen der Empfindung, den Nerven, dem Gehirne und Rückenmarke beybringt, ist, seinem eigenen Geständnisse zufolge, aus

Hal-

Hallers Physiologie entlehnt, aber deutlich und mit eigner Kenntniß der Sache vorgetragen. Hiervon zeugt insonderheit die Beurtheilung der verschiedenen Hypothesen, durch welche man die Art und Weise, wie die Nerven der Seele Empfindungen zuführen und Werkzeuge der Bewegung sind, hat erklären wollen. Er will, und zwar wie mich deucht, nicht ohne Grund, daß man mit der Hypothese der Lebensgeister die Mitwirkung der übrigen Bestandtheile der Nerven und des Gehirns verbinde. Auf die gewöhnliche Einwendung, so man gegen diese Meynung macht, antwortet er: „Ist gleich das Gehirn und das Nervenmark breyartig und weich, zeigt es gleich beym Gebrauche unsrer groben Instrumente weder Reizbarkeit noch Elasticität, kann man deswegen mit Gewisheit leugnen, daß dem ungeachtet der Grundstoff und die eigentlichen Bestandtheile davon äußerst elastisch und beweglich seyn könne? „ —

Der Verfasser unterscheidet die gröbere und feinere Orzanisation. Durch die erste versteht er alle Nerven unsers Körpers von ihren Enden an, bis dahin, wo sie sich ihrem Anfange nähern und dem Auge des Zergliederers sich entziehen. Den übrigen feinern Theil derselben, der zunächst der Seele gegenwärtig ist, und ihren Wohnsiz ausmacht, nennt er die feinere Organisation. Er gründet diese ihm wichtige Unterscheidung auf die Bemerkung des Unterscheids der Ideen von gehabten Empfindungen und der Empfindungen selbst, indem nur die erstern, nicht aber letztern, ordentlicherweise in einem gesunden Zustande des Körpers und so lange der Mensch bey sich selbst ist, durch die Wirkung der Seele auf die Anfänge der Nerven hervorgebracht werden, und eine Empfindung nur durch den Eindruck eines äußern Gegenstandes auf die Enden derselben veranlaßt wird. Hieraus schließt er, daß die Werkzeuge selbst, worauf die Wirkung geschieht, verschieden seyn müssen. Denn wenn die Seele in diesem Falle die gröbere Organisation in Wirkung setzen könnte, so würde nicht blos die Idee von der Empfindung, sondern die Empfindung selbst zugleich hervorgebracht werden und gegenwärtig seyn müssen. Einen andern Grund zu dieser Distinction nimmt der Verf.

daher, daß Personen, die das Gesicht und Gehör durch einen Zufall verloren haben, dennoch in ihren Träumen zuweilen sehen und hören, welches seiner Meynung nach, nicht wohl möglich wäre, wenn die gröbere und feinere Organisation nicht wirklich von einander verschieden wären. Die Empfindungen nemlich, welche die Seele im Traume hat, können ihr nicht anders, als durch die Wirksamkeit ihrer unmittelbaren Werkzeuge, d. i. der feinern Organisation, zugeführt werden. Wären nun diese Werkzeuge eben dieselben mit denen, welche die gröbere oder sinnliche Organisation ausmachen, so müste sie ebenfalls zu aller Wirksamkeit untüchtig seyn, sobald die gröbere Organisation der eigentlichen sinnlichen Werckzeuge zur Wirksamkeit untüchtig geworden. — Gegen beyde Gründe läßt sich, wie mich dünkt, noch etwas einwenden. In Ansehung des ersten, nemlich des Unterschieds zwischen Ideen und Empfindungen, möchte sich dieser Unterscheid vielleicht blos daraus erklären lassen, daß in gewöhnlichen Fällen die Seele auf die Anfänge der Nerven nicht so stark wirke, als äussere Gegenstände auf die sinnlichen Werkzeuge, und daß jene nicht durch die Seele in einen solchen Grad der Bewegung gesetzt werden, als durch einen äussern Eindruck auf die zarte Organisation zu geschehen pflegt. Daß aber dennoch die Seele durch ihre Einwirkung eben so gut als ein äusserer Eindruck Empfindungen hervorbringen könne, beweisen alle die Fälle, wo der Mensch seine Ideen für Empfindungen hält. Es scheinet auch hiezu weiter nichts erfodert zu werden, als ein gehöriger Grad von Stärke, womit die Seele auf ihre Ideen wirke, oder ein hoher Grad von Aufmerksamkeit, womit sie irgend eine ihr wichtige oft und mit Interesse beobachtete Idee bis zur Klarheit und Lebhaftigkeit der Empfindung erhebe; wenigstens scheinet dieß bey Enthusiasten statt zu finden. Was den zweyten Grund betrift, so läßt es sich wohl erklären, daß ein Blinder und Tauber im Traume sehen und hören könne, ohne daß man nöthig hätte, einen wesentlichen Unterscheid zwischen der gröbern und feinern Organisation anzunehmen, wenn der Fehler nur nicht in einer völligen Lähmung und Untauglichkeit der Gesichts-

sichts- und Gehörnerven bestehet, sondern nur von einer äussern Hinderniß, etwa einem grauen Staar oder einer Verstopfung der Ohren herrührte, vermöge welcher Hindernisse die Gegenstände beyder Sinnen nicht auf die Nerven wirken, und sie nicht erschüttern könnte. Denn dieser Hindernisse ungeachtet könnte doch die Seele von einem auf dem entgegengesetzten Wege vermittelst der Wirkung auf die Anfänge der Nerven, diese sowohl als ihre Enden bis zu dem zur wirklichen Empfindung erfoderlichem Grade erschüttern. Daß aber die Seele dies im Zustande des Wachens und wenn der Mensch bey sich selbst ist, nicht thut, rührt wohl zunächst daher, daß sie alsdann ihre Wirksamkeit oder Aufmerksamkeit zwischen einer Menge von Empfindungen und Ideen, die ihr gegenwärtig sind, zertheilen muß, und folglich auf irgend eine Idee nicht mit der ausserordentlichen hierzu nöthigen Stärke einwirken kann. Die von dem V. angeführten Gründe scheinen also den Satz, daß die Natur zwischen der feinern und gröbern Organisation eine genaue und weislich befestigte Scheidewand gezogen habe, nicht völlig zu beweisen. Wenn der V. dieser Distinction zufolge, die Verrückung des Verstandes als einen Zustand beschreibt, wo der Mensch seiner feinern Organisation nicht mehr auf die gehörige Art mächtig ist, wo die Verbindungen derselben mit der Seele verrückt und aus ihrer natürlichen Lage gekommen sind: so möchte dieß etwa von solchen Verrückungen gelten, die zunächst von einer äussern oder innern Verletzung oder Beschädigung des Gehirns herrühren, nicht aber von solchen, die von heftigen Affekten zu starrer Aufmerksamkeit auf einen besondern Gegenstand durch einsames Lesen und ununterbrochnes Nachdenken, wie die Verrückung eines Don Quixotte, entstanden sind. Auf diesen Fall scheint der V. überhaupt nicht genug geachtet zu haben. Hier hat, meines Bedünkens, die Seele über einen Theil der feinern Organisation eine zu starke und unproportionirte Gewalt erhalten. Auch von dem Satze, daß die Ursache der Verschiedenheit der Geistesfähigkeiten unter den Menschen nicht so wohl in der gröbern als vielmehr in der feinern Organisation liege, haben mich die Gründe des V. nicht völlig überzeugt. Am wenigsten möchte ich den von der grössern

Vollkommenheit, Schärfe und Feinheit mancher thierischer Sinne hergenommenen Beweisgrund für diesen Satz gelten lassen. Der höhere Grad der Empfindlichkeit mancher Sinnen, z. B. des Geruchs, ist bey den Thieren freylich eine Vollkommenheit, aber würde er es auch bey den Menschen seyn, oder würde er mit der Einrichtung seines Gehirns, der Beschaffenheit seiner Seele, seiner besondern Bestimmung harmoniren? Würde nicht eben dadurch der sinnliche Eindruck auf den schärfern und mit der Empfindlichkeit der übrigen nicht mehr in gehöriger Proportion stehenden Sinn für ihn zu heftig und hinreissend werden, und jene Besonnenheit, oder das Vermögen auf alle seine Empfindungen zu merken, ausgeschlossen werden? Meiner Meynung nach tragen beyde Organisationen das Ihrige zu dem bestimmten Grade der Geistesfähigkeiten eines Menschen bey. Sie hängen beyde genau zusammen, ist die eine stumpf und unempfindlich, nemlich ihrer natürlichen und ursprünglichen Einrichtung nach; so wird es auch die andere verhältnißmäßig gleichfalls seyn. Und wenn übrigens alles gleich ist, wird der Mensch, dessen äussere Sinne die vollkommensten sind, auch im Denken vor demjenigen, der stumpfere Sinnen hat, einen Vorzug haben. Die Beyspiele eines Homers und Miltons beweisen nicht das Gegentheil, denn die Blindheit dieser grossen Dichter rührte nicht daher, daß ihnen vermöge ihrer innern Organisation dieser Sinn des Gesichts völlig abgieng, sondern von äussern Hindernissen her. Wenn der V. im zweyten Theile die verschiedenen Ursachen der äussern Empfindungen anführet, eilt er, wie mich deucht, zu geschwind über seinen Gegenstand weg. Hier hätte er die Empfindungen, die ohne Eindruck eines äussern Gegenstandes, bisweilen entstehen (Hr. D. Unzer nennt sie unächte äussere Empfindungen) erklären können. Auch setzt er den Unterscheid der ersten und zweyten Ursache, nemlich in so fern es die Seele und die feinere Organisation ist, nicht deutlich genug, oder vielmehr gar nicht auseinander, welches doch nöthig war, weil eine jede Wirkung der Seele, nach seiner Theorie, nie unmittelbar, sondern stets mittelbar, durch die feinere Organisation sich äussert.

Die

Die äußern Empfindungen theilt der Verf. in reine und vermischte ein, eine ihm wichtige Unterscheidung, worauf, wie er sehr richtig bemerkt, die Lehre von den Erfahrungen gegründet ist. Die reine Empfindung ist ihm eine bloße Gewahrnehmung der feinern Organisation oder der materiellen Ideen im Gehirn, und es gehört weiter nichts dazu, als was unmittelbar aus der jedesmaligen Wirkung der Nerven entspringt. Wo aber irgend eine Empfindung sonst noch etwas voraussetzt, oder zu ihrer Erzeugung und Bestehung aus dem Vorrathe der Seele oder von ihren andern Kenntnissen und Vermögenheiten sonst noch etwas erfodert, da ist sie vermischt. Diesem zu folge bemühet sich der V. bey seinen scharfsinnigen Beobachtungen über jeden Sinn, deutlich zu bestimmen, was reine und was vermischte Empfindungen desselben sind. Beyläufig merke ich hier an, daß der Verf. bey Gelegenheit des Gesichts behauptet, die reine äussere Empfindung des Gesichts stelle die Gegenstände nicht verkehrt, so wie sich das Bild derselben im Auge abdrückt, sondern in ihrer rechten Lage vor. Er weiß zwar die bekannte Schwierigkeit, die sich hiebey findet, nicht aufzulösen, hoffet aber, daß sie noch werde aufgelöset werden. Meiner Einsicht nach, ist dies bereits von dem seel. Mylius geschehen, der in einem lesenswürdigen Aufsatze gezeigt, daß da der Mensch sich selbst nur vermittelst des Bildes von seinem Körper im Auge sieht, und folglich sich selbst in eben der Lage, wie alle andre Körper erblickt, so könne diese Umkehrung der Bilder, eben weil sie allgemein sey, keine Veränderung verursachen, da die Begriffe von oben und unten blos relativ sind, und wir das oben nennen, was da ist, wo unser Kopf und unten, was da ist, wo unsre Füsse stehen. Man sehe die Litteraturbriefe Th. VIII. S. 268. — Wenn der Verf. bey der Lehre von reinen und vermischten Empfindungen die Seele bey den ersten auf das bloße Gewahrnehmen der materiellen Ideen einschränkt, sie ganz leidend vorstellt, und alle ihre andre Vermögenheiten absondert, so kann ich ihm hierin nicht beystimmen, und ich fürchte, daß wir alsdann niemals eine ganz reine Empfindung haben können. Denn ich kann mir nicht vorstellen, daß sich die Seele gegen die zugeführten Empfindungen je

mals blos leidend verhalte und einem Wachse gleich sey, das alle eingedruckte Formen mit gleicher Leichtigkeit annehme. Sie hat eine eigenthümliche Kraft, die sich in Gegenwirkungen auf die eingedrückten Empfindungen äußert, vermöge der sie dieselben entweder willig auffaßt oder zurückstößt. Es läßt sich auch nicht wohl gedenken, was das bloße Gewahrnehmen der Seele ohne alle Thätigkeit seyn soll. Ist es ein bloßes Bild in einem Spiegel auf einer ruhigen Fläche? Wenigstens muß es die Seele doch betrachten, sich desselben mehr oder weniger bewußt seyn, dasselbe mit Wohlgefallen oder mit Widerwillen betrachten, und dem zu folge darauf wirken. Hat die Seele wesentlich dieses Vermögen, auf ihre Empfindungen zu wirken, wie der Verf. es wohl nicht leugnen wird, daß die Seele mit den Empfindungen noch sonst etwas vorzunehmen weiß, als sie blos gewahrnehmen, warum sollte sie dieses Vermögen nicht gleich bey der ersten Empfindung, die ihr zugeführt wird, äußern oder wenigstens anfangen zu äußern? Und wenn sie dieß nicht gleich anfänglich thut, wie kann denn diese Kraft der Seele jemals zur Thätigkeit erweckt werden, da keine äußerliche Veranlassung hierzu seyn kann, als äußere Empfindung. Kann die Seele, möchte man denken, bey der ersten Empfindung unthätig schlummern, warum nicht auch bey der zweyten und dritten. Mit einem Worte, wodurch anders als durch äußere Empfindungen werden alle Kräfte und Vermögenheiten der Seele in Wirksamkeit gesetzt? und wenn dies ist, so muß hiermit schon bey der ersten Empfindung der Anfang gemacht werden, und es ist folglich die Seele niemals auf ein bloßes leidendliches Gewahrnehmen einzuschränken. Dies sind meine Gedanken und Zweifel über diesen Punkt, die ich dem Verf. zur Prüfung und Berichtigung vorlege.

Auch die Empfindungen und Gefühle unterscheidet der Verf. meiner Einsicht nach, zu sehr von einander; nicht, daß ich es nicht billigen sollte, daß sie mit verschiednen Benennungen bezeichnet würden, allein ein wesentlicher Unterschied scheinet unter beyden nicht statt zu finden, und was der Verf. Gefühle nennt, scheinen mir blos stärkere Empfindungen zu seyn, Empfindungen, die mit einem merklichen Wohlgefallen oder Widerwillen wahrgenommen werden. Einige Eindrücke auf

die

die Sinne müssen stärker oder schwächer seyn, einige die Nerven mehr, andre weniger erschüttern, einige eine der Beschaffenheit und dem Tone der Nerven gemäße, andre eine widrige Bewegung veranlassen, einige ihnen Gewalt thun, andre nicht. Diese Verschiedenheiten müssen nothwendig zugleich mit wahrgenommen werden; und die Wahrnehmung derselben scheint mir das auszumachen, was der Verf. Gefühle nennt. Er wendet zwar dagegen ein, daß man das Angenehme oder Unangenehme, das durch die Empfindung veranlaßt wird, nicht mit der Empfindung selbst vermischen müsse, weil es seinen Sitz nicht in dem sinnlichen Werkzeuge der Empfindung hat. Allein oft kann man es deutlich erfahren, daß der Schmerz oder die Lust von dem berührten Werkzeuge seinen Ursprung nimmt; oft aber verbreitet sich wegen des Zusammenhangs der Nerven die gewaltsame Erschütterung über das ganze Nervensystem, und dann läßt sich der Sitz des Schmerzes nicht so genau angeben; allein dies hindert doch nicht, daß er nicht ursprünglich von einer äussern und innern Empfindung herrühren sollte.

Ich bin weitläuftiger in meinen Anmerkungen geworden, als ich es mir vorgesetzt hatte. Ich würde aber noch viel weitläuftiger werden, wenn ich das viele Gute und Richtige, was ich in dieser Schrift gefunden habe, auszeichnen wollte. Ich erwarte mit Begierde die weitere Fortsetzung dieser scharfsinnigen und gründlichen Untersuchungen und hoffe alsdann im Stande zu seyn, den Lesern von dem Erfolge der Bemühungen des Verf. einige wichtige Proben zu geben. Von eben diesem Verf. (dem Hr. Oberconsistorialrath von Irwing zu Berlin,) ist auch folgende kleine Schrift, die seinem philosophischen Genie nicht weniger Ehre macht.

Gedanken über die Lehrmethoden in der Philosophie an den Herrn von B. Berlin im Verlage der Realschule 1773. 8. 6 Bogen.

Mit Recht verwirft der Verf. als zu unsicher und verführerisch die gewöhnliche spekulative oder sogenannte scientifische Methode, wo man wider den natürlichen Gang des Geistes vom Allgemeinen zum Besondern geht, mit den abstraktesten Ideen anfängt, und aus

den

denſelben die ganze Wiſſenſchaft entwickeln will. Er zeigt, daß man ſie fälſchlich für die mathematiſche Lehrart ausgegeben, und beſchreibt hierauf die ſicherere und richtigere ſynthetiſche Methode, vermöge welcher die Begriffe eben ſo zuſammengeordnet werden, wie man ſie vermöge der Analyſe zergliedert hat. Er beweiſet, daß dies die wahre mathematiſche Lehrart ſey, und empfielt ſie mit ſehr wichtigen Gründen. Es iſt zu wünſchen, daß dieſe Schrift von allen Liebhabern der Philoſophie, inſonderheit ſolchen, die ſie zu ſtudieren angefangen haben, geleſen und erwogen werde, ſo würde weniger Gefahr ſeyn, daß ſie durch das gründlichſcheinende, aber in der That ſeichte Geſchwätz mancher ſtrengen Demonſtranten hintergangen würden.

Bm.

Chr. G. Schütz Grundſätze der Logik, oder Kunſt zu denken. Zum Gebrauche der Vorleſungen. 1773. Lemgo, in der Mayerſchen Buchhandlung. 8vo. 10½ Bogen.

Wenn wir bey einer kleinen, chronologiſchen Berechnung einige dazu nöthige Angaben richtig vermuthen, ſo hat Hr. Sch. dieſe Grundſätze gerade damals geſchrieben, als das Leben und die Meynungen des Mag. Sebaldus Nothanker herauskamen, worinnen behauptet wird, daß ſeit 100 Jahren wenigſtens 500 Logiken erſchienen wären. Da mußte ihm der Gedanke ſehr natürlich aufſtoßen, wie oder ob dann in der That, dieſe Grundſätze unter den ſeit hundert Jahren gedruckten logiſchen Compendien das 501te ſey. Dieſe Bemerkung kann nun freylich zu mehrern Fragen Anlaß geben. Man kann z. E. nachrechnen, ob in gleichem Zeitraume nicht mehrere A B C Bücher in öffentlichem Drucke erſchienen, oder wie ſich die Anzahl der Logiken gegen die Anzahl der Catechismen verhalten müſſe, ob man die Anzahl jeder Art von Compendien feſtſetzen könne oder ſolle, oder wie lange ein jedes ſeine Dienſte zu thun habe, wie lange z. E. ein logiſches Compendium nach Wolfens, Cruſius, Daries, Reuſchens ꝛc. Form zugeſchnitten werden ſolle ꝛc. Hr. Sch. ſagt nun von allem dieſem weiter nichts, ſondern bedienet ſich des Anlaſſes, den ihm der Buchhändler Hieronymus gibt, eigentlich nur,

um

nim nicht wegen der Ausgabe seiner Grundsätze andere in Compendien längst gewöhnliche Entschuldigungen vorzubringen, die oft nichts als eine nicht sonderlich wohl angebrachte Captatio benevolentiae sind. So viel ist immer richtig, daß wer sein Compendium drucken läßt, das will sagen, nicht bloß schriftlich oder in dictatis, oder gar nur in petto behält, von seiner Denkungsart eine öffentliche und von jedem Kennern zu prüfende Probe gibt, da hingegen andere oft nur durch das Nachsagen ihrer Zuhörer bekannt werden. Beydes ist mißlich. Indessen kann wohl derjenige ein recht gutes Compendium liefern, der es erst dann thut, wenn er vorerst das docendo discimus mehrere Jahre durch immer wiederholte Vorlesungen selbst erfahren hat. Nur muß er sich weder einen Schlendrian angewöhnen, noch den Eindruck der Neuheit alt und schwach werden lassen. Denn sonst läßt ihn ein munterer junger Kopf weit hinter sich zurücke.

Jedoch um nun auf Hrn. Sch. Grundsätze zu kommen; so werden darinn die so genannten untern und obern Erkenntnißkräfte zusammen genommen, und die dahin dienende psychologische Bemerkungen vorausgeschickt. Es würde größtentheils Wortstreit seyn, wenn wir untersuchen wollten, ob alles dieses in die Vernunftlehre gehöre oder nicht. Die Geometrie ist schon lange nicht mehr bey dem eigentlichen Feldmessen stehen geblieben, und eben so sind auch in den Vernunftlehren unter den Ueberschriften von Erfahrungen, von historischer Gewißheit ꝛc. solche Regeln vorgekommen, die, wo nicht die Sinnen selbst, doch wenigstens den Gebrauch der Vernunft bey den Empfindungen zum Gegenstande hätten. Den erweiterten Umfang, den Hr. Sch. seinen Grundsätzen gibt, finden wir mit der von ihm beliebten Kürze noch ganz ordentlich proportionirt. Alles ist in kurze Sätze und Formeln zusammengezogen, die aber zahlreich genug sind, um in den Vorlesungen selbst, an das, was man vorzutragen hat, erinnert zu werden. Hr. Sch. hat sich die neuesten Bemerkungen gut zu Nutze gemacht. Die S. 118. vorgebrachten, und von allem Zusammenhange entblößte Sätze, können den Lehrlingen eine vortreffliche Uebung geben, wenn sie dieselbe in Zusammenhang zu bringen suchen; S. 106. ist eine Schlußformel aus Versehen doppelt abgedruckt.

Sw.

C. Bonnet psychologischer Versuch als eine Einleitung zu seinen philosophischen Schriften. Aus dem Französischen übersetzt, und mit einigen Anmerkungen begleitet von C. W. Dohm. 1773. Lemgo, in der Meyerschen Buchhandlung. 8vo., 19 Bogen.

Die buchstäbliche Uebersetzung des Titels müßte eigentlich folgende seyn: „Versuch einer Seelenlehre, oder Betrachtungen über das Thun der Seele, über Gewohnheit „und Auferziehung, denen noch philosophische Grundsätze „über die erste Ursache und ihre Wirkung beygefügt sind.„ Dieser Titel gibt den Inhalt des Werkes hinlänglich an. Daß der Uebersetzer es eine Einleitung zu den übrigen bonnetschen philosophischen Schriften nennt, thut er aus dem Grunde, weil es das erste derselben ist. Es kam 1755 heraus. Dieser Grund ist wohl nicht hinreichend, und dient nur für die, welche etwan die Geschichte der bonnetschen Gedenkensart durchstudiren wollen. Für deutsche Leser enthält sein Buch, nach Abrechnung einiger Hypothesen, weiter nichts neues. Auch mangelt ihm der Zusammenhang, den man über eben die Gegenstände in deutschen Schriften findet. Bonnet liefert Bemerkungen und Aphorismen. Die Bindwörter denn, weil, daher, demnach, da, folglich ꝛc. findet man bey ihm, so wie in den meisten französischen Schriften, sehr selten. Man kann ihrer aber bey dem Gebrauche der Vernunft, und behöriger Kürze des Ausdruckes nicht wohl entbehren.

Sw.

Ueber den Ursprung der Sprachen und der Schrift. Bätzow und Wismar, in der Berger- und Bödnerschen Buchhandlung. 1772. 8. 73 Seiten.

Vor nicht langer Zeit zweifelte man, ob sich über den Ursprung der Sprache mit irgend einigem Erfolge philosophiren lasse, man glaubte bey der Voraussetzung der menschlichen Erfindung derselben Schwierigkeiten über Schwierigkeiten zu sehen, und ein verdienstvoller Geistlicher wagte es nölich, einen so genannten demonstrativischen Beweis für die Unmöglichkeit dieser Erfindung der Welt vorzulegen. Jetzund, nachdem die Untersuchung theils durch die oben gedachte Schrift des sel. Süßmilchs,

wuchs, theils durch die bekannte Preißaufgabe der Berlinischen Academie auf diesen Gegenstand hingelenkt worden, trit ein Schriftsteller nach dem andern auf, und sucht zu zeigen, wie möglich und natürlich es dem Menschen sey, Sprache zu erfinden. Alle diese Erklärer des menschlichen Ursprungs der Sprache haben ohne Zweifel jenem philosophischen Leugner desselben viel zu danken, indem er sie auf die Hauptschwierigkeit aufmerksam gemacht, und den Weg, den ihre Untersuchung nehmen müsse, so deutlich gezeigt hat. Auch der scharfsinnige Verf. dieses gutgeschriebnen Aufsatzes, hat sich mit gutem Erfolge an diese Untersuchung gewagt. Gegen den von ihm angegebenen Weg, auf welchem der sich selbst gelassene Mensch Sprache erfinden konnte, läßt sich, wie mich dünkt, in der Hauptsache nichts wichtiges einwenden, indem die von dem V. dem Menschen, der Sprache erfinden sollte, zugeschriebne Fähigkeiten und Vermögen, zu dieser Erfindung hinlänglich scheinen, da zugleich diese Fähigkeiten und Vermögen von der Art sind, daß man sie dem Menschen auch ohne Sprache und vor dem Gebrauche derselben nicht ableugnen kann. Der Verf. nemlich rechnet zu diesen natürlichen Fähigkeiten nichts weiter als körperliche mechanische Instincte, Empfindlichkeit und Reizbarkeit, Nachahmungs- und Dichtungsvermögen, und endlich eine Fähigkeit oder Anlage zur Vernunft. Er setzt ferner folgende zwey Erfahrungssätze voraus: 1) „Ein jeder Gedanke, ein jeder allgemeiner Begriff, so wie jede Idee eines einzelnen Gegenstandes, ein jedes Urtheil und ein jeder Schluß, läßt sich auf eine äussere oder innere Empfindung reduciren, d. i. bey jeder dieser Thätigkeiten unsrer Denkkraft ist eine aus andern entwickelte und von andern abgesonderte Empfindung in uns gegenwärtig; deren Gegenstand wir eben deswegen, weil er so abgesondert von andern, von uns empfunden wird, mit klarem Bewußtseyn uns vorstellen. 2) Die Aeusserung unsrer Vernunftfähigkeit erfodert eine gewisse Auseinandersetzung unsrer Empfindungen; und eben so umgekehrt, wenn die Vernunft so weit zurückbleiben soll, als sie bey dem ganz verwilderten Menschen wirklich geblieben ist, so müssen die Empfindungen und Einbildungen gleichfalls unentwickelt bleiben. Werden diese auseinander gesetzt, feiner aufgelöset, von einander abgesondert, jede für sich dem Gefühl des Menschen vorgehalten; so kann, wird und muß auch das höhere Vermögen des Verstandes erregt, und in Aufmerksamkeit gesetzt werden.„ Man frägt es sich, kann dies letztere bey dem Menschen, der noch weiter nichts als Thiersprache oder Laute

der Empfindungen hat, in Wirkſamkeit geſetzt werden? Der V. bejahet dieſe Frage; der Menſch kann zwo Empfindungen z. B. des Hungers und Durſtes, ſo wie ſie wirklich verſchieden ſind, auch in ihrer Verſchiedenheit wenigſtens dunkel wahrnehmen, und dem zufolge ſie auch durch verſchiedene Töne, oder eine Abänderung, Erhöhung oder Vertiefung des Tons, wodurch er ſein Verlangen nach Nahrung ausdruckte, anderten. Dieſe Verſchiedenheit des bezeichnenden Tons wird ihm nun wieder ein Mittel, den Unterſchied beyder Empfindungen noch klärer wahrzunehmen, da zugleich das, was bey den Empfindungen gemeinſchaftlich iſt, ihm die eine bey Gelegenheit und vermittelſt der andern vor die Seele bringt, und ihn dadurch nöthiget, ſie unter einander zu vergleichen, oder den Anfang zur Reflexion zu machen. Hierauf folgt Klarheit in den Empfindungen, das, was wir Bewuſtſeyn oder Apperception nennen. Dadurch wird das, was ſonſten nur Empfindung, nur eine Veränderung, ein Eindruck, eine Modification oder eine bloße Vorſtellung war, zu einer Idee und zu einem Gedanken gemacht, ſo wie der thieriſche Ton, durch welchen jenes angezeigt wird, nunmehr in ein Wort einer menſchlichen Sprache übergeht, wenn man demſelben etwa nicht den Titel eines Worts darum verſagen will, weil er noch nicht artikulirt ausgeſprochen wird — Wer ſich die Mühe nehmen will, die Hypotheſe unſers Verf. mit den Gedanken des Hrn. Herders in ſeiner Preisſchrift zu vergleichen, wird finden, daß beyde Schriftſteller das Problem bey aller anſcheinenden Verſchiedenheit im Beſondern, in der Hauptſache beynahe auf gleiche Weiſe aufgelöſet haben, und in der That muß man ſich auf dieſem Wege begegnen, und die Bemerkung machen, daß Vernunft und Sprache zugleich geboren worden, wenn man gründlich über dieſe Materie denkt.

Auch den Urſprung der Schrift hat der V. unterſucht, und über die Verwandlung der urſprünglichen Bilderſchrift in Buchſtabenſchrift eine nicht unwahrſcheinliche Vermuthung geäußert. Es kommt nämlich ſeiner Meynung nach darauf an, daß Jemand den glücklichen Einfall hatte, bey der etwanigen Abbildung der Sache, die durch ein Wort ausgedruckt ward, zugleich auf das Wort oder den Ton Rückſicht zu nehmen, und die Figur nach der Zahl der Sylben, oder hervorſtechenden Laute deſſelben abzutheilen und einzurichten, ſo daß die Figur zugleich ein Bild der Sache ſelbſt, und ihres Nahmens oder bezeichnenden Tons ward. Denn waren ſchon Sylben erfunden, und von der Erfindung derſelben bis zur Entdeckung der Buchſtaben wäre der Schritt ſchon leichter geweſen. Der V. hätte, wie mich deucht,

die

die noch kürzere Veranlassung zu diesem glücklichen Einfalle entdecken und seine Vermuthung noch wahrscheinlicher machen können, wenn er das hebräische Alphabeth mit einiger Aufmerksamkeit betrachtet hätte. Dies Alphabeth nemlich hat die besondere Beschaffenheit, daß die Figuren der Buchstaben, (die alle Consonanten sind, auch das א und ע nicht ausgenommen, ob wir gleich sie nicht mehr auszusprechen wissen,) ursprünglich Nachbildungen solcher Dinge sind, deren Nahmen sich mit dem durch die Figur angedeuteten Buchstaben anfiengen. א, ב, ג wären zugleich Bilder der durch die Nahmen derselben Aleph, Beth, Gimel bezeichneten Sachen, nemlich eines Ochsen, eines Hauses, eines Kamels, und zugleich die Figuren der Consonanten Aleph u. s. w. Man kann annehmen, daß diese Mahlerey anfänglich sehr groß und rohe gewesen, und daher bald in eine noch gröbere Unähnlichkeit mit den abgebildeten Sachen ausgeartet sey. Wenn wir nun setzen, daß die erste Schreiberey in etwanigen Abbildungen der Sachen selbst bestanden, (wie denn das ursprüngliche hebräische oder phönicische Alphabeth ein augenscheinlicher Beweis hievon ist, so war es natürlich, daß man bey Zeichnung dieser Bilderfiguren oder beym Anblicke derselben, an ihre Nahmen oder Ton gedachte, diesen Ton mit dem Bilde associrte, und nach und nach so fest verknüpfte, daß man endlich das Bild der Sache, auch als ein Bild des Tons zu gebrauchen anfieng. Wenn man nun eine neue Sache, für welche man noch kein bestimmtes Bild hatte, und auch nicht füglich erfinden konnte, wenn sie etwa überall nicht sinnlich war, abzubilden hatte, so konnte man in dieser Verlegenheit auf eines von den beyden folgenden Hülfsmitteln verfallen. Entweder ließ man die Einbildungskraft arbeiten, um irgend eine Aehnlichkeit der noch unbezeichneten nichtsinnlichen Sache mit einem sinnlichen bereits abgebildeten oder leicht abzubildenden Dinge zu entdecken, und man gebrauchte alsdann das bereits bekannte Bild der sinnlichen Sache für ein Bild der neuen und unsinnlichen, doch so, daß man, um es in jeden von beyden Fällen unterscheiden zu können, dasselbe ein wenig abänderte und besonders modificirte. Auf diesem Wege, scheint es, hat man die Hieroglyphik oder Zeichenschrift erfunden und erfinden müssen. Oder, welches ein weit glücklicherer Einfall war, man versuchte, wann in dem Nahmen des neu oder schwer abzubildenden Dinges, ein oder mehrere Töne, die schon in der Benennung einer bereits abgebildeten Sache hervorstechend waren, sich merklich hören ließ, das Bild dieser letztern als Zeichen

des Tons zur Bezeichnung der ersten vermittelst ihres Tons zu gebrauchen, und die Figuren der Töne nach der Ordnung der Aussprache hinzusetzen. Und hiemit war die bewundernswürdige Kunst, die Töne zu mahlen, und zu den Augen zu sprechen, im Groben und in ihren Elementen erfunden. Denn noch waren es nur Sylben, oder ein Consonant mit seinem Vocal, die man erfunden hatte. Diese Erfindung würde desto leichter gewesen seyn, wenn die ursprüngliche Benennungen der Dinge, die man zum ersten und am häufigsten zu mahlen Gelegenheit und Bedürfniß hatte, entweder einsylbig gewesen, oder einen sehr hervorstechenden, besonders merkbaren Ton oder Consonante gehabt. Der V. bemerkt dies letztere gleichfalls, und bringt in einer Note eine sehr treffende Beobachtung an, über das, was er den herrschenden Buchstab nennt. War aber der Einfall nur erst mit einem oder etlichen Consonanten ausgeführt, und der menschliche Witz einmal auf diesen Weg der Erfindung geleitet, so konnte er hernach leicht auch bey gröſsern Schwierigkeiten ähnliche Erfindungen machen. Die Geschicht lehret uns aber auch, daß die Buchstaben nicht alle auf einmal, sondern allmählich erfunden worden. Mit dieser Muthmaßung stimmt es auch überein, daß das Alphabet der Hebräer, so wie ihre erste Buchstabenschrift, aus lauter Consonanten bestanden. Was wir nun für Buchstaben halten, waren bey ihrer ersten Entdeckung Sylben, die ihren Vocal schon bey sich führten. Die reinen Vocalen zu bemerken, und von der Modification, die ihnen der beygesellte mit ausgesprochene Consonant giebt, zu unterscheiden, war das rohe ungeübte Ohr nicht vermögend. Vielleicht lag auch die Schuld an den Sprachorganen der ersten Erfinder der Sprache, oder vielmehr war die Beschaffenheit der natürlichen und nachgeahmten Töne der Thiere und schallender Körper die Ursache, daß sie keine Sylbe mit einem reinen Vocal anfingen, sondern die Anfangsbuchstaben wenigstens durch eine gelindere oder stärkere Aspiration zum Consonanten modificirten. So finden wir es nicht nur in der hebräischen und andern verwandten Sprachen, sondern selbst in der Griechischen, die hierin den phönicischen Ursprung ihres Alphabeths verräth. Sollten diese Gedanken richtig seyn, so würde darin eine neue Bestärkung der so schon genug erwiesenen Bemerkung liegen, daß die Vocalzeichen der Hebräer nicht ursprünglich, sondern eine spätere Erfindung sind, nachdem die Sprache aufhörete, eine lebende Sprache zu seyn.

Ich

Ich bemerke noch zuletzt, daß Hr. Hofrath Michaelis der obgemeldten sonderbaren Beschaffenheit des hebr. Alphabeths (in den Anmerkungen über das Gedächtniß, in dem ersten Bande seiner vermischten deutschen Schriften) als eines vortreflichen Kunstgriffs des Erfinders gedenkt, um das mühseligste bey Erlernung einer Sprache, die Kenntniß der Buchstaben zu erleichtern. Allein, ob ich gleich nicht läugne, daß wirklich diese Beschaffenheit des hebr. Alphabets, so lange die Figuren der Buchstaben noch einigermassen ähnliche Bilder der dadurch angedeuteten Sachen war, das Kennenlernen der Buchstaben sehr erleichtert, so kann ich mir doch nicht einbilden, daß der erste Erfinder der Buchstaben oder Sylbenschrift, bey seiner Erfindung an diese Erleichterung des Gedächtnisses gedacht, oder sie zum ersten Zwecke gehabt habe; sie war vielmehr eine natürliche und nothwendige Folge einer aus höhern Absichten versuchten Erfindung. —

Bm.

M. W. Zobel Gedanken über die verschiedenen Meynungen der Gelehrten vom Ursprunge der Sprachen. 1773. 8. Magdeburg in der Seidel- und Scheidhauerschen Buchhandlung. 8½ Bogen.

Auf dem Titel wird anstatt Ursprung der Sprachen eigentlich Ursprung der Sprache gelesen werden müssen. Denn die Frage ist hier nicht, woher die Mehrheit der Sprachen, sondern wo die Sprache überhaupt herkömmt. Der Verf. untersucht erstlich, was in dieser Frage verworren und vieldeutig ist. Sodann erzählt er, was von den ältesten Zeiten an, die Weltweisen und Sprachforscher darüber gedacht haben, nebst den Beweisgründen, die jeder für seine Meynung anführt.

Diese Gründe werden an jedem Orte von Hrn. Z. erwogen, und er bemüht sich, das Mangelnde darin anzuzeigen. Dieses macht den Innhalt des ganzen Werckchens aus. Man könnte es als ein logisches Exercitium ansehen, Trugschlüsse, versteckte Wortstreitigkeiten, unmerklich veränderte Fragen ꝛc. aufzusuchen. Allein hiezu ist doch die gebrauchte Methode nicht strenge genug. Hr. Z. sagt seine eigene Meynung zuletzt nicht anders als in Form einer kurzen Wiederho-

lung deſſen, was ihm bey den vorhergehenden Unterſuchungen am richtigſten zu ſeyn geſchienen. Das hiſtoriſche wird ſo gleich mit eingemengt, da Hr. Z. den erſten Menſchen als unmittelbar und in jugendlicher Stärke von Gott erſchaffen vorſtellt, und dann erzählt, wie er nach und nach zu Ausdrücken und endlich zu einer förmlichen Sprache gekommen. Hr. Z. giebt übrigens dieſes alles nur als das wahrſcheinlichſte an, und läßt ſich in die Betrachtung der nähern Möglichkeit nicht ein, ungeachtet er ſie von andern, deren Gedanken er geprüft hat, ſtrenge fordert. Die Hauptſache berührt und trift er hin und wieder, aber allemal nur gelegentlich und im Vorbeygehen. Doch haben wir einige zur Sache gehörende Betrachtungen nicht gefunden. z. E. daß da die Sprachen immer noch erweitert werden, die Frage auf dieſes einige Stück zurückgeführt werden kann, ob der Begriff bedeuten dem Menſchen ganz natürlich habe in Sinn kommen können. Denn auf dieſem Begriffe beruhet die Erfindung und Erweiterung der Sprache durchaus und ganz allein. Der Unterſchied in dem Gebrauche dieſes Begriffes kommt ſodann auf das natürliche und das willkührliche Bedeuten an. Letzters wird ganz ungezwungen da gebraucht, wo man ſich, um an etwas wiederum zu gedenken, ein Zeichen macht, und dann wo man andern anzeigt, was man dabey im Sinne hat.

Sw.

Batteux Geſchichte der Meynungen der Philoſophen von den erſten Grundurſachen der Dinge. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. 1773. 8. Leipzig in der Dyckſchen Buchhandlung. 22½ Bogen.

Batteux iſt unzufrieden, daß er nach Aufſuchung aller dieſer Meynungen nicht klüger geworden, als er vorher war, und wünſcht, daß verſchiedene Verehrer der Alten aufhören möchten vorzugeben, als wenn die Speculationen des Pythagoras, des Plato, der beyden Zenonen, des Ariſtoteles ſehr reichhaltige Minen wären, woraus ſich noch viele Geheimniſſe würden finden laſſen. Mit Newton iſt er am beſten zufrieden, weil derſelbe nicht den Urſprung der Welt, ſon-

sondern die durch Versuche zu ergründende Gesetze der Bewegung und Veränderungen ihrer Theile zu untersuchen vorgenommen. Die Uebersetzung ist gut.

Sw.

Batteux Moral des Epicurs aus seinen eigenen Schriften gezogen. 1774. Mitau, bey Hinz, 8. 14½ Bogen.

Wir finden nun einmal wiederum einen Franzosen, der sich folgendermassen ausdrückt: „Philosophischer Stoff gehört nur für die Philosophen, das heißt, „für diejenigen, die beym Lesen selbst denken können. „Für diese Gattung von Lesern ist es genug, wenn eine „Schrift den Keim neuer Ideen veranlaßt. Sie können den Schwätzer nicht ausstehen, der gleichsam ein „Faß nur beständig herumrollt, ohne sich um die Gestalt und Grösse desselben zu bekümmern.„ Batteux giebt dieses als einen Grund an, warum er sich sehr kurz gefaßt hat. Unsertwegen hätte er noch kürzer seyn mögen. Vielleicht aber hat er doch den meisten von seinen Landesleuten etwas zugeben wollen. Er findet, daß Gassendi die Moral des Epicurs so rein, den Epicur selbst so sehr zu seinem Helden gemacht hat, daß es bey vielen Lesern von schlimmen Folgen seyn kann. Diesem vorzubeugen, bemüht sich Batteux, den Epicur aus seinen eigenen Schriften kenntlicher zu machen, als Gassendi ihn gemacht hat. Er erzählt demnach erstlich die Verfassung der griechischen Schulen zu der Zeit, da Epicur auftrat, und das: hic summum bonum voluptas est, an die Thüre des Gartens heftete, in welchem er seine Vorlesungen hielt. Hierauf durchgeht er die moralischen Sätze des Epicurs und betrachtet sie auch in Absicht auf ihre Verbindungen mit seinem theoretischen System. Dieses macht den ersten Theil aus. Im zweyten werden die zum Beweise dienende Stellen aus Epicurs Schriften vorgetragen. Im Diogenes Laertius stehen vier seiner Briefe, 44 seiner Grundmaximen, nebst dem Bilde des Weisen. Batteux fängt hier mit der Uebersetzung des dritten Briefes an den Menoeceus an, läßt darauf die Maximen und das Bild

des Weisen folgen, giebt sodann den Brief an den Hermachus, nebst einem Auszuge der beyden Briefe an den Herodot und Pythocles, welche die Physik und die Lehre der Meteoren enthalten. Damit haben wir also den Epicur so ziemlich selbst. Batteux mengt inzwischen immer seine Anmerkungen mit ein, und ist eben auch nicht darauf bedacht, den Epicur wenigstens zuentschuldigen. Von einer wirklichen Rechtfertigung nach des Gassendi Art, ist Batteux weit entfernt. Inzwischen ist doch alles, was man sagen kann, daß Epicur zuweilen die Wahrheit nicht getroffen und in seinem Vortrage nicht den behörigen Zusammenhang habe. Beyde Fehler hat er mit sehr vielen Philosophen gemein. Man kann daher beym Epicur viel wegstreichen und dessen ungeachtet wird noch viel sehr gut bleiben. Oft hätte er aus bessern Gründen beweisen können, was er aus schlechten Gründen nur scheinbar macht. Ist es zum Theil übertrieben, daß das höchste Gut in der Wollust bestehe, so kann man doch im Gegensatze auch nicht behaupten, daß das höchste Gut in der Unlust seinen eigentlichen Sitz habe, oder daß es weder Wohl noch Wehe mit sich bringe. Von dem höchsten Gute haben die griechischen Weltweisen überhaupt verworrene Begriffe gehabt, da sie es in so verschiedenen Dingen gesucht haben. In Rücksicht auf den Menschen besteht es allerdings in der größten möglichen Summe des Guten, so ein Mensch nach seinen Umständen und Fähigkeiten zu erreichen vermögend ist, und in dieser Absicht läßt sichs unstreitig auf die größte mögliche Summe der vergnügten Stunden mit sehen. Aber eine vergnügte Stunde, die zehen verdrüßliche nach sich zieht, wird selbst vom Epikur nicht angepriesen. Er schränkt schon ziemlich ein, was sein Grundsatz Uebertriebenes und Mißbrauchbares hat. Epikur läßt die Götter in Ruhe, sofern er diese zur höchsten Vollkommenheit mit rechnet. Dabey wird nun die größte Thätigkeit freylich vergessen. Indessen ist wenigstens in Absicht auf die Physik so viel nicht damit gefehlt, wo die sogenannten Causae secundae zu untersuchen sind, und wo man sich das: Nec Deus interfit nisi dignus vindice nodus inciderit: zum strengsten Gesetze machen muß. Selbst im Moralischen müssen wir nicht

bey

bey jedem kleinen Anliegen unmittelbare Hülfe vom Himmel erwarten, sondern darauf sehen, was unsere Kräfte und die Fügung der Umstände gewähren können. Daß Epicur die Fürsehung und die Unsterblichkeit der Seele läugnete, darinn hatte er freylich geirrt, und eine solche Irrlehre mit der Mißdeutung des Wortes Wollust verbunden, kann schlechte Folgen haben. Epicur selbst zieht aber diese Folgen nicht, sondern kömmt immer auf das zurücke, was selbst eine auf bessere Gründe gebaute Moral fodert. Man sieht es ihm freylich an, daß er Mühe hat, dem Anstößigen in seinem moralischen Grundsatze auszuweichen. Nur läßt er sich nicht beykommen, die Ausdrücke zu ändern, oder dem Satze eine bessere Wendung zu geben. Hr. Batteux scheint uns in einem nicht unähnlichen Falle zu seyn. Er suchte die schönen Wissenschaften und Künste auf einen einigen Grundsatz zu bringen. Dieser soll in der Nachahmung der schönen Natur bestehen. Hier scheint das Wort Nachahmung in seiner Art eben so anstößig als das Wort Wollust beym Epicur. Und wenn Moliere den Tartüffe nach dem Leben zeichnet, heißt denn dieses die schöne Natur, oder heißt es nicht vielmehr den Abschaum der Natur nachahmen, oder besser zu sagen, vorstellen? Der Unterschied ist also nur, daß Epicur sich in Grundsätzen von mehrerer Wichtigkeit geirrt und unschicklich ausgedrückt hat. Man versetze sich aber auch in seine Zeiten, und man wird finden, wie schwer es ihm seyn mußte, von dem Begriffe seiner Götter den reinen Begrif des höchsten Wesens, und von dem wollüstigen Leben der Griechen den reinen Begrif einer wahren Glückseligkeit abzuziehen. Daß Epicur einen Vorsatz gehabt habe, durch Einführung schädlicher Lehren die menschliche Gesellschaft zu verderben, wird ihm wohl niemand zur Last legen. Also war es Irrthum, der ihn blendete, und dieses ist auch alles, was man wider ihn sagen kann. Bey allem Irrthume sagt er viel Wahres und Gutes. Nur ist es dermalen für uns nicht mehr neu. Wir haben also auch nicht nöthig, es beym Epicur erst auseinander zu lesen. Das einige, was vielleicht noch hervorgezogen werden kann, sind seine Atomen, sofern sie mit den Corpuscules ultramondains des ehrw. *Le Sage* von Genf einige Verwandtschaft haben.

Dieſe ſind bisher noch das einige Mittel, das newtoniſche Geſetz der Schwere durch einen in dem Weltbaue angebrachten Mechaniſmum und zwar nach aller Schärfe zu beweiſen.

Sw.

7. Mathematik.

Ephemerides aſtronomicae anni 1774 ad Meridianum Vindobonenſem, a Maximiliano Hell, aſtronomo Caeſareo-regio. 1773. 8. Wien, bey Trattner.

Die Einrichtung deſſen, was hier zu den Ephemeriden gehört, iſt ſo wie in dem nächſt vorhergehenden Jahrgange geblieben. Es findet ſich auch hier wiederum ein ſehr ſtarker Anhang beygefügt. Die Vorrede dazu iſt an die Aſtronomen gerichtet. Hr. H. trägt darinn vor, wie er nicht geſonnen geweſen, wegen des Durchgangs der Venus vor der Sonne 1769 ſich in Streitigkeiten einzulaſſen, wenn nicht Hr. Delalande einen ihm allzuempfindlichen Anlaß gegeben hätte; dieſe Streitigkeit ſey nun beygelegt, indem Delalande nachgegeben habe ꝛc. Nun wünſche er, daß auch einige andere Aſtronomen und beſonders Hr. Lexell auf eine gütliche Art mit ihm eins werden möge. Zu dieſem Ende findet ſich hier erſtlich ein Schreiben des Hrn. Lexell an Hrn. Hell, worinn erſterer ſeine Einwürfe und Schwürigkeiten vorträgt, letzterer aber ſeine ſehr zahlreichen Anmerkungen und Antworten beyfügt. Da es lauter einzelne Umſtände betrift, ſo können wir nicht füglich einen Auszug davon machen. Es kömmt fürnemlich auf die Frage an, welche Beobachtungen den Vorzug verdienen und was man bey jeder für Fehler vermuthen könne, da ſie doch nicht ganz mit einander übereinſtimmen. Wenn nun ein jeder von den Beobachtern auf ſeiner Beobachtung beharren will, ſo wird man allerdings ohne Zänkerey nicht einig. Dem Hrn. H. gieng es hiebey doppelt wider Sinnes. Hr. Delalande ließ ſich merken,

merken, als dürfte Hr. H. einer Verfälschung seiner Beobachtungen beschuldigt werden können. Hr. Lexell gieng zwar nicht so weit, glaubte aber doch, daß diese Beobachtungen mit unter die mißrathenen gehören. Mit diesen Beobachtungen wollten sich auch die cajanenburgischen nicht gut reimen, und damit konnte Hr. H. nicht darauf bestehen, ohne dem Hrn. Planmann zu nahe zu treten. Diesen würdiget aber Hr. H. keiner Antwort, sondern setzt ihm nur Autoritäten und seine eigene 26jährige Uebung entgegen. Von Hr. Lexell hoffet er auch, daß wenn er werde zu mehrern Jahren kommen, er wünschen werde, vieles nicht gesagt zu haben, zumal da Hr. Lexell bereits anfange, in ein und andern zurücke zu treten; es sey auch nicht fein, daß solche Zänkereyen bekannt oder gar bey Unwissenden zum Gelächter werden: der Unterschied sey ja ohnehin nur sehr geringe; um desto eher werde man eins werden können ꝛc. Argumente von dieser Art mögen nun den Hrn. Lexell überreden. Um auch, so weit es wenigstens die Sache selbst zuläßt, zu überzeugen, fügt Hr. H. einen Zusatz bey, wo er erstlich sieben Regeln angiebt, nach welchen er die verschiedenen Beobachtungen prüft, und dann auch über die Merkmale einer guten Beobachtung, die von Hrn. Lexell angegeben worden, seine Meynung sagt. Alles dieses mag künftig noch denen Stoff geben, welche die Vernunftlehre des Wahrscheinlichen bearbeiten wollen. Zuletzt führt Hr. H. ganz kurz noch acht Gründe an, warum er bey der Meynung bleibe, daß die aus den Beobachtungen zu Taiti und zu Wardehus geschlossene mittlere Sonnenparallaxe von $8\frac{7}{10}$ Secunden als die eigentlich richtige ansehe. Diese Gründe sind unstreitig nicht so ganz ohne Gewicht, und wenn sie auch den Beyfall nicht schlechthin abnöthigen, so kann man es inzwischen auf künftige Anlässe ankommen lassen, da die Sache immer einer noch genauern Berichtigung fähig ist. Auf der 140sten Seite fängt eine Abhandlung des P. Pilgram an, worinn gewiesen wird, wie man die Parallaxe der Sonne finden könne, wenn die beyden innern Berührungen der Venus an einem Orte sind beobachtet worden. Die Auflösung ist algebraisch, und wird auf die 1769 angestellten Beobachtungen angewandt. Zum Beschlusse folgt noch ein Anfang, wo der

chung-

chinesische Mandarin P. Hallerstein die Frage auflöst, wie bey den Sonnenfinsternissen der kleinste Abstand der Mittelpunkte gefunden werden könne, wenn man vor und nach dem Mittel der Finsterniß die Zeiten bemerkt hat, wo die Zolle der Verfinsterung gleich sind. Die Auflösung ist trigonometrisch und sodann algebraisch angegeben, und wird erstere auf die von P. Hallerstein 1770. den 25 May Vormittags zu Peking beobachtete Sonnenfinsterniß angewandt. Es bleibt bey der gebrauchten Methode eine Schwürigkeit zurücke, die noch erst erörtert werden muß. Hr. Hell sagt, daß ihm dieselbe bereits auch bey andern Finsternissen vorgekommen.

Wir werden nun noch anzeigen, daß Hr. Hell auch mit den Verfassern der allg. d. Bibl. nicht ganz zufrieden ist; sondern an dieselben einen übrigens sehr höflichen Brief geschrieben hat. Die erste Stelle, wobey er sich aufhält, steht im 2ten Theile des XI. Bandes der allg. d. B. unten auf der 289sten Seite bis zu Ende der Recension. Es geschieht daselbst des Hrn. P. Hell eigentlich nur gelegentlich Erwähnung, „daß er nemlich die Anmerkung (wie es möglich ist, das Bild eines Sterns durch ein Fernrohr doppelt zu sehen) auf den Satelliten der Venus angewandt und denselben für nichts anders als den Wiederglanz des Planeten im Fernrohr angegeben habe.„ Hiebey ist nun zu bemerken, daß Hr. H. den Wiederglanz nicht nur im Augenglase des Fernrohrs, sondern zugleich auch im Auge selbst zu seiner Erklärung gebraucht, und dieses letztere sich als seine Erfindung zueignet. Damit ist demnach die Sache in facto genauer erzählt, als es daselbst im Vorbeygehen geschehen. Hr. H. hält sich ferner bey den darüber geäusserten Schwürigkeiten auf, verweiset uns auf seine zugleich mit eingeschickte Schriften und fügt noch mehrere Betrachtungen bey. Wir erkennen seine Mühe mit Dank, und hoffen, es werde ihm seine Ruhe nicht stören, wenn wir uns weiter nicht einlassen. Denn Hr. H. würde zu viel zu thun bekommen, wenn er alle und jede und in allen Sachen wollte auf seine Meynung bringen. Es ist immer gut, der Entscheidung der Leser, und selbst oft der Nachwelt etwas zu überlassen. Auf den Trabanten der Ve-

nus

uns haben wir übrigens keinen Anspruch zu machen, und in sofern ist uns das Daseyn oder nicht Daseyn desselben ganz einerley.

Die zweyte Stelle findet sich im XXten Bande der a. d. B. auf der achten und folg. Seiten. Hr. Hell meldet, daß ihm freylich der daselbst erwähnte Verdacht treffen würde, wenn er ohne höhern Befehl seine wahrhaftische Beobachtungen der Venus zurückbehalten hätte, daß aber von diesem Verdachte gar keine Rede würde gewesen seyn, wenn sein Schreiben an Hrn. Lalande von diesem, so wie es war, bekannt gemacht worden wäre. Wir haben hierauf nichts weiters zu sagen, als daß wir ihm beydes glauben, und (wie wir uns bereits im XXten Bande voraus erklärt haben) seiner Redlichkeit alles zutrauen wollen. Damit lautet unsere zweyte Aussage so wie die erste.

D.

Hamburgische Waarenberechnungen oder Sammlung richtiger und ausführlicher Calkulationen verschiedener von andern Handelsplätzen nach Hamburg gesandter, oder von Hamburg nach andern Orten verschickter Waaren. Erste, Zweite und Dritte Sammlung, 71 Bogen Schreibpapier in 4to. Hamburg 1772. 1773.

Diese Sammlungen sind auf dem Kaiserl. privilegirten Addreß-Contoir zu Hamburg herausgegeben. Der Titel sagt fast schon hinlänglich, was sie enthalten und wozu und in wie ferne dieselben brauchbar seyn sollen. Sie liefern also eine ziemlich starke Sammlung von Waaren-Berechnungen oder Facturen; wenn nemlich Waaren von fremden Oertern nach Hamburg gesandt werden, was den Einkaufspreis und die Versendungskosten ausmagen, wie die fremde Valuta in Hamb. Geld reducirt wird, was alsdann noch beym Empfange für Spesen zu berechnen sind und wie viel die gesandten Waaren in Hamburg Valuta betragen, oder im Gegentheile, wenn Hamburg Waaren nach fremden Oertern absendet, wie alle dabey vorfallende Spesen berechnet werden müssen, und was der hamburgische Kaufmann

den

den auswärtigen dafür zu berechnen habe. Diese Calculationen sind den Waaren nach, nach dem Alphabet geordnet. Ihre Brauchbarkeit ist vornemlich nur auf Hamburg gerichtet und eingeschränket. Die vielen Rechen- und Druckfehler, womit vornemlich die erste Sammlung angefüllt ist, sind wol ein Beweis, daß der Herausgeber mehr auf eine eilfertige Compilation bedacht gewesen, als seinen Mitbürger etwas correctes zu liefern, ob es gleich der Titel verspricht. Sein Ansuchen, daß der Leser dergleichen kleine Verstöße zu verbessern belieben wolle, entschuldigt ihn nicht, da die Genauigkeit in den Berechnungen das Wesentlichste dieser Sammlungen ausmachen sollte. Der Herausgeber setzt voraus, wie er in der Vorrede zur ersten Sammlung sagt, daß diejenigen, die sich dieser Sammlungen bedienen, des Herrn Kruse hamburgischen Contoristen sich werden ausgebeten haben, um die Reduction der fremden Gewichte und Maße daraus zu finden, wovon dieser Contorist die genaueste Nachricht ertheile. Dieß ist nun freylich hiezu unumgänglich nöthig, demohngeachtet hätte doch der Herausgeber lieber jedesmal ansetzen sollen, wie die fremden Gewichte in den hamburgischen nach des Herrn Krusens Angaben zu reduciren sind.

*

8. Naturlehre, Chymie, Mineralogie und Naturgeschichte.

Caroli a Linné Systema naturae ex editione duodecima in epitomen redactum et praelectionibus academicis accommodatum a *Johanne Beckmanno*, professore oeconomiae ordinario. *Göttingae*, 1 vol. in 8.

Jetzt zweifelt wohl kein Unpartheyischer mehr daran, daß, bey einem gründlichen Unterrichte in der Naturgeschichte, das linneische System so lang zum Grunde gelegt werden muß, bis ein neues, vollständigeres

res und genaueres jenes verdränget hat. Weil aber die Stockholmische Ausgabe zu theuer, auch gewissermassen zu weitläuftig ist, um bey akademischen Vorlesungen gebraucht zu werden, so hat Prof. Beckmann diesen bequemen Auszug drucken lassen, dessen erster Band aus 16 Bogen und der andere aus 24 Bogen besteht. Die Synonymen sind weggelassen, auch diejenigen Arten, die selten vorkommen, und von denen man noch keinen Gebrauch zu machen weis. Unter diesen Umständen ist auch wohl ein ganzes Geschlecht ausgelassen worden. Dennoch sind die Zahlen der Geschlechter und Arten unverändert gelassen, um nicht die Anführung und Nachschlagung im System zu erschweren. Man findet also in diesem Auszuge die Vorberichte von den Naturreichen und ihren Klassen, ohne alle Aenderung; die ganzen Verzeichnisse der Geschlechter mit ihren kurzen Kennzeichen; alle Geschlechter und Arten, von denen man in der Medicin und Oekonomie einen Gebrauch zu machen weis; alle, die wegen eines besondern Umstandes vorzüglich merkwürdig sind, auch die man in Naturaliensammlungen als Seltenheiten anzusehen pflegt. Zur Erleichterung der Anfänger sind auch die gewöhnlichsten deutschen Namen hinzugesetzt; und diese sind, eben wie die lateinischen, in Register gebracht. Der erste Theil enthält die Thiergeschichte, der andere die Botanik. Vielleicht ist die Mineralogie übergangen, weil sie schon selbst nur einen kleinen Band ausmacht.

Auch hat Prof. Beckmann angefangen die Terminologie der Theile der Naturgeschichte einzeln drucken zu lassen. Wir haben bereits die Terminologiam Conchyliologiae, die nur einen Bogen ausmacht, und erwarten die übrigen.

A.

Onomatologia forestalis - piscatorio - venatoria; oder vollständiges Forst- Fisch- und Jagd-Lexicon. Frankfurt und Leipzig, 1772. drey Bände in gros Octav.

Dieses Wörterbuch verdienet einen Vorzug vor den meisten Wörterbüchern, und sonderlich vor seinen Namensverwandten, den übrigen Onomatologien. Es

ist

ist wirklich im hohen Grade vollständig, auch in den vornehmsten Artikeln ausführlich; die Artikel sind nicht zum tausendsten male aus andern gangbaren Wörterbüchern ausgeschrieben, sondern wenigstens die allermeisten sind gewiß neu. Die praktischen beweisen einen Verf., der ein geschickter und erfahrner Forstkenner seyn muß; so daß es einen nicht leicht gereue, das Werk wegen einer praktischen Sache nachgeschlagen zu haben. Aber eben deswegen bedauren wir äusserst, daß alle Artikel, die in die Naturgeschichte einschlagen, und die für den handwerksmässigen Förster, der sich mit dem possirlichen Titel eines hirschgerechten Jägers breit und lächerlich macht, transcendentalisch sind, gar erbärmlich gerathen, und nicht um ein Haarbreit breit besser, als in denjenigen Büchern sind, die, vor der Reformation der Oekonomie durch die Naturkunde, geschrieben worden. Auch der Stil ist meistens sehr schwerfällig, und die Vorreden, — ach, sie hätten alle drey wegbleiben mögen! Die Artikel, welche mit der Rechtsgelahrheit zusammenhängen, sind nicht schlecht.

A.

Thesaurus rei herbariae hortensisque universalis, exhibens figuras florum, herbarum, arborum — Allgemeines Blumen- Kräuter- Frucht- und Gartenbuch, in welchem ganz neue und nach der Natur abgemahlte Figuren, von Blumen, Kräutern — — vorgestellet werden; nebst einer lateinisch- und deutschen Beschreibung ihrer Theile, Form, Gestalt und Nutzen. — Herausgegeben in Nürnberg von G. W. Knorrs Erben. Erster Theil 1770. Zweyter Theil 1772. Fol.

Es ist doch ein wahrer Schaden, daß die geschickten Nürnbergischen Künstler meistens ohne allen, oder doch vernünftigen Plan arbeiten. Dieses theure Werk enthält nun 301 ausgemahlte Kupfer von ohngefähr 330 Pflanzen. Wären diese diejenigen Pflanzen, welche in der Arzney, oder da wir da schon so viele Abbildungen haben, wären es die, welche in der Oeko-

Oekonomie vorkommen, oder wären es alle bekannte Gartenblumen u. s. w. so wüßten die Käufer, was sie hätten, und sie hätten etwas vollständiges. Aber dagegen findet man hier wieder allerley, aus allerley Klassen und Ordnungen; nur reine Gläser, und nur ein paar Cryptogamisten. Was soll man nun hier weiter erwarten? oder in welcher Absicht hat man hier so etwas vollständiges, daß man andre theure Werke dabey entbehren könnte? Gut sind die Zeichnungen, auch die Mahlerey. Der Text ist zum Theil von dem tübingschen Professor P. S. Gmelin, zum Theil aber von dem Hrn. Professor G. K. Böhmer in Wittenberg. Also sind denn auch die Beschreibungen gut und brauchbar, doch müssen wir gestehen, daß, sonderlich diejenigen, welche dem sel. Gmelin gehören, unausstehlich weitschweifig und monotonisch sind. Unter den Synonymen kommen auch die Linneischen und Hallerischen Benennungen vor, welche, so wie die Register der deutschen, französischen, italienischen, spanischen und englischen, auch holländischen Namen dem Werke zur Empfehlung dienen.

A.

Bericht vom Bergbau. Leipzig bey Crusius 1772. 4.

Wir besitzen dieses Werk schon seit dem Jahre 1769. und sehen, daß man hier nur die Jahrzahl auf dem Titel geändert hat, auf dem auch sonst Freyberg in Verlage der Bergakademie, statt Leipzig stand. Der Verfasser ist J. G. Bern, aber der geschickte H. Oberberghauptmann von Oppel hat es bis §. 510 mit guten Anmerkungen versehn; er starb aber vor Endigung der Arbeit. Das Werk hat sechs Abschnitte: 1. von den Gebürgen überhaupt und den Lagerstädten der Mineralien. 2. Vom Grubenbau. 3. Von Beförderung des Wasserzugs. 4. Von Ausförderung der Grubenwasser. 5. Von den Hebzeugen, die zur Herausförderung der Erze gebraucht werden. 6. Von Aufbereitung der Erze. Wir bedauren mit dem Herausgeber, daß das Werk nicht diejenige Ordnung und Deutlichkeit hat, die ein Lehrbuch haben muß, wie wohl wir versichern können, daß es allerdings viel gutes enthält. Die 18 Kupfertafeln sind lehrreich, auch gut gezeichnet. Mehr mögen

wir hier von einem bekannten Buche nicht sagen. Möchten uns doch die Lehrer bey der Bergwerksschule in Freyberg (denn Akademie schallet doch wahrlich zu stark) bald noch etwas vollständigeres liefern!

A.

Monath-Schrift von nützlichen und neuen Erfahrungen aus dem Reiche der Scheidekunst und andern Wissenschaften. Erster Monath, von J. A. Weber. Tübingen 1773. 8.

Wenn uns der Hr. Verfasser nicht ein Exemplar geschickt hätte, so würden wir dieses Werkchen gar nicht kennen; denn wir haben es in keinem Buchladen angetroffen. Es soll allerley chemische Versuche enthalten. Zuerst steht hier, was der Verf. der Medicus in Tübingen ist, unter des Oerstedts Mercurio animato gefangen hat. Goldstecke erblickte er doch, aber der Meyersche Merkur betrog ihn gänzlich. Hernach etwas von Erhaltung der Schwefelsäure. Es scheint doch immer noch, als ob die Engländer ganz besondere Vortheile zur Bereitung des Vitriolöhls haben. Der dritte und letzte Aufsatz betrift die Verfälschung des Zinnobers, die gar nicht unbekannt. Wir erwarten die Erfüllung der Versprechungen, die der Verf. am Ende thut.

A.

J. Chr. P. Erxleben Anfangsgründe der Naturgeschichte. Zwote Auflage. 1773. 8. Göttingen und Gotha bey Dietrich, 40 Bogen, 6 Kupferbl.

Die Vorrede der ersten Auflage ist hier auszugsweise beybehalten worden, und eine neue hinzugekommen. Die Figuren beziehen sich nicht durchaus unmittelbar auf den Text, welcher zum Theile schon abgedruckt war. Es ist aber eine besondere Erklärung derselben beygefügt worden. Die Geschichte selbst, so wie die Anzeige der Schriftsteller, ist bis auf die Neusten fortgesetzt worden. In der neuen Vorrede wird besonders untersucht, was zur Universalnaturgeschichte gehört. Hier macht nach unsrer Einsicht der Name die meiste Schwürigkeit. Die Geschichte ist überhaupt die Erzählung

lung einer oder mehrer Begebenheiten, Handlungen, Verfahren ꝛc. Die Naturgeschichte wird diesemnach die Erzählung der in der Natur vorkommenden Veränderungen, Perioden ꝛc. oder auch die Erzählung des Verfahrens der Natur in ihren Veränderungen seyn. Die Allgemeine oder Universalnaturgeschichte beziehet sich nur auf die Hauptveränderungen, und die allgemeinsten Gesetze derselben. Diese Erklärungen sind nun diejenigen, so die Bedeutung der Wörter allgemeine oder Universalnaturgeschichte erfordert, und eine nächste Folge davon ist, daß z. E. das Allgemeine aus den meteorologischen Bemerkungen einen Theil davon ausmacht; und überhaupt auch viel aus der allgemeinen Physik mit hinzugerechnet werden muß. Man ist aber von diesen Begriffen sehr merklich abgewichen, in dem man die Naturgeschichte auf das Stein- Pflanzen- und Thierreich, allem Ansehen nach aus Ermangelung eines speciellern Namens, eingeschränkt hat. Will man nun wenigstens den Begriff der Geschichte noch beybehalten, so erlangt man den Begriff einer Erzählung der Veränderungen oder des Verfahrens der Natur in ihren drey besondern Reichen auf dem Erdball ꝛc. Dieser Begriff stellt nun gewissermassen ein Ganzes vor, erschöpft aber den Begriff Naturgeschichte noch lange nicht, sondern muß auf die Geschichte der drey Naturreiche des Erdballes (in Gegensatz der uns sehr unbekannten Naturreiche in den Sonnen, den Planeten, den Cometen ꝛc.) eingeschränkt werden. Ueberdies läßt sich noch ein Begriff hiebey gedenken, welchen wir durch die Physiologie der drey Naturreiche andeuten können. Es ist dieser Begriff ein sich sehr weit erstreckendes Abstraktum der in den medicinischen Lehrbegriffen vorkommenden Physiologie des menschlichen Körpers. Nach diesen vorläufigen Anmerkungen können wir nun anzeigen, was Hr. E. zu seiner Universalnaturgeschichte rechnet. 1. Sie zeigt den Unterschied unter den Körpern, so fern sie organisirt sind oder nicht. 2. Sie lehrt die Zusammensetzung und den künstlichen Bau der organisirten. 3. Sie erzählt ihr Erzeugen, Aufwachsen, ꝛc. 4. Sie beschreibt die Zusammensetzung und Mischung der Mineralien. 5. Sie ordnet die Körper der Naturreiche nach ihren gröstten Aehnlichkeiten in allgemeine Klassen. 6. Sie be-

trachtet alles in Rückſicht auf das ganze Syſtem des Erdballs ꝛc. Man ſieht, daß Hr. E. Geſchichte und Beſchreibung zuſammennimmt. Er ſagt auch ausdrücklich, daß unter dieſen Erforderniſſen eine allgemeine Anatomie und Phyſiologie mit begriffen ſey. Vielleicht würden dieſe beyden Theile füglicher abgeſondert, ſo daß man erſtlich lerne, was die Körper ſind, und dann, was ſie für Veränderungen leiden, und wie ſie in Abſicht auf dieſe Veränderungen von einander abhangen. Unſers Erachtens müßte dann nicht die Aehnlichkeit, ſondern eben dieſe Abhänglichkeit zum Grunde einer eigentlichen Naturgeſchichte gelegt werden. Das Ganze wird dadurch aus einem ungleich wichtigern Geſichtspunkte überſehen. Wir finden übrigens, daß Hr. E. ſich ganz ordentlich an ſeinen vorgezeichneten Plan gehalten. Die Vorzählung der einzelnen Gattungen und Arten hätten aus einer allgemeinen Naturgeſchichte wegbleiben können, zumal da Hr. E. außer den gemeinſamen Merkmalen der ganzen Klaſſen, von den Gattungen nichts als die bloſſe und doch in eben ſo viele beſondre Zeilen geſetzte Namen angiebt, und überdieß in den Claſſificationen ſelbſt noch ſo gar viel willkührliches iſt.

Fm.

C. Bonnets Betrachtungen über die Natur mit den Zuſätzen der italieniſchen Ueberſetzung des Abt Spallanzani und einigen eignen Anmerkungen herausgegeben von J. D. Titius. Zweyte Auflage 1772. Leipzig bey Junius 43½ Bogen. 3 Kupferbl. dritte Auflage 1774.

Daß die erſte Auflage von dieſem Werke bald aufgekauft ſeyn würde, konnte man aus mehrern Gründen voraus vermuthen. Man ſehe Allg. d. Bibl. XI. B. 2. St. Spallanzani hat es ins Welſche überſetzt, und eine ſehr lange an den Verf. gerichtete Vorrede nebſt vielen und weitläuftigen Anmerkungen dazu geſchrieben, wo er ſeine Kenntniſſe und Beleſenheit auskramt. Hr. T. zieht nun dieſe ſehr ins Kurze, und begnügt ſich, die Stellen, ſo Spallanzani von Wort zu Wort anführt, anzuzeigen, und immer nur das beyzubehalten, was des

Verf.

Verf. Abſicht, nur allgemeine, und theils auch nur flüchtige Blicke auf die Natur zu thun, angemeſſener war. Ein dieſer zweyten, wie auch der dritten Auflage beygefügtes alphabetiſches Regiſter macht dieſelbe in mehrern Abſichten noch brauchbarer.

Fm.

Neue phyſikaliſche Beluſtigungen, Erſten Bandes erſte und zweyte Abtheilung, Prag bey Höchenberg und Comp. 1770 gr. Octav 1 Alph. 3 Bogen nebſt 3 Kupf.

Zweyten Bandes erſte und zweyte Abtheilung 1771, 21 Bogen 2 Kupfer.

Schon aus dem Titel wird man auf eine periodiſche Schrift nach Art der phyſikaliſchen Beluſtigungen oder des Hamburg. Mag. rathen, worin Originalabhandlungen und Ueberſetzungen von kleinen Schriften über angenehme Gegenſtände abgedruckt ſind, und zwar ſoll alle halbe Jahre eine Abtheilung herauskommen, und zwo davon einen Band ausmachen. Es wäre wohl nicht überflüßig geweſen, jedesmal anzuzeigen, woher die entlehnten Abhandlungen, die nicht immer aus fremden Sprachen überſetzt ſind, genommen worden. Die ſchlechte Deutſch verſchiedener Aufſätze erträgt man eher noch, als gewiſſe erheblichere Nachläſſigkeiten, die nicht ſelten vorkommen, z. B. 1 Band S. 118. „Die Poros müſſen eröffnet werden.„ ... Wir zeigen nun die Originalſtücke, oder die weniger bekannten an.

1. Band. 1 Abth. 1) Jacob O Reilly vom Stecknitzer Geſundbrunnen, aus dem Latein. überſetzt S. 1. Stecknitz liegt an der Eger, das Waſſer ſoll mit dem Spaawaſſer groſſe Aehnlichkeit haben, oder nach S. 46. ſo gar wenigſtens damit um den Vorrang ſtreiten. Sonderbar klingt es, daß dies Waſſer in dem ſtarken zuſammenziehenden, eiſenhaften und vitriolischen Geſchmacke dem beſten Burgunderweine nichts nachgeben ſoll; auch verſichert der Verf. daß es in der allerſtrengſten Kälte nicht gefriere, noch ſeine Kühle in den heiſſeſten Sonnenſtrahlen gemindert werde. 2) Franz Jeno, aus der Geſ. Jeſu, von Seeverſteinerungen und Foſſilien, welche

bey Prag zu finden sind. S. 65. Der Verf. untersucht zugleich, wo die Versteinerungen herkommen, und glaubt, sie rührten von der Sündfluth her: aber allgemein kann man diese Meynung jetzt wohl nicht nennen. Daß die Gegenden, wo sie sich finden, vor Zeiten der Boden des Meeres gewesen seyn, kann sich der Verf. nicht überreden; und sonderbar ist es, daß er es von Böhmen deswegen nicht glaubt, weil er in der Geschichte keine Nachrichten davon findet (dergleichen es gar nicht geben kann) und weil Böhmen schon 600 Jahre vor Christi Geburt bewohnt gewesen sey. 5) Ein Ungenannter von neuen Thieren und Pflanzen S. 125. wohin der Verfasser auch Ausartungen zählt: schwerlich möchte wohl das Rennthier in Lapland aus dem Hirsche entstanden seyn. S. 136. hält der Verf. nichts für gewisser, als daß sich der Haber in Rocken und Weizen verwandele. Eine magere leere Abhandlung über einen sehr fruchtbaren Gegenstand, deren Verfasser es vorzüglich an Belesenheit zu fehlen scheint.

2 Abtheil. Bey Gelegenheit von Dulacs Nachricht von den Weinbergen und Weinstöcken in den Provinzen Lyonnois, Jover und Beaujolois erinnert der Uebers. S. 207. daß zu Melnick in Böhmen ein rother Wein wächst, von Reben, die Kaiser Carl IV. aus Burgund hat kommen lassen, den die Franzosen selbst 1741 für Burgunder Wein getrunken haben. 2) Gedanken von der Struktur des Holzes. S. 208. eine weder theoretisch noch praktisch wichtige Abhandlung. Bey dem sechsten Aufsatze S. 288. ist zu erinnern, daß das Thier, wovon darinn geredet wird, nicht der Torpedo oder Krampffisch, sondern der Zitteraal ist. 11) Franz Xeno Beschreibung des bey Prag vor dem Wissehraderthore belegenen Kalksteinbruches, seinen Seeversteinerungen und andern Fossilien S. 362. wobey Rosinets Einfälle von den Versteinerungen widerlegt werden.

II. Band. 1. Abth. Franz Xeno Untersuchung des bey Weissel und Reindlitz unweit Aussig im Anfange des Jahres 1770 beobachteten heftigen Erdbebens S. 1. mit einer Charte der durch dies Erdbeben beschädigten Gegend, denn es richtete ansehnliche Verwüstungen darin an.

2 Abth. 7) Nic. Poda, aus der Ges. Jesu erechnung von Hölls Luftmaschine, die zu Schemnitz 1753 bey dem dasigen Amalienschachte eingelassen orden (ist auch besonders abgedruckt, Wien bey Hilyer gros Octav.) S. 203. mit einer Abbildung der Maine. Das Wasser in der Grube wird vermittelst derselben durch Luft gehoben und zu Tage ausgeführt; die uft wird vorher durch das Wasser selbst zusammengeruckt, ohngefähr wie im Heronsbrunnen. (Eben diese Maschine, die ziemlich kostbar seyn muß, wird auch beschrieben und abgebildet in Poda Beschreibung der chemnitzer Maschinen S. 57.) 8. Joh. Thad. Ant. eithner über die Frage: wann haben die Silbergwerke zu Joachimsthal ihren Anfang genommen? ie groß war ehemals ihre Ausbeute? wann und as waren die Ursachen ihres Verfalls? S. 249. Die genannten Werke sind schon vor 1437. im Gange ewesen; 1518. stieg die Ausbeute ein Quartal auf 0000. thl.: das Jahr darauf erhielt Joachimsthal om Grafen Steph. Schlicken die Stadtfreyheit. Vom Quartal Crucis 1516. bis auf das Jahr 1602. wurden nach Abzug des Bergzehntens, des Schlagschatzes nd aller übrigen Unkosten 4757165. rthl. Ausbeute ertheilt, welche bey der jetzigen Silbertaxe nahe an 2. Millionen fl. rhein. ausmachen. Die Ursache des Verfalls setzt der Verf. in der Kürze der Anbrüche, welche macht, daß die Ausbeute manchmal plötzlich fällt, so, daß die Gewerken nicht haushaltig bleiben. Auf dem Harze dient dagegen ein gewisser Vorrath, den man von der Ausbeute beym Zehnten sammlet und nicht gleich vertheilt; eine sehr nützliche Einrichtung. Hierzu kommen noch allerley entstandene Unordnungen, die der Verf. weitläuftiger erzählt, worunter insbesondere die Emigration der gedruckten bemittelten Protestanten 1656. gehört, welche nachher in Sachsen Johanngeorgenstadt und sächsisch Wiesenthal anlegten.

Th.

Neue Sammlung von einigen alten und sehr rar gewordenen philosophisch und alchymistischen Schriften, als eine neue Fortsetzung des bekannten

deutschen Theatri chymici. Vierter Theil. Frankf. und Leipzig, im Krausischen Buchladen 1772. 404. Oktavseiten.

Diese trostlose Sammlung enthält folgende Schriften 1) Lullius redivivus denudatus, oder dessen 34. weltbekannte Kunstproben. Wenn einer seine ganze Vernunft gefangen nehmen kann, und einen eisenfesten Glauben hat, so wird er sich doch für den Gewinn von diesen Kunstproben nicht einmal satt essen können. (Doch wird hier der Verleger nicht mit begriffen.) 2) Ein auserlesener herrlicher Traktat von dem philosophischen Wasser. Dieses Wasser wird von den Philosophen als ein allgemeines Auflösungsmittel ausgeschrien. Möchten sie doch ein Wasser erfinden, das nur die einzige Eigenschaft hätte, daß es alle Druckerschwärze, ohne das Papier zu beschädigen, auflösen könnte! Dann wäre, in Ansehung des Nutzens, der Alkahest eine Kleinigkeit. Wie viel Papier könnte vom Makulatur gerettet werden! 3) Christophori Parisiensis Elucidarius. Dem Arbeiter wünschen wir viel Glück und philosophischen Verstand. Er wird ihn dabey brauchen. 4) Vier unterschiedene chymische Traktätlein in alten deutschen Reimen. Voll von Unsinn. Der Verleger hat den wohlbedächtigen Kunstgrif gebraucht, und zu gleicher Zeit jedes dieser Traktätlein besonders drucken lassen, daß also mancher Käufer das Glück bekömmt, diese theuren Werke doppelt zu besitzen.

Na.

Alchymistisch Siebengestirn, das ist: Sieben schöne und auserlesene Traktätlein, vom Steine der Weisen ꝛc. Frankfurt und Leipzig, im Krausischen Buchladen 1772. 264. S. 8.

Bey allen Erleuchtungen des philosophischen Himmels, bey so vielen bereits erschienenen philosophischen Gestirnen, bleibt doch immer die Alchymie in cimmärischer Finsterniß eingehüllet. Und wenn ein Kunstbegieriger dieses Siebengestirn zu seinem Leitfaden erwählen will, so wird er doch immer im finstern tappen müssen. In gegenwärtigem Siebengestirne glänzen

n 1) Hermetis Trismegisti gülden Traktätlein von der ompoſition des Steins der Weiſen. 2) Raymundi llii Apertorium, von der wahren Kompoſition des teins der Weiſen. 3) Deſſelben Elucidarium, über in Teſtament und Kodicill, wie die recht zu verſte- en. 4) Ein Traktat Ariſtotelis des Alchymiſten an lexandrum magnum vom Steine der Weiſen. 5) Joh. auſtenſi Roſarium, in welchem das allergeheimſte Ge eimniß vom Steine der Weiſen verſchloſſen. 6) Al- rti Magni Compendium vom Urſprunge und Materie er Metallen. 7) Ein Sendbrief Johannis Pontani, arinn vom Stein der Weiſen gehandelt wird. Sollen n ſich denn nicht einmal dergleichen Irrſterne vom hiloſophiſchen Himmel, welcher das hermetiſche Reich mgiebt, verlieren? Schwerlich, ſo lange in letzterm ie Regierungsverfaſſung nicht geändert wird. Schon it geraumer Zeit ſitzt in dieſem Reiche der Leichtglaube auf dem Throne, Goldbegierde und Hofnung nd die Staatsminiſter. Die Erfahrung wird an dies m Hofe nur zum Thürſteher gebraucht, und wenn man e recht genau betrachtet, ſo wird man gewahr wer- en, daß ihr noch dazu die Augen ausgeſtochen ſind. Das Traurigſte iſt endlich bey dieſer Hofhaltung, daß ie Vernunft, in Ketten geſchmiedet, vor der Thüre lie- et, und als Sklave gebraucht wird. Was iſt es bey ieſer Beſchaffenheit für Wunder, wenn aller Wahn- oitz begünſtiget wird? Die hermetiſchen Unterthanen ürden ganz ohnfehlbar gewiß weit glücklicher und ge- egneter leben, wenn ſie die Vernunft von ihren Feſ- eln befreyten, dieſe zu ihrer Beherrſcherin ſich erwähl- en, und die Erfahrung für den einzigen Miniſter er- ennten; den Leichtglauben aber mit aller übertriebe- ien Hofnung und Goldbegierde aus ihrem Reiche ganz ich auf ewig verbanneten. Nach einer ſolchen verän- derten Regierungsform würden vielleicht ihre Nachbarn elbſt, von welchen ſie jetzo zum Theil mit Mitleiden betrachtet, theils verhöhnet werden, Luſt bekommen, ihre Felder mit anbauen zu helfen.

Ti.

Ant. Zeptichals, der Geſellſchaft Jeſu, Lehrers der Mathematik und Mineralogie an der Univerſität

in Breslau, Einleitung zu der bergmannischen Kenntniß des Erdbolles, Erster Theil, die unterirdische Geographie, zum Gebrauche der niedern Bergwerksschule. Mit einer Kupfertafel. 10 Bogen in 8, ohne Jahrzahl, zu Breslau.

Diese Einleitung, welche auch in die trübselige katechetische Lehrart gezwungen worden, wird man doch gut genug finden, wenn man, welches billig ist, die Absicht des Verf. das Lokale und andere Nebenumstände mit in Erwegung ziehen will. Neues wird man hier ohnehin nicht suchen, und die alten Wahrheiten sind meistens richtig vorgetragen; wiewohl es einem auswärtigen Leser mannichmal vorkömmt, als läse er ein Buch aus vorigem Jahrhunderte, in welchem Wahne ihn auch die Orthographie bestärken könnte. Man wird leicht vermuthen, daß hier noch die Allgemeinheit der Sündfluth gelehret, und von ihr die Fossilien oder Versteinerungen hergeleitet werden. Dennoch entdeckt man eine ziemlich ausgebreitete Kenntniß älterer und neuerer Schriften. — S. 64. von den ärzmachenden Wässern, S. 66. von den steinmachenden Wässern. Die unterirdischen Berggeister werden übel abgeführt, ungeachtet sie Kircher in seinen Schutz genommen. Ausländern sind die Nachrichten von dem Zustande des Mineralreichs in Schlesien und Glatz angenehm. Es ist darunter viel Neues, was theils aus eigenen Beobachtungen, theils aus Bergwerksurkunden gesammlet worden. Möchte doch Hr Zeptichal diese Arbeit ferner fortsetzen und erweitern! Von Glatz sind die Nachrichten sehr sparsam. Das Kupfer, welches bestimmt war, die Gänge, Flötze u. s. w. zu erklären, ist zu nachläßig gemacht, und hat nicht einmal alle angeführte Buchstaben.

A.

---

9. Ge-

9. Geschichte, Geographie und Diplom.

Georg Christian Seelands, der Weltweisheit Doktors und der freyen Künste Magisters, Plan eines Lehrbuchs der europäischen Staatsgelehrsamkeit. Mit einigen Anmerkungen. Reval 1773. 2 Bogen in 8.

Dergleichen kleine Schriften gehören eigentlich nicht in unsre Bibliothek; bey der gegenwärtigen machen wir eine Ausnahme, um die Lehrer des Staatsrechts und der Geschichte mit einem Manne bekannt zu machen, der in Liefland, wo man es gewiß am wenigsten vermuthete, wo es an den nöthigen Hülfsmitteln fehlt, unerwartet auftritt und mit einer ernsten Selbstzufriedenheit ein Werk in drey Bänden ankündiget, das allen bisherigen Mängeln in der europäischen Staatsgelehrsamkeit abhelfen und der Welt die Augen öfnen soll. Der erste Band, wenn er das Licht der Welt erblickt, wird die europäische Staatsgeschichte und die Statistik; der zweyte die willkührlichen europ. Staats- und Völkerrechte; der dritte die auf die europäischen Staaten angewandte Staatsklugheit, enthalten. „Und wie viele haben sich denn auf diese Sachen genug gelegt?„ fragt unser Hr. Reformator, der, wie wir hören, bereits in Leipzig Vorlesungen —— halten wollte, aber aus Mangel an Zuhörern diesen Entschluß mit einem glücklichern, nemlich mit dem, nach Liefland zu gehen und dort entweder als Hauslehrer, oder als Schriftsteller, sein Glück zu suchen, vertauschte. In seiner Vorgänger Schriften findet er beträchtliche Mängel: Bielfeld mengt Historie und Statistik unter einander, „das Harangoiren ist darinn kein Ende.„ Das achenwallische Handbuch, Topens gegenwärtiger Zustand von Europa, und die dresdner Staats- und Reisegeographie, sind in der Statistik unzuverläßig; die moserschen Grundsätze des europäischen Völkerrechts und die achenwallischen primae Lineae sind mehr Entwürfe, als ein vollständiges

Sy-

Syſtem; in den allgemeinen Rechten werden Grotius und Pufendorf wegen ihrer Schreibart mehr geleſen, als ihre weit gründlichern Nachfolger, u. ſ. w. Doch läßt er auch einigen Gerechtigkeit wiederfahren: im poſitiven deutſchen Staatsrecht empfiehlt er die Inſtitutions du droit public d' Allemagne des franz. Legat. Sekret. Gerard. „Dies Werk läßt an Deutlichkeit, Annehmlichkeit und Auswahl alle deutſche Arbeiten hinter ſich. Und für Anfänger giebt es in dieſem Fache gar kein beſſer Buch„. Zur Juſtizwiſſenſchaft ſind „Montesquieus *Eſprit de Loix* — — und die berühmte Inſtruction Ihro Ruſſiſch Kaiſerlichen Majeſtät für die Geſetzkommiſſion (wir behalten unſers Verf. Rechtſchreibung getreulich bey) zureichend„. Ein paarmal beruft er ſich auf ſeine anderweitigen Schriften. Nach S. 14. ſollte man vermuthen, das Werk liege bereits fertig; aber das iſt es nicht, denn S. 9. leſen wir: „bey eigener Bearbeitung derſelben (poſitiven Staats- und Völkerrechte) werde ich, ſobald ich mich dazu im Stande befinde (vortreflich!) die Materien, die jeden einzelen Staat insbeſondere betreffen, aus den Traktaten unter gewiſſe Titel in ſo kurze und deutliche Geſetze zuſammenzubringen ſuchen, als es nur möglich iſt„. Dabey verſpricht er, daß der Vortrag nicht trocken, nicht unnatürlich, nicht gezwungen und nicht weitſchweifig ſeyn ſoll; auch will er nicht blümlen; aber überall mit Auswahl verfahren, ohne Anſehen der Perſon der Stimme der geſunden Vernunft Gehör geben, und ſich, wo es nöthig iſt, durch geſchickte Wendungen helfen, damit er ſich weder Ungelegenheiten zuziehe, noch die Wahrheit verſchweigen dürfe. Vaterer Erwartung wird vermuthlich Jedermann dieſem Werke entgegen ſehen, das auch zugleich eine politiſche Bildungswiſſenſchaft liefern ſoll. Ueber das Schulweſen will der Hr. Verf. nächſtens ſeine eigne(n) politiſche(n) Gedanken ans Licht treten laſſen. Zuletzt wünſcht er, daß ſein Plan den Beyfall der billigen Richter erhalten möge.

Ph.

Claudii Fleurii Abbatis Hiſtoria Eccleſiaſtica a quodam Anonymo continuata atque a R. P. Alexandro

xandro a. S. Jeanne de Cruce &c. latine reddita, Notisque caſtigata. Una cum criticis R. P. Honoràti a. S. Maria Carm. Diſcalc. Obſervationibus in Hiſt. Eccleſ. Abbatis Fleurii. Continuatoris Tomus XXVII. ſ. in ordine Tom. LI. ab A. C. 1589. usque ad Annum. 1595. Aug. Vind. & Oeniponti Imp. Joſ. Wolfii. 1772.

— a. R. P. Alexandro — continuata. Continuationis Tom. XXVIII. ſ. in ordine Tom. LII. ab ann. Ch. 1595. usque ad ann. 1600. Aug. Vind. 1773.

Wir haben bey dieſen neuen Theilen des lateiniſchen Fleury, den wir unſern Leſern ſchon in zwey verſchiedenen Anzeigen bekannt gemacht haben, nichts Neues weiter zu bemerken, als daß mit dem zwey und funfzigſten Theile die eigne Fortſetzung des P. Alexander anfängt. Nach dem, was wir von ſeinen Anmerkungen zu den vorigen Theilen der Ueberſetzungen geſagt haben, kann man ſich denken, wie er mit den Begebenheiten wird umgegangen ſeyn, da nun die Erzählung im Texte ſelbſt durch ſeine Hände gehet. Die Anmerkungen, deren ſchon im 51ſten Theile weniger ſind, enthalten die nemlichen Grundſätze, die wir ſchon aus den vorigen kennen. Es braucht nicht viel Beweiſe, da faſt eine jegliche den franzöſiſchen Geſchichtſchreiber über die Anſprüche ſeiner vaterländiſchen Kirche zurechte weiſet. Es iſt wohl eine ſehr unzulängliche Vertheidigung des ſo berüchtigten P. Bourgain (Th. LI. S. 13.) der zu Tours hingerichtet wurde, daß er den aufrühriſchen Inhalt ſeiner Predigten leugnete. Weiter ſagt Thuanus nichts; daß aber dieſer Dominikanerprior mit den Waffen in der Hand, und dem Harniſche über den Schultern gegen ſeinen König gefangen genommen wurde, und daß das eben ſo ſchlimm iſt, als den Aufruhr predigen, das wird der P. A. wohl nicht leugnen. Die magnam animi conſtantiam hatte übrigens Joh. Chatel auch, und ſie hindert doch nicht, daß ihn nicht der P. A. und zwar mit groſſem Rechte, ein Ungeheuer nennt. Sie wird denn aber auch bey dem

Domi-

Dominikaner kein Beweis seiner Unschuld seyn dürfen. — Die theologische Fakultät, versammlet in dem Erzbischöflichen Pallaste auf Befehl des Erzbisch. Card. von Gondi, wie auch das Parlament, verdammt die Lehrsätze eines Augustinermönchs, von der Oberherrschaft des Pabstes über die weltlichen Fürsten. (T. LI. S. 490.) Das war nach dem P. Alexander eine Wirkung ihrer Schmeicheley, womit sie dem Hofe gefällig werden wollten. „Scilicet, sagt er, quod mutata rei temporalis facie illico *quorumdam adulantium* doctrina aliam faciem induere possit, cunctique suum Zelum adversus eos, quos ante depraedicarunt, nunc autem *ob doctrinae firmitatem temporum iniquitate non concussam constantes*, sed oppressos cernunt, toto impetu ex secant.„ Auf dergleichen Sätze, die noch in vielen Klöstern Deutschlandes fortgepflanzt werden, ist es nöthig, die Fürsten von Zeit zu Zeit aufmerksam zu machen. — Bey Gelegenheit der Verbrennung des armen Franzesco Pucci macht der P. Alexander (T. LI. S. 561.) folgende kräftige Anmerkung: „Quot et quanti hodiedum inter Christianos reperiuntur ejusmodi Puccii *regi supplicio digni*, qui tamen sese Esprits-forts nominant, & illustrati seculi felicitati veram fidei suae cognitionem, *seu potius aeternam ruinam dolent* jactitant. Die schreckliche Lehre, wegen welcher dieser Pucci des Feuers und der ewigen Verdammniß würdig war, ist diese: „Omnes honestae vitae viros etiam Paganismo addictos salutem aeternam consequuturos.„ Dergleichen Gewaltthätigkeiten haben die verschlagenen oder blödsinnigen Glieder der Hierarchie auf ihrer Rechnung; und so würden sie noch aller Orten zu Werke gehen, wenn sich der weltliche Arm dazu hergeben wollte.

Am.

Allgemeine Religions- und Staatsgeschichte von der Weltschöpfung an bis auf gegenwärtige Zeiten, zum gemeinnützigen Gebrauche, besonders der Würzburgischen Schulen, in zween Bänden kurz verfasset von P. Joseph Ringmüller, des G. J. Ersten Bandes Erster Theil. Würzburg, bey Stahel, 1772. 584 Seiten in 8.

Wir

Wir gönnen dem katholiſchen Deutſchlande ſo viel Gutes als dem proteſtantiſchen. Aber eben deswegen wünſchen wir gar ſehr, daß nicht auch in jenes die Reihe von Univerſalhiſtorien einbrechen möge. Geſchrieben wären ſie freylich bald; aber, aber — —

Hr. N. hat die ſeinigen auf Befehl aufgeſetzt. Ein Mann von nicht vortreflicher Wiſſenſchaft und ſonderlich Beleſenheit, des Deutſchen weit mächtiger, als die meiſten Geiſtlichen ſeiner Kirche, auch ziemlich gemäßigter Denkungsart und wohlmeinend. Nur, wenn wir an ſeiner Stelle des Cenſors geweſen wären, hätten wir nicht blos darauf geſehen, utrum praeſens opus nihil contineat legi catholicae aut bonis moribus adverſum. — Denn darinn iſt die Güte eines hiſtoriſchen Buchs noch gar nicht beſtimmt, daß ſehr orthodox und ſehr ehrbar geſchrieben, und doch zugleich ſehr ſchlecht ſeyn kann, — ſondern wir hätten dem Verf. gerathen, aus ſeinem Manuſcripte wiederum erſt eine Quinteſſenz zu ziehen, die ungefähr den ſechſten oder achten Theil deſſelben ausmacht hätte; Die meiſten Anmerkungen wegzulaſſen; wenn er ja citiren wollte, bloß die Hauptbücher anzuführen, und, um ſich in der hiſtoriſchen Critik zu üben, ſich noch etwas mehr mit ſcharfſinnigen Schriftſtellern bekannt zu machen, auch die Schreibart noch an manchen Stellen zu verbeſſern.

Doch Cenſor oder Recenſent — einer wie der andere, muß ſein Urtheil erläutern und beſtätigen. Alſo erſtlich von der Wahl des Inhalts. Im erſten Bande des Werks ſoll die Religionsgeſchichte, im zweyten die Staatsgeſchichte abgehandelt werden: und jeder Band wird aus zwey Theilen beſtehn. Obgleich der Verf. behauptet, „dieſe Größe des Werks ſey der Rückſicht, die man auf die Jugend gemacht, um ihr einen etwas vollſtändigern Begriff von der Geſchichte beyzubringen, angemeſſen;„ ſo können wir dieſes doch unmöglich glauben. Hier auf faſt 600 Seiten die Geſchichte der jüdiſchen und heidniſchen Religion, mit den ganzen jüdiſchen Religionsgebräuchen, mit allen Cärimonien und der völligen Mythologie der Heyden, iſt keine Geſchichte für Schulen, iſt nicht einmal überhaupt eigentliche Geſchichte; ſondern weitſchweifige Sammlung von allerley Materialien zur Geſchichte.

Durch

Durch die Anmerkungen iſt das Werk ſehr überflüßig aufgeſchwollen. In denſelben ſteht allerhand gelehrter Vorrath, z. E. von den Nephilim, von Loths Salzſäule, vom Gebrauche der Looſe, vom Manna, den Präadamiten, der Scylla und Charybdis, den heydniſchen Gottheiten, und ſo hundert andere mehr. Auch kommen darinne polemiſche Unterſuchungen vor, z. E. über die Göttlichkeit der bibliſchen Bücher, erbauliche, oder erbaulich ſeyn ſollende Anmerkungen, wie z. E. die Arche des Noe iſt eine herrliche Figur der heil. kathol. Kirche, und die Sündfluth der heil. Taufe, und dergleichen mehr. Das alles gehörte in ganz andere Bücher, und das unentbehrlichſte davon kurz und bündig in den Text.

Auch die Citata konnten wegbleiben. In einer Allg. Geſch. für Schulen müſſen zwar die vornehmſten Geſchichtſchreiber und Gelehrten aller Art auch bekannt gemacht werden; aber hinlängliche Beweiſe aus ihren Schriften darinne zu führen, iſt weder möglich noch nüzlich. Mittelmäßige Handbücher zum Nachleſen zu empfehlen, iſt ſo gar ſchädlich. Der Verfaſſer kennt viele neuere Bücher, auch proteſtantiſche, wie er denn ſelbſt aus Cramers Pſalmen-Ueberſetzung S. 166. eine Stelle beybringt. Allein zu oft, führt er an ſtatt der Quellen einer Nachricht, unbekannte Schriftſteller ſeines Ordens, einen Calino, Neubauer, Widenhofer, Schwab, Holzklau und andere mehr, wegen ihrer noch unbekannten Werke an. Ueber die alexandriniſche Bibelüberſetzung nennt er z. E. blos den P. Kübel Tr. de principiis theologicis.

Und nun der hiſtoriſche Geſchmack und die Kritik in dieſer Geſchichte. Hier iſt der Verf. oft am weiteſten zurück, ſammelt beträchtliches und unbeträchtliches unter einander, trauet neuern Gewährsmännern zu viel, läßt ſich mehrmals mit ſeichten Gründen befriedigen, und dergleichen mehr. Man ſehe zum Beyſpiele, was er S. 48. von Loths Salzſäule, und S. 219. vom Buche Judith ſagt. Johannes Klerikus war gewiß weit davon entfernt, Moſen für einen Erzbetrüger auszugeben, wie ihm der Verf. S. 64. vermuthlich aus des P. Neubauers vera religio vindicata, die er anführt, Schuld giebt. Ein anderes iſt es, das Klerikus eine Zeitlang gezwei-

felt

hat, ob Moſes die von ihm genannten fünf Bücher chrieben habe. Erasmus ſoll ein zum Heyden ge rdener ſtarker Geiſt geweſen ſeyn, S. 570.

Endlich der Ausdruck. An der Reinigkeit deſſel n iſt ſo ſehr viel nicht zu tadeln; wenn gleich ein Teu sgeſpöck, Freyleute ſtatt Freygeiſter, vorgeſagt, ſtatt rbergeſagt, und dergl. m. bisweilen vorkommt. Aber gedähnt iſt er deſto öfter. Doch freuen wir uns dar er, daß auch in Würzburg nunmehro die deutſche Be dſamkeit ſich merklich zu beſſern anfängt.

Ml.

opographiſche und chronologiſche Beſchreibung der pommerſchen Kauf- und Handelsſtadt Anklam, aus Urkunden und hiſtoriſchen Nachrichten verfaſſet, und mit einem Anhange des Hrn. Paſt. Sprengels zur Kirchen- und gelehrten Geſchichte, herausgegeben von C. F. Stavenhagen, Stadtſekretär in Anklam. Greifswald 1773. $3\frac{1}{2}$ Alph. in 4.

Es iſt ſehr ſchwer, den Standort zu finden, aus welchem man eine, drey Alphabete ſtarke Beſchreibung iner mittelmäßigen Stadt betrachten ſoll. Gereiniglich ſagt man, ſie iſt für die Einwohner der Stadt eſchrieben, für welche vieles beträchtlich ſcheinet, welches auswärtigen Leſern unbeträchtlich vorkommt. Wir iſſen dahingeſtellt ſeyn, ob des Verf. weitläufige gelehrte Unterſuchungen, über die Sueven und alten Pommern, über die alte Stadt Rhetra, (welcher der Verf. beym Warperſee nahe am groſſen Haff, beym Dorfe Rieth, ihren Platz anweiſen will,) über die anklamiſchen Münzen, deren zwar ſchon 1277. gedacht wird, davon aber auch ſeit 1596. nichts mehr geſchlagen worden u. ſ. w. den jetzigen Einwohnern Anklams ſonderlich intereſſant vorkommen möchten. Ja! wird man ſagen: dieſe gelehrte Unterſuchungen ſind für Gelehrte geſchrieben, welche auch die angehängte Sammlung von 117. Diplomen und Urkunden, mit groſſem Danke aufnehmen werden. Aber was machen denn nun wieder die Gelehrten mit der ganzen Folge der anklamiſchen Bürgermeiſter und Rathskämmerer, nebſt dem

weitläuftigen Verzeichnisse aller anklamischen Prediger und Schullehrer, mit dem uns Hr. Sprengel im Anhange beschenkt, und in welchem kein Diakonus oder Subrektor ausgelassen ist, und mit andern dergleichen Nachrichten mehr? —

Man muß dem Verf. Fleiß und Gelehrsamkeit zugestehen. Aber weil auch Fleiß gemißbraucht werden kann, und in Deutschland, von Chronikenabschreibern, Diplomenkrämern, Herausgebern unbeträchtlicher alter Autoren, Muthmassungensammlern, Textverschneidern, Variantenstemplern, Etymologiendrechslern, Paraphrasenschmieden und andern Papierverderbern mehr, so oft wirklich gemißbraucht wird: so darf man Leute, deren Fleiß noch nützlich werden kann, wohl erinnern, vorzüglich auf das Nützliche zu sehen. Alsdann sind wenige Bogen so viel werth, als viele Alphabete!

Xe.

Reisen eines Franzosen, oder Beschreibung der vornehmsten Reiche in der Welt, nach ihrer ehemaligen und jetzigen Beschaffenheit, in Briefen an ein Frauenzimmer abgefasset und herausgegeben vom Hrn. Abte Delaporte. 7ter Th. 1 Alph. 12. Bog. 8ter Th. 1 Alph. 6. Bogen. 9ter Theil. 1 Alph. 10. Bog. in 8. Leipzig, bey B. C. Breitkopf und Sohn. 1772.

Die Reisen des 7ten und 8ten Bandes gehen durch Siberien, Rußland, Lappland, Norwegen, Island, Grönland, Hudsonsbay, Terreneuve und Acadien, und die des 9ten Bandes durch Canada, die englischen Kolonien, Florida und Jamaica. Ziemlich weit hinein können wir uns des Gedankens nicht enthalten, ob es sich auch der Mühe noch verlohne, ein so seichtes Werk, das noch in viele Bände anwachsen kann, ferner zu übersetzen. Da ist gar kein Plan, keine Ordnung in der Erzählung, nichts von geographischer Bestimmung der durchreisten Gegenden, nichts von der natürl. Geschichte, so wie sie ein Mann mit Beurtheilung und Prüfung, und ohne Fabeln, beschreiben muß. Dagegen lauter unerhebliche Kleinigkeiten und oftmals läppische

Erzäh-

zählungen von Dingen, die man nicht wissen mag, n den häuslichen Beschäftigungen, Gebräuchen, Fes n, Spielen, unbekannter oder wilder Völker, alles ngefähr so, wie ein gereister Handwerkspursche von nen Reisen Nachricht geben würde. Von Zahlen ist r Franzose ein solcher Feind, daß er nicht einmal , wo von Anbauen und Niederlassen, Erobern und Wiedererobern die Rede ist, eine Jahrzahl angiebt. och in den Briefen von den Englischen Kolonien, t er uns besser gefallen. Er ist gerecht gegen die ritten, und unterhaltender in seinen Erzählungen: id seine Nachricht von Pensylvanien und den Quas rn wird man nicht ohne Vergnügen lesen.

Jj

Reisen eines Franzosen — durch Hrn. Abt Dela porte. 10ter Theil. 1 Alph. 8 Bogen. 11ter Theil. 1 Alph. 9½ Bog. beyde von 1773.

Der zehnte Theil beschreibt Louisiana, Mexico und Californien, und der eilfte S. Domingo und an ere amerikanische Inseln. Dießmal mögen statt es es abermaligen Urtheils einige Proben dienen. In ouisiana giebt es Frösche so groß wie Ziegen, deren lugen so groß wie ein Ochsenauge, und ihr Quaken o stark, als das Brüllen eines Stiers ist; und einen Vogel, den man Spötter nennt, er begleitet die Rei enden, macht die Stimme aller Vögel nach, mauzt wie die Katzen, fliegt in die Wohnungen, hört den Instrumenten zu, accompagnirt bey Concerten, und ihmet die verschiedenen Töne der Musik nach.

Bey den allgemeinen Betrachtungen von Mexico, womit die Beschreibung dieses Landes angefangen wird, heißt es: S. 140. „Der Contrast von Waffen, Gebräu chen, Sitten, Meynungen, Gesetzen und Religion, alles vergrössert hier den Umfang unsrer Begriffe, und muß den von unsern Vorurtheilen vermindern. „Welch ein Räsonnement!„ wo anders nicht, wie es fast scheint, der Uebersetzer den Witz des Franzosen verdorben hat. S. 150. die ungesundeste Witterung in Mexico ist vom April bis zum November, weil es zu dieser Zeit be ständig regnet. Sichtbar merket man es in diesen

Theilen an, daß es darauf angelegt ist, das Werk noch bis zu vielen Bänden anwachsen zu lassen, so gefliſſentlich werden die Erzählungen, und doch gröſtentheils nur mit uninteressanten oder schon hundert mal nachgeschriebenen Dingen ausgedehnt. Im zehnten Theile ist die Geschichte des Cortez, und im eilften die des Columbus eingeschaltet, und das alles in Briefen an seine Korrespondentin, die doch wohl nicht die längst bekannten Eroberungsgeschichten von ihm verlangte. Das Merkwürdigste in beyden Theilen mag ohngefähr die Nachricht von der Chokolate, von dem Zuckerrohr und von den Negern seyn.

Ji.

D. Anton Friedr. Büschings, K. Pr. Ober-Conf. Raths ꝛc. Auszug aus seiner Erdbeschreibung. 1 Theil, welcher Europa und den nordl. Theil von Asia enthält. Dritte Auflage. Hamburg, bey Joh. Carl Bohn. 1771. 3 Alph. in 8.

Wenn gleich auch manche schlechtere Schriften das Glück einer wiederholten Auflage erleben: so muß man doch gestehen, daß sich auch die vorzüglichern Werke der Deutschen, worunter die Büschingschen geographischen Arbeiten einen so ansehnlichen Platz haben, gröſtentheils durch dieses Merkmal unterscheiden. Die vielen Auflagen der Büschingschen Erdbeschreibung sowohl als ihres Auszugs sind ein redender Beweis von der immer mehrern Ausbreitung des richtigen geographischen Geschmacks, und wie sehr man von dem hübnerschen und schatzischen Geschmacke in diesem Studium zurückkomme. Wirklich ist es Sünde, bey dem geographischen Unterrichte irgend einem andern Führer als Hrn. D. B. zu folgen. Und darzu thut nun dieser Auszug, Lehrenden sowohl als Lernenden, vortrefliche Dienste. Und so viele auch schon ungeheißen und unverdankt die Büschingsche Erdbeschreibung in einen Auszug gebracht haben, der allerdings bey einem Werke von der Art in mehr als einer Betrachtung nöthig war: so konnte man ihn doch nicht sicherer als von Hrn. B. selbst erwarten, einem Manne, der bey so langem Umgange mit den geo-

:aphiſchen Hülfsmitteln von dem mehr- oder min-
rheblichen ſeines Studiums am beſten urtheilen kann.
flich haben wir das, was Hr. B. in der Vorrede
chert, daß ſein Auszug bisweilen Zuſätze und Ver-
rungen des gröſſern Werks enthalte, aus eigner
gleichung an vielen Stellen wahr befunden. Bey
vorausgeſchickten Auszuge der mathematiſchen Geo-
phie hat uns beſonders die Genauigkeit und Präci-
bey den Erklärungen der mancherley darinn vor-
menden Kunſtwörter wohlgefallen. Daß aber die
ide der Erde blos aus dem ungleich höhen Stande
Sterne, mit Vorbeygehung aller andern Gründe
dieſen wird, iſt wohl mehr der Liebe zur Kürze als
mehrern Faßlichkeit dieſes Beweisgrundes vor den
)ern zuzuſchreiben. So wie mit dem Hrn. Verf. dar-
recht geben, daß jeder, wer ſeine gröſſere Erdbe-
reibung beſitze, auch dieſen Auszug nöthig habe: eben
wenden wir es um, und behaupten, daß wer den Aus-
kaufet, auch das gröſſere Werk dabey beſitzen müſſe.
lein und ohne dieſen brauchbar müßte er vielleicht et-
us weniger Namen, und mehr Geſchichte haben; und
a dieſe zu ergänzen und ſo den Namen der Beſchrei-
ngen aufzufinden, iſt eben die gröſſere Geographie
thig.

Jh.

**ɔhandlung von den Thurnieren, beſonders den deut-
ſchen, nebſt einem Vorſchlage, dieſe feſtlichen Auf-
züge und Uebungen zum Gebrauche der Reuterey zu
erneuern, und der heutigen Kriegsverfaſſung ge-
mäs einzurichten. Breslau, bey Wilh. Gottl. Korn.
1772. 8 Bog. in 8.**

Zuerſt ein paar Worte von der Einleitung, die zwey und
zwanzig Seiten ſtark iſt. Sehr vieles, was eigentlich
ur Hauptabhandlung gehörte, iſt hier eingemiſcht, den übri-
jen Raum füllt eine geſchmackloſe Compilation, über die Waf-
enübungen alter und neuer Völker, von den Olympiſchen
Spielen an, bis auf die Kriegstänze der Irokeſen, und eine
Sammlung der lächerlichſten Etymologien über das Wort
Thurnier. Endlich breitet ſich der V. über ſeine Materie aus,

erzählet den Ursprung der Thurniere, auf was Art die Thurniere gehalten wurden, und was für nothwendige und zufällige Feierlichkeiten diese Ritterspiele zu begleiten pflegten. Nur darf man bey ihm keine Vollständigkeit, Präcision, Ordnung oder Auswahl erwarten. Er hat blos, was Wirlson, de la Colombiere, Rixner und Flemming über diese Materie gedacht und geträumt haben, wieder aufgewärmet, in eine andre Ordnung gebracht, und mit allerhand fremden Einmischungen, die sehr selten zur Materie gehören, recht stoppelmäßig ausgeschmückt. Auf jeder Seite scheint der bloße, mit seiner Materie weder im Allgemeinen, noch im Natürlichen gehörig bekante, Compilator durch, der nicht einen Schritt weiter als seine Vorgänger sieht, und nur eben dasselbe mit andern Worten oder veränderten Plan wiederholen kann, was jedem Leser, der nur irgend einen Schriftsteller dieser Materie befragt hat, längstens von den Thurnieren bekannt war. Und hätte auch der V. nur seiner Vorgänger zuverläßige Nachrichten zusammen getragen, hätte er blos nur ihre Compilationen, von falschen Räsonnements und andern entbehrlichen Ausschweifungen geschieden, welch ein Verdienst hätte er seiner Arbeit als bloßer Erzähler geben können. Er durfte nur kurz die ersten Spuren der Thurniere anzeigen, die Ursachen ihrer Ausbreitung, ihres Wachsthums, ihrer Veränderung und ihrer Abnahme entwickeln, und auch bloße Leser zum Zeitvertreibe würden ihm für diese Unterhaltung verbunden seyn. Freylich war dies nicht so leicht, als ohne Ordnung, Richtigkeit und Genauigkeit, was er in seiner flüchtigen Lecture bey den Hauptschriftstellern seiner Materie fand, zusammen zu stoppeln. Bey einer Prüfung dieser Abhandlung im Natürlichen, haben wir noch mehr Beweise gefunden, wie nämlich unser Verf. compilirt hat, und wie wenig er Beruf und Geschick hatte, diese Materie abzuhandeln. Unter andern ist Rixner einer seiner treuen Führer, er zweifelt nicht einmal an seiner Glaubwürdigkeit, und er scheint keine Sylbe je von Spangenbergs, Hunds, Goldasts und Müllers Zweifeln gegen die Authenticität seines Thurnierbuchs gelesen zu haben. S. 24. macht er die Deutschen zu Erfindern der Thurniere, weil Carl der Kahle, und Ludwig der Deutsche, lange vor Gottfried von Preuilly unter ihren Heeren Lustgefechte anstellten. Allein diese Waffenübungen sind eben so, wie Heinrichs des Vogelers spätere kriegerische Spiele, von den Thurnieren unterschieden. Diese Waffenübungen waren wie die Lehnsverfassung, die Ordalien,

Feh-

hden ꝛc. bey allen Völkern gebräuchlich, die das römiſche eich zertrümmerten, und haben nur ſehr entfernte Veranlaſſun n zu den ſpätern Thurnieren gegeben. Eigentlich haben die uelle, der Geiſt der Chevallerie, und die Pflicht der Vaſal n, zu gewiſſen Zeiten an den Höfen ihrer Lehnsherren zu ſcheinen, die Thurniere geboren. Anfänglich fochten die Streiter nur paarweiſe, dies blieb durch die ganze Periode der Thurniere im Gebrauche, wenn gleich nach der Hand, und für emlich im 14. und 15. Jahrhunderte, auch ganze Schaaren mit nander ſtritten, und die Thurniere den kriegeriſchen Ma euvren der Carolinger näherte. Ob nun Deutſche oder Fran oſen die Thurniere erfanden, iſt leicht zu entſcheiden, wenn ir unter Thurnieren nur die Waffenübungen verſtehen, die er ritterliche Adel an den Höfen der Fürſten hielte, oder zu eilen in groſſen Städten gefeyert wurden. Dieſe Ritter iele ſind ohne Zweifel in Frankreich erfunden. Der Nahme Thurnier iſt aus der franzöſiſchen Sprache in alle Länder, wo hurniert ward, übergegangen. Wir wiſſen zuverläßig Län er, z. E. England, welche die Thurniere von den Franzoſen ernten, daher ſie auch gemeiniglich von Engliſchen Annaliſten onflictus gallici genannt werden. Um eben die Zeit, wie ſie ich in England ausbreiten, ſchreiben deutſche Annaliſten von en Thurnieren, als einer neuen Erfindung, wenn ſie gleich hrer nicht als einer neuen franzöſiſchen Mode gedenken. Gottfried von Preuly, der erſte, der Thurniergeſetze entwarf, ber den Thurnieren die erſte Geſtalt gab, war ein Fran oſe ꝛc. Der Abhandlung über die Thurniere folgt eine eben ſo unzuſammenhangende und mitgerathene Compilation über die Ritter, die nicht mehr und nicht weniger Bemerkung ver dient, als was ſchon ſo ſehr viel Schriftſteller beyläufig über dieſe merkwürdige Geſellſchaft geſchrieben haben. Nach S. 37. ſoll der Name der Ritter in allen europäiſchen Sprachen ſo viel als einen Soldaten bedeuten, der zu Pferde ficht. Ihr engliſcher Name Knight, und der italieniſche Paladino thut dies doch aber nicht. Das vorzüglichſte Kennzeichen der Ritterwürde, meint unſer Verf. war ein mit Buckeln beſchlagener Gürtel. Vermuthlich hat ihn die Redensart der Annaliſten verführt, welche gewöhnlich mit den Worten cingulo militari decorari, cingulo militari accingi die Annahme der Ritterwürde beſchreiben. Oder hat er gar, wie Oetter, beim Ritter gürtel an die Schwerdtumgürtung der Hebräer gedacht. Der Gürtel war bey den Rittern nichts mehr als ein nothwendi

gen Stück ihrer Kleidung, den auch, wie Abbildungen auf Grabmalen erweisen, Knaben und so gar Damen trugen. Denn in den Zeiten der wahren Chevallerie kannte man so wenig Knöpfe als Nadeln, die Oberkleidung zusammen zu halten. Die Ritterweihe vom Bade, in England, hat nicht unterschiedene Ceremonien des alten Ritterschlagens beybehalten, sondern noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden diese Ordensritter mit allen alten Ceremonien der wahren Ritterschaft initiirt, wie man aus einem Aufsatze in Harleyan Miscellany *Vol. I.* S. 542 ꝛc. The manner of creating the Knights of the ancient and noble order of the Bath according to the custom used in England sehen kann. Man könnte noch eine ergiebige Erndte solcher falschen und einseitigen Remarquen halten. Auf diese Schilderung der Ritter folgt von S. 51 — 88 eine Nachricht von den deutschen Thurnieren. Wir dürfen blos sagen, daß Ruxner hier excerpirt ist, um die vorkommenden Nachrichten von dem Ursprunge und der deutschen Thurniere Beschaffenheit, von deutschen Thurniergesetzen, und die kurze Schilderung der 36 vornehmsten deutschen Thurniere zu charakterisiren. Der V. hat, ehe er zu seinen Vorschlägen übergeht, die Thurniere zum Gebrauche der Reuterey zu erneuern, etwas von einigen Kampfstücken angehängt, die theils auf den Thurnieren, theils nach Abgang derselben an deutschen und andern Höfen Mode waren. Sie sind aus der deutschen Ausgabe der Reitkunst des Grisons genommen, welche einer von Arnstein 1635. herausgegeben hat. Die gedachten Vorschläge zu prüfen, überläßt der Rec. Kennern des Militärwesens. Auf dem Papiere scheinen freylich manche practicabel, aber ob modernisirte auch ganz nach unserer militärischen Verfassung geformte Thurniere wirklich den grossen Einfluß, wie vor der Erfindung des Schiesgewehrs im Kriegswesen haben dürften? möchte bey angestellten Versuchen keine kleine Frage bleiben.

Ex.

10. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Hymnen. Aus dem Griechischen des Kallimachus. Von Karl Aug. Kütner. 6 Bogen, 8vo.

Hero

ero und Leander. Ein Gedicht, aus dem Griechischen des Muſäus. Von K. A. Kütner. 2 Bogen, 8vo.

die Argonauten. Ein Gedicht, aus dem Griechiſchen des Orpheus. Von demſelben. 100 Seiten, 8vo. Sämtlich bey Hinz. Mietau. 1773.

Hr. Kütner, der ſich ſchon durch mehr ähnliche Arbeiten bekannt gemacht hat, liefert hier, wie er in der dem Kallimachus vorgeſetzten Zuſchrift an Hrn. Pr. Eck in Leipz. ſagt, den Schluß dieſer Art von Beſchäftigungen, „um ſich zu andern männlichern Arbeiten ruhig und nicht ganz unvorbereitet überzugehen. Den Ruhm kann man ihm nicht abſprechen, daß er die Sprache, woraus er überſetzt, verſteht, die Hülfsmittel bey ſ. Schriftſtellern kennt und braucht, und auch das Anſehung des deutſchen Ausdrucks meiſtens nicht unglücklich wählt. Wenigſtens dünken uns dieſe drey Ueberſetzungen ſchon weniger ſteif, als ſeine ſonſt viel Gutes enthaltene vom Theokrit: nur wünſchen wir, eben weil Hr. K. unſtreitig einer unſerer beſten neuen Ueberſetzer aus dem Griechiſchen iſt, daß er auch auf der andern Seite im Ausdrucke nicht affektiren möge. Deſſen nicht zu gedenken, daß er, wie wir in ſeinem Theokrit ꝛc. noch nicht finden, die von vielen ſchlechtgefundene Mode in Proſa zu ſummen: hab' ich, ſagt er, all' ihr ꝛc. mitzumachen anfängt *, eine lächerliche und unſchickliche Mode, die man immer den kleinen affectirenden Dichterlingen laſſen könnte, die gern was ignes haben mögen, kommt es uns vor, daß er auch in der Sprache —, wie ſollen wir ihn nennen? — den neualtenden Ausdruck nicht immer vorzüglich und ſchön fände. Wir ſehn z. E. nicht ab, was die Ausdrücke unſtät, Trankopfer, daroh türnen, heillos, inniglich u. ſ. f. beſonders nachdrückliches in ſich haben ſollten, das ihnen vor den gewöhnlichen Ausdrücken einen Vorzug gäbe. Ueberhaupt empfehlen wir Hrn. K. genaue

* Und doch vergißt er ſie zuweilen, wo ſie (nur das Zeichen der Eliſion ausgenommen,) ſtatt finden ſollte z. E. Hero und Leander S. 17: Gehe keinen Weg, laſſe mein Gewand fahren ꝛc. vergl. S. 18., Komm und laſſe, das noch dazu falſch iſt. Hat etwa der Herr Corrector beliebige Aenderungen gemacht?

Sorgfalt in der Sprache, die bey seinen in der That guten Arbeiten um so viel nothwendiger ist, da seine Uebersetzungen bey wiederholten Ausbesserungen für eine gewisse Klasse von Lesern mit der Zeit klaßisch zu werden verdienen. So würden wir denn aber an seiner Stelle auch nicht Thurn statt Thurm, ohne der reitzenden Hero, statt: ohne die bisweilen ꝛc. sagen. Fehler, die ein guter Stylist eben um des nachahmenden Haufens willen zu vermeiden doppelte Ursache hat.

Die Uebersetzung des Kallimachus scheint mit vorzüglichem Fleisse und glücklichem Gebrauche der Hülfsmittel gemacht, und wir tragen kein Bedenken, sie, besonders was den guten deutschen und meistentheils wohlklingenden Ausdruck betrifft, den bisher unter uns bekannten, vorzuziehen. Eine Probe wollen wir doch geben. Es sey der Anfang der Hymne auf den Apoll. „Wie mächtig zitterte der heilige Lorbeerzweig des „Apollo, wie mächtig der ganze Tempel! Hinweg, hinweg „ihr Unheiligen! Mit glänzendem Fuß berührt Phöbus die „Schwelle. Siehst dus nicht? Unplötzlich neiget der delische „Palmbaum sich friedselig uns zu * und der Schwan singt „lieblich in der Luft. — Fahret zurück, ihr Riegel der Pforten, springt auf, ihr Schlösser, denn der Gott ist nahe! „Jünglinge, schickt euch an zu Gesang und Reigen! Apoll „erscheint nicht allen u. s. f.„

Man sieht mit Vergnügen, daß der Verf. poetisches Gehör und Gefühl hat, zwey Sinne, die vielen seiner Mitbrüder fehlen, wenn man aus ihren Arbeiten anders schliessen darf.

Die Uebersetzung des Musäus ist bey weitem besser gerathen, als eine andre, nicht vor langer Zeit in Halberstadt erschienene. Nur einige schon bemerkte affectirte Ausdrücke ausgenommen, wodurch vielleicht der Verf. seiner Uebersetzung ein beliebtes antikes Ansehn hat geben wollen. Mit welchem Glücke mögen andre entscheiden. Wir loben uns, so wie bey allen Arbeiten, so auch bey diesen, den natürlichsten Gang, fern von aller Künsteley, die nur einen Augenblick blendet.

Auch durch die nicht geringen Schwierigkeiten der Argonauten des Orpheus, hat sich der Ueb. meistens glücklich hindurch gearbeitet. Kleine Flecken (zumal im Ausdrucke,) lassen sich

* Wol nicht: uns, das auch nicht im Original steht, sondern unserm Bedünken nach, gehts auf den Apoll, gegen den sich ehrfurchtsvoll der Palmbaum neigt. Und warum denn friedselig?

ch bey wiederholter Durchſicht leicht wegwiſchen, und wir ems fehlen dieſe Bemühung dem Verfaſſer. Auch müſſen wir ey der Gelegenheit den Wunſch äuſſern, daß man bey ſolchen igentlich oder hauptſächlich doch nur für Dilettanten beſtimmte Arbeiten kleine erläuternde Anmerkungen hinzufügte, die em mit der alten Geſchichte, Mythologie und Dichterſprache iberhaupt wenig oder gar nicht bekannten Leſer zu Hülfe kämen. So könnte man, in ihrer Art ſo gute Ueberſetzungen, als Hr. K. iefert, um ſo mehr zum Leſen empfehlen, da doch die leſende Claſſe in Deutſchland ſo groß und mannigfaltig iſt.

Die ungedruckte Dedication vor den Argonauten, die erſt mem Hrn. Fried. Ewald von Fieks gewidmet war, und nachher einem Hrn. Ernſt Johann von Fieks, hat den Recenſenten ein wenig gelächert. Sie iſt beyde mal mutatis mutandis d. i. Excellenz in Hochwohlgebohrnen, weiſer Kenner in einer Kenner ꝛc. verwandelt, völlig einerley, und beweiſt entweder, daß beyde Herren völlig gleiche Kenner und Beförderer der Wiſſenſchaften ſind, oder daß auch Dedikationen ſich für mehr als Einen Mäcen ſchicken, wie ſchon der ſelige Spötter Rabner bemerkt haben will.

We.

II. Kriegswiſſenſchaft.

Hiſtoire des dernieres Campagnes de Guſtave Adolphe en Allemagne. Ouvrage traduit de l' Italien, avec des notes hiſtoriques et geographiques, et une diſſertation ou l' on detruit les ſoupçons jettés de nos jours ſur la conduite de Ferdinand II. a la mort du Monarque Suedois. Par Mr. l' Abbé de Franckeville, chanoine d' Oppeln, lecteur et bibliothecaire de S. A. R. Msgr. le Prince Henri de Pruſſe, frere du Roi.

Augmente 1) d' un Tableau militaire des Imperiaux et des Suedois. 2) de Remarques ſur les principaux evenemens de cette hiſtoire. 3) d' un Diſcours ſur les Batailles de Breitenfeldt et de

Lü-

Lützen. Avec les Plans levés sur le terrein. Par un Officier prussien. a Berlin. Chez George Iaques Decker, Imprimeur du Roi. 1772. 4. 2½ Alphabet.

Dieses Werk ist eine freye Uebersetzung der vier ersten Bücher der Historia universale del Conte Galeazzo Gualdo Priorato, delle Guerre successe n'elle Europa dall' anno 1630 sino all' anno 1640, eines Zeitgenossen des grossen Gustavs, der verschiedene Feldzüge so wohl bey der kaiserlichen als schwedischen Armeen als Volontair mit gemacht hat. Das Original ist den Liebhabern der Geschichte bekannt genug. Gegenwärtige Uebersetzung scheint vorzüglich dem Militärstande gewidmet zu seyn. Sie ist in vier Bücher eingetheilt, deren Inhalt wir kürzlich anzeigen wollen. Das erste fängt mit der Landung des Königs von Schweden in Deutschland an, und endigt sich mit der Eroberung der Stadt Magdeburg. Das zweyte enthält die Geschichte des damaligen Krieges von diesem für die Protestanten so betrübten Zeitpunkte bis zur Eroberung von Maynz durch den schwedischen Monarchen. Im dritten wird der Fortgang der schwedischen Waffen erzählt und mit dem Angriffe auf das Lager des General Wallenstein bey Nürnberg beschlossen. Das vierte begreift die übrigen Ereignisse dieses Krieges in sich und endigt mit dem Tode des grossen Gustavs bey der Schlacht bey Lützen. Die Uebersetzung hat uns besser gefallen als das Original, wo der Verfasser sehr sorgfältig in Beschreibung verschiedener Kleinigkeiten, z. B. der Rüstung der höhern Officier, der Pferde, welche sie ritten ꝛc. ist, die sich in einem Roman besser ausnimmt, als in einer Geschichte. Die Schreibart in der Uebersetzung ist dahero ungekünstelter, und einer Kriegsgeschichte besser angemessen. Man sieht daraus daß der Verfasser die Wahrheit mit aller Unpartheilichkeit gesucht und wo er sie nicht gefunden hat, da kommt der Uebersetzer dem Leser durch seine Anmerkungen zu Hülfe.

Der Herr von Mauvillon, der 1764 eine Geschichte eben dieses Monarchen herausgegeben, hatte den Verdacht wieder rege gemacht, daß der König von Schweden wohl meuchelmörderischer Weise möchte umgebracht worden seyn. Der Baron von Puffendorf beschuldigt

ohne

ohne Umstände den Prinzen Franz Albert von Sachsen-Lauenburg dieses Verbrechens, wo andre Geschichtschreiber so bescheiden sind und dieses nur muthmassen, M. d. M. sucht in einer besondern Abhandlung, die er einer Geschichte angehangen, verschiedene Umstände zusammen, vergleicht sie, und nachdem er sie von allen Seiten betrachtet, so bringt er endlich das Resultat heraus, daß in der That gedachter Prinz das Werkzeug gewesen, dessen sich der Kaiser Ferdinand II. zur Ausführung dieser Handlung bedienet. Der Herr von Franheville unternimmt es, dahero, in einer besondern Abhandlung das Andenken dieses Kaisers zu retten. Er untersucht die Gründe des Hrn. v. M. und zeigt ihre Schwäche, zwar mit einer edlen Hitze, aber auf eine Art, die unsern Einsichten nach überzeugend ist. In der That läßt sich der Tod dieses grossen Monarchen vollkommen erklären, ohne daß man nöthig hat, seine Zuflucht zu einer Verschwörung zu nehmen. In der Hitze des Gefechts fällt der König wie der gemeinste Soldat, besonders wenn er sein Leben wagt, um durch seine Gegenwart und durch sein Beyspiel den Muth und die Todesarbeiten des Soldaten zu unterstützen, und nicht einer Schlacht von ferne, wie einem Gefechte auf dem Theater zusieht.

Wir kommen nunmehro auf das, wodurch sich dieses Werk Lesern vom Militärstande besonders empfiehlt, auf die Zusätze eines aus Bescheidenheit sich nicht nennenden preußischen Officiers, und unter diesen findet man das Tableau militaire zuerst. Dieses ist mit vieler Gründlichkeit und Ordnung entworfen, und bis auf alle Kleinigkeiten gut ausgemahlt. Der Verf. hat dabey die militarischen Schriftsteller der damaligen Zeiten zu rathe gezogen, sie sorgfältig mit einander verglichen, und nicht Muthmassungen, eigne Systeme und Lieblingsgedanken zum Grunde gelegt. Der Verf. geht in seiner Abschilderung ziemlich ins Detail. Er fängt damit an, daß er die Werbungsart bey der Armee, ihre Stärke, die verschiedenen Arten von Waffen, aus denen sie zusammengesetzt waren, die verschiedenen Stufen der höhern und niedern Officiers, die Stärke der Regimenter, Compagnien, Escadrons, die Anzahl der dabey stehenden Officier, die Verpflegung und Bekleidung der Truppen ꝛc. vorläufig anzeigt. Hierauf beschreibt er die Beschaffen-

ſchaffenheit der damals gebräuchlichen Schutz- und Trutzwaffen der Infanterie und Cavallerie, die Art, wie der Soldat darinnen einzeln, Compagnie- Escadron- und Regimenter weiſe geübt, und wie hoch er geſtellt wurde. Nach dieſen Elementen der Tactic entwickelt er die Syſteme der Generale Tilly und Wallenſtein, ihre Truppen in Schlachtordnung zu ſtellen, vergleicht ſie mit einander und mit dem Syſteme des ſchwediſchen Monarchen, und zeigt endlich die Vorzüge der geſchmeidigen, und zur Bewegung und Würkung weit geſchiktern Tactic der Schweden über die plumpe und ſich ſelbſt hindernde Anordnung der Deutſchen. Dieſe Parallele muß wißbegierigen Offeiers um ſo viel angenehmer ſeyn, da der Name Guſtav in der Kriegswiſſenſchaft eine Epoche macht. Der Artikel von den Märſchen iſt uns nicht ſo unterrichtend vorgekommen, als der übrige Theil dieſer Abhandlung. Wir finden darinnen von der Marſchart der Kaiſerlichen gar nichts. Da hingegen bekommen wir mehr Licht in der Lagerungs- und Verſchanzungsart beyder Armeen. Die Beſchreibung der Artillerie iſt kurz, aber ſehr gründlich ausgefallen. Endlich wird mit einer kurzen Beſchreibung der Fortification der damaligen Zeiten, der Angrifs- und Vertheidigungsart der Plätze, und der Kriegszucht, welche in beyden Armeen beobachtet wurde, geſchloſſen. Ueberall ſind die Quellen, aus denen der Verf. geſchöpft, ſorgfältig angezeigt, wodurch ein jeder Leſer in den Stand geſetzt wird, ſeine Gedanken und die Richtigkeit ſeiner Vergleichungen näher zu prüfen.

Remarques militaires.) Bey einer Kriegsgeſchichte wünſcht der Leſer, beſonders wenn er ein Soldat iſt, nichts ſo ſehr, als eine genaue und richtige Beſchreibung der Oerter und Gegenden, welche durch Ereigniſſe von Wichtigkeit bekannt worden, und die Bemerkung der vornehmſten, öfters auch ganz unbeträchtlich ſcheinenden Umſtände, welche dabey zuſammentreffen. Hierinnen ſind aber die Geſchichtſchreiber nicht allemal ſorgfältig genug und in ſehr vielen Fällen fehlen ihnen auch die Nachrichten, welche zur Berichtigung und Auseinanderſetzung ihrer Schilderungen erfordert werden, ſo viel Mühe ſie ſich auch geben, ſie aufzuſuchen. Wir wiſſen die Namen, Rocroy, Fontenoi, Höchſtädt, Leuthen, allein wo finden

nden wir die innere Beschaffenheit dieser Oerter, die
m sie liegende Gegend, und verschiedene Kleinigkeiten
es Terreins aufgezeichnet, die vielleicht den Ausgang
es Treffens entschieden? Es sind wenige Officier, wel
he bey dem Anfange eines Treffens einen forschenden
Blick auf die Gegend werfen, wenige, die sich dazu in
iner vortheilhaften Lage befinden, und noch wenigere,
eren Einbildungs- und Gedächtniskräfte so lebhaft
und stark sind, ihnen alles bey ruhigern Stunden wie
er darzustellen. An einer geometrischen Aufnahme der
Gegend, und Plane, auf denen alle Kleinigkeiten ange
merkt sind, der Welt zum Unterrichte zu übergeben, wird
n den meisten Fällen gar nicht gedacht und es ist auch
nicht die Zeit dazu da. Der Sieger rauscht über das
Schlachtfeld dahin und bekümmert sich wenig um eine
genaue Untersuchung der Ursachen, die ihm den Sieg ver
schafft haben. Genug die Schlacht ist gewonnen, es sey
ugegangen wie es wolle. Der Verfasser der militari
schen Anmerkungen macht sich dahero seine milita
rischen Leser sehr verbindlich, daß er Beschreibungen ver
schiedener Oerter und Gegenden giebt, die desto zuverläs
siger seyn müssen, da es wahrscheinlich ist, daß er die
meisten selbst in Augenschein genommen hat. Er stellt
über die Vorfälle Betrachtungen an, entwickelt und be
urtheilt sie nach den Grundsätzen einer reinen Taktik, ver
gleicht sie mit ähnlichen Begebenheiten aus der ältern
und neuern Geschichte und zieht daraus hin und wieder
in Absicht auf das Verhalten eines jeden Officiers nüz
liche Folgen. Dadurch wird also dieser Theil des Werks
für einen Officier sehr unterrichtend und setzt ihn in den
Stand, die Unternehmungen und Ausführungen des gros
sen Gustavs in seinen Feldzügen aus dem rechten Ge
sichtspunkte zu übersehen. Der Verf. findet Seite 384.
viel Vortheile bey dem Ricochettiren der Courtine und giebt
in dieser Absicht die Auflösung der Aufgabe: die Verlän
gerung der Courtine zu finden. Unserm Bedünken nach
hat diese Auflösung nicht das alle Fälle umfassende Allge
meine geometrischer Auflösungen, sie kommt uns zu eins
geschränkt vor, voller Zwang, und was das schlimmste dey
bey ist, so gründet sie auf eine Schätzung der Länge der
Def. Linie C. F. warum nicht diese lieber gemessen?
Wobey wir keine Schwürigkeit sehen. Um aber auf

das

das Ricochettiren der Courtine selbst zu kommen, sogleich haben wir, daß es eine bloße Verschwendung der bey einer Belagerung so schätzbaren Munition, und der Vortheil, den der Verfasser davon erwartet, nicht so beträchtlich seyn würde, als er sich denselben vorstellt. Ueberhaupt kommt es uns vor, daß das Ricochettiren nicht eher etwas entscheidendes bey Belagerungen ausrichten wird, als bis die Theorie vom Werfen der Körper in widerstehender Luft so ziemlich ins Reine gebracht worden. Bis dahin sind die Ricochetschüsse nach dem bedeckten Wege nur diejenigen, welche man mit einiger Gewißheit anbringen und sich daher von ihnen einen wirksamen Erfolg versprechen kann. Sobald es aber darauf ankommt, die Face eines Bastions oder eines andern Werks zu ricochettiren, so wird dazu eine Genauigkeit erfordert, die sich bey einer Belagerung nicht erreichen läßt, eine Genauigkeit, die allzu sehr von dem Pulver, der Einrichtung des Geschützes, und selbst von der Witterung abhängt. Aus dieser Ursache sind wir so dreist, das Ricochettiren auf die erhabenen Theile einer Festung mehr für einen glänzenden Einfall, als für etwas wirklich brauchbares zu halten, so sehr auch die Meynungen der Ingenieur und Artilleristen wider uns sind. Einige Bomben würden vielleicht der Absicht des Herrn Verf. besser entsprechen.

(Discours sur la Bataille &c.). Der Verf. hat sich die Mühe gegeben, die Gegend um diese Oerter selbst aufzunehmen, und verschiedene Nachrichten von den Landeseinwohnern einzuziehen, die zur Aufklärung und Berichtigung einiger in den davon handelnden Beschreibungen vorkommenden dunkeln und ungewissen Stellen dienen konnten. Wir zweifeln dahero nicht an der Richtigkeit der beyden Plane, welche uns der Verf. davon gegeben, er macht sich auch selbst anheischig, dafür zu stehen. Bey der Beschreibung dieser merkwürdigen Schlachten hat er die Schriftsteller, welche sie ebenfalls gegeben, sorgfältig gegen einander gehalten, er sucht sie zu vereinigen, wo es geschehen kann, und giebt bey Widersprüchen genau auf die Gesetze der Wahrscheinlichkeit acht. Daraus und durch die Anwendung der Tactic der damaligen Zeit und mit einem Blicke beständig auf das Terrein, hat er die Stellungen und Bewegungen beyder

Armeen

neen vor und während der Schlacht auf eine Art geleitet, wodurch er es so ziemlich getroffen zu has scheint. p. 414. läßt der V. die erste Colonne der verdenen schwedischen und sächsischen Armee, welche König selbst führte, zwischen Schelkau und Podelwitz er die Lober gehen. Da dieses eine Muthmassung, so erlauben wir uns eine andre Muthmassung, ß dieses wohl könnte über den Damm geschehen seyn, n der Verf. selbst zwischen den Teichen bey Schelkau funden hat, und glaubt, daß er damals schon gewes sey. Warum sollte eine Armee durch einen Furth zen, wenn sie einen zum Uebergange so bequemen rt findet? Das Dorf Schelkau liegt sehr bequem, n Uebergang zu begünstigen (wir urtheilen nach dem lane) und daher kommt es uns sehr wahrscheinlich or, daß es die Avantgarde bis zur Ankunft der olonne besetzt hat, und hernach weiter gegen Podelitz vorgerückt ist, wo sie denn, von der ganzen Coonne unterstützt, den General Pappenheim übern Haun geworfen. Vermuthlich ist die kleine Anhöhe zwihen diesen beyden Dörfern der Grund, warum der Verf. den Uebergang dort setzt. Wir geben es zu, aß dieses den Uebergang begünstigt und als eine bey zu beobachtende Regel angegeben wird. Allein da ey finden auch Ausnahmen statt. Ueberdies finden ir noch einen andern Grund, der uns auf diesen Gedanken bringt. Die Armee war rechts abmarschirt, wir leiben in diesem Stücke bey der Voraussetzung des rn. Verf. Nach dieser Marschordnung konnte sie sich eichter formiren, wenn sie die Lober zwischen den Teichen assirte, sich etwas links zog und hernach von dem linken nach dem rechten Flügel herauf marschirte, dahingegen die Art, wie sie der Verf. ausmarschiren läßt, weit langsamer und unbequemer zu seyn scheint. Inzwischen sagt der Verf. à en juger par la nature du Terrein &c. und dabey wollen wir es denn auch bewenden lassen. Uebrigens geschahe wohl der Uebergang gegen den Abend vor der Schlacht, denn nach dem Gualdo brachte die Armee die Nacht unter freyem Himmel zu, ein Umstand, den der Verf., wir wissen nicht warum, aus der Acht gelassen hat.

Die Art, wie der Verfaſſer beyde Armeen auf dem Schlachtfelde manövriren läßt, iſt ein Beweis, daß er eine vollkommene Kenntnis der Tactic beſitzt und die glückliche Gabe hat, militariſche Gegenſtände von der rechten Seite anzuſehen und mit Geſchicklichkeit zu behandeln. Wir wünſchen alſo, daß dieſes Werk häufige Leſer beym Militärſtande finden möge. Wisbegierige Officier finden darinnen ein weites Feld zu Betrachtungen über alle Theile der Kriegeswiſſenſchaft, und die beyden Plane, die überdies ſehr deutlich und ſauber geſtochen ſind, werden ihnen ungemein zu ſtatten kommen, wenn ſie ſelbſt Luſt haben, ihre Stärke in geſchickten Manövern zu verſuchen.

Eins müſſen wir noch erinnern. Die Buchſtaben im Texte ſtimmen nicht allemal mit den auf den Planen ſelbſt überein. Uns wäre es angenehm geweſen, wenn der Setzer oder Corrector etwas mehr Sorgfalt darauf gewendet hätte. Indeſſen ſind dieſes Kleinigkeiten und Fehler, die ein jeder beym Leſen mit leichter Mühe verbeſſern kann.

Q.

12. Erziehungswiſſenſchaft.

Handbuch zu gemeinnützlicher Bildung und Unterweiſung der Jugend in öffentlichen Schulen, von M. Johann Peter Miller, des Ulmiſchen Gymnaſiums Rector. Ulm, verlegts Auguſt Lebrecht Stettin. 1773. 712 S. in 8. auſſer Vorrede und Regiſter.

Ob es gleich nicht auf dem Titel angemerkt iſt, ſo ſieht man doch hernach, daß hier nur noch der erſte Theil des Handbuches geliefert iſt. In dieſem Theile kommt nur dasjenige von der Sprachlehre, der Rechenkunſt und Naturgeſchichte vor, was der Verf. der Jugend vorzüglich wichtig und nützlich gefunden hat. Wenn man hiebey an alle die übrigen der Jugend vorzüglich vorzutragenden Wiſſenſchaften

und

ıd Kenntniſſe gedenkt: ſo wird dies Werk für ein Handbuch uſtreitig zu ſtark. Es iſt allerdings ſehr ſchwer, alles wich- ge und nützliche aus den verſchiednen Schulwiſſenſchaften in nem gehörigen Verhältniſſe zu einander ſo zuſammen zu ſtel- n, das ein mäßiges Buch daraus werde, daß man nichts ohne ahre Einſicht in jede Sache hinſchreibe, und daß ſich auch eine beſondere Vorliebe für eine Wiſſenſchaft zeige. Wie hwer dies ſey, erhellet daraus, daß ſo viele Verſuche dieſer Art, änzlich mißlingen. An dem gegenwärtigen Werke finden wir lenthalben einen Mann, der gründliche Kenntniſſe hat. Die Schreibart iſt auch ordentlich, faßlich und dem Lehrvortrage ngemeſſen. Dennoch können wir nicht umhin, zu geſtehen, aß an der Schreibart, und in der Wahl und Zuſammenord- ung der Ausdrücke noch vieles zu verbeſſern wäre. Was hierin lerhaft iſt, rührt ohne Zweifel zum Theil mit von Provin- alausdrücken und Redensarten her, zu denen ſich das Ohr ewöhnt hat. Oft kommt die Redensart: „ſchwer und lang- ſam daher gehen„ vor, wenn es heiſſen ſoll, ſchwer oder ngſam von Statten gehen. Im Vorberichte S. IX. ſteht arfen, anſtatt dürfen, welches jedoch wol ein Druckfehler iſt. S. XL wo eben der Verf. von der reinen Mundart redet, rückt er ſich aus: „In Ober- und Niederſachſen haben die ungen Leute in dieſem Stücke vor den unſrigen, vieles zum Beſten„ wo es heißen ſollte: einen großen Vorzug. S. 18. inden wir: ſein Werkzeug ohne den. Wenn der V. S. 21 ſagt: ine gute Grammatik muß uns zu der möglichen Vollkommen- eit einer Sprache führen: ſo müßte es ohne Zweifel, wenn ie Redensart den Gedanken beſtimmt geben ſoll, wohl ſo eißen: „eine gute Grammatik muß uns zur möglichſt voll- ommnen Kenntniß einer Sprache führen„. Von dieſer Art könnte ſehr vieles angeführt werden. Iſt von den Sachen die Rede: ſo findet der Lehrer und der Schüler, wie geſagt, überhaupt in den hier vorgetragenen Sachen gründlichen Un- terricht; allein wenn wir bedenken, daß wir den Lehrmeiſter und Reccards Lehrbuch auſſer andern ſchon haben, und daß ein neues Werk dieſer Art, ſich durch merkliche Vorzüge in Ab- ſicht aufs Denken und Schreiben, und auf die Zuſammen- ſtellung der Materien unterſcheiden ſollte: ſo glauben wir kaum, daß Herr Miller in der Hinſicht genug geleiſtet habe.

G.

13. Haushaltungskunst.

Schwedisches Koch- und Haushaltungsbuch, nebst einem Unterrichte, auf Seide, Wolle und Leinen zu färben — von Christina Warg. Greifswald, 1772. 4.

Das Buch soll nach der vierten Ausgabe der Urschrift übersetzt seyn; da uns diese fehlet, so können wir über die Richtigkeit der Uebersetzung nicht urtheilen, und über die Gerichte selbst und ihre Zurichtung mögen wir nicht urtheilen. Uns hat es sonst eben in Schweden nicht geschienen, als ob man die Kochkunst daselbst vorzüglich gut verstünde; und selbst in Stockholm sind die deutschen Häuser in dem Rufe, daß man in ihnen am delicatesten speiset. Das Färbebuch ist ziemlich vollständig, wie wohl es nur die gemeinen Vorschriften enthält.

A.

Abhandlungen und Erfahrungen der physikalisch-oekonomischen Bienengesellschaft in Oberlausitz, vierte Sammlung vom Jahre 1770 und 1771. Berlin und Leipzig, bey G. J. Decker. 8. 192 Seiten.

Diese vierte Sammlung machet den ersten Band vollzählig, der die Avantgarde eines bereits angeworbenen Heeres vorstellet, das vermöge dem Vorberichte in einer neuen Uniform nachfolgen soll.

Unter diesem Gemische findet man einige gute, aber dagegen auch manche Abhandlungen, Briefe und Urtheile, die den grösten Tadel verdienen. Um des stückweisen Lobens und Tadelns bey einer Gelegenheit, da es wenig fruchtet, überhoben zu seyn, wollen wir den Lesern nur anzeigen, daß es in allem XIX. Abhandlungen sind, denen wir den Wunsch anfügen: daß die Bienengesellschaft, in so fern sie Ehre ärnten will, für die Zukunft bey Auswählung zum Abdrucke bestimmter Schriften klüger und geitziger, dabey aber auch in Vertheidigung streitiger Sätze, nicht so hitzig noch lieblos zu Werke gehen möchte. — Muß man dann Mitarbeiter an einerley Fache,

und

nd vom gleichem Patriotismus belebet, blos wegen gegentheiliger Meynung ein und anderer Sätze, auf so eine unanständige Weise, wie in dieser Sammlung geschehen, aushunzen! Hier offenbaret sich Herr Schirach als einen Mann, der bey all seinen Verdiensten, die man ihm in Kenntnissen der Bienenzucht nie absprechen wird, keine Widersprüche von Gegnern erdulden kann, sondern solche ganz ohnverdauet in einem eingebildeten infalliblen Tone abweiset, so bald sich der Gegner ihm nicht unterwirft. Wie kann, wie mag er aber nur Richter in seiner eignen Sache seyn wollen? Doch kein Wunder, daß ein Mann solchen Ton anstimmte, da er in der Welt zu einer Zeit aufstand, da er anfänglich verschiedene Jahre hindurch, einzig und allein einen Reaumur nachahmte, und Versuche, ja in der That nützliche Versuche machte, über die ihm so mancher Weyrauch gestreuet, und auch Beyfall ertheilet wurde, der bey so einer kitzlichen Sache nur nach vielmal wiederholten Versuchen für gültig angesehen werden darf; wie denn auch viele ihr Wort zurückziehen, und den Beyfall höchst behutsam auf gewisse vorausgesetzte Fälle, und auf selbst wiederholte Versuche einschränken. Hr. S. nahm auch vieles als Beyfall auf, das er doch nur als ein Kompliment über die mitgetheilte Versuche ansehen sollen. Und so ward es ihm desto leichter zu glauben, daß er als Ueberwinder von dem gelehrten Campo Mortio (wie er sich in seiner ausführlichen Erläuterung S. 119 einfallen ließ,) abtreten könne. Welche Einbildung! — Um uns diesmal bey einer Sache, in der doch noch nichts ausgemacht ist, nicht länger aufzuhalten, wollen wir blos Parthey und Gegenparthey ermuntern, allerdings ihre Versuche fortzusetzen; aber in ihren Schriften über solch eine Sache keine Freundschaftsbeleidigungen ausströmen, sondern dem Publikum zu Liebe so schreiben, damit dieses Antheil, Lust, und Nutzen, nicht aber Eckel daraus schöpfen möge!

Zs.

Die praktische Bienenzucht, oder erfahrungsmäßige Anweisung, was in jedem Monathe des Jahres zum Wohlstande der Bienenzucht in Acht zu nehmen sey. — Von M. Kurella — Mietau, Hasenpoth und Leipzig, bey J. F. Hinz. 8. 1773 Ohne die Vorrede auf 206. Seiten.

„Nur wäre zu wünschen, daß in den übrigen Erd„strichen, wo dergleichen Bienengesellschaften „noch nicht vorhanden sind, nach dem Beyspiele der „Auswärtigen bald welche gestiftet würden.„ So warm spricht unser patriotischer Verfasser in der Vorrede, wie es seine Vorgänger auch thaten, bevor sie fanden, daß dieß ein unbequemer und unrichtiger Weg zur allgemeinen Aufnahme der Bienenzucht sey. Wir versichern den V. daher (wiewohl wir ihm auch gern zum Sekretariate Glück wünschen möchten,) daß manche von jenem Wege wieder abgegangen, indem sie, und auch wir die Stadt- und Dorfbienengesellschaften weit nützlicher fanden; wenn sich nemlich jede Stadt, oder überhaupt die Bürger jeden Ortes, es seyn einzelne, so Lust zur Bienenzucht haben, oder alle zusammen verbinden, und ihre Privatbienenstände in einen Gemeindestand verwandeln, dessen Stöcke der ganzen Bienengesellschaft, und der Nutzen davon jedem Mitgliede nach Maasstab seiner beygestellten Stöcke gehörte, die aber nur von einem Wärter gesetzmäßig verpfleget würden. Eine Anstalt, die schon in der Pfalz, in Franken, und einem Theile der preußischen Lande Beyfall gefunden. Aus eben diesem Grunde billigen wir zum Voraus, was der V. S. 4. von Anlegung eines Dorfbienenstandes anführet. Betrachten wir das Buch selbst, so fällt unser Urtheil dahinaus, daß es recht ordentlich und verständlich geschrieben; auch für die preußischen Lande sehr brauchbar eingerichtet sey. Wir wollen uns deswegen etwas näher darinn umsehen.

Der erste Abschnitt handelt von Anlegung eines Bienengartens von S. 1–26. Derselbe ist meistens richtig abgefasset. Daß aber die Bienen ihre Herren in einerley Kleidung sehen wollen, sollte der V. künftig nicht mehr nachschreiben.

Der zweyte Abschnitt von S. 27 bis an das Ende handelt von der Wartung in jedem Monathe. Nach des Hrn. K. Eintheilung finden wir von S. 30–41. die Monathe Jänner und Februar zusammengesetzet. Da die Lehre beynahe überall wohl abgefasset ist, so erinnern wir auch nur dieses, daß es nicht rathsam sey, die Stöcke den ganzen Winter über zu verschliessen. Die Erfahrung hat uns gelehret, daß weder

dieses,

eses, noch das Vergraben der Stöcke von grossem utzen sey, daher wir auch nicht umhin können, unsre reunde für dergleichen einzelnen wohlgerathenen Spe ulationen zu verwarnen.

März. S. 42–55. Alles gut, nur sollte der V. i dieser Anweisung nicht mißrathen, fremde Stöcke on entfernten Orten unter seine zu setzen, unzählige roben verwerfen die hier angeführten Gründe.

April. S. 56–88. So lange der V. und seine andsleute keine kleine, zur Erneurung der Stöcke dien che Körbe, die man nach dem Untersetzen zusammen äget, anschaffen, so lange ist freylich das Zeideln im rühjahre dem im Herbste vorzuziehen. So bald aber ie Bienen einmal in Halb- oder Viertelskörben woh en, kann man den Ueberfluß getrost im Herbste ab ehmen. — Aber warum will der V. S. 67. daß es esser sey, den Bienen ganz oben neues Wax zu ver haffen? Wir und alle, die dem Untersetzen zugethan ind, finden die Erneuerung von unten nöthiger, da oir das alte oben nach und nach hinweg nehmen. — 5. 76. sollte der V. überlegen, daß er mit H. Schirach andgemein werden könnte, da er dessen Satz ver ehrt angiebt, wenn er saget „derselbe habe durch — Versuche gewiesen, wie man aus jedem BienenEye eine Königin, von der dreyfachen Brut aber ganze Schwär me ziehen kann.„ Nur dreytägige Würmer, und kei e Eyer will Hr. S. in sein System hineingebracht wis en! Doch da ihm der V. andrer Orte ziemlich Weyh auch streuet, so möchte es ihm dießmal wohl ohnge ügt hingehen. — Wiewohl wir nicht der Mey ung sind, so billigen wir doch, wenn unser V. aus die en Gründen die Brut nicht unter den Honig wirft, son ern schonet.

May. 89–107. In diesem Monathe empfiehlt der V. S. 95. gegen die Raubbienen ein wachsames Auge zu ha en, zumal wenn die Brut die meiste Nahrung verzehrt. Sehr billig ist es auch, dem V. zu folgen, wenn er S. 97. will, „daß man die Bienen nicht nur in diesem, sondern auch in dem Falle, jedoch vorsichtig füttere, wenn im Sommer anhaltendes Regenwetter einfällt; als um wel che Zeit die zu karg gezeidelten oder jungen Bienenstöcke viele Brut aber wenig Honig eingeschlagen.„ Dieß be

herzigen die wenigſten; und vorzüglich die letzte Bemerkung haben wir von wenigen ſo wohl empfohlen angetroffen. — Unſer weit ausſehender Verfaſſer hat dergleichen Nothwendigkeit 1770. in der Mitte des Brachmonathes erlebet. So oft wir es auch ſchon in mißlichen Jahren nöthig fanden, eben ſo nothwendig war es in dieſem ſonſt ſo honigreichen Jahre 1773. und zwar vom 27ten May bis an den 12ten des Heumonathes. Die Belohnung unſrer Mühe iſt allemal einträglich. Warum füttern die Leinesburger ihre Schwarmbienen, die keine Noth haben, und wir wollen den armen nichts reichen? Eben dieſen Kargen, die nur ſagen, ſie mögen ſich ſelbſt verſorgen, ſtuben auch manche ſchöne Schwärme von der Hungerkur, die doch 50. und mehrere Pfunde hätten ſchwer werden können, wenn ſie einem armen Stocke zur Zeit der Noth nur etliche Pfunde dargereicht hätten.

Junius. S. 108. 123. Hier will der V. S. 111. die Spurbienen entgegen dem H. Profeſſor Bammer behaupten; ſeine angegebenen Gründe ſind aber nicht von hinreichendem Gewichte. Würde es der Raum einer Recenſion geſtatten, ſo wollten wir den V. durch häufige Erfahrungen zu überzeugen ſuchen. — S. 119. Hier ſagt uns der V. etwas, mit dem wir es aus ähnlichen Proben halten: daß gefundene Schwärme des Glückes wegen nichts zum voraus haben: auch billigen wir ſehr nach S. 121, die Stöcke im Stande nicht zu dichte neben einander zu ſtellen. Wir nehmen aber nicht als zu bekannt an, daß die Königin zu gewiſſen Zeiten ausfliege, und ſich reinige. Dieß getrauen wir dem V. aus häufigen Proben zu widerſprechen; und behaupten: es fliege nie eine Königin aus, es wäre denn, daß zwo oder mehrere im Stocke befindlich ſind, davon eine oder die andere die Flucht ergreifen muß: und dieß geſchieht häufig um die Zeit, wenn das gemeine Bienenvolk nicht ſchwärmen will, noch nachfolgt. Der V. und die ſeiner Meynung zugethan ſind, können ſich nicht beſſer überzeugen, als wenn ſie, ſo bald ſie eine ſolche Königin ausfliegen ſehen, den Stock alsbald wegtragen, und einen Leeren an dieſes Stelle ſetzen; ſodann aber das Volk aus dem Vollen vorſichtig in einen leeren Stock übertreiben, wo ſie denn allemal noch eine Königin, als dem Anlaſſe jenes

nes Ausfluges antreffen werden. — Viel richtiger ist es, S. 124. angerathen, daß man in diesem Monathe vom frühen Morgen des Schwärmens wegen Acht geben, als daß man sich auf die eben daselbst angegebenen Kennzeichen verlassen soll. Wie aber, die dickköpfichten Drohnen sollen beym Schwärmen den Marsch blasen? Wollen sie doch bey ihrem groben Tone immer gern wieder zurückkehren; wie also, wenn man die türkische Musik, welche die alten Weiber beym Schwärmen, und zumal oft zu früh anstimmen, daher manche Schwärme zurückkehren, hinzugesellete, so würde man jenen Marsch eher die Retraite geblasen nennen müssen! doch allemal kommen uns dergleichen Erzählungen lächerlich vor. — S. 131. Kein Geistlicher dürfte sich mit schwarzer Kleidung an den Bienenstand wagen, wenn die Bienen ihre Herren im schwarzen Habite zum Weichen zwängen! Waren die Bienen sonst nur nicht böse gemacht, so durften wir, und unsre Freunde ganz ohne Gefahr in schwarzer Kleidung bey unsern Bienen erscheinen. Sind sie aber auf andere Art gereizet, so ist es gleich viel, ob man sich ihnen schwarz oder weis gekleidet nähert. Die Erfahrung mag den V. auch noch lehren, daß sein hier vorgestelltes weißes Gespenst die im Wegziehen begriffenen Bienen nicht aufhält, wohl aber die im Leintuche eingewickelte Person gegen den Stich verwahre. Hiezu dient aber ein Tuch von andrer Farbe eben so gut.

Julius. S. 134-160. Unsre Landleute wissen ihre Schwärme nach dem Einfassen des ersten Tages bis auf den Abend nicht anders, als auf etliche Querhölzer, die in einer Wanne liegen, zu stellen, wodurch viele Hellung in den Stock eindringet, und doch ist manchem noch kein Schwarm weggezogen; dem V. ist aber nach der 142. S. einmal einer durchgegangen; er schiebt die Ursache auf einen Ritz, wodurch Hellung eingedrungen seyn möchte. Auf so einen Fall sollte man keine Lehre stützen; aber aus ganz andern Ursachen schon in der ersten Stunde die neuen Stöcke verkütten, und also gleich an ihren Wohnort versetzen. Das übrige dieser Monathlehre ist gründlich abgefasset.

August. S. 161-171. Ist durchaus richtig; vorzüglich wenn der V. S. 165, nachdem er seine Anfangsflut

an vielen Schwärmen gebüſſet, will, daß man Bedacht nehmen ſolle, es zu mäſigen. Wir rathen hiebey an, es noch mehr einzuſchränken; und ſo, wie Hr. Eyrich es ſchon lange that. — Die Drohnenſchlacht ſollte der V. doch den Bienen wohl ohne Noth ſelbſt überlaſſen.

September. S. 172–190. In dieſem Monathe fehlt es dem Verfaſſer an nichts, als daß ſeine Bienen in zuſammengefügten Halb- oder Viertelskörben ſtünden: hierdurch würde ſeine Lehre doppelten Werth erhalten. S. 176. eifert er wider die Lehre des Hrn. Pfarrer Haſe, daß man die Bienen tödten ſolle, und will es ganz abgeſchaft wiſſen. So muß man die Landleute lehren; und nicht nach der ſchlechten Kalendermode!

Oktober, November und December. Dieſe drey Monathe ſind zuſammen genommen, und der V. will hauptſächlich, daß den Bienen in den kalten Monathen dienlicher ſey, eher zu viel als zu wenig Luft zu laſſen. So hätte er auch in der Lehre des Jänners und Hornunges anrathen ſollen.

Zs.

Vermiſchte Nachrichten.

Die alte Frau. IV. und V. Bändchen. 8. Leipzig, bey Schwikert 1773.

Man giebt uns Hrn. Recenſenten nicht unrecht Schuld, daß, ehe wir zur Anzeige eines Buchs ſchreiten, uns ſchon Titel, Verleger, Vignette, Druckort, und was dergl. Parerga ſeyn mögen, verleiten, ein Urtheil zu wagen, das, wenn wir das Buch ſelbſt geleſen hätten, ganz anders ausfallen würde. So gieng es leider im vorigen Jahre einem unſrer Mitbrüder bey der Anzeige der erſten Theile dieſes wichtigen Werkes. Er glaubte, daß es gerade keine alte Frau geſchrieben hätte, weil auf dem Titel ſtand Alte Frau. Der Mann betrog ſich, und es erhellet jetzo aus Faktis, daß nicht, wie ſein unchriſtliches Vorgeben geweſen, ein Student, ſondern

eine

ne alte Frau in natura die Feder dabey geführt habe. Denn ihr Schwager bezeigt selbst p. 187. daß sie sich nach Lesung jener kauderwelschen Recension aus Zorn betrunken habe. Betrunken seyn könnte bey einem Studenten vielleicht eben auch wohl statt haben. Allein wenn man alle andre Umstände genauer untersucht, so zeigt sich aus dem übrigen Betragen dieser edlen Schriftstellerin, daß niemand als eine alte Frau in diesem Falle so würde gehandelt haben. So viel ich mich erinnere, war der Eingang der Recension unsers lieben Mitbruders nichts weiter als von Herzen langweilig. Allein das Auge ihrer Erfahrung sieht darinn nichts weniger als Lästerungen gegen die Hälfte des schönen Geschlechts, gegen die Stadt Leipzig, gegen alle Studenten und Magister in derselben. Sie sieht, daß der Recens. gerne vornehm thun, gern sich das Ansehen geben wolle, als sey er auf Reisen gewesen, habe Gallerien gesehen, habe mehr als bürgerliches Frauenzimmer kennen gelernt, (obgleich das rête à rête, das er mit ihnen gehabt, nicht von den feinsten gewesen seyn möchte) daß er gerne von Physionomie spreche, ob man zwar nicht lüstern sey, die seinige kennen zu lernen, daß mancher Student eine edlere Seele habe als mancher Recensent, daß sich die Hrn. Berliner auf ihren edlen Geschmack viel zu viel zu gute thun, daß man schon lange von daher ein Donnerwetter gegen die arme Frau gefürchtet hätte, daß sie weit, weit von Leipzig geschrieben würde, und daß die Hrn. Leipziger, Erlanger, Hamburger und Göttinger Hrn. Recensenten ganz andre Leute wären, die doch auch wüßten, was an einem Dinge zu thun wäre, und doch nicht so gerade hinsagten, daß die alte Frau nichts tauge, sondern wenn sie älter würde, u. s. w. daß ihr freylich nicht so recht viel Komposition anzumerken sey, daß aber der Hr. Berliner Recensent eine Komposition eines unbilligen und unvernünftigen Menschen sey, der sich p. 170. unterstehe, ein Geschlecht zu schimpfen, das die Hälfte, die unentbehrliche Hälfte der Nation ausmacht. „O Himmel, mit was für Art von Weibsleuten muß der Mann in seiner Stadt umgegangen seyn, der so etwas sagen konnte! p. 190. Man sagt, er habe den Sebald. Nothanker geschrieben!„

Nun

Nun schreibt aber der V. des Sendbriefs nicht alles, was bey Fr. Nicolai in Berlin verlegt wird, und so wie man hört, wünschte er, daß selbst eine alte Frau nicht glauben möchte, er habe alles Mscript gelesen, und gebilliget, was in der allg. d. Bibl. im Drucke erscheint. Seine Mitarbeiter sind so gut Autoren wie andere, und lassen sich von ihm nichts recensiren, ob sies gleich geschehen lassen, daß sie zu Leipzig, Erfurt und der Orten wacker wieder recensirt werden. Er sieht auch, wie falsch der vorige Recens. geurtheilt habe, und unterschreibt mit mir Endes Unterzogenen, daß der V. dieser Blätter, eine wahre alte Frau sey. Der Rec. der ersten Theile wird sich zwar immer damit schützen, daß er das von Klopst. edirte Landgerichte anführt, wo es Art. 44 heißt: das ewige Vorgeben derer, die im Zweykampf geblieben sind, als wären sie nicht geblieben: ferner Art. 46. Vertheidigt sich ein Knecht, so läßt mans hingehen, und ahndet es nicht, ferner art. 65: Gemeines Handgemenge und Faustrecht ; ; . Allein Wir werden auf unsrer Seite doch niemals den Respekt aus den Augen setzen, den wir einer Verf. schuldig sind, die sich bis auf den 5ten B. ihres Werkes immer in einer gleichen Stärke erhalten hat.

Um.

Ueber Merkwürdigkeiten der Litteratur. Der Fortsetzung 1stes St. Hamburg und Bremen bey J. H. Cramer 1770. Ohne Vorrede 152 Seiten in 8.

Einige von Klopstoks Lesern wünschten, daß die Ausgabe der Abhandlung von dem Sylbenmasse beschleunigt werden möchte, weil ihnen der Abschnitt vom deutschen Hexameter, der vor dem dritten B. des Messias steht, noch Schwierigkeiten macht. Klopstok verstund sich dazu, einige Fragmente, die tiefer von dem Grundstücke des Baues hergenommen wären, in diese Sammlungen einzurücken. Es stehen also hier 2 Gespräche vom Sylbenmasse, die die wichtigste Bemerkungen über die Natur unsrer Sprache, ihrem Reichthume und Gesange enthalten, die aber hier nicht ausgezogen werden können.

nen. Billig beklagt Kl. die Wandelung, die mit unserer Sprache vorgegangen ist, und glaubt, sie habe zu Otfrieds Zeiten weit melodischere Töne gehabt. Nach dem nordischen Fragmente beym Verelius, Olaus Wormius und Hykes zu urtheilen, waren die Endigungen der Wörter, nach welscher Art, selten ohne Vokalen, und die Zusammenstossung der Consonanten lange nicht so häufig, wie in ihrem jetzigen Alter. Die kühnsten Inversionen, fast keine Artikel, weniger Flexion, und nichts von dem Geschleppe der Hülfswörter! Klopstok dringt mit Eifer darauf, daß die Sylben nicht allein gut abgemessen, sondern auch wohlklingend seyn sollen. Er will nicht allein bey der Deklamation kurze und lange Sylben, sondern wahre Bewegung hören. Nach ihm giebt es lange und längere, kurze und kürzere Sylben. Er macht verschiedene sehr richtige Bemerkungen, woraus man sieht, daß unsre Sprache ohngeachtet ihrer vielen zusammenstossenden Consonanten, einsylbigen Wörter, in ihrem Gange mehr Festigkeit habe, wie die Griechische, und daß der Spondeus, den man für ein so absonderliches Eigenthum der alten Sprachen ansieht, sehr durch die Deklamation abgeändert, und bald so gehört wurde, daß die eine Sylbe etwas weniger lang als die andere war, und bald so, daß sich beyde völlig gleich wären. Sollte diese Bemerkung nicht eine blosse Hypothese seyn, so wäre der grosse Defekt der Spondeen in der deutschen Sprache auf eine sehr wohlfeile Art ersetzt. Wir verweisen unsere Leser auf die Gespräche selbst. Die Theorie des Sylbenmaaßes wird in unsern Zeiten noch immer vielen eine sehr unfruchtbare Materie bleiben, da Klopstok der erste ist, der uns auf Harmonie einzelner Wörter und Sylben zuerst aufmerksam gemacht hat. Alle unsere Gesänge waren ehedem Kirchen- oder Romanzenton, wo die Melodie gemeiniglich der ersten Strophe angepaßt wurde, Text und Musik jedes für sich ein schönes Ganze ausmachen konnte, ohne daß auf einzelne Accente wäre Bedacht genommen worden. Alle schematische Recitative von Opern und Cantaten zeigen augenscheinlich, daß man von melodischer Prose, oder ungereimter Poesie nicht die geringste Ahndung hatte.

Die zweyte Abhandlung dieser Sammlung führt die Ueberschrift: Wie man behält und verbessert der Uebersetzer

setzer der Bibel nicht Lutherns: Jedermann kennt die Vorzüge der Michaelschen Uebersetzung und auch ihre Mängel. Wenn man auf Schultens Schultern steht, so sieht man weiter als Luther, der von Erklärung aus verwandten morgenländischen Sprachen natürlicher Weise nichts wissen konnte, und als Rathgeber niemand vor sich fand ausser den ältern und neuern Uebersetzungen. Unter der Maske des Layen zeigt der Verf. dieser Abhandlung Hrn. Michaelis Schritt vor Schritt, wie Luther durchgängig mehr den Geist des Originals gefühlt, und eine weit festere und kräftigere Sprache geführt habe als sein Reformator. Mit Recht verwirft der Verf. alle Umschreibung und Rektifikation des Originalscribenten, durch Eintragung eigner Meynungen und neuerer Philosophischen Systeme. Zur Beherzigung wäre diese Kritik auch allen Uebersetzern der neusten Offenbarungen im Jahre 1773 zu empfehlen; sie ist ein Meisterstük des Vortrags, und eine Probe, wie sich Wahrheit auch bey der ganz entgegengesetzten Meynung mit Bescheidenheit suchen und finden läßt.

Von der Schreibart des brittischen Ramblers. Hier finden unsre sogenannten Puristen Text genug zu ihrer Anwendung, nur das, was hier zur Entschuldigung Johnsons gesagt worden, gilt als Antwort gegen alle Deklamation von Simplicität und Eleganz. Verständlichkeit ist und bleibt relativ, und selbst Gellert oder Spalding können einen Winkel im Publiko finden, wo sie nicht verstanden werden. Hat der Scribent seinen Gedanken, und wenn er auch noch so stark voll Nebenideen wäre, in der Stunde des Genies wirklich empfangen, und ohne Mühe und ohne Bewußtseyn der Entstehungsart ausser sich sichtbar gemacht, so wird er allzeit diejenigen Köpfe, die mit ihm gleiche Fülle der Zeugungskraft, und ohngefähr den Umfang von Kenntnissen haben, wie ein Blitzstrahl in ihr Inneres rühren, wenn gleich hundert Dunse über Finsterniß und Nebel klagen. Keine Schreibart ist indessen nachzuahmen, sie gehöre Hamannen oder Hausen zu; und wer seine eigene nicht hat, verdient nicht zu schreiben.

Die vierte Abhandlung streitet wider die Nachahmung des italienischen Sinngedichts, in einer Sprache der edelsten Begeisterung. Der Verfasser ist mit einem

solchen

ölchen Reichthume von Materie umgeben, daß man sieht, er hat nur Mühe anzuordnen, und aus einander zu setzen, und nicht, wie so viele, die heut zu Tage von der Kunst fallen, ihr dürftig Fachwerk mit den wundersamsten Materialien auszufüllen. Er untersucht die Frage, ob nicht die Natur des Gesangs darin bestehe, daß er die Worte in Tongemälde der Empfindung verwandelt. Er folgert hieraus, daß Deklamation in keinerley Bedeutung Gesang heissen könne, so lange sie ihre Worte nur als Zeichen und nicht als solche Gemälde vorträgt. Recitativ sey daher etwas ganz anders als Gesang, und es sey widersinnig, in Werken, die eine Welt des Gesangs ausdrücken, so heterogene Theile als Recitativ und Arie mit einander zu verbinden.

Nun folgt eine Uebersetzung der Neunten Pythischen Ode. Klopstok, oder Einer seines Gleichen hat sie hier, vielleicht müde nur zu lesen, aufs Papier geworfen. Er giebt es für keinen ernsthaften Versuch aus, wie weit sich Pindarische Oden in deutsche Sprache, und in Worte des 18ten Jahrh. nach c. 9. auflösen lasse. Sehr zu wünschen wäre indessen, daß ein Mann von Kl. Verdiensten es über sich nähme, uns Uebersetzungen Pindars zu geben, wie man Uebersetzungen Hiobs und der Propheten hat, nicht sie nachzuahmen, sondern uns noch deutlicher zu überzeugen, wie weit unsre und Pindars Sprache, sein und unser Zeitalter von einander liege, und welche Aufmunterung für angehende Liebhaber, wenn sie schon vorher einigermassen den Plan übersehen könnten, ehe sie sich an die Schwürigkeiten des Originals wagen. Klopstoks und Pindars Wortbau würden sich wechselsweise erläutern, und die verschiedene Nuancen einem jeden zeigen, wie dort in jenen sinnlichen Zeiten die Bilder eben nur aus sinnlichen Ingredienzen geschaffen, bey uns aber an metaphysische Ideen materielle Bilder angelöthet werden. Obgleich die Form im Ganzen schwerlich zu nützen, und der Rhythmus noch schwerer zu bestimmen seyn möchte, so liesse sich doch die innere Einrichtung des Perioden, und die Anordnung der Bilder auf unsere Sprache anwenden. Denn in keiner neuern Sprache wird es wie in der Deutschen möglich seyn, mit vorbereitenden Ideen und Prädikaten zu moduliren, und alsdenn den Hauptbegriff als Schlußton am Ende einzufügen. Darf der Rec. noch einen Wunsch thun, so wäre es dieser, daß man Werke des hohen

den Alterthums, wie Pindars Oden, bloß um die Sprache zu lernen, nicht vor dem Blicke des gaffenden Jünglings durch allzufrühe Darſtellung entweyhte. Ehe er durch Vergleichung mancherley Vorſtellungsarten die Intoleranz nicht ablegt, die ihm unſre Religions- und politiſche Verfaſſungen nothwendig eingeben müſſen, wird er dieß alles blos als Kunſtwerke betrachten, und ſich ihm *nicht*, wie wir doch alle ſollten, als einen antiken Abdruck beſſerer Sitten und goldner Zeiten mit Ehrfurcht zu machen wiſſen. Der Sänger und der Held werden ihm ſehr geringfügig ſcheinen, und er wird das Familien- und Nationalgefühl nicht nachempfinden können, wo der edelſte Jüngling das edelſte Mädchen ſeines Landes als Krone ſeiner kriegeriſchen Tugenden im Triumphe davon führt, mitten unter ſeinen Mitwerbern und dem Zujauchzen der erſtaunten Nomaden. Er wird ſich Apollo's Lobgeſang von Centauren höchſtens als Beſchreibung göttlicher Allwiſſenheit excerpiren, und vielleicht das

κλάιδες ενι σοφιας
πειθουσ' ἱερων φιλοτητων

als Motto zu einem Crebillonſchen Gemälde erwählen. Obgleich hier im Ganzen, durch das Unbehülfliche unſrer Hülfswörter, unſrer Endigungen u. ſ. w. die griechiſche Melodie nirgends durchzuhören iſt, ſo iſt die Vergleichung doch ſehr intereſſant, wenn man ſieht, wie einzelne zuſammengeſetzte Ideen ſo glücklich übergetragen ſind, daß man glauben ſollte, ſie wären auf deutſchem Boden gewachſen. Bey andern bemerkt man aber auch ſogleich, wie Begriffe damaliger Zeiten ſchlechterdings nicht durch Wörter unſrer Zeit ausgedrükt werden können, wie bey der Stelle

παντι θυμω σινετ' ἀδαν
κυλικα φερεσθαι

wo unſre deutſche Gerechtigkeit nach dem verbrauchten Sinne eine elende Figur macht. Auch merkt man wie Kl. und nicht Pindar ſpricht, wenn es ſtatt

χαι, τα μελλει χαστε πω
τ' ἐσσεσθαι ἐν πιθοισιν

In der Anrede des Centauren heißt:

Schaut die Zukunft
Woher, und wie ſie Zukunft iſt.

Ferner ſind die zuſammengeſetzte Wörter oft zu ſehr gehäuft, und nicht auf den Fall aufgeſpart, wo der Sinn

des

des Originals ihre Schöpfung nothwendig macht. Eine Stelle erlaube man uns noch aus der Vorrede zu dieſer Ode auszuzeichnen. Sie iſt allzu merkwürdig. Es iſt der Charakter der Klopſt. Muſe und ein Monument, das hier der Epoque geſetzt wird, die Kl. in unſrer Sprache und Dichtart macht. „Je mehr Verſetzungen ein Volk mit ſeinen Ideen vornehmen kann, deſto mehr Ideenreihen hat es, deſto mehr Richtungen und Gelenke hat ſein Geiſt, und deſto ausgedehnter wird auch ſein Dichtergebiethe. Die Dichter dieſes Volks können alsdenn mehr Gedanken zum Zeugen für ihre Welt, ohne Verkörperung der Ideen zurichten, und ihnen blos durch die Stellung, und beſondere Ideengeſellſchaften, worinn ſie dieſelben verſetzen können, eine poetiſche Geſtalt geben. Der Dichter, der immer gegen die ſtarken Empfindungsmaſſen der Sinnenwelt anſtreben, ſie um uns verdunkeln, die Aetherwelt ſeines Geiſtes um uns empfindbar machen, und ihre Idealgegenwart in eine Sinnengegenwart verwandeln muß, um die Aufmerkſamkeit unſerer Seele zu erzwingen, ſucht jeder einzelnen Vorſtellung, jedem Gange der Vorſtellungen ſo viel Intenſität oder Empfindungsgehalt zu geben als möglich, um ſeinen Zweck zu erhalten, und jedes Gedicht daher, das allzeit ein Geſchöpf einer lebhaften und aufgebrachten Seele iſt, die ihre Gedanken ſinnenwärts treibt, hat ſeine eigenthümlichen, auffallenden Gedankenſtellungen, die aber in der allgemeinen Sprachverfaſſung gegründet ſind. Je reicher denn die Sprache überhaupt iſt, deſto reicher iſt auch die Dichterſprache, deſto mehr Fähigkeit hat ſie, die ſimplen Empfindungen und geiſtigen Gedanken des Verſtandes auszudrücken, und deſto mehr kann das Fehlerhafte, Bilderhäufende verhütet werden, wo die Sprache der farbenloſen Empfindungen ſeyn ſollte.„

Um.

Sammlungen aus der neueſten Brittiſchen Litteratur. Bremen, bey J. H. Cramer, 1771. Erſter Theil, 1 u. 2tes St. 8vo.

Die V. dieſer Sammlungen haben auſſer den Anzeigen und Recenſionen neuer Bücher, noch einige Abhandlungen, Biographien und Ueberſetzungen kleiner Brochuren in ihren Plan aufgenommen. Hierdurch wird die in Leipzig ehmals unter der Aufſicht des Hrn. Doktor Müllers bis zu 6 Bänden

ungewachſene Brittiſche Bibliothek gewiſſermaſſen dem Publiko wieder erſetzt. Man ſieht aus der Vorrede, daß ſämtliche Mitarbeiter in London ſelbſt leben, wöchentlich einmal in einem Coffeehauſe, nicht weit von St. James zuſammen kommen, und daſelbſt über die Wahl ihrer Aufſätze ſich vereinigen. Aufrichtig zu geſtehn, ſo ſieht man dieſen Blättern nicht an, warum ſich nicht auch in der gröſten Entfernung von Engliſchen Buchläden, ſo wie ſie ſind, hätten geſchrieben werden können. Denn bey wichtigen Werken, wie die Jonians Antiquities, ſteht kein Wort Weisheit mehr, als in der Recenſion der monthly Review. Die V. ſcheinen auch nicht einen Grad partikulärer Wiſſenſchaft mehr zu jeden Artikel mitzubringen, als die Engliſche Journaliſten, deren monatl. und jährl. kritiſche Arbeiten jeder gemeine Kopf, der die gewöhnlichſte Kunſtſprache inne hat, in allen Fächern über ſich nehmen kann. Man vergleiche die Beurtheilung von Warton Theocrit hier, und in einigen unſrer guten Journale. Sie ſagen es in der Vorrede ſelbſt, daß ihre meiſte Recenſionen aus der Monthly und Critical Review genommen ſind; alſo darf man ſie über etwas nicht zur Rede ſetzen, was ſie ſelbſt eingeſtehn. Allein fordern könnte man doch von deutſchen Köpfen, daß ſie einen eigenen Apparat zu dem Buche bringen würden, das ſie uns bekannt machen wollten. Wir verlangen deswegen nicht lang ausgeſponnene Declamationen; jeder Kenner begnügt ſich, wenn es Federſtriche und Randgloſſen, allein von dem Gewichte und Werthe der Göttingiſchen Herrn Beurtheiler ſind.

Den Anfang macht eine Abhandlung von dem Zuſtande der Wiſſenſchaften in England, von Alfred des Groſſen, bis auf unſre Zeiten. Als Thema einer aufgegebnen Schul-Oration, konnte dieſe Materie nicht ſchläfriger und nachläßiger ausgeführt ſeyn. Man ſieht zuverläßig, es iſt aufgegebne Arbeit, denn die Namen Baco, Newton, Shakeſpear, u. ſ. w. können nicht anders, als für die Gebühr auf dieſe Art, hinter einander weggelallt werden. Hierauf folgt eine proſaiſche Ueberſetzung des Deſerted Village, deſſen ganzes Colorit bekanntlich in Papiſcher Verſification beſteht, und die hier weggewiſcht iſt. S. 47. ſteht ein Auszug aus Hunters Sketch of the Philoſophical Character of Mylord Bolinbroke, das auch nunmehr bey uns überſetzt iſt. Wir ſind vollkommen mit den Verf. einig, wenn ſie glauben, daß Hr. Hunter's Zeichnung nicht ganz richtig ſey, und wir erwarten noch von einem deutſchen fleißigen Leſer der Bolinbrokiſchen Werke den Charakter

nakter dieses wahrhaftig grossen Genies. Eine Probe hanteriſcher Beurtheilungskraft mag folgende seyn: Spinoza sey unter den Philosophen sein Lieblingsautor gewesen, und aus diesem habe er gelernt die Sittlichkeit der Handlungen zu empfehlen, um die Religion desto ungeahndeter zu verwunden. Kennern der Spinozischen Ideen überlassen wir zu entscheiden, ob je ein Philosoph seine Spekulationen über das göttliche Wesen mit mehrerm Respekt und Verwahrung gegen falsche Auslegungen vorgetragen habe. S. 70-96. findet man einige Artikel aus der Naturgeschichte: 1) von dem am Ohio gefundenen Knochen. 2) Von der Dionæa muscipula. 3) Zwo Beobachtungen des Uebergangs der Venus vor der Sonne. 4) Von zwey Weibspersonen mit Hörnern. Der biographische Theil enthält die Leben Arbuthnots, Lardners, Garricks, und der Catharine Mac Launy. Diese Abtheilung scheint uns die unterhaltendste zu seyn. Die Recensionen Englischer Bücher übergehen wir anzuzeigen, weil sie unsern Lesern aus den beyden Reviews und den Götting. Anz. schon bekannt seyn müssen. Von ihrem Werthe getraut der Recens. bey jedem Artik. das Urtheil durch Beweise zu rechtfertigen, das er gleich Anfangs überhaupt gefällt hat.

Der 2te Theil des ersten Bandes hat gleich zu Anfange Betrachtungen über den Zustand der Religion und Wissenschaften in Großbritannien im gegenwärtigen Jahrhundert. Die Nachrichten von dem Zustande der Religion sind allerdings beträchtlich, allein das Gemählde der Wissenschaften ist eben so verhunzte Skizze, wie das im ersten Bande. Den biographischen Theil setzt Lardners Leben fort, enthält die Artikel, Simon Browne, Peter Collinson, Theodor Neuhoff, und Marquis von Granby. Die prosaische Uebersetzungen bestehen in der Fortsetzung des verlaßnen Dorfs, und einer elenden moralischen Erzählung, der rechtschaffene Sohn betitelt. Die Beyträge zur Naturgeschichte sind folgende: 1) Nachricht vom Krampfaal. 2) Von den Holzameisen und feurigen Fliegen in Guiana. 3) Von ungeheuren Schlangen in Guiana. Unter den Recensionen übertrift die von Search's Light of nature im Umfang und Genauigkeit wenigstens alle andere Stücke dieser Art, die wir bisher in diesen Sammlungen wahrgenommen haben.

Um.

Brittisches Museum, oder Beyträge zur unterhaltenden und angenehmen Lektüre. Leipzig, 1770. im Verlag der Buchhändlergesellschaft, 1. 2. 3ter Theil, 8vo.

Der erſte Theil enthält 1) Pope's Briefe an eine Lady. Da ſie nichts ſind als Correſpondenz eines einſam lebenden witzigen Kopfs mit einem Frauenzimmer, das Langeweile hat, Verſe macht, und ſie dem Dichter zu corrigiren überſchickt, ſo können ſie in jeder Sammlung als Muſter wohlgeſtellter Briefe gelten. Das Verhältniß, worin beyde Theile ſich zeigen, iſt auch ſo ſchön weitläuftig, daß es jedermann anpaßt, und für unſre deutſche witzige Köpfe in ihren Correſpondenzen mit Frauenzimmern von Stande, von groſſem Nutzen ſeyn kann.

2) Geſchichte der Amande, geſchrieben von einer jungen Lady. Wenn man die Menge der wunderſamen Ereigniſſe überzählt, die hier gehäuft ſind, ſo iſt es vielleicht die längſte Geſchichte, die je auf 200 B. fortgeſchrieben wurde, ſieht man aber auf das Detail und poetiſches Intereſſe, das in allen dieſen hintereinandergeſchobenen Avanturen liegt, ſo ſchrumpft das Ganze in eine ſehr unbeträchtliche Maſſe zuſammen.

Der 2te Theil liefert die Charaktere der Engländer, Franzoſen, Italiäner und Spanier, und macht in allem Betracht einen wichtigen Beytrag zur unterrichtenden und unterhaltenden Lectüre. Sonderbar iſt es, daß die Abhandlung über die Engländer diejenige ſcheint, welche am wenigſten ausgearbeitet iſt. Vermüthlich gaben fremde Länder dem Auge des Beobachters mehr Reiz und ſeiner Seele mehr Thätigkeit, alle ihre verſchiedene Seiten auszuſpähen und aufzuzeichnen. In dem Charakter der Italiäner finden ſich ſehr viele beſondre Züge, die manchem Reiſenden entwiſcht ſind. Vergebens wird man indeſſen hier den Geiſt eines Montesquieu und Hume ſuchen, allein auch davor, daß man die Genealogie ihrer Ideen bewundert, nicht über die willkührliche Folgen und Urſachen der Begebenheiten den Kopf ſchütteln dürfen. Der 3te Theil enthält den Charakter der Deutſchen und Holländer; von dieſen beyden gilt daſſelbe Urtheil, das wir von den vorigen gefällt haben. Es iſt indeſſen eine mißliche Sache um die Schilderungen ganzer Nationen, das Auge des Philoſophen findet überall Menſchen, d. i. Geſchöpfe, deren gute und ſchlimme Seite, alles gegen einander abgewogen, ſich meiſtens die Wage halte. Selbſt bey den krellſten Abänderungen und Uebergängen ſieht man Action und Reaction der ſtreitendſten Principien in der moraliſchen ſo gut wie in der phyſiſchen Welt. Der Charakter indeſſen, den uns der Schilderer darſtellt, ſoll treffend, hervorſtechend, individuell ſeyn. Folglich muß ihm ein Theil der Widerſprüche genommen werden, und dies iſt im Grunde nichts anders, als eine idealiſche Caſtration der Menſchheit. Zuweilen

ten läßt der Unterſucher die Dinge, wie er ſie gefunden, verſucht aber, die ſich waghaltende Tugenden und Laſter durch einen Faden mit einander zu verbinden, den er aus ſeinem Kopfe ſpinnen muß, weil das Auge des Zergliederers nicht bis auf die innere Fibren reicht. Der einzige Nutzen, der aus dieſen Uebungen entſtehen kann, iſt wol dieſer, daß man eine Nation mit ſich ſelbſt, und nicht mit andern vergleicht, und aus den Abänderungen ihres Charakters zu ſo verſchiedenen Zeiten, auf den Einfluß des Regierungsſyſtems aufmerkſam macht.

Auſſer dieſen Abhandlungen lieſt man noch das Leben des Dichters Savage, aus dem Companian of Playhouſe überſetzt. Der Recenſ. erinnert ſich einer andern Lebensbeſchreibung dieſes ſeltſamen Mannes, worin das unnatürliche in dem Charakter der Mutter, und die ſonderbare Miſchung ſeines eigenen; in einem weit beſſern Lichte gezeigt wurde. Hierauf folgen einige poetiſche Kleinigkeiten.

Um.

Einige Gedanken über die Philoſophie. Nebſt der Ankündigung eines neuen gelehrten Merkurs, von Joh. Gottfr. Chriſtian Nonne, Ph. et Art. D. Minden bey Enax. 1774. 54 S. in 8.

Will man ſchales Geſchwätz in blumigte Redensarten verſteckt, und mit ungeſchmacktem Witz aufgeſtutzt, leſen, ſo leſe man die Gedanken über die Philoſophie, und will man ſehen, wozu ein Magiſter Philoſophiae et artium fähig iſt, wenn er ſich auf ſein großes Pferd ſetzt, ſo leſe man die Ankündigung des neuen gelehrten Merkur, die ſo einzig in ihrer Art iſt, das wir für unſere Leſer das nothwendigſte ausziehen wollen. Folgende ſchöne Raritäten verſpricht der Herr Magiſter für den Spottpreis eines Ducaten Pränumeration dem Publikum zu zeigen. 1) *Eſprit*: „Die „Verf. werden jede Wiſſenſchaft von denen, die ſchon ziemlich vollſtändig und gut abgehandelt ſind, nach ihren vornehmſten Materien durchgehen, die berühmteſten Schriftſteller über dieſelben zu Rathe ziehen, durchſtudiren, vergleichen, vereinigen, und ein vollkommen durchgedachtes Reſultat „aus denſelben *cum rationibus dubitandi et decidendi*, und in „der möglichſten Kürze, das wichtigſte in der Scienz liefern u. ſ. w.„

„2) Reviſion. Es ſollen in allen Wiſſenſchaften „diejenigen Fehler verbeſſert werden, die der Herr Magiſter

oben